Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Hundertdreiundsechzigster Band

42. Jahrgang : 1917 : Oktober – Dezember

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — K. F. Steinacher. | München — Berthold Sutter. | Berlin W. 10 | Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. | Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.

Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. | Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. | Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

Für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

Für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.

Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

Inhalt des 163. Bandes: Oktober / November / Dezember 1917

Seite

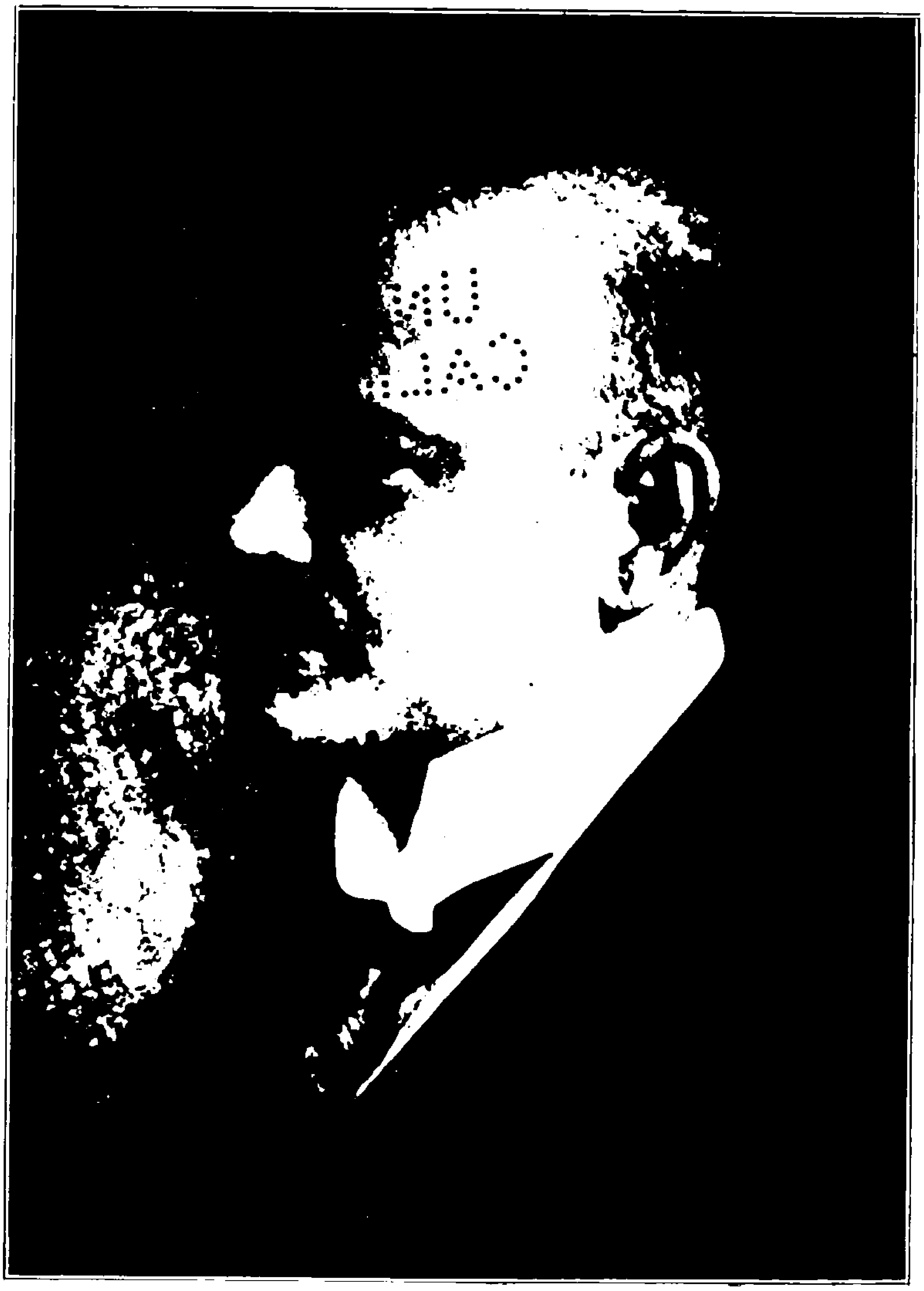
Seite

Gedichte:

Rundschau:

Bildbeigaben:

Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, Breslau.



Dr. Gustav Stresemann 25 August 1917.

Bildnis und eigenhändige Unterschrift des Reichstagsabgeordneten
Dr. Gustav Stresemann.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker. München — Berthold Sutter. Berlin W. 10 Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen — Ersleo & Hasselbalch

Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.

Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

42. Jahrgang. Band 163. Heft 517. Oktober 1917.

Dr. Gustav Stresemann, Mitglied des Reichstages:

Parlamentarismus.

Die Osterbotschaft des Königs von Preußen wurde durch die Zusage ergänzt, daß die Vorlage der Regierung das gleiche Wahlrecht erhalten würde. Die Vertreter des alten Preußens, Männer von Persönlichkeitswert, die für ihre Überzeugung kämpften und fielen, haben Trägern neuer Anschauungen den Platz geräumt, eine neue Zeit für Preußen, mit Hoffnungen, aber auch mit Befürchtungen empfangen, steigt herauf. Die nächsten Tagungen des preußischen Abgeordnetenhauses und Herrenhauses werden von dem Kampf der Meinungen über diesen geschichtlichen Schritt widerhallen. Inzwischen ist der Kampf um das neue Preußen aus den Erörterungen der Öffentlichkeit zurückgetreten. Das Verhältnis von Parlament und Regierung beherrscht, soweit die innere Politik sich in dem Toben des Weltkrieges Gehör zu verschaffen vermag — wobei viele nur trotz Bismarck vergessen, wie sehr Maßnahmen innerer Politik ein Instrument der Wirkung auf weltpolitische Verhältnisse zu sein vermögen — die öffentliche Diskussion. Ich glaube dem Wunsche des verehrten Herausgebers von „Nord und Süd“, mich über diese Frage zu äußern, nicht besser entsprechen zu können als durch die Wiedergabe der Ausführungen, die ich im Anschluß an die Verhandlungen des Hauptausschusses in der auch ihm nahestehenden Vossischen Zeitung über das Thema Parlamentarismus gemacht habe.

* * *

Die Verhandlungen des Hauptausschusses des Deutschen Reichstages haben dazu geführt, daß ein Gremium von fünfzehn Mitgliedern zur Beratung der Antwortnote an den Papst eingesetzt worden ist. Unter dem Vorsitz des Reichskanzlers werden sich am 28. August sieben Mitglieder des Bundesrats und sieben Mitglieder des Reichstags versammeln, um gemeinsam

zu beratschlagen, in welcher Form Deutschland zu der Friedensnote des Herrschers der katholischen Kirche Stellung nehmen soll. Zum ersten Male wird der Reichstag in dieser Form mitberatend zur Entscheidung über derartige diplomatische Aktionen zugezogen. Von der Art und Weise des Zusammenwirkens in dieser Frage soll die Ausbildung dieser Institution vielleicht zu einer Art Reichsrat für spätere Zeiten abhängig gemacht werden.

Viel Spott und Hohn ist über das neue Gebilde ausgegossen worden, ehe es noch zum ersten Male in Wirksamkeit trat. In unserer schnellebigen Zeit, in der nach den Egmontworten die Sonnenpferde der Zeit, wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, mit unseres Schicksals leichtem Wagen durchgehen, sind viele geneigt, das Errungene als geringfügig anzusehen. Wenn man den Blick aber nur wenige Jahre rückwärts schweifen läßt, kann man sich dem nicht anschließen. Was ist seitdem in diesem Deutschland und Preußen alles vorgegangen! Ein Sozialdemokrat als Unterstaatssekretär im Kriegswirtschaftsamt, fortschrittliche Oberbürgermeister auf Ministerposten, in Preußen ein Staatsministerium, in dem zum ersten Male konservativer Einfluß nicht prävaliert, im Hauptausschuß des Reichstages eine Debatte, die sich mit der Form der Regierung in einer Weise beschäftigt, welche das kommende Gleichgewicht einer willensfähigen Mehrheit gegen die Regierung erkennen läßt, und bei einer weltpolitischen Aktion anstelle der geheimen Diplomatie ein Zusammenwirken zwischen Vertrauensmännern der Fraktionen, dem Bundesrat und dem Reichskanzler! Man kann in geistreichen politischen Feuilletons Jahrhunderte der Entwicklung leicht in wenigen Sätzen überspringen, aber man darf nicht erwarten, daß man eine Staatsform in Deutschland wie ein Gewand von einer Nacht zum anderen Tage vertauschen kann. Noch wissen wir nicht, wohin die Entwicklung letzten Endes sich wendet, aber die Entwicklung selber zeichnet sich am Horizont ab.

Ohne Parteibeschlüsse als Dogmen zu werten, sehe ich auch für meine eigene persönliche Stellung diese Entwicklung am besten aufgehoben, wenn sie sich nach den Grundsätzen bewegt, die in einer Konferenz der Landesvorsitzenden der nationalliberalen Partei dahin ausgesprochen wurde: „Ohne Übertragung des parlamentarischen Systems fremder Länder ein enges vertrauensvolles Zusammenwirken zwischen Regierung und Parlament sicherzustellen." Die ersten Anfänge zu einem solchen Zusammenwirken glaubte der Reichskanzler Dr. Michaelis darin zu finden, daß er Mitglieder der verschiedensten Fraktionen in Ministerposten und ähnlich geordnete berief. Der Reichsrat oder wie man das kommende Gremium nennen mag, sollte die Ergänzung zu diesen Berufungen sein. Nach zwei Richtungen ist hieran Kritik geübt worden: an dem fehlenden Konnex zwischen den in die Regierung eintretenden Parlamentariern, die der parlamentarischen Wirksamkeit entrissen werden, und an dem Gebilde des Reichsrats, das als ungenügender Ersatz

für wirkliche Parlamentarisierung angesehen wird. Dringend ist der Ruf erhoben worden, statt diesen die Führer der Parteien zu Staatssekretären ohne Portefeuille zu berufen und damit die Zeit des Parlamentarismus in Deutschland einzuläuten, wobei über die Zweifelsfrage debattiert wird, ob eine derartige Berufung von Staatssekretären bedingt, daß sämtliche Parteien dabei berücksichtigt würden, oder ob man sich auf Mehrheitsparteien zu beschränken habe.

Schon früher sind gelegentlich Parlamentarier in die Regierung berufen worden, nicht weil, sondern obwohl sie Parlamentarier waren. Der deutsche Liberalismus kann vielfach nur mit Bedauern auf diese Entwicklung zurückblicken. Gar zu oft bewahrheitete sich das Wort, daß man einen Liberalen zum Minister machen kann, ohne deshalb einen liberalen Minister zu machen. Während konservatives Selbstbewußtsein in anerkennenswerter Weise die Zugehörigkeit zur Partei auch in der Ministerlaufbahn praktisch durchaus betonte, war der Zusammenhang zwischen den wenigen Konzessionsliberalen und ihren Parteifreunden oft gelöst. Diese alten Zeiten sind dahin, Ähnliches ist heute von den Männern, die berufen sind, nicht zu besorgen. Aber ganz falsch würde man die Bewegung, die in allen außerkonservativen Kreisen besteht, einschätzen, wenn man glaubte, daß es sich um Befriedigung persönlichen Ehrgeizes handelte, daß man der Öffentlichkeit nur ein Schaugericht darbieten wolle. Was hier vorschwebt, ist in den Worten des engeren Verhältnisses wischen Regierung und Volksvertretung keine Phrase. Wir stehen vor der uödßten Belastungsprobe, die jemals ein Volk ausgehalten hat, an Kämpfen naß? blutigen Verlusten an der Front, an Entbehrungen hinter der Front. Wir stehen auch in der Zeit nach dem Kriege vor großen Aufgaben: Wirtschaftsfragen, soziale Gesetzgebung, die gewaltige Steuerpolitik. . Die Politik, die dann getrieben werden wird, kann nicht in der Weise vor sich gehen, daß die Regierung bei jeder sich bietenden Gelegenheit nach einer Mehrheit im Parlament suchen muß, wobei sie vielleicht manchmal an das Faustwort gemahnt wird: „Auch auf Parteien, wie sie heißen, ist heutzutage kein Verlaß." Es ist auch kein erhebendes Schauspiel, daß große Finanzvorlagen völlig verändert aus der Kommission des Reichstages herausgehen und durch Steuern wie die Umsatzsteuer doch der Begriff des aus momentanen Erwägungen heraus gewonnenen Experiments in unsere Steuergesetzgebung hineingetragen wird. Diese großen Fragen müssen aus der Zufallswirkung heraus gelöst werden. Die Vorlagen müssen fertig und der parlamentarischen Kämpfe ledig sein, wenn sie an das Parlament gelangen.

Dazu ist aber nötig, daß Vertrauensmänner des Parlaments oder eines in ihm zusammengefaßten Arbeitsblocks von Mehrheitsparteien in der Regierung mitwirken und gleichzeitig den Zusammenhang mit ihren Fraktionen behalten. Dem steht heute der Artikel 9 der Reichsverfassung entgegen, welcher be-

stimmt, daß niemand gleichzeitig Mitglied des Reichstags und des Bundesrats sein kann. Die großen staatsrechtlichen Schwierigkeiten, die sich aus der gleichzeitigen Zugehörigkeit zum Bundesrat und zum Reichstag ergeben, sind nicht zu verkennen. Aber es muß versucht werden, diese Hemmungen zu beseitigen, und der Weg muß entweder in der Beseitigung des Artikels 9 der Reichsverfassung oder in einer Stellung der zu ernennenden Staatssekretäre geschaffen werden, welche diesen, ohne dem Bundesrat anzugehören, doch die Möglichkeit gibt, durch ihre Nichtzugehörigkeit zum Bundesrat in ihrer Wirksamkeit nicht beschränkt zu sein.

Strittig bleibt die Frage, ob Staatssekretäre ohne Portefeuille den Zusammenhang zwischen den Fraktionen und der Regierung besser bewahren als das von dem Reichskanzler vorgeschlagene System der Berufung von Angehörigen aller Parteien in die verantwortliche Reichsregierung und der Schaffung eines Reichsrats, in dem die Parteiführer mit Mitgliedern des Bundesrats zu den großen Aufgaben der äußeren und inneren Politik Stellung nehmen. Mir ist persönlich der Staatssekretär ohne Portefeuille keine wünschenswerte Erscheinung des politischen Lebens. Er kann akzeptiert werden als ein Provisorium für eine Übergangszeit, in der alles im Werden ist. Er erscheint mir als ein der Festigkeit entbehrendes Gebilde in normalen Zeiten der Gesetzgebung.

Es fehlt nicht an Versuchen, die Mehrheitsparteien des Reichstags zur Macht aufzupeitschen und ihnen darzulegen, daß die Zeit gekommen sei, wo sie die Regierung in die Hand nehmen und den Mehrheitswillen der Volksvertretung zum Ausdruck bringen könnten. Mir erscheint eine derartige Mehrheitsregierung in der Kriegszeit gar nicht gangbar zu sein. Wir sehen, daß die parlamentarisch regierten Länder heute empfinden, daß sie die Anspannung aller Kräfte brauchen, um ihrerseits ihr Durchhalten sicherzustellen. Sollen wir in einer Zeit, in der Herr Kerenski die Kadetten in sein Ministerium zurückberuft, den Fehler machen, eine einseitige Mehrheitsregierung aufstellen zu wollen? Ich habe keine Bedenken vom Standpunkt des Burgfriedens, der zerlöchert ist wie ein Sieb. Aber ich wehre mich dagegen, daß das Kaiserwort: „Ich kenne keine Parteien mehr," das einstmals den politischen Boykott gegenüber der Sozialdemokratie aufhob, heute zunichte gemacht werden soll, indem man den politischen Boykott gegen die konservative Partei proklamiert. Ich warne vor den Rückwirkungen, die das auf weite Kreise des deutschen Volkes, das nicht nur aus Großstädtern besteht, machen würde. Überstürzen wir nicht Entwicklungen, die im Werden sind und ihren Weg finden werden. Freuen wir uns, daß der politische Boykott gegen alle Parteien jetzt aufgehoben ist, und versuchen wir, was bei der Lösung, die gegenwärtig gefunden ist, an praktischer Arbeit geleistet werden kann. Geht der Weg nicht zum Reichsrat, sondern zu den parlamentarischen Staatssekretären, so wird die Entwicklung

das bald weisen. Aber man erwecke nicht den Eindruck draußen, als wenn die Fortschritte gering wären, die Deutschland-Preußen in den letzten Monaten gemacht hat. Wir verstärken damit nur die Agitation unserer Feinde, die schon bisher ein Zerrbild deutschen Wesens in der Welt verbreitet haben und nicht zugestehen wollen, daß innerlich Deutschland viel freier war als alle diejenigen, die nur besser verstanden haben, die Außenfassade ihres Hauses zu schmücken, während ihre innere Einrichtung die Solidität nicht aufwies, die wir unser eigen nannten. Was wir jetzt brauchen, ist Stetigkeit und Ruhe im Innern. Was vermieden werden muß, ist eine Häufung von Konflikten und Krisen. Von dem Weg, der zu einer auf beiden Seiten verantwortungsvollen Zusammenarbeit zwischen Volksvertretung und Regierung führt, ist heute nicht mehr abzuweichen. Das aber ist ein Gewinn der Stunde, den wir nicht gering schätzen wollen.

Professor Dr. Ludwig Stein: Wissen und Glaube in der Politik.

Jede geschichtliche Voraussage setzt eine gewisse Gleichförmigkeit im Ablauf von Geschehnissen voraus. Sie ist ein Analogieschluß von den Beobachtungen vergangener Ereignisreihen, welche übereinstimmende Merkmale aufweisen, auf kommende. Das Erwartungsgefühl, auf welches jede Voraussage sich letzten Endes gründet, setzt, wie ich anderwärts dartue, stillschweigend voraus, daß die bisher erfahrenen Gleichförmigkeiten in der Beobachtung einer Erlebnisreihe oder eines Tatsachenkomplexes auch für die Zukunft maßgebend seien. Die künftig eintretenden Ereignisse müssen nach dem Kausalgesetz den vorangegangenen gleichen, wenn und wofern die Bedingungen, welche den beobachteten Symptomenkomplex konstituieren, dieselben sind. Von einem Gesetz des Geschehens erwarten, ja verlangen wir, daß sich bestimmte Folgen überall und jederzeit einstellen, wenn die physikalischen Ursachen oder die logischen Gründe — Realgrund und Erkenntnisgrund — genau dieselben sind.

Diese Unbedingtheit der Voraussage des Kommenden ist nun aber der politischen oder geschichtlichen Prognose ebenso versagt wie der medizinischen oder meteorologischen. Denn die der Voraussage zu Grunde liegenden Anhaltspunkte sind nicht so sehr Tatsachen, die als solche direkt bewertet werden, als vielmehr Symptome, d. h. Tatsachen, die als subjektive Beurteilungen und Deutungen ganzer, an sich nicht erkennbarer Tatsachenkomplexe sich verwenden lassen. Von Mond- oder Sonnenfinsternissen gibt es keine

Prognosen, sondern exakte Berechnungen mit genauer Angabe der Sekunde, in welcher sie eintreten werden. Die astronomische Gewißheit tritt mit dem Erwartungsgefühl von hundert Prozent der Zuversicht auf, weil in der ganzen bisherigen Erfahrung noch kein Fall beobachtet worden ist, der die exakten Berechnungeu der Astronomen Lügen gestraft hätte.

Wir haben es nur mit einer Welt zu tun, die uns räumlich in drei Dimensionen, zeitlich in absehbarer Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, kausal in strenger Gesetzmäßigkeit des Naturgeschehens gegeben ist. Was jenseits ihrer liegt, ist nicht mehr Gegenstand des Wissens, ja nicht einmal der wissenschaftlich zulässigen Hypothese, sondern Sache des Glaubens. Wir kennen nur zwei wissenschaftlich zulässige und logisch zulängliche Formen der Voraussage des Kommenden: astronomische Sicherheit mit dem Erwartungsgefühl von hundert Prozent des Eintreffens unserer Voraussage, und problematische Urteile mit hypothetischer Gewißheit auf Grund der Wahrscheinlichkeitsrechnung. Dort wird die Zukunft vorausberechnet, weil man es mit nackten Tatsachen zu tun hat, deren Ablauf mit unbedingter, mechanisch-kausaler Sicherheit vorausbestimmt werden kann; in den historischen Wissenschaften hingegen wird sie nur vorausgesagt, weil man es nicht mit den Tatsachen selbst, sondern mit der Deutung von Tatsachen zu tun hat, wobei der subjektive Faktor der Beurteilung schon unversehens eingeschlichen ist, so daß die Voraussage des Kommenden sich nicht mehr auf die unmittelbaren Tatsachen selbst, sondern nur auf beurteilte Tatsachen, d. h. ganze Symptomenkomplexe, stützt.

Die Voraussagen der Geschichte beanspruchen niemals kategorische, sondern nur hypothetische Gültigkeit, wie sie die Wahrscheinlichkeitsrechnung gewährleistet. Die Aussage $2 \times 2 = 4$ ist eine von jeder geschichtlichen Bedingung unabhängige, also zeitlose Wahrheit, die auch dann ihre logische Gültigkeit behält, wenn der Weltuntergang, wie ihn die Apokalyptiker künden, eintreten sollte; aber die geschichtlichen Voraussagen, wie sie die Propheten des alten Bundes oder die genialen Politiker der letzten Jahrhunderte aufgestellt haben, gehen zuweilen in die Irre, wenn sie nicht ein **Vaticinium ex eventu** darstellen. Berühmte Beispiele falscher politischer Prognosen genialer Politiker, wie Napoleon, Pitt und Bismarck, hat v. Holtzendorff in seinen „Prinzipien der Politik" zusammengestellt.

Sind nun politische oder geschichtliche Voraussagen wissenschaftlich wertlos oder geschichtlich belanglos, weil sich ergeben hat, daß auch die höchstgewerteten Staatsmänner in ihrer Voraussage des Kommenden gefehlt haben? Das ist gleichbedeutend mit der Frage: Sollen wir nur kategorische Aussagen oder apodiktische Urteile abgeben? Ein allwissendes Götterauge, das im Besitze der Laplaceschen Weltformel wäre, mag dieses Ideal der Sicherheit erreichen. Wir armseligen Stümper, denen intuitives Erkennen oder intel-

lektuelle Anschauung versagt und nur diskursives Denken vergönnt ist, können schon von Glück sagen, wenn wir neben den mathematisch-logischen Wahrheiten, den vérités éternelles, deren Gegenteil logisch undenkbar ist, noch Wahrheiten zweiten Grades, die physikalisch-chemischen, vor uns haben, deren Gegenteil zwar logisch denkbar, aber durch die bisherige Erfahrung ausgeschlossen ist. Die geschichtliche Wahrheit hingegen verhält sich zur physikalischen etwa so wie die grammatische Regel zum phonetischen Gesetz oder den Gesetzen des Lautwandels. Soziologie ist somit eine Art Grammatik der Geschichte. Die beiden ersteren, Mathematik und beschreibende wie theoretische Naturwissenschaften, haben es entweder mit logischen Denkgesetzen von ausnahmsloser Geltung zu tun, deren Gegenteil einen logischen Widerspruch in sich schlösse. so die Mathematik, oder mit Verallgemeinerungen von Erfahrungen, denen diese noch nie widersprochen hat: so Physik und Chemie, aber auch die beschreibenden Naturwissenschaften. Daneben gibt es eine dritte Gruppe von Wahrheiten, denen die geschichtliche Erfahrung in einzelnen Ausnahmefällen wohl widersprochen hat, wie Demographie, Moralstatistik, Massenpsychologie, endlich und besonders der geschichtliche Rhythmus in großen Gleichförmigkeiten uns zeigen, die aber gleichwohl eine gewisse Konstanz in der Übereinstimmung von menschlichen Gruppenhandlungen aufzeigen. D a s n e n n e n w i r g e s c h i c h t l i c h e W a h r s c h e i n l i c h k e i t. Hier kann überall nicht von Gesetzen, sondern im günstigsten Falle von Regeln wie in der Grammatik und Tendenzen wie in der Geschichte die Rede sein. In der Geschichte hat das Irrationale, das Zufällige, das Kompossible (Leibniz, Boutroux) seinen Platz. Denn hier sind weder logische Denkgesetze noch physikalische Naturgesetze die ausschließlichen Bestimmungsgründe menschlichen Handelns, sondern es dreht sich hier um Zwecke, die nach Motiven sich in Handlungen umsetzen. Deshalb kann es in der Politik, die es mit annähernder Abschätzung menschlicher Gruppenhandlungen zu tun hat, niemals astronomische Sicherheit der Voraussage geben. Die Vermutungswerte der politisch-geschichlichen Wahrheiten können vielleicht bis zum Wahrscheinlichkeitsgrad von neunzig Prozent des Erwartungsgefühls für die Gültigkeit der Voraussage gesteigert werden, aber sie können nie die unbedingte Sicherheit von hundert Prozent erreichen. Die politisch-geschichtliche Aussage kann daher immer nur ein problematisches Urteil abgeben, aber niemals eine apodiktische Aussage machen.

Von apodiktischen Aussagen, die letzten Endes auf den Satz der Identität rekurrieren, kann der wissenschaftliche Mensch nicht leben. Das Newtonsche „**hypotheses non fingo**“ hat er selbst nicht folgerichtig festhalten können. Ohne Analogieschlüsse und auf diese gegründete Hypothesenbildungen und problematische Urteile hätte die Wissenschaft, wie Mach in „Erkenntnis und Irrtum“ schön gezeigt hat, keine Fortschritte gemacht. Sicherlich sind wissen-

schaftliche Hypothesen von der Wahrheit noch recht weit entfernt, aber sie sind ihre unentbehrlichen Schrittmacher und Pioniere. Gar manches wissenschaftliche Urteil, das wir heute kategorisch abgeben, war jahrhundertelang problematisch. So war z. B. das Gesetz von der Erhaltung des Stoffes oder der Energie von Haus aus ein problematisches Urteil, solange die Stoiker und ihre älteren Vorläufer es nur auf Grund von Analogieschlüssen behauptet haben. Aber es verwandelte sich in ein kategorisches Urteil, als Lavoisier mit der Wage in der Hand oder Robert Mayer und Helmholtz mit strengen Beweisen seine Gültigkeit demonstriert haben. Der Weg der Wissenschaft geht überall von der sinnlichen Anschauung, die uns nur die Gewißheit der Wirklichkeit verbürgt, durch die problematischen Urteile hinauf zu den ewigen Wahrheiten in Mathematik und Logik, die eine apodiktische Aussage gestatten (so muß es sein, anders kann es nicht sein). Prognosen sind, logisch gefaßt, nichts anderes als problematische Urteile, d. h. logisch berechtigte Hypothesen über das Kommende. Das eigentliche Problem ist das Futurum. Dieses Futurum kann die Form einer Meinung, einer Überzeugung oder endlich die unbedingter Zuverlässigkeit annehmen. Der Mathematiker, der mit ewigen, d. h. zeitlosen Wahrheiten operirt, hat es am leichtesten und sichersten, das Kommende vorauszuberechnen; denn da seine Urteile zeitlos gelten, verschwindet der Unterschied von Vergangenheit und Zukunft. Der Physiker, der sich bei seinem nomothetischen Verfahren darauf berufen kann, daß die bisherige Erfahrung dem von ihm formulierten Gesetz, das ja nur generalisierte Erfahrung ist, noch niemals widersprochen hat, stellt das Futurum, das kommende Geschehen, auf Grund der unbedingten Regelmäßigkeit des vergangenen gleichartigen Geschehens fest. Daher die Sicherheit der astronomischen Berechnungen. Die Bürgschaft des Futurums liegt hier in der strengen Gesetzmäßigkeit des Perfektums. Weder Mathematiker also noch Physiker bieten uns problematische Urteile über das Futurum. An den pythagoreischen Lehrsatz oder an eine Sonnenfinsternis *glaubt* man nicht; das *weiß* man. Wo also apodiktische Aussagen oder kategorische Urteile zulässig sind, da ist das Futurum unbedingt gesichert, sei es denknotwendig, wie in der Mathematik, sei es erfahrungsnotwendig, wie in der Physik. Nicht so beim problematischen Urteil. Hier hat die Voraussage nur einen hohen Vermutungswert, der freilich nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung annähernd bestimmt werden kann. Immerhin nur annähernd. Der Zweifel — Zufall genannt — findet daher beim problematischen Urteil ein Schlupfwinkelchen, wo er sich einnisten, oder eine Spalte, durch die er sich hindurchschleichen kann. Mit dem unbedingten Wissen ist's zu Ende; der Glaube tritt an dessen Stelle.

Konsul Oswald Lohan: Ein Rückblick auf den amerikanisch-spanischen Krieg.

Im Jahre 1898, in welchem sich der Krieg der Vereinigten Staaten mit Spanien abspielte, befand ich mich als deutscher Vizekonsul in San Francisco. Ich hatte somit Gelegenheit, das Verhalten des amerikanischen Volkes beim Ausbruch und während des Verlaufes des Krieges, das Aufflammen der allgemeinen nationalen Begeisterung, das Treiben der Presse, die Mobilisierung und den Zustand des Heeres, sowie die Wirkung der Ereignisse auf die Stellung der Deutsch-Amerikaner vom Standpunkte eines unbefangenen Neutralen zu beobachten. Die nachstehenden, zum Teil auf Tagebuchaufzeichnungen gestützten Darlegungen dürften in mancher Beziehung einen Anhalt bieten für die Deutung und Beurteilung der Geschehnisse, die nach dem Eintritt der Vereinigten Staaten in den Weltkrieg jetzt jenseits des Ozeans ihren Lauf nehmen, von deren wirklichem Charakter wir aber nach dem erfolgten Abbruch der eine sichere Orientierung ermöglichenden Beziehungen und Verbindungen nur sehr mangelhafte Kenntnis erhalten.

Am 15. Februar 1898 wurde im Hafen von Havana das amerikanische Kriegsschiff „Maine" durch eine rätselhafte, bis heute nicht über allen Zweifel aufgeklärte Explosion zerstört, wobei von der Mannschaft ungefähr 250 ihr Leben einbüßten. Die Kunde von dem Unglück rief in der ganzen Union ungeheuere Aufregung hervor. Bei den durch die Insurrektion auf Kuba veranlaßten gespannten Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien bildete sich sofort die Ansicht, daß die Explosion durch einen von Spaniern verübten tückischen Akt entstanden sei. Die Jingo-Presse, in erster Reihe das in San Francisco erscheinende, völlig skrupellose Blatt „The Examiner" ließ es sich nach Kräften angelegen sein, die Aufregung zu schüren und zu kriegerischem Vorgehen anzutreiben. Zu Hunderten sammelte sich das Volk vor den Zeitungsräumen, die auf mächtigen Leinwandtafeln die von auswärts eingegangenen, zumeist lügenhaften Nachrichten veröffentlichten.

Bereits am 9. März genehmigte der Bundeskongreß einstimmig 50 Millionen Dollars für Zwecke der Landesverteidigung. Die Rüstungen zum Kriege begannen, wurden aber vorerst nur lau und langsam betrieben. Sehr bald stellte sich heraus, daß die große Republik zu einem ernsten Kriege ganz und gar nicht vorbereitet war. Die über das ganze weite Landesgebiet verteilte, aus Angeworbenen bestehende reguläre Armee, deren Bestand nur 25 000 Mann ausmachte,

war in wenig kriegsmäßiger Verfassung. Von der nur zur Landesverteidigung bestimmten Nationalgarde oder organisierten Miliz (national guard), deren Schule Sache der Einzelstaaten ist, war, da sie nur sehr mangelhaft ausgebildet worden war, wenig zu erwarten. Eine ganze Reihe von Mißständen trat hervor. Manche Organisationen bestanden nur auf dem Papier. Die Führer der Truppen hatten bis dahin fast gar keine Gelegenheit gehabt, sich in größeren Verbänden zu üben. Es fehlte an Munition und Ausrüstungsstücken sowie an ausreichender Bemannung für die Schlachtschiffe. Außerdem waren die Küstenbefestigungen in einem jämmerlichen Zustande.

Trotzdem wurden die Herausforderungen Spanien gegenüber fortgesetzt. Die gelben Journale wünschten den Krieg und würden sich enttäuscht gesehen haben, wenn Spanien, dem es an Geld und sonstigen Kriegsmitteln fehlte, sich den unbilligen Forderungen Amerikas gefügt haben würde. Was die Deutsch-Amerikaner betrifft, so bewahrten sie im großen und ganzen kühle Zurückhaltung. Karl Schurz, der hervorragendste und angesehenste Vertreter des Deutschtums, hatte ungeachtet der herrschenden Aufregung und des wilden Geschreis der anglo-amerikanischen Presse den Mut, gegen die künstlich geschaffene Stimmung anzukämpfen und für die Aufrechterhaltung des Friedens, soweit dies ohne Bloßstellung der nationalen Ehre geschehen könne, einzutreten. Er richtete in der in New-York erscheinenden Zeitschrift „Harpers Weekly“ einen beredten Warnungsruf an das amerikanische Volk, aus dem folgende Stelle hier wiedergegeben sei:

„Der Durchschnittsamerikaner glaubt, daß es unsere nationale Ehre erfordert oder unsere moralische Würde erlaubt, daß diese große Republik herausfordernd unter den Nationen der Welt umhertaumelt, ihre Faust unter Jedermanns Nase hält. Kein Ehrenmann würde sich eines solchen Betragens schuldig machen. Man würde ihn einfach als einen rauhen „Bully“ bezeichnen, falls er es täte. In der Familie zivilisierter Nationen würde es einer Nation, die sich derartig aufführt, nicht besser ergehen, während diese Nation ihre Selbstachtung einbüßen müßte. Kein Amerikaner, dem die Ehre seines Landes wirklich am Herzen liegt, hält es für vereinbar mit der Würde des Landes, daß wir beständig Händel suchen. Eine Pflicht dürfen starke Männer und mächtige Nationen nie vergessen, daß der Starke es gewissenhaft vermeiden muß in seinem Umgang mit dem Schwachen seine Stärke zu mißbrauchen. Wir sind Spanien so überlegen, daß wir uns in einem Kampfe mit ihm wenig Ruhm verdienen könnten. Es hat in seinem langjährigen Kriege auf Kuba genug gelitten und wird sich sorgfältig hüten, mit uns anzubinden.“

Andere Deutsche, die schon ganz in dem Amerikanismus, wie er in seiner extremsten Art von Theodor Roosevelt vertreten wird, aufgegangen waren, ließen allerdings eine andere Auffassung laut werden. So äußerte der Abgeordnete R. Bartholdt, um ja nicht den Verdacht aufkommen zu lassen, als sei er kein leiden-

schaftlicher Patriot, in einer im Bundeskongreß gehaltenen Rede: „Ich weiß, ich gebe der Gesinnung eines jeden Deutschen in diesem Lande Ausdruck, wenn ich sage: Für Amerika gegen England, für Amerika gegen Spanien, für Amerika gegen Deutschland (!), für Amerika gegen die Welt, mag es im Recht oder Unrecht sein (whether right or wrong)!"

Mitte April erging die mit Spannung erwartete Botschaft des Präsidenten Mc. Kinley an den Kongreß. Er empfahl darin bewaffnete Intervention zur Beendigung der Feindseligkeiten auf Kuba, aber keine Anerkennung der Unabhängigkeit der Insel. Es wurde dem Kongreß überlassen, die der Sachlage entsprechenden Maßnahmen anzuregen. Nach erregten Debatten nahm dieser eine Resolution an, die im wesentlichen dahin lautete: daß das Volk von Kuba frei und unabhängig sein soll, daß die Vereinigten Staaten von der spanischen Regierung verlangen sollen, daß diese ihre Herrschaft auf Kuba sofort aufgibt und ihre Streitkräfte von der Insel zurückzieht, und daß der Präsident angewiesen werde, Heer und Marine des Bundes zur Ausführung der Beschließung zu verwenden. Darauf richtete der Präsident ein Ultimatum nach Madrid. Noch ehe dieses dort überreicht werden konnte, hatte Spanien bereits dem amerikanischen Gesandten seine Pässe zugestellt.

Die Kriegsfurie war nun entfesselt. Die mächtige, über einen unerschöpflichen Wohlstand verfügende Union, deren Bevölkerung 75 Millionen zählte, nahm den Kampf auf gegen das durch drei lange Kriegsjahre ermattete, fast verarmte und nur 18 Millionen Bewohner aufweisende Spanien. Niemand bezweifelte, daß Letzteres der Übermacht des Gegners unterliegen müsse.

Die Rüstungen in Amerika wurden nun mit verstärktem Eifer fortgesetzt. An die regulären Truppen erging der Befehl, sich an der Küste von Florida und Louisiana zu sammeln. Es wurden Rekruten angeworben und im Auslande Schiffe für die Kriegsmarine angekauft. Wie dies bereits im Bürgerkriege in den sechziger Jahren geschehen war, so wurde jetzt aus der unorganisierten Miliz eine Freiwilligen-Armee gebildet und zwar in der vorläufigen Anzahl von 125 000, die bald darauf um 75 000 vermehrt wurde. Da indessen Offiziere und Stämme für dieses Heer im Frieden nicht vorhanden waren, so stieß die Organisation auf erhebliche Schwierigkeiten, die nicht leicht überwunden werden konnten.

Am 1. Mai war es nach Depeschen, die über Madrid kamen, im Hafen von Manila zu einer Seeschlacht gekommen. Da die Kabelverbindung zwischen Manila und Hongkong abgeschnitten war, so traf die allerseits begierig erwartete Meldung des Admirals George Dewey, des Befehlshabers der amerikanischen Flotte, erst nach Verlauf einer Woche ein. Sie besagte: Die Amerikaner haben die ganze spanische Flotte, aus 10 Schiffen bestehend, vernichtet, ohne selbst Schaden zu erleiden. Während die Spanier mehr als 600 Tote und Verwundete haben, sind auf unserer Seite nur 6 Mann verwundet worden. Diese erste Siegesnachricht brachte die Yankees außer Rand und Band. Die den Amerikanern

eigene Neigung zu maßlosen Überschwenglichkeiten und Prahlereien zeigte sich im grellsten Lichte. Dewey wurde unter den höchsten Lobpreisungen als der größte Seeheld der Welt gefeiert. Nach den Auslassungen der amerikanischen Zeitungen übertraf die Tat Dewey's den Sieg der Engländer bei Trafalgar. (Ihm wurde nach dem Kriege nicht nur in New-York ein Triumphbogen, sondern auch in San Francisco ein Denkmal errichtet. Außerdem wurde zu seiner Ehrung der Posten eines „Admiral of the navy" für ihn auf Lebenszeit geschaffen). Neben Dewey wurde der Leutnant Hobsen, der das Kohlenschiff „Merrimac" vor Santiago versenkte (eine militärisch wertlose Tat), als Held gefeiert.

Der Kriegspatriotismus hatte Männer, Frauen und Mädchen gepackt. Fast Jedermann trug im Knopfloch, die Damen auf der Brust, ein die nationalen Farben oder das Bild Dewey's aufweisendes Abzeichen (badge). In den Theatern und den öffentlichen Trinklokalen kam der Patriotismus jetzt täglich zum Durchbruch. Die Orchester konnten nicht genug die nationalen Melodien spielen. Sobald die Klänge des Liedes „The Star Spangled Banner" ertönten, pflegte das ganze Publikum sich zu erheben und das Lied stehend anzuhören. Das ungewohnte kriegerische Treiben, das sich in der Stadt am Goldenen Tore entwickelte, hatte auch die Jugend angesteckt. Überall sah man, wie die Kinder mit Flinte und Säbel spielten. Der Militarismus hatte im Lande der demokratischen Grundsätze Boden gewonnen.

Während noch der Siegesrausch das ganze Land des Sternenbanners beherrschte, mußte dieses die Erfahrung machen, daß die Stimmung in Europa im allgemeinen den Yankees keineswegs freundlich war. Die Presse der meisten europäischen Staaten verurteilte die herausfordernde Politik der Regierung in Washington und brandmarkte sie hier und da als „nackte, brutale Eroberungssucht niedrigster Art", als „schnödesten Rechtsbruch", als „gemeinste Beutegier". Vor allem nahmen die Zeitungen in Deutschland, und zwar die angesehensten, unverhohlen Partei für Spanien und bezeichneten das Vorgehen der Vereinigten Staaten als einen durch nichts gerechtfertigten Überfall auf ein fast wehrloses Land. Alle die unfreundlichen Zeitungsstimmen aus Deutschland wurden auf dem Wege über London, zumeist in dort gepfefferter Zustutzung, nach Amerika telegraphiert, von wo bald darauf aus dem dortigen Blätterwald ein ebenso unfreundliches Echo nach Deutschland zurückdrang. Die dadurch in der Union erzeugte Verstimmung wirkte natürlich ungünstig auf die an sich prekäre Lage der Deutsch-Amerikaner. Mancher von diesen verdammte im Stillen ebenfalls den ungerechten Krieg, wagte aber nicht, um sich nicht Gehässigkeiten zuzuziehen oder geschäftliche Interessen zu gefährden, solche Gesinnung offen auszusprechen. Die Geringschätzung, die unsere Landsleute ungeachtet ihrer vielen trefflichen Eigenschaften in mancher Beziehung jenseits des Ozeans zu erleiden haben, machte sich jetzt in erhöhtem Grade geltend, wie auch die gesellschaftlichen Kreise der Anglo-Amerikaner sich noch mehr als zuvor von den „dutchmen" fernhielten.

Von den aus den Milizen gebildeten Freiwilligen sollten zur Verstärkung des Dewey'schen Geschwaders schleunigst 5000 Mann nach den Philippinen geschickt werden. Der Staat Kalifornien hatte hierzu 2500 Mann zu stellen. Die Absendung der Expedition, die in San Francisco gebildet wurde, verzögerte sich indessen von Tag zu Tag, was vornehmlich darin seinen Grund hatte, daß die erforderliche Anzahl geeigneter Transportschiffe nicht in kurzer Frist zu beschaffen war. Es zeigte sich mehr und mehr, daß in Washington es an einer besonnenen, zielbewußten Leitung mangelte. Allenthalben traten Wirrwarr und Ratlosigkeit hervor. Ein Monat war bereits seit der Kriegserklärung verstrichen und noch war Kuba, das die Amerikaner sofort nehmen wollten, in den Händen der Spanier. Die anhaltende Untätigkeit rief in der Öffentlichkeit Unwillen und Enttäuschung hervor.

Am 23. Mai wurde das aus kalifornischen Freiwilligen zusammengestellte Regiment, welches den Vortrab des nach Manila bestimmten Occupationsheeres bilden sollte, in der Stärke von 2600 Mann auf dem Dampfer „City of Peking" eingeschifft. Eine gewaltige Menschenmenge begleitete die Scheidenden, ihnen ein Lebewohl zurufend, vielfach mit dem Zusatze: „Remember the Maine!" Alle Fenster und viele Dächer der Häuser waren mit Männern, Frauen und Kindern besetzt, die mit Tüchern winkten. Zu Tausenden flatterten die amerikanischen Fähnchen in der Luft. Dazu krachten Böllerschüsse und ertönten die Dampfpfeifen. Aus den Augen von Müttern, Schwestern und Bräuten floß manche Träne. Die Mannschaft war ziemlich schwer bepackt; über dem Tornister trug jeder Mann eine wollene Decke. Im allgemeinen sahen diese dem gesegneten Goldstaate entstammenden Leute in der schmucklosen blauen Uniform, den Gamaschenstiefeln und dem grauen Sombrero-Hut feldmäßig aus. An der Spitze des Zuges marschierte, wie dies in Amerika bei allen Paraden der Fall ist, die Polizei.

Nach und nach trafen in San Francisco die übrigen, der Landungsarmee für Manila zugeteilten Freiwilligenregimenter aus dem Norden und Osten ein. Sie wurden in den im Präsidio und an anderen Orten am Strande der Bai errichteten Feldlagern, wo lange Reihen von Leinwandzelten aufgestellt waren, untergebracht. Die Zahl der dort lagernden Truppen wuchs nach und nach auf 14 000.

Unter den aus den Staaten des Westens, wo vorzugsweise Ackerbau und Viehzucht getrieben wird, einrückenden Truppenteilen sah man viele kernige, wetterharte Gestalten mit dem frischen Ausdruck von Kühnheit und Entschlossenheit in den Gesichtszügen, ein Menschenmaterial, an dem auch ein deutsches militärisches Auge seine Freude haben konnte. Sie alle, diese körperlich gewandten Naturburschen, die vortrefflich mit Flinte und Revolver umzugehen wußten und das wildeste Pferd zu bändigen verstanden, waren von glühender Liebe für ihr „glorious country" beseelt. Man konnte nicht zweifeln, daß sie im Felde es an Hingebung und Tapferkeit nicht würden fehlen lassen. Der Gesamteindruck, den die in Reihe und Glied marschierende Truppe als solche machte, war jedoch ein

weniger günstiger. Die Leute, unter denen Alt und Jung vertreten waren, trugen teils Uniform, teils Zivilkleidung. Viele hatten statt der Hüte Mützen. Nicht alle waren mit Waffen ausgerüstet. Das Schuhzeug war vielfach in zerrissenem Zustande. Die Marschordnung war mangelhaft; auch fehlte die stramme Haltung, die den deutschen Soldaten kennzeichnet. Die Offiziere, von denen viele während des Marsches Tabak kauten, sahen im Durchschnitt nicht sehr intelligent aus. Da sie wie ihre Leute unmittelbar von ihrem bürgerlichen Berufe in das Heer eingetreten waren, so verstanden sie vom militärischen Handwerk fürs erste wenig oder garnichts. Ihre Autorität der Mannschaft gegenüber, deren Wahl sie ihre Stellung als Führer verdankten, war demzufolge nur gering. Da nun an und für sich der in freier Ungebundenheit aufgewachsene american boy sich bei aller Hingebung für die Sache nur sehr ungern einer Fessel unterwirft, so war es erklärlich, daß es mit der Manneszucht und Disziplin in diesem Heere von Freiwilligen nicht sonderlich bestellt war, eine Erscheinung, die schon im Sezessionskriege sich deutlich bemerkbar gemacht hatte. —

Der amerikanische Nationaltag ist wohl niemals mit größerer Begeisterung und Freude gefeiert worden als am 4. Juli 1898. Bereits in der Nacht, noch vor Tagesanbruch, brüllten die Extrablätter verbreitenden Zeitungsjungen mit dem vollen Aufgebot ihrer Lungenkraft: „All about the destruction of Cervera's fleet!" Noch im Laufe des Vormittags traf aus Washington die Bestätigung der Nachricht ein. Sie lautete: Die gesamte, vom Admiral Cervera kommandierte, bisher im Hafen von Santiago eingeschlossene (bottled up) spanische Flotte, bestehend aus 7 Schiffen, ist gestern Vormittag bei dem Versuche zu entkommen gänzlich vernichtet, der Admiral selbst gefangen worden. Während der Verlust an Toten und Verwundeten bei den Spaniern nach Hunderten zählt, haben die Amerikaner nur 1 Toten und zwei Verwundete. Der amtliche Bericht des Siegers Kapitän Sampson begann mit den stolzen Worten: „Die Flotte unter meinem Kommando bringt der Nation die Zerstörung der ganzen Flotte Cervera's als Geschenk am 4. Juli dar".

Der Jubel über den neuen Erfolg überschritt abermals alle Grenzen; das ganze Land schwamm in überschäumendem Patriotismus. Viele Extrablätter hatten die Aufschrift: „The Maine is well revenged!" Das Schießen und Knallen auf den Straßen währte von früh bis spät. Es war, als ob die ganze Hölle losgelassen sei. Die meisten Gebäude waren beflaggt.

Bei der Parade, die gegen Mittag der sehr beleibte General Shafter in der Van Ness Avenue über die Freiwilligen-Regimenter (etwa 10 000 Mann) abhielt, konnte ich als Augenzeuge wiederum wahrnehmen, wie die Zucht und Haltung der Volunteers beschaffen war. Ich sah, wie bei einem der Infanterie-Regimenter ein in Reihe und Glied stehender Mann während des Vorbeimarsches vor dem General vergnügt eine Zigarette rauchte, ohne daß dieser Verstoß gegen die militärische Ordnung von irgend welcher Seite gerügt worden wäre. Ein anderer

Soldat trat mit dem Gewehr aus dem Gliede, schritt auf seinen Hauptmann zu und meldete, wie ich hören konnte, in aller Gemütsruhe: „Captain, I am tired of all that business, I think, I better go home“. (Ich habe die ganze Geschichte satt und gehe lieber nach Hause.) Der Hauptmann nickte nur und der wackere Krieger zog munter von dannen.

Nach der Niederlage der spanischen Flotte trat in den Ereignissen auf den Kriegsschauplätzen ein Stillstand ein. Das Interesse an dem Kriege schwand mehr und mehr und die Sehnsucht nach baldigem Frieden wurde rege. Man erkannte, daß der Krieg doch im Grunde einen anderen Verlauf genommen hatte, als erwartet worden war. Kein rasches, planmäßiges Vorgehen, kein kurzes heißes Ringen, keine baldige Entscheidung, sondern auf beiden Seiten nichts als langsames Hin- und Herfackeln, schwächliche Ansätze, schleppende Ausführung schwankender Entschlüsse. Spanien, das ehedem so reiche und mächtige Kolonialreich, war am Ende seiner Kraft angekommen und sah ein, daß seine Sache rettungslos verloren war, wiewohl Manila und Havana sich noch immer in den Händen der rechtmäßigen Besitzer befanden.

Nachdem der Krieg sich 3³/₄ Monat hingeschleppt hatte, wurde am 12. August das erste Friedensprotokoll in Washington durch die Bevollmächtigten unterzeichnet und von beiden Seiten Befehl zur Einstellung der Feindseligkeiten gegeben. Während zu Anfang und während der Dauer des Krieges die Regierung in Washington mit allem Nachdruck und volltönender Begeisterung den Krieg als ein Werk selbstloser Menschlichkeit pries und jeden Gedanken an Eroberung und Gebietserweiterung als „criminal aggression“ gebrandmarkt hatte, ließ man zuletzt die Maske fallen, so daß die wirklichen Ziele jetzt schroff zu Tage kamen. Die Vereinigten Staaten beanspruchten außer Porto Rico sämtliche Inseln der Philippinengruppe und die Spanier mußten sich notgedrungen der Forderung des beutegierigen Siegers fügen. Der am 10. Dezember 1898 von den Kommissaren in Paris unterzeichnete endgültige Friedensvertrag schloß die Annexion der Philippinen ein. Damit und durch die Angliederung Hawai's trat die große Republik aus ihrer bisherigen binnenländischen Abgeschlossenheit heraus und lenkte in die Bahnen des Imperialismus und der Expansion ein. Sie beschritt einen Weg, der mit allem, was bisher Ruhm und Ehrgeiz der Union gewesen war, in schroffem Widerspruch steht.

Zu den Ereignissen des amerikanisch-spanischen Krieges, denen eine besondere Bedeutung beigemessen werden muß, gehört eine Episode, die seinerzeit eine nachhaltige Erregung in den Vereinigten Staaten wie auch in Deutschland herbeiführte und bewirkte, daß das freundschaftliche Verhältnis, das bis dahin zwischen den beiden stammverwandten Völkern bestanden hatte, zum ersten Male in nicht unerheblichem Maße getrübt wurde.

Als der Admiral Dewey nach der leichten Vernichtung des fast wehrlosen spanischen Geschwaders mit seinen Streitkräften den Hafen von Manila blockierte, erschien plötzlich dort Ende Mai das in Ostasien stationierte, unter dem Befehl des Admirals von Diederichs stehende deutsche Kreuzergeschwader, dessen Bestand dem Dewey'schen Geschwader überlegen war, wie auch von Diederichs einen höheren Rang als Dewey bekleidete. Da die anderen Mächte im Blockadegebiet nur durch ein einziges Kriegsschiff vertreten waren, so mußte die deutsche Machtansammlung in der Stärke eines aus drei Kreuzern (Kaiserin Augusta, Irene, Cormoran) und einem Transportdampfer (Darmstadt) bestehenden Geschwaders allerdings Aufsehen erregen. Der amerikanische Admiral fühlte sich denn auch lebhaft beunruhigt und beobachtete mit Mißtrauen alle Maßnahmen, die Admiral von Diederichs zu treffen sich veranlaßt sah. Es kam infolge dessen zwischen den beiden Geschwaderchefs zu Meinungsverschiedenheiten und gereizten Auseinandersetzungen, die beinahe zu feindseligen Handlungen geführt hätten. Dewey hat in einem vor vier Jahren veröffentlichten Buche (Autobiography of George Dewey, Admiral of the Navy) in einem „A period of anxiety" überschriebenen Kapitel die fraglichen Vorgänge dargestellt. Zu den nicht ganz einwandfreien Angaben in dem Buche hat alsdann Admiral von Diederichs Stellung genommen und seinerseits die Differenzen mit Dewey im Märzheft des Jahrgangs 1914 der „Marine-Rundschau" geschildert. Von amtlicher deutscher Seite ist indessen eine völlige Klarlegung jener Vorfälle bis heute nicht erfolgt. Vermutlich ist die Reichsleitung später, als sich herausstellte, welche Mißdeutung und welcher Argwohn die Entsendung des ganzen asiatischen Kreuzergeschwaders in das von den Amerikanern beherrschte Kampfgebiet hervorgerufen hat, zu der Erkenntnis gelangt, daß die Maßnahme keine glückliche gewesen ist und besser unterblieben wäre.

Es konnte natürlich nicht ausbleiben, daß das Bekanntwerden der Ankunft des Kreuzergeschwaders vor Manila von der anglo-amerikanischen Presse sofort in sensationeller Weise besprochen wurde. Trotz der abgegebenen offiziellen Versicherung, daß die Entsendung der deutschen Schiffe nur erfolgt sei, um die in der Hauptstadt der Philippinen ansässigen Reichsdeutschen gegen die Insurgenten zu schützen, und daß das Deutsche Reich streng neutral bleiben werde, wurde die Aufrichtigkeit der Erklärung bezweifelt. Es wurde allgemein die Behauptung aufgestellt, daß der deutsche Kaiser, den die gelbe Presse beständig als „warlord" bezeichnete, bei der Erteilung des Befehls an den Chef des Geschwaders von der Absicht geleitet worden sei, bei sich darbietender Gelegenheit die Erwerbung der Philippinen für das Deutsche Reich anzubahnen. Nur durch das entschlossene und energische Auftreten des Siegers von Manila sei Admiral von Diederichs in den Grenzen der Neutralität gehalten worden. Die Spannung und Gereiztheit, welche in der amerikanischen Öffentlichkeit bereits durch die antiamerikanische Haltung der deutschen Presse erzeugt worden war, wurde durch die Vorgänge vor

Manila noch erheblich verschärft. Auch in den Kreisen der Bundesadministration war man in nicht geringem Grade verstimmt; unverhohlen wurde hier und da die Meinung geäußert, daß Amerikas nächster Krieg mit Deutschland stattfinden werde. Eine solche erstaunliche Auffassung hätte wohl kaum aufkommen können, wenn nicht von englischer Seite von Beginn des amerikanisch-spanischen Krieges an eine systematische Hetze zur Irreführung der amerikanischen Meinung gegenüber Deutschland betrieben worden wäre. Diese ging darauf aus, durch geschickt erfundene Kabeldepeschen, die von London aus durch Vermittelung der unter britischem Einfluß stehenden Depeschen-Agenturen nach Amerika befördert wurden, die Handlungen der deutschen Regierung zu verdächtigen sowie deutsche Waren und deutsches Wesen in Mißachtung zu bringen. Man darf mit Sicherheit behaupten, daß das durch die zielbewußten verläumderischen Machinationen der Engländer genährte und geschürte Mißtrauen, das damals in Washington Wurzel faßte, trotz aller von Berlin aus ergangenen Aufklärungen und freundschaftlichen Beteuerungen seit jener Zeit bis zur Gegenwart unausrottbar fortbestanden hat.

A. G. Jaeger: Mensch oder Staatsbürger?

In der Gesamtheit der Naturerscheinungen — wenn man darunter die gesamte uns umgebende Erscheinungswelt versteht — kann man kaum ein wunderbareres Schauspiel finden als die regelmäßige und durch die Jahrhunderte — wenn auch nach mannigfachen Krisen und Katastrophen — unverbrüchlich fortdauernde Übereinstimmung einer ungeheuren Menge von Einzelwesen von total verschiedenartiger Anlage und Gesinnung. Die Geschichte bietet uns einen direkten Gegensatz zur Natur, und die Wirkungen beider, das Schaffen und Vernichten, sind unvergleichlich. Wir sehen in der Natur höchste Vollendung des Organismus der Art und gewollte Gleichgiltigkeit, Rücksichtslosigkeit, ja sogar feindliche Strebungen und Triebe der Einzelnen gegeneinander statuiert. Nach Überwindung des Urzustandes und mit dem erwachenden Bewußtsein der Vernunft beginnt die Geschichte und mit ihr der Bruch mit dieser Natur. An diesen Urzustand erinnert uns beständig der „Individual-Trieb", d. h. die Sucht, andere zu unterjochen, um nicht selbst geknechtet zu werden nach dem berüchtigten Grundsatz „laisser faire, laisser aller". Daß die organische Natur alles

besitzt, was zu ihrem Leben notwendig ist, ersehen wir allein daraus, daß sie „ewig" ist; dagegen ist die Menschheit oder die vergeistigte, vernunftregierte Natur unvollständig, organisch schwach, voll unvereinbarer Gegensätze. Der Entstehungs- und Modifikationsprozeß des Volkstums, der Nationalitäten und der gegenwärtige Kulturkampf sind dafür hinreichende Beweise. Während in der Natur, besonders bei den höchsten Tierklassen, keine Heraushebung einzelner Individuen stattfindet und innerhalb der Art keine Bevorzugung Einzelner besteht, ist in der Menschheit die dauernde Einwirkung einzelner Individuen auf die Allgemeinheit und die allgemeine Sonderungssucht die Regel. Schopenhauer zog aus den Nachweisungen der pragmatischen Geschichtsschreibung, wonach die Menschheit in historischen Zeiten weder moralisches noch intellektuelles Wachstum erkennen läßt und die Fähigkeiten jedenfalls längst komplett gewesen sind, die einzig logische Folgerung, daß die religiösen und sittlichen Motive für sich allein nicht stark genug sind, um die öffentliche Ordnung in einer Gesellschaft zu verbürgen, vielmehr dürfe, wenn die Gesetze plötzlich aufgehoben würden, kein Mensch hoffen, noch heiler Haut über die Straße zu kommen.

Von diesem Gesichtspunkt aus ist vor allem die Stellung des Individuums zum Staat zu beurteilen. Hobbes, Locke, Althus, Spinoza und andere betonten bereits nachdrücklich, daß der Einzelne seine sittliche Persönlichkeit erst im Staat gewinnt, dessen Bürger er schon nach der Naturseite hin ist, denn er wird ja in ihn hineingeboren. Diese Auffassung Schellings stützt Hegel mit den Worten: „Es ist falsch, wenn man sagt, es sei in der Willkür aller, einen Staat zu gründen; es ist vielmehr für jeden absolut notwendig, daß er im Staate sei . . ." „Er (der Staat) hat aber ein ganz anderes Verhältnis zum Individuum; indem er objektiver Geist ist, so hat das Individuum selbst nur Objektivität, Wahrheit und Sittlichkeit, als es ein Glied desselben ist." Daher ist auch die Ansicht des von der Rousseauschen Kontrakthypothese beeinflußten jungen Fichte hinfällig: „Der Staat kann keinen Menschen nötigen, mit ihm in Bürgervertrag zu treten, ebenso wenig kann irgend ein Mensch den Staat nötigen, ihn darein aufzunehmen . . .", ein Standpunkt übrigens, den der gereifte Philosoph in seinen Reden an die deutsche Nation vollständig verleugnet. Hier erklärt er nämlich, daß der Staat „als höchster Verweser der menschlichen Angelegenheiten und als der Gott und seinem Gewissen allein verantwortliche Vormund der Unmündigen, das vollkommene Recht habe, die letzteren zu ihrem Heile auch zu zwingen". An diesem Punkt berührt sich Fichte mit Schelling, der sagt: „Sollen Recht und Staat zustande kommen, so müssen alle Vernunftwesen ihr Handeln durch die Möglichkeit des freien Handelns aller übrigen einschränken. Keinesfalls darf es jedoch dem Zufall überlassen bleiben, ob diese Geburt des Heiligsten stattfinden soll." Die Außenwelt müßte gleichsam so organisiert werden, daß sie diesen (egoistischen, jener Forderung entgegenstehenden) Trieb, indem er über seine Grenzen schreitet, gegen sich selbst zu handeln zwingt und ihm etwas

entgegensetzt, was das freie Wesen zwar, insofern es Vernunftwesen ist, nicht aber das Naturwesen wollen kann." Daß eine solche Zwangsorganisation nicht von der Natur selbst, sondern von dem Vernunftwesen innerhalb der staatlichen Organisation geschaffen werden kann, ergibt sich von selbst.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, uns in den Streit über die Entstehung des Staates einzumischen. Während Plato in seinem philosophisch geschauten Staat die „Idee des Guten" verwirklichen wollte und Aristoteles, schon realistischer, dem Staat eine natürliche Ursache zuwies, zugleich aber eine sittliche Aufgabe, machte sich Kant diese ethische Grundanschauung der Griechen zwar voll zu eigen, verzichtete jedoch auf die naive Geschichtsauffassung eines Rousseau, wonach der „Sozialkontrakt" in der Geschichte jeden Volkes einmal wirklich eingetreten sei. Das große Verdienst Kants für die Staatslehre beruht in der Klarheit, mit der er sowohl den Staat selbst als auch den Staatsvertrag als regulative Idee auffaßte. Er fragt: „Wie ist es möglich, daß bei der anscheinenden Freiheit der Willensimpulse und Handlungen der einzelnen Menschen doch im ganzen ein regelmäßiger Gang der Weltgeschichte besteht?" — „Durch den Staat ist es möglich", antwortet er selbst, also durch die freiwillige Unterwerfung des Einzelnen unter die Gesamtheit, wodurch sowohl die größtmögliche Freiheit des Individuums als auch der Bestand und die Wohlfahrt des Ganzen gewährleistet erscheint. Die Natur wollte, so führt Kant weiter aus, daß alle menschlichen Anlagen im Laufe der Geschichte sich zur Vollkommenheit entwickeln. „Der Mensch will Eintracht, aber die Natur weiß besser, was für seine Gattung gut ist, sie will Zwietracht ... Alle Kultur und Kunst, welche die Menschheit ziert, die schönste Gesellschaftsordnung, sind Früchte der Ungeselligkeit, die durch sich selbst genötigt werden, sich zu disziplinieren." Der dauernde Widerstreit der menschlichen Natur, Selbstsucht und Vergesellschaftungstrieb, sind nach ihm der Hebel der Entwicklung. Man könnte die Geschichte der Menschheit ansehen als die Vollziehung eines verborgenen Planes der Natur, um eine vollkommene Staatsverfassung zustande zu bringen als den einzigen Zustand, in welchem die Menschheit sich völlig entwickeln kann. So könnte man, meint er weiter, die allmähliche Entwicklung und Vervollkommnung des Staatswesens vom Altertum bis in unsere Zeit als Hauptinhalt der realen Geschichte verfolgen, und das wäre ein Leitfaden a priori. Diese Auffassung kehrt mehr oder weniger getreu als Hauptrichtung der Kantschen Idealphilosophie bei seinen großen Epigonen immer wieder, von denen Hegel, die einzelnen homogenen Beiträge zusammenfassend, ein konsequentes System schuf. Er identifizierte als Erster die Begriffe Staat und Volksgeist und erklärte, der Weltgeist entwickle sich in und mit der Geschichte in deren verschiedenen Phasen zum Bewußtsein seiner geistigen Freiheit, und zwar zu jenem sittlich-geistigen Freiheitsbewußtsein, das in der fortschreitenden p o l i t i s ch bewußten Freiheit der Völker seinen Ausdruck findet.

In der nachklassischen Zeit behielt die Geschichtsphilosophie diese Exposition bei, verlor sich jedoch immer tiefer in einer Begriffsverwirrung, die man leider erst reichlich spät entdeckte, nachdem die Verwirrung der Geister sich durch konkrete Irrtümer in der Staatsverfassung unheilvoll bemerkbar machte. Indem man während des leidenschaftlich geführten Kampfes der Geister um die Definition des Staates und seines Verhältnisses zum Einzelnen Staat und Gesellschaft als identische Begriffe behandelte, mußte man naturgemäß dem Staat und umgekehrt auch der Gesellschaft Aufgaben zuweisen, die ihnen wesensfremd sind und auf die sie keinen Einfluß haben. In diesen Irrtum eingeschlossen sind gleichzeitig die Ursprünge einerseits der Philosophie des Pessimismus, andererseits die widerständliche und feindliche Volksbewegung gegen den Staat. Man sah nur das Versagen des Staates in Dingen, die er als ihm nicht zufallend zuvor abgelehnt hatte und die ihm trotzdem von der demokratischen Volksbewegung unter Androhung von Gewalt aufgezwungen waren, und weil die Gesellschaft, der man rein staatliche Dinge aufgebürdet hatte, ebenso kläglich versagte, gelangte man nach beiden Seiten zum Radikalismus, der sich in der Folge sowohl als erbitterter Feind des Staates wie des gesellschaftlichen Verbandes erwies. Die Ausmerzung dieser unzähligen innerpolitischen Fehler vergangener Generationen aus unserem Verfassungsleben und dem Pflichtenheft der Regierung ist noch lange nicht vollständig durchgeführt und noch heute hat die Staatsverwaltung alle Hände voll zu tun, praktisch gemeinte Anträge einzelner Politiker abzuweisen und sich der vielen Vorwürfe wegen vermeintlicher Nichterfüllung staatssozialer Elementarpflichten zu erwehren. Es zeigt sich hier wiederum die Wahrheit des Wortes, daß das Zeitmaß der Durchdringung des Volksgeistes und das praktische Geltungsrecht jedweder wissenschaftlichen Erkenntnis im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Bedeutung steht. Halten wir zunächst daran fest, daß die Hauptaufgabe des Staates nicht die Verwirklichung der Glückseligkeit, vielmehr die der Gerechtigkeit ist.

Alle Lebensinhalte im Staat und in der Kulturwelt werden naturnotwendig von Individuen getragen; sie sind gesellschaftlich und individuell. Der Nachdruck bei Feststellung dieser Wahrheit ist jedoch darauf zu legen, daß sie nur darum zustande kommen konnten, weil ihr Erfinder in Gesellschaft lebte, denn die Neuzeit hat sich zu dem theoretischen und praktischen Bewußtsein aufgeschwungen, daß der Einzelne in seinen Handlungen und in seinem Dasein abhängig ist von der Gesellschaft. Der Begriff des Individuums fordert und bedingt den des Staates, denn der Eigenwert des Individuums sowie jede individuelle Erscheinung wird durch eine Unermeßlichkeit von Einflüssen und Wechselwirkungen aus und in ihrem menschlichen Umgebungskreis bestimmt, sodaß L. Gumplowicz das Wort aussprechen konnte: „Was im Menschen denkt, das ist gar nicht er, sondern seine soziale Gemeinschaft." Wenn wir auch nicht den Übertreibungen französischer und anderer Soziologen (Condorcet, Comte,

Bourdeau, Buckle u. a.) folgen wollen, die fast ausschließlich die namenlose Masse der Menschen als die Trägerin des historischen Geschehens betrachtet und den führenden Persönlichkeiten keine Beachtung gönnt, ist doch unbestreitbar, daß die Individuen und alle von ihnen geschaffenen Werte in der Masse untergehen, für die sie geschaffen sind. Individualismus und Kollektivismus sind im Grunde methodische Begriffe, die bei einem Rückblick auf die Geschichte die gleiche Bedeutung haben müssen, wie die Gläser eines Stereoskops. Nicht als Einzelne haben die großen Individuen ihre Bedeutung, sondern nur insofern, als sie typisch sind, inwieweit sie der Nationalgeist, das höchste Zeugnis und Erzeugnis der Volksseele sind, „sofern sie", wie P. Hinneberg es einmal präzisiert, „Material bilden zur empirisch-exakten Erkenntnis der Welt- und Lebensanschauung eines bestimmten Volkes, einer bestimmten Zeitperiode usf.". Wie die Sprache, so sind auch alle übrigen sozial-historischen Tatsachen, die Inhalte der Kultur, die Arten der Wirtschaft, die Normen der Sittlichkeit usw. aus Wechsel- und Zusammenwirkungen der Einzelnen innerhalb des gesellschaftlichen Rahmens zu verstehen; es sind unendliche Summierungen unzähliger und unmeßbarer Einzelbeiträge im Laufe von Jahrtausenden. In der Kultur, Religion, Wissenschaft usw. haben wir sinnenfällige Verkörperungen der sozialen Energien vor uns, die in gleich weitem Abstand vom Individuum und von der Masse stehen und in Sphären gedeihen, auf die beide keine Macht der Einwirkung haben.

Von den verblendeten, fanatischen Verfechtern der Rechte des Individuums wird nur zu leicht und gern übersehen, daß dieser in der Geschichte des Altertums, besonders bei den Griechen und Römern, sowohl als philosophische als auch als politische Idee seine Entwickelung bis zum Extrem gefunden hatte. Die alte Kulturwelt hat einen vollen Kreislauf vollendet: vom Herdenmenschen zum Herdenmenschen. Wer z. B. die Geschichte Griechenlands vom 5. bis zum 3. Jahrhundert v. Chr. kennt, kann allein aus den gesellschaftlichen Zuständen dieses ältesten Kulturvolks den wahren Wert der individualistischen Weltanschauung für das Wohl des Einzelmenschen ermessen, denn hier waren alle ihre Ideale beinahe restlos verwirklicht. Hier sprengten die Zyniker das sie einengende soziale und historische Gebilde, alle traditionellen und staatsnotwendigen Beschränkungen wurden nach und nach aufgehoben und die von den Sophisten ausgehende Lehre von der Freiheit des Einzelwesens triumphierte über Herkommen, Gesetz und Sitte. Protagoras lehrte: „Der Mensch (d. h. ich) ist das Maß aller Dinge". Seine Anhänger setzten dem bestehenden gesetzlichen Zustand, den der Staat inbezug auf Dauer und freiheitlich-fortschrittliche Entwicklung garantierte, dem „positiven" Recht das „Naturrecht" entgegen und sagten: was „natürlich" ist, und nur das allein, ist auch „vernünftig". Nach dem Naturrecht sind dem Menschen keine anderen Schranken gezogen als diejenigen, welche ihm das Maß seiner eigenen Kraft setzt, und der Stärkere hat alles Recht, zu tun, was ihm zu erreichen möglich ist ohne jede Rücksicht auf

seinen Nächsten. Der extreme Individualismus spaltete sich in zwei Richtungen, die sich in der Anschauung begegnen, daß alle sozialen Gebilde (Familie, Stand, Genossenschaft, Staat) für die Individuen geschaffen seien. Die Überzeugung der Vertreter der „Rechtsdoktrin", daß alle Menschen gleich und gleichberechtigt seien, führte zur Herrschaft der Masse, zur Demokratie, die „Machttheorie", nach der die Individuen ungleich sind und der Stärkere das Recht habe, sich die Schwachen zu unterwerfen, fand in der Oligarchie oder der Tyrannis ihren konkreten Ausdruck. Da man die ausgleichende und zusammenfassende Staatsgewalt suspendiert hatte, wurden aus der Freiheit und Gleichheit unerträgliche Unfreiheit und Ungleichheit und während der (nach Besiegung der Perser) zur Blüte gelangenden, geradezu internationalen Geldwirtschaft ging der Mittelstand, zu allen Zeiten die stärkste Säule des Staates, in der gewaltigen sozialen Umschichtung unter. Aber man belehre sich aus den Geschichtswerken selbst darüber, welch ungeheuerlichen Mißbrauch die arbeitsscheue, vergnügungssüchtige Menge mit Gesetz und Gerechtigkeit trieb, die man in ihre Hand gegeben, mit welcher Ungerechtigkeit und Unmenschlichkeit die Besitzenden ihres Eigentums beraubt und die wirtschaftliche „Gleichheit" eingeführt, wie die höchsten Interessen der Allgemeinheit von staatsmännischer Unkenntnis, sprunghafter Laune der Menge nach Willkür benachteiligt, Bestechlichkeit und Korruption der Beamtenschaft in der Verwaltung herrschte und wie endlich das fähigste Volk der Erde im blutigen Klassen- und Bruderkampf, im Kampf aller gegen alle erbärmlich und seiner selbst unwürdig zugrunde ging.

Zu spät für die Griechen, jedoch rechtzeitig genug für die übrige Menschheit erstanden der Welt aus diesem Chaos eine ganze Reihe staatsrechtlicher und philosophischer Genies, deren Ideen noch heute unsere moderne Kulturwelt beherrschen: Sokrates, Plato, Aristoteles. Nach ihnen lebte noch einmal ein müder und passiver Individualismus auf, der in dem weltabgewandten, sinnlich-geistigen Genußleben nach seinem Hauptvertreter Epikur Befriedigung suchte. Dessen matter Sentenz: „Halt dich draußen! Zieh dich auf dich selbst zurück und kümmere dich nicht um den Streit und die Händel der Welt!" setzten die Stoiker das bedeutungsvolle Wort entgegen: „Der Weise darf sich nie als Privatmann betrachten". Über ihre erhabene Weltanschauung sind uns durch Cicero (de finibus III, 64) folgende Mitteilungen überliefert, die es verdienen, der Vergessenheit entrissen zu werden:

. . . „Ein jeder von uns ist nur ein Teil der Welt und daraus folgt naturgemäß, daß wir das Gemeinwohl dem eigenen Interesse vorziehen. Denn wie die Gesetze das Interesse aller dem der Einzelnen vorziehen, so sorgt der tugendhafte und weise Mann, der den Gesetzen gehorcht und seine Staatspflichten kennt, mehr für den Vorteil aller als für den eines Einzelnen und für seinen eigenen: wer um des eigenen Vorteils und des eigenen Wohles willen

den gemeinsamen Vorteil und das Gesamtwohl im Stich läßt, ist ebenso zu tadeln wie ein Vaterlandsverräter. Deshalb muß man den preisen, der für den Staat in den Tod geht, weil das Vaterland uns teurer sein soll als wir selbst. Für unmenschlich und verbrecherisch wird der Ausspruch der Leute gehalten, welche sagen, es sei ihnen gleichgiltig, wenn nach ihrem Tod die ganze Welt in Flammen aufginge; vielmehr müssen wir um unserer selbst willen auch an die denken, die nach uns leben" . . .

Inzwischen hat der Individualismus eine ganze Reihe von Metamorphosen und Wandlungen seines Inhalts durchlaufen, — aus seiner Geschichte jedoch nichts gelernt. Das trifft nicht allein auf seine Idealbildung, vielmehr auch auf seine politischen Machtgelüste zu.

Der gegenwärtige Krieg und alle seine Vorgänger sind, wenn das auch niemals so elementar und allgemeinbewußt wie in diesem „Kulturkrieg" hervortrat, ein verzweifeltes Ringen um die Durchsetzung und weltbeherrschende Ausbreitung ganz bestimmter Ideenkomplexe, ein Kampf um die geistige Beherrschung oder doch die kulturelle Vorherrschaft in der Welt. Wir wissen, wie furchtbar und männermordend stets die Menschheit gezüchtigt werden mußte, ehe die bessere und höhere Weltanschauung der stumpfen Welt aufgezwungen werden konnte, und ebenso bekannt und rühmlich anerkannt ist die führende und selbstlos überragende Rolle, die das deutsche Volk immer wieder in den Religions- und Kulturkriegen von der Vorsehung zugewiesen erhielt. Viele, die heute von der „Weltkultur" reden, meinen damit lediglich die Zivilisation der menschlichen Gesellschaft, über deren Zwecke und Ziele niemals ein Streit unter den Kulturnationen entbrannte und entbrennen konnte. Dagegen ist der Kulturbegriff bei allen Nationen verschieden und eine friedliche Vereinbarung unter den Völkern über das Maß und Territorium hinsichtlich der Ausbreitung einer bestimmten Kultur ist schlechterdings nicht möglich. Wenn vor dem Kriege wissenschaftlich kompetente Kenner der Menschen und ihrer Geschichte auf die bare Unmöglichkeit, ja die Naturwidrigkeit des Gedankens pseudowissenschaftlicher Schwätzer aufmerksam machten, wonach eine Übereinstimmung aller Völker der Erde in den Fragen der Wirtschaft, Sitte, Kultur, geschweige denn in politischen Lebensfragen zu erzielen sei, dann wies man solche Mahner auf die völkerverbindende Weltwirtschaft und vor allem auf die Weltkultur hin. Heute weiß jeder, der sich überhaupt von Tatsachen überzeugen lassen will, daß die Weltkultur ein Widerspruch in sich ist und daß jede Nation ihre eigene Kultur besitzt und natürlich nur diese fördert. Diese nationalen Kulturen müssen nicht unbedingt feindlich einander gegenüber treten, sie haben vielmehr recht viele Gemeinsamkeiten, aber an gewissen Punkten ihres Inhalts bleiben sie unvereinbar. Daher verwirklicht jede Nation das allgemein Menschliche an sich nur in ihrer besonderen, das Fremdartige ausschließenden Form. Wir haben im Verlauf des Krieges an einzelnen Erscheinungen und Taten unserer Feinde sowohl als auch an der

Kritik des Auslandes an den verschiedensten Ereignissen in Deutschland so klar wie nie zuvor erkennen müssen, daß von einem gewissen Punkt ab ein Volk das andere nicht mehr versteht, ihm nicht mehr nachzufühlen und zuzustimmen fähig ist.

Jedes Volk, das auf eine lange Geschichte zurückblickt, besitzt einen gewissen Gehalt an wirtschaftlichen, sozialen, sittlichen und ethischen Überlieferungen, auf denen sich alle Fortschritte der Gegenwart harmonisch aufbauen. Ein in eine solche Gemeinschaft hineingeborener Mensch ist der Menschheit gegenüber nicht allein rein biologisch und inbezug auf seine psychische Veranlagung ein ausgeprägter Typus „Mensch" — der Rassenstreit wird hierdurch nicht berührt —, vielmehr vollendet er seine Eigenartung als solcher mit den Ideen sowie einer spezifisch volkseigentümlichen Ausbildung des Geistes und Gemüts. Überschreitet sodann der junge Staatsbürger die Schwelle der Familie und Schule zur wirtschaftlich-sozialen und geistig-kulturellen Selbständigkeit, so tritt das Individuum selbstverantwortlich sowohl der bürgerlich-staatlichen wie der menschlich-humanitären Gesellschaft gegenüber. Nach welcher Richtung sich nunmehr das von den Fangarmen wirtschaftlicher Assoziationen, politischer Parteien, ästhetisch-ethischer, kultureller „Bünde" und Sekten, „Waffen nieder!" — und sonstiger „Bewegungen" mit spinnenartiger Wachsamkeit umlauerte Individuum auch entwickeln möge, regelmäßig greift das Denken über den Staat hinaus und fühlt sich dem Gedanken der Humanität zur Gefolgschaft verbunden. Diese beinahe als gesund, weil altruistisch gerichtet, zu bezeichnende Entwicklung des Staatsbürgergemüts gelangt jedoch fast ausnahmslos auf Irrwege, wenn es ohne oder gar gegen den Staat die Menschheit auf ein höheres Niveau der Gesittung heben und den realen Zuständen in der Welt das Gepräge der Glückseligkeit zu geben wünscht. Das Subjekt ist jedoch ein Produkt der natürlichen Kausalität und bleibt auch in der Opposition von den geschichtlich-gesellschaftlichen Verhältnissen abhängig. Ob bei diesem psychischen Evolutionsprozeß halbbewußte christliche Prinzipien oder unterbewußte, aus der Vergangenheit in die Gegenwart herüberwirkende Erinnerungen an das kirchliche Ideal vom Gottesstaat mitsprechen, möglicherweise auch die platonische „Hypothesis", wonach bekanntlich geistig-abstrakte Grundbegriffe ein höchstes Ideal aufstellen sollen, bei dessen Nacheiferung praktische Verbesserungen in den bestehenden Zuständen erreicht werden, die als relative Annäherung an das erstrebte Ideal gelten könnten, möge dahingestellt bleiben. Ob es sich nun um die Prinzipien des Individualismus und des Egoismus oder um ihre Gegensätze, nämlich die Lehren der Eudämonie und des Utilitarismus, handelt, wonach die Förderung des Gesamtwohls (nach dem englischen Ethiker Bentham „des größtmöglichen Wohles der größtmöglichen Zahl") als der Endzweck alles sittlichen Strebens zu gelten hat, regelmäßig und gemeinsam ist allen diesen Bestrebungen die antinationale, staatsfeindliche Tendenz. Alle verlangen die Aufhebung jener Schranken, die den „Menschen"

von der „Menschheit“ trennen und demnach vermeintlich die Entwicklung reinen Menschentums hemmen.

Deutsch sein bedeutet nach Fichte ohne weiteres human sein, denn die Humanität ist aufs innigste in die deutsche Staatsidee verwoben und demnach sozusagen von Staatswegen garantiert. Die Behauptung, daß dies in anderen Ländern theoretisch wohl, faktisch jedoch nicht der Fall ist, daß vielmehr diese Staatswesen sich von dem englisch-französischen Individualismus des 18. und 19. Jahrhunderts noch nicht zu befreien vermochten, konnte uns vor dem Krieg leicht als Selbstüberhebung ausgelegt und verargt werden. Heute ist die Überlegenheit des deutschen Staatsgedankens und des Volkscharakters eine weltgeschichtliche Tatsache, die nur widerwillig und allmählich in der Welt anerkannt wird. Immerhin erfreuen wir uns z. B. folgender Anerkennung durch Professor Franck von der amerikanischen Harvard-Universität: „Daß der Staat mehr sei als eine Institution zum Schutze des Glücks der Einzelnen, daß er eine kollektive geistige Persönlichkeit über und jenseits von dem Leben des Einzelnen sei, und daß er nicht so sehr das Glück des Einzelnen als die Erhebung der Einzelnen auf eine höhere Stufe, ihre Durchbildung zu einem höheren Typus des Menschentums zum Ziel habe, das erscheint dem Engländer und Amerikaner als etwas phantastisch Überspanntes“. Daß die übrige Kulturwelt so ostentativ, wie es kürzlich durch den englischen Minister des Äußern, Grey, geschehen ist, Verständnislosigkeit gegenüber dem deutschen Kulturwillen heuchelt und die Inhalte sowie die im staatlichen Leben unserer Nation realisierten Prinzipien unserer Kultur als „barbarisch“ verleumdet, gehört bei unseren Feinden zu den Mitteln der Kriegführung und der Politik. Wollten sie es anders halten und objektiv die Tatsache der turmhohen Überlegenheit des deutschen Staatsgedankens zugeben, dann entfiele für sie jeder Grund, den Krieg fortzusetzen. Unser 5. Reichskanzler hat in einer seiner Reichstagsreden mit berechtigter Verwunderung festgestellt, daß im feindlichen Ausland so gar nicht nach wissenschaftlichen Erkenntnissen und Grundsätzen regiert wird und sich auf allen Gebieten des Staatswesens ein für deutsche Begriffe und Verhältnisse gänzlich unmöglicher und verderblicher Dilettantismus zum offenbaren Schaden der Allgemeinheit betätigen kann. Vielleicht kommen wir des Rätsels Lösung wesentlich näher, wenn wir uns an der deutschen Wissenschaft orientieren, die uns belehrt, daß sich hier, im Kern der Probleme, die individualistische und die altruistische Staatstheorie gegenüber stehen. An den Staaten, betont bereits Platon nachdrücklich, kann man die Gerechtigkeit besser erkennen als am Einzelnen. In Deutschland hat sich die historische Rechtsschule gegenüber der Naturrechtsdoktrin im Staatskörper durchgesetzt, der Gesetzgeber sowohl als der Staatsmann knüpfen unmittelbar an die gegebenen Verhältnisse an und passen ihre Politik möglichst genau der Begabung und Veranlagung, der Seele und dem Charakter des Volkes an. Die Seele der deutschen Kultur ist zugleich auch die Seele der deutschen Politik: die Idee der

Menschheit oder ihr Prototyp, der Staat. Davon leiten sich unsere Begriffe von Recht und Sittlichkeit ab und der oberste Staatszweck ist die Erziehung zum Menschen. Dieses Prinzip hat die Allgemeinheit der Menschen und die Berechtigung ihrer Eigenartung zur Voraussetzung, mit anderen Worten: die deutsche Politik und der deutsche Kulturwille, wie überhaupt die deutsche „Weltanschauung" im wahrsten Sinne des Wortes, orientieren sich auf die Vielheit der Nationen und Staaten und erkennen jeder Kultur und jedem Volkscharakter nicht nur eine verkümmerte Daseinsberechtigung, vielmehr eine unbestrittene Gleichberechtigung zu. Zu einer solch idealen Auffassung der Weltordnung innerhalb und außerhalb des Staates ist jedoch der auf dem Individualismus aufgebaute englisch-französische Staatsgedanke nicht fähig, für den auch in dieser Hinsicht Gewalt und Macht die einzigen Leitmotive seiner Entwicklung bilden können, denn er ist bekanntlich amoralisch. Wenn sich auch Auguste Comtes Behauptung, daß es nur eine einzige Menschheitsentwicklung gibt, unbedenklich unterschreiben läßt, so ist doch auch der Gesichtspunkt nicht außer acht zu lassen, daß die einzelnen Völkerschaften auf sehr verschiedenen Stufen dieser Entwicklung stehen. Von dem Gesamtstandpunkt, dem der Menschheit aus, sehen wir und jeder andere unvoreingenommene Beobachter ebenfalls die sich feindlich gegenüberstehenden Nationen auf weit voneinander getrennten Entwicklungsstufen. Was jedes Volk an reiner Menschlichkeit an und in sich bisher verwirklicht hat, muß nun in einem Kriege wie diesem restlos hervortreten. Wenn wir auch unser Urteil, das eingedenk des schmählichsten Versagens der Deutschenfeinde in bezug auf die vitalsten Menschheitsinteressen geradezu vernichtend ausfallen müßte, sogar so weit mäßigen, daß wir die Sanktionierung von Scheußlichkeiten wie „Baralong", „King Stephen" usw. usf. durch Priester der anglikanischen Kirche unter der Rubrik „Kriegspsychose" buchen wollen, so können wir doch unsere Bescheidenheit und Versöhnlichkeit nicht bis zur Selbstentäußerung treiben. Daher dürfen wir in der Gesamtheit der Kriegführung unserer Feinde, die der modernen Humanität so gänzlich abgekehrt ist, nicht etwa die Degenerationszeichen der höchstentwickelten außerdeutschen Kultur erblicken, vielmehr die Offenbarung einer erschreckend großen Entwicklungsstagnation der feindlichen Kulturvölker; in diesem Zusammenhang sollten wir uns an den Ausspruch Gustav Freytags erinnern, daß zur selben Zeit Menschen aus ganz verschiedenen Jahrhunderten beisammen leben. Während bei uns die wissenschaftlichen, vor allem die staatsrechtlichen, staatsphilosophischen und soziologischen Erkenntnisse der deutschen Denker aus Jahrhunderten praktisch verwirklicht sind und sogar idealphilosophische Humanitätsprinzipien, soweit unser Volk selbst dafür die erforderliche geistige Reife erlangt hatte, in die Verfassung verwoben und somit realisiert sind, leben die großen Ideen der englischen und französischen Geisteswissenschaften lediglich in den Büchern fort und modern in den Bibliotheken. Sehen wir aber mit ruhigem Blut den giftigen Presse- und Literaturfeldzug des Auslandes an, so

müssen wir daraus die Überzeugung ziehen, daß bei unseren Feinden der höhere europäische Gesittungsbesitz nicht einmal gesellschaftlich, geschweige denn staatlich organisiert worden ist.

Jeder Mensch ist, ohne sich in der Regel darüber Rechenschaft abzulegen, als Persönlichkeit in einen ganz bestimmten Rahmen sozialer und kultureller Beziehungen eingespannt. Indem er an der allgemeinen Geistesbildung seines Volkes teilnimmt, als deren Ferment und hervorstechendster Charakterzug der Geist der Neuzeit in die Erscheinung tritt, ist er nicht nur nach Hegel „ein Kind seiner Zeit", vielmehr auch weit mehr noch durch die konstante Entwicklung einer bestimmten Summe geistiger Werte durch verflossene Jahrhunderte in seinem Fühlen, Wollen und Denken mit der Geschichte seines Volkes unlösbar verwachsen. Mögen einzelne diese historische Gebundenheit ebenso wie die nationale Beschränkung als Joch bezeichnen, — die Allgemeinheit unseres Volkes kann vernünftigerweise nicht anders auf die Erfahrungen des Krieges reagieren, als seine historische Entwicklung und die organisch-sittliche Verkörperung des Volkscharakters, den Staat, zum Gegenstand innigster und glühendster Verehrung zu machen. Dieses unvergängliche Erbe der Vergangenheit sind wir verpflichtet der Zukunft ungeschmälert zu erhalten. Der deutsche Wesenszug, das einmal als gerecht und sittlich Erkannte gegen den eigenen Vorteil unerbittlich praktisch zu verwirklichen, ist in unserem staatlichen Organismus sinnenfällig und in übermenschlich-mächtiger Wirkung zum Ausdruck gekommen; die Politik unserer Regierung aber und unsere militärische Kriegführung haben zum grenzenlosen und — hoffentlich — nachhaltigen Erstaunen der Menschheit diesen deutschen, echten Kulturwillen bis in seine letzte Konsequenz durchgeführt. Weil nun unser Staatswesen in jeder Beziehung so vollkommen der Einzelpersönlichkeit entspricht, weil der Einzelne nach innen und außen nicht anders handeln könnte, als es das ausführende Instrument des Allgemeinwillens, die Regierung, tut, eben darum mag die Notwendigkeit des geschichtlichen Augenblicks auch noch so hohe und grausame Opfer von uns Einzelnen fordern, wir bringen sie im Bewußtsein des endlichen Sieges der deutschen Idee freudigen Herzens. So wie sich uns Deutschen unser Staat im Kriege zeigt, bietet er uns in diesem Umfang zum erstenmal die auf alle künftigen Geschlechter wie eine Offenbarung wirkende Verwirklichung alles dessen, was vordem unsere Jugenderzieher, was unsere kompetentesten Gelehrten, unsere hervorragendsten Denker und Dichter in dem Begriffe „Vaterland" priesen und verherrlichten. Das platonische Ideal des „Menschen im Großen", hier gelangt es zur menschlich ergreifenden Darstellung. Wer von uns als Einzelner dürfte sich vermessen, im Urteil der Welt und Nachwelt, im Ansehen unter Seinesgleichen so untadelhaft und unantastbar dazustehen wie der deutsche Staat? Dürften wir hoffen, auch nur entfernt so unseren staatsbürgerlichen Pflichten genügt zu haben, wie die Regierung den ihren uns gegenüber?

Mit dieser Fragestellung allein und unserem reuigen Gelöbnis, den Staatsnotwendigkeiten gegenüber nicht mehr so sehr wie früher in Opposition zu treten, ist jedoch der Zukunft des Deutschen Reiches bei weitem nicht gedient. Geben wir uns keinen Täuschungen darüber hin, daß die heilsamen Wirkungen des Krieges auf den Volkscharakter schon heute von den Internationalisten im Parlament als das Gegenteil des Fortschritts ausgelegt werden und daß nationale Begeisterung und Geschlossenheit von ihnen und anderen Schrittmachern der Internationalität systematisch bekämpft werden. Bleibt uns auch für die kommende Friedenszeit in unserem innerstaatlichen Leben ein beträchtliches Plus an nationalem Instinkt und patriotischem Schwung, so wird dieses Mehr durch ein anderes Kalkul, das in unserer Berechnung der Zukunft nicht fehlen darf, vollständig aufgehoben: die „Revancheidee" der demnächst definitiv besiegten Völker. Wenn wir von unserem ewigen Parteihader, Interessenkämpfen und sonstigen Sonderbestrebungen nicht vollständig ablassen, wenn wir unsere nationalen Untugenden nicht gänzlich ablegen und völlig neuen Gedankengängen in unserer innerstaatlichen Politik folgen, können wir nicht hoffen, unsere Zukunft in Staat und Kultur vor dem Angriff ihrer unentwegten Feinde gesichert zu sehen. Es hieße einem verhängnisvollen Optimismus verfallen, wenn man auch mit Bezug auf die Menschheitsideale glauben wollte, daß nunmehr endgiltig die alten Phrasen aus dem öffentlichen Leben der Nation verschwinden würden. Einer der besten Kenner unserer Volksseele, der Altreichskanzler Bismarck, sprach einmal das Wort: „Es liegt eine eigentümliche prophetische Voraussicht in unserem alten nationalen Mythus, daß sich, so oft es den Deutschen gut geht, wenn ein deutscher Völkerfrühling wieder anbricht, daß dann auch stets der Loki nicht fehlt, der seinen Hödur findet, einen blöden, dämlichen Menschen, den er mit Geschick veranlaßt, den deutschen Völkerfrühling zu erschlagen, respektive nieder zu stimmen." Die Gründe für einen gemäßigten Pessimismus sind gewichtig, daß man später nicht — wie das der Wahrheit entspräche — sagt, daß unsere Väter, Söhne und Brüder in der Verteidigung des Vaterlandes *und deshalb* für die Idee der reinen Menschlichkeit den Heldentod gestorben sind, vielmehr wird man ebenso unbelehrbar und eigensinnig wie zuvor behaupten, was kein einsichtsvoller Mensch jemals bestritten, daß nämlich der Krieg an sich menschenunwürdig sei, sodaß also zur Vermeidung einer ähnlichen Katastrophe wie der gegenwärtigen der Staat beseitigt werden müsse. Daß alle großen Philosophen, die einem solchen Ideal das Wort geredet haben, von einer regulativen Idee an der fernsten Vollendung des Typus „Mensch" und am Ende aller Zeiten, aber nicht etwa von einem politischen Zustand der Gegenwart sprachen, will man nach wie vor nicht einsehen.

Demgegenüber muß mit aller Entschiedenheit und wiederholt darauf hingewiesen werden, daß gerade während eines Krieges den einzelnen Staatswesen und den verschiedenen Kulturen die einzige Gelegenheit gegeben ist, praktisch

und eindeutig ihren wahren Charakter und ihren tatsächlichen Wert für eine Höherbildung des Menschengeschlechts zu beweisen. Da jedoch aus dieser Prüfung allein der deutsche Staat — natürlich mit Einschluß seiner Verbündeten — untadelhaft nach jeder Richtung hervorgegangen ist, so müssen wir eben auch aus Gründen der Menschlichkeit diesem unserem Staat dasjenige Maß von Machtmitteln zu verschaffen helfen, die allein vermögen, nicht allein seinen Bestand zu schützen, sondern auch die höhere Menschlichkeit einem möglichst großen Kreis außerhalb unseres Volkes dienstbar zu machen.

„In der Wirkung des Krieges auf den Volkscharakter", sagte Wilhelm v. Humboldt, „erkenne ich eine der heilsamsten Erscheinungen zur Bildung des Menschengeschlechts". Dieses Wort, das zur Verteidigung des „Krieges an sich" ausgesprochen und lediglich in dieser Beziehung von den Nachgeborenen immer wieder angewandt wurde, birgt in Wirklichkeit einen tieferen, philosophischen Sinn. Der scharfsinnige Denker formulierte in diesem schlichten Satz die Erkenntnis der modernsten Wissenschaft, der Völkerpsychologie, dahin, daß der Krieg mit seiner eigenartigen Verkettung von Einzel- und Volksschicksal den geistigen und politischen Charakter eines Volkstums veredelt und durch den größeren weltpolitischen Einfluß dieses höherentwickelten Volkscharakters die ganze Menschheit auf eine höhere Stufe der Gesittung emporhebt. Demnach findet der Kulturwille des Einzelmenschen in der Nation, in deren Gesetzen, Sitte und Kultur er sich als Persönlichkeit wiederfindet, seine natürliche Grenze, und bei hinreichender Klarheit der Kulturziele sollte der Einzelne durch kräftigste Förderung seines Volkstums auf konkretem Wege das zu erreichen versuchen, was er bisher qualvoll-vergeblich durch kosmopolitische oder pazifistische Träumereien zu erreichen hoffte: die Kultivierung der Menschheit. Auch Friedrich List hat sich zu diesem Problem präzis dahin ausgesprochen: „Zwischen dem Individuum und der Menschheit . . . steht die Nation . . . Wie das Individuum hauptsächlich durch die Nation in der Nation geistige Bildung, produktive Kraft, Sicherheit und Wohlstand erlangen kann, so ist die Zivilisation des menschlichen Geschlechts nur denkbar und möglich vermittels der Zivilisation und Ausbildung der Nationen". Dem gleichen Gedanken begegnen wir auch bei Heinrich v. Treitschke: „Der Staat ist eine sittliche Gemeinschaft; er ist berufen zu positiven Leistungen für die Erziehung des Menschengeschlechts, und sein letzter Zweck ist, daß ein Volk in ihm und durch ihn zu einem wirklichen Charakter sich ausbildet; denn das ist für ein Volk wie für den einzelnen Menschen die höchste sittliche Aufgabe". Der künstlich geschaffene Mensch-Staatsbürger-Konflikt ist durch diese Überlegungen beseitigt und die Erkenntnis muß Allgemeingut werden, daß der beste „Staatsbürger" auch der beste „Mensch" ist, denn je mehr und je ausschließlicher der Einzelmensch sich innerlich von allen völkisch-nationalen und staatlichen Bindungen und Verpflichtungen loslöst und die rein menschlichen Eigenschaften in sich entwickelt und in den Vordergrund seiner individuellen Lebensäußerungen, seiner staats-

bürgerlich-politischen Handlungen stellt, um so größer und bedenklicher wird die Entfremdung zu seiner sozialen Umgebung, desto mehr wächst er gleichsam über den Kopf seiner sozialen Gruppe hinweg mit der größtdenkbaren Gemeinschaft zusammen: der Menschheit. Da jedoch Begriffe wie Menschlichkeit, Gesamtwohl usw. in ihrer Bedeutung von jeder Nation anders ausgelegt und andererseits die Verwirklichungstendenz vorgeblicher Menschheitsinteressen durch die Großmächte aufs engste mit ihrer Politik vermengt ist, so ist es leicht begreiflich, daß aus der Lieblosigkeit des Einzelnen gegenüber seinen Volksgenossen sehr leicht ein moralisches oder politisches Verbrechen werden kann. Deshalb sollte jeder, der zu Überschwenglichkeiten neigt, sein Gewissen an der Wahrheit schärfen, die Paul Rohrbach in seinem bereits 1912 erschienenen Werk „Der deutsche Gedanke in der Welt" mit Recht als Leitsatz behandelte: „Der sittliche Fortschritt vollzieht sich nicht zuerst an der Menschheit im Ganzen, sondern zuerst in den Nationen .. Der deutsche Gedanke bedeutet den sittlichen Wesensgehalt des Deutschtums als gestaltende Kraft im gegenwärtigen wie im zukünftigen Weltgeschehen . . ." Das gleiche sagte auch schon Fichte, wenn er fordert, daß die Nationalerziehung ganz von selbst zur Fort- und Höherbildung der Menschheit führen muß: „So wie der Staat an den Personen seiner erwachsenen Bürger die fortgesetzte Erziehung des Menschengeschlechts ist, so müsse, meint diese Staatskunst, der künftige Bürger selbst erst zur Empfänglichkeit jener höheren Erziehung auferzogen werden". Die Schlußfolgerung, die Fichte jedoch aus allen diesen Prämissen zieht, könnte heute geschrieben sein und ist mit beiden Händen zu unterschreiben: „Der dermalen in ewiger Zeit an der Tagesordnung sich befindende Fortschritt ist die vollkommene Erziehung der Nation zum Menschen. Nur die Nation, welche zuvor diese Aufgabe erreicht hat und dies durch die wirkliche Ausübung beweist, wird sodann auch jene des vollkommenen Staates lösen."

Eugen Löwinger:
Ein wirtschaftliches Gibraltar: Alexandrien.

Die militärischen Stützpunkte, welche sich Großbritannien im Mittelländischen Meer verschafft hat — Gibraltar, Malta, Cypern — und die ausgezeichneten Dienste welche die britische Politik aus dem Besitz dieser hochwertigen Befestigungen zieht, ließen den übrigens naheliegenden Gedanken aufkommen, nach w i r t s c h a f t l i c h e n Stützpunkten zu suchen, die die Weltmacht Großbritanniens in maritimer und kommerzieller Hinsicht noch weiter sichern. Insolange der frühere Vizekönig in Cairo residierte, konnte sich die Betätigungssucht der Briten in Ägypten nicht unbeschränkt gehen lassen. Nolens volens mußte man sich eng-

lischerseits mit dem Gedanken abfinden, daß Ägypten noch nicht eine Provinz des Britenreiches geworden war und daß man gut taran tat, sich gewisse Beschränkungen aufzuerlegen.

Der Krieg mit der Türkei und der Wegfall aller Rücksichtnahme auf die Ansichten und Bestrebungen Mitteleuropas haben den Engländern den sehnlich herbeigesehnten Anlaß gegeben, von Ägypten in einem Maße Besitz zu ergreifen, das diesen Staat nunmehr restlos in die Gewalt der britischen Regierungsmacht brachte. Man konnte jetzt, ohne sich irgendwelchen Einwendungen auszusetzen, — denn Frankreich und Italien taten mit — an den Ausbau des wirtschaftlichen Gibraltars schreiten, indem man sich einer Idee bemächtigte, die ein Deutscher vor Jahren, wenn auch vergeblich, in Vorschlag gebracht hatte. Herr Rothacker, Mitinhaber einer seit 50 Jahren in Ägypten etablierten deutschen Großfirma, Mitglied des Alexandriner Gemeinderates, hatte angeregt, Alexandrien zu einem Freihafen zu machen. Dadurch wäre erzielt worden, daß Alexandrien zu einem Warendepot allerersten Ranges aufgestiegen wäre mit einem Eigenhandel, der fast die gesamte ägyptische Güterbewegung in der Hand behielt. Denn durch die Läger in Alexandrien wäre die Gelegenheit geboten gewesen, Waren zollfrei und mit geringen Kosten einzulagern, und der Vertrieb europäischer Industrieerzeugnisse würde sich in Alexandrien konzentriert haben mit der Wirkung, Alexandrien zum Hauptmarkt von ganz Ägypten zu machen.

Herr Rothacker verfolgte mit seinem Gedanken Interessen, die lediglich auf das ägyptische Geschäft Bezug hatten. Im Verhältnis damit sollten auch die neu zu errichtenden Lagerhäuser, Kaianlagen und so weiter stehen.

Die Briten haben bekanntlich das Bestreben, sich den ägyptischen Verbrauchermarkt restlos beizubiegen. Was Deutschland, Österreich an industriellen Erzeugnissen vor dem Kriege nach Ägypten geschafft hat, soll in Zukunft aus Enlgand bezogen werden. Maßnahmen aller Art, die von englischen Wirtschaftsverbänden mit ihrem Sitz in Ägypten vorgeschlagen worden sind, Regierungsmaßregeln, die in London ihren Ausgangspunkt haben, weitgehende Studienreisen von Delegierten des britischen Handelsamtes und eine Reihe von Unternehmungen mehr, die dem gleichen Ziele dienen, lassen erkennen, daß die durch den Weltkrieg hervorgerufene Konstellation Ägypten unter die wirtschaftliche Vormundschaft Großbritanniens bringen soll, nachdem Ägypten politisch zu einer Null herabgesunken ist.

Selbstverständlich richten es die Briten so ein, daß die ägyptische Einwohnerschaft zur Überzeugung kommt, es handelte sich um Entwickelungen, die lediglich in ihrem Interesse hervorgerufen werden. War es doch immer für die Engländer ein politischer Leitsatz erster Ordnung, die Einwohner eines eroberten Landes in ihren religiösen und kommerziellen Betätigungen ungehindert zu lassen, ihnen eine Selbstverwaltung zuzugestehen, aber immer nur soweit, als die politische Machtstellung Englands dadurch nicht nachteilig beeinflußt war. In religiöse Sachen

mischte man sich überhaupt nicht, die geschäftlichen Sachen wußte man so zu schieben, daß Großbritannien dabei nicht zu kurz kam, und auch jetzt, in der Frage des Alexandriner Freihafens, tut man ja, wie bereits erwähnt, so, als ob lediglich der Wunsch, Ägyptens wirtschaftliche Stellung zu heben, der Grund sei für die Ausgestaltung Alexandriens zum Freihafen.

Aber die britischen Beweggründe liegen natürlich viel tiefer. Die britischen Staatsmänner beabsichtigen, Alexandrien zu einem Stapelplatz aller englischen Industrieartikel zu machen, dergestalt, daß von Alexandrien aus das ganze mittelländische Küstengebiet mit englischen Produkten versehen werden kann, ein Unternehmen, welches die besten Aussichten bietet, weil die in Alexandrien eingelagerten Güter mit geringen Spesen belastet sind und, im Freigebiete lagernd, ohne irgendwelche Zollschwierigkeiten nach irgendeinem Punkte des Auslandes zur Verschiffung gelangen können. Selbstverständlich geht parallel mit diesem Programm die Etablierung eines Schiffsnetzes, das Alexandrien mit allen Häfen des Mittelländischen Meeres in direkte Verbindung bringt.

Was vor dem Kriege Triest, Genua, Marseille, Barcelona gewesen sind, soll sozusagen automatisch auf Alexandrien übertragen werden. Wozu sollen die Käufer an der afrikanischen Nordküste erst lange auf Bestellungen aus Österreich, Deutschland, Italien, Frankreich und Spanien warten, wenn sie prompt und billig, aber hauptsächlich prompt, ihre Bezüge aus den Alexandriner Depots machen können! Wozu sollen die Verbraucher in Syrien, Kleinasien, Griechenland, Bulgarien anderswo kaufen als in Alexandrien, wo sie alles Wünschenswerte jeder Zeit finden, von wo aus sie schnelle und billige Verschiffungsgelegenheit haben! Daß die englische Produktion nicht immer die Güter anderer Provenienzen ersetzen wird, schadet ja insofern nichts, als die Engländer nichts dagegen haben, die verhältnismäßig geringen Quantitäten, die in Betracht kommen könnten, ihre regulären Abnehmer aus anderen Lieferungsländern beziehen zu lassen. Aber das Gros der Geschäfte würde von der Alexandriner Kaufmannschaft geliefert werden, die englischen Fabrikanten würden auf eine einfache und billige Art und Weise eine überragende Stellung im Mittelländischen Handelsverkehre einnehmen.

Die Erfahrung lehrt, daß die Exportbewegung die Importbewegung fördert oder auch umgekehrt. Die englischen Kaufleute in Alexandrien werden als Zahlung für ihre Lieferungen von Industrieartikeln gerne Waren akzeptieren, die der Landwirtschaft und der Viehzucht der Käuferländer entspringen. So werden sie gerne aus Smyrna Südfrüchte, Wolle, Weizen im Ausgleich übernehmen, diese Waren aber nicht nach Alexandrien bringen lassen, sondern nach London, wo sie entweder im Auktionswege versilbert werden oder sonstwie durch andere Kanäle und Kanälchen dorthin geleitet werden, wo sich die besten Preise erzielen lassen.

Und gar die englischen Banken!

Welche ausgezeichnete Gelegenheit bietet sich ihnen nicht, in beiden Verkehrsrichtungen die Finanzierung durchzuführen. Gerade dadurch, daß die englische Bankwelt auch im Mittelländischen Geschäfte führend wirkt, wird der britische, politische und wirtschaftliche, Einfluß um ein ganz erhebliches gesteigert mit allen weiteren erfreulichen Folgen, die sich durch die Kraft der Wechselbeziehungen einstellen.

Das ist so in großen Zügen, was die britische Regierungskunst von der Etablierung Alexandriens als Freihafen erwartet. Es ist viel. Gelingt den Engländern dieser Streich, so haben sie das Mittelmeer in ihrer Tasche samt den Küstengebieten, welchem Staate immer sie angehören mögen, bis zur Adria hinauf, bis durch die Dardanellen und dem Bosporus ins Schwarze Meer.

Aber auch dieses Projekt der britischen Regierung hängt zusammen mit dem Ausgang des gegenwärtigen Weltkrieges. Eine solche überragende Stellung des britischen Elementes im Mittelländischen Meere muß allen Nationen zuwider sein, die irgendeinen Ausgangspunkt nach dem Mittelmeer haben. Und deshalb ist sehr die Frage, ob nicht im zukünftigen Friedensvertrag Bestimmungen vorgesehen werden, die die Wirkungen des Alexandriner Projektes entweder arg beschneiden oder ganz aufheben. Wir können also bis auf Weiteres ruhig zusehen, wie die Engländer sich zum Alexandriner Freihafenplan stellen. Ausgeführt kann ja die Sache doch erst werden, wenn der Krieg zu Ende ist und wenn in England in finanzieller und wirtschaftlicher Hinsicht wieder halbwegs normale Verhältnisse platzgegriffen haben.

P. Asmussen:
Krieg und Landwirtschaft.

Das Verdienst der deutschen Landwirtschaft, die Ernährung des deutschen Volkes während der Kriegszeit sichergestellt zu haben, wird anerkannt, aber zugleich pflegt gesagt zu werden, dafür werde die Landwirtschaft auch durch einen überreichen Kriegsgewinn belohnt. Wie die deutsche Landwirtschaft ihre Kriegsaufgabe hat erfüllen können und wie groß der Gewinn ist, wird in der Regel nicht beachtet. — Schon als der Streit um die Agrarzölle tobte, behauptete die deutsche Landwirtschaft, sie müsse in den Stand gesetzt werden, die Ernährung von Menschen und Tieren in Deutschland unabhängig von ausländischer Zufuhr sicher zu stellen. Dazu forderte sie Zollschutz, um vor der Überschwemmung des Landes mit billigem ausländischen Korn sicher zu sein. Damals bezweifelte man freilich,

ob die deutsche Landwirtschaft jemals in der Lage sein werde, diese Aufgabe bei der wachsenden Bevölkerungszahl Deutschlands zu erfüllen. Man behauptete auch, es sei gar nicht nötig, sich von der Getreidezufuhr vom Auslande unabhängig zu machen, was uns fehle, habe das Ausland reichlich und billig und der Handel würde es uns gern besorgen, darum sei es falsch, notwendige Lebensmittel ohne Not durch Zölle zu verteuern. Die Möglichkeit, daß sich das Ausland auch einmal versagen könne, hielten viele Leute für ausgeschlossen. Jetzt haben wir es aber so, und wo wir ständen, wenn wir uns auf den Handel verlassen müßten, braucht nicht gefragt zu werden. — Die bessere Einsicht schlug durch, die Landwirtschaft bekam ihre Schutzzölle, und die Landwirtschaft legte ihre Ersparnisse nicht auf die hohe Kante, sondern ging mit Eifer an die Kulturarbeiten. Die Kulturländereien wurden durch zweckmäßige Be- und Entwässerungsanlagen, durch vermehrte Anwendung von Kunstdünger und durch bessere Bearbeitung erheblich ertragfähiger gemacht. Ödländereien wurden in Kultur genommen, namentlich wurde mit Heide und Moor so aufgeräumt, daß man sich hier und da genötigt gesehen hat, kleine Stücke davon unter Naturschutz zu legen, um der Nachwelt zu zeigen, wie es einst im Lande ausgesehen hat. Nicht minder wurde der Viehstapel vermehrt und verbessert. Die durchschnittliche Fleischnahrung des einzelnen Deutschen konnte sich trotz des Wachsens der Bevölkerung in 50 Jahren etwa verdoppeln, ohne daß besonders starke Zufuhren vom Auslande her sich nötig machten. Insbesondere aber wuchs der Ertrag an Körnerfrüchten und Kartoffeln. Wer eine Gegend durchwandert, die er in 30 Jahren nicht gesehen hat, findet fast überall neue und größere Scheunen und Ställe, die der Bauer natürlich nicht zum Spaß baute, sondern weil er sie nötig hatte. — Und dann kam der Krieg und brachte von vornherein den englischen Aushungerungsplan. Aus dem Vollen konnten wir da nicht mehr leben, wir mußten uns einschränken. Hätten wir das freilich von Anfang an getan und es nicht erst begonnen, als die wirkliche Not am Mann war, dann hätten wir es jetzt reichlicher. Aber wer dachte damals an einen so lang dauernden Krieg? Es war vielmehr unser Stolz, während des Krieges leben zu können, als sei kein Krieg, obgleich wir in einer belagerten Festung lebten und genau wußten, was der Feind mit uns vorhatte. Die Vertreter der Landwirtschaft haben von Anfang an geraten, die wichtigsten Lebensmittel, namentlich das Brotkorn, mit Beschlag zu belegen, davon nur nach Bedarf abzugeben und uns im Rest eine Reserve für Notzeiten aufzusparen. Schon damals ließen sich unfreundliche Stimmen hören, welche behaupteten, die Landwirtschaft habe sich zwar gerühmt, Deutschland ernähren zu können, und nun müsse sie sofort nach dem Aufhören ausländischer Zufuhren Verbrauchseinschränkungen fordern. — Nun hat die deutsche Landwirtschaft nicht versprochen und konnte auch garnicht versprechen, Nahrungsmittel genug zu schaffen, einerlei, wie viel wir davon verbrauchten. Das kann die Landwirtschaft keines Landes versprechen, so wenig, wie der Handel irgend eines Landes versprechen kann, dem Volke alles zu liefern, was es nötig

hat, und wie ein Familienvater den Seinen versprechen kann, alles bezahlen zu wollen, was sie auch immer kaufen und anschaffen mögen. Zum ordentlichen Haushalten gehört immer das Sparen, und in Notzeiten muß doppelt gespart werden. Kriegszeiten sind aber immer Notzeiten gewesen und werden es immer bleiben. Und wenn nun gleich anfangs der Fall eintrat, den viele bis dahin für unmöglich hielten, daß sich das Ausland uns nahezu völlig versagte, so mußte mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen eigentlich von Anfang an sparsam umgegangen werden, da die landwirtschaftliche Erzeugung von vielen Dingen abhängig ist, auf die der Landwirt selber keinen Einfluß hat. — Und diese Dinge sind dem Landmann während der Kriegszeit nicht günstig gewesen. Das Jahr 1914 brachte uns eine Mittelernte, mit der wir zufrieden sein konnten. Dagegen war das Jahr 1915 für den größten Teil Deutschlands ein trockenes Jahr. Die Kornernte ergab keine Mittelernte, dagegen hatten wir eine ziemlich gute Kartoffelernte. Das Jahr 1916 bot das entgegengesetzte Bild. Das Erntewetter war feucht, das ziemlich reichlich gewachsene Korn kam schlecht ein und schwand infolge Eintrocknens auf dem Speicher. Die Kartoffeln brachten nicht den halben Ertrag eines normalen Jahres, und hätten wir nicht in den Rüben einen Ersatz gefunden, so wäre es uns wohl schlecht genug gegangen. Dazu fehlte es der Landwirtschaft von Anfang an und dann in immer stärkerem Maße an Arbeitern und Betriebsleitern, die waren an der Front, an Gespannen und Maschinen und zeitweilig an Heizmittel für motorisch angetriebene Maschinen und vor allen Dingen an den einseitig wirkenden sog. Kunstdüngemitteln. Und es war ein Glück, daß die Landwirte in Friedenszeiten Äcker und Wiesen mit Pflanzennährstoffen angereichert hatten Die oft verspottete Überdüngung erwies sich als ein Segen, denn während der Kriegszeit konnte der Acker sein volles Recht nicht bekommen. — Als die Not am Mann war, fing man schließlich mit Beschlagnahme und Gemeinbewirtschaftung an. Hätte man es gleich anfangs getan, so hätte man sich mit den wichtigsten Bedarfsgegenständen begnügen können, namentlich mit den wichtigsten Nahrungsmitteln für Menschen und Tiere. Man hätte dann nicht nur immer große Reserven gehabt, auf die man in Notzeiten hätte zurückgreifen können, sondern manche andere Knappheit, auch die Futterknappheit, wäre zu umgehen gewesen. Da man sich spät zu solchen Maßnahmen entschloß, mußte man nach und nach immer tiefer eingreifen und immer mehr Sachen dem freien Verkehr entziehen. Von den Maßnahmen und Verordnungen, die erst erlassen, dann abgeändert, dann teilweise aufgehoben wurden usf., gab es reichlich, von alledem wird niemand so schwer betroffen als der Landwirt. Nicht nur werden ihm zur Aufrechthaltung seines Betriebes viel zu geringe Mengen seiner eigenen Vorräte belassen, sondern er kann sich durch die Menge der Verfügungen und Maßnahmen der Behörden kaum noch hindurch finden, und doch macht er sich strafbar, wenn er sie übertritt. — Dafür wird er nun durch die angeblich sehr hohen Kriegsgewinne entschädigt. Diese werden aber in der Regel ganz erheblich überschätzt. Gewiß,

alles, was der Bauer heutzutage zu verkaufen hat oder abliefern muß, steht höher im Preise, als in Friedenszeiten, manchmal sogar ganz wesentlich. Aber alles, was er kaufen muß, ist verhältnismäßig noch mehr im Preise gestiegen, heiße es nun Zug- oder Zuchtvieh, Maschinen oder Gerät, Kunstdünger oder Saatgut, Kleidung oder Hausgerät oder was immer sonst. Am meisten ist aber der Arbeitslohn gestiegen. Freilich arbeiten die Kriegsgefangenen ja billig, sind aber weder so anstellig, noch so zuverlässig wie heimische Arbeiter und stehen auch nicht in genügender Anzahl zur Verfügung. Für heimische Arbeiter aber, wo sie zu haben sind, muß man Phantasielöhne zahlen. Man muß, denn wenn man nicht zulangt, hat sie am nächsten Tage jemand anders. So stehen den Mehreinnahmen auch bedeutende Mehrausgaben gegenüber und sorgen dafür, daß die Bäume des Kriegsgewinns nicht in den Himmel wachsen. — Redensarten! sagt man, wir wissen ganz genau, wie die Bauern und Gutsherren ihre Bank- und Kassenguthaben auffüllen, Schulden bezahlen und Hypotheken löschen lassen! Gerade das wird aber in der Regel ganz falsch gedeutet. Der Bauer ist gewohnt, so und so viel Geld für Dungstoffe auszugeben, er wird sie auch kaufen, sobald er sie bekommen kann, wenn nicht eher, so nach dem Frieden. Ein anderer ist gewohnt, jedes Jahr große Mengen Kraftfutter für sein Vieh anzuschaffen. Jetzt hat er seinen Viehbestand einschränken müssen und spart das Geld für das Futter. Zwar wird das Geld irgendwo nutzbringend angelegt, aber nur so lange, bis er es wieder zur Vergrößerung des Viehstapels brauchen soll. Ein Dritter will an seinen Gebäuden, an seinem Inventar, an seinen Ländereien Verbesserungen vornehmen. Aber hier fehlen die Rohstoffe, dort die Arbeitskräfte, anderswo beides. So legt er das Geld einstweilen zurück. Solche Gelder sind aber keine Reingewinne, es sind Gelder, die aus der Wirtschaft herausgezogen werden mußten, weil da augenblicklich keine Verwendung für sie war, die aber in die Wirtschaft hineingehören und auch bei der nächstbesten Gelegenheit wieder hineingesteckt werden. Ob sie nun inzwischen in Bank oder Kasse getan oder zum Löschen von Hypotheken verwendet werden, läuft in der Praxis auf eins hinaus. Je reiner ein Landwirt sein Hypothekenbuch hat, desto leichter bekommt er Geld geliehen, wenn er es später gebrauchen soll. — Natürlich bedarf die Landwirtschaft keinen besonders hohen Kriegsgewinn, und wenn sie vielleicht auch ihren Gewinn etwas höher bringt, als in Friedenszeiten, wird man ihr das auch gönnen, da sie unter wesentlich schwierigeren Verhältnissen arbeiten muß und ihre Aufgabe, die Versorgung Deutschlands mit Produkten der Landwirtschaft und Viehhaltung, im wesentlichen hat erfüllen können. Wir haben davon nicht reichlich, aber wir haben, was wir notwendig gebrauchen, und wir zahlen dafür wohl erhöhte, aber keine Hungersnotpreise. Darauf aber muß in Friedenszeiten hingearbeitet werden, daß die Landwirtschaft noch besser als jetzt das Volk ohne fremde Zufuhren ernähren kann. Es muß dahin kommen, daß in einem künftigen Kriege der Feind garnicht auf den Gedanken kommt, uns aushungern zu können, weil er weiß, daß das unmöglich ist.

Das ist das beste Mittel, uns die Freiheit der Meere zu geben. Wenn der Feind weiß, daß er mit der Blockade nichts erreicht, verhängt er sie auch nicht. Das Ziel wird dadurch erreicht, daß jeder Landmann seinen Betrieb noch einmal gründlich durchmustert und die Betriebszweige ausmerzt, die ihm nur geringen Ertrag liefern, dagegen diejenigen zur Vollkommenheit steigert, die hohe Erträge liefern. Namentlich auf die Erzeugung größerer Kraftfuttermengen ist Bedacht zu nehmen, denn daran hat es in erster Linie gefehlt. — Hier muß freilich auch die Industrie zur Hilfe kommen. Wir haben während des Krieges gelernt, aus Stroh und minderwertigem Heu Kraftfutter zu machen, Trockenhefe als eiweißhaltiges Futtermittel in größeren Mengen künstlich herzustellen, den Stickstoff der Luft zu Düngungszwecken zu verwenden usf. Nur ist die Herstellung in größeren Mengen nicht möglich gewesen, weil das Rohmaterial anderweitig benutzt werden mußte und die Arbeitskräfte fehlten. Hier wird nun nach dem Kriege die Industrie einsetzen und für die Bedürfnisse der Landwirtschaft arbeiten müssen. Das mag auch lohnender sein, als sich sofort wieder mit Wucht auf die Ausfuhrindustrie zu werfen, die uns der Krieg unterbunden hat und die wir doch nicht gleich wieder so bekommen, wie wir sie vor dem Kriege hatten. Arbeitet aber unsere Industrie in erster Linie für den Hausbedarf, so hat sie ein sicheres Absatzgebiet, auf dem ihr jeder ausländische Wettbewerb von der Tür gehalten werden kann, und sie kann sich bei der Herstellung von Ausfuhrwaren auf die Artikel beschränken, die wirklich im Auslande begehrt und gut bezahlt werden. — Und dann muß natürlich auch der Staat helfen, einmal, indem er der Landwirtschaft ausreichende Preise sichert. Wenn die Industrie mehr als bisher für die Landwirtschaft arbeitet, muß es ihr ja ganz recht sein, daß die Landwirtschaft gut verdient. Dann kann sie für die Industrieerzeugnisse mehr Geld ausgeben, die Industrie kann dann auch gut verdienen und ihren Arbeitern gute Löhne zahlen. Der Staat muß aber auch von solchen landwirtschaftlichen Erzeugnissen, die sich lange aufbewahren lassen, ohne zu verderben, Reserven zurücklegen. Sollte es dann einmal wieder zum Kriege kommen, so verfügt er sofort die Gemeinbewirtschaftung der wichtigsten Nahrungsmittel und Verbrauchsartikel und öffnet seine Reservespeicher. Dann ist er in der Lage, die Ernährung der Bevölkerung und die Erhaltung des Viehstapels so sicher zu stellen, daß vermutlich niemand auf den Gedanken kommt, uns aushungern zu wollen, und daß eine Blockade, wenn man sie überhaupt noch ins Auge faßt, nicht allgemein eingeführt wird, sondern sich auf die Behinderung der Zufuhr von Kriegsbedarf beschränkt. Deutschland ist aber in der Lage, das wagen zu können, weil es das hat, was in erster Linie dazu gehört: eine leistungsfähige Landwirtschaft.

G. Buetz, Dessau: Die Handelsflotte Norwegens im Weltkriege.

Die Handelsflotte Norwegens ist insoweit für die deutschen Kriegsoperationen von Bedeutung, als die norwegischen Reeder in einem starken Prozentsatze Bannwarenfahrten für die Entente unternehmen. — Es wird nun immer häufiger darauf hingewiesen, daß weniger der freie Wille als vielmehr die starke Abhängigkeit der norwegischen Staaten von dem englischen Kapitale das Ergebnis der Willfährigkeit der norwegischen Reeder, Bannwarentransporte zu übernehmen, sei. Außerdem könne Norwegen infolge seiner absoluten Abhängigkeit von der englischen Bunkerkohle und den amerikanischen Korntransporten sowie in seinem Bedürfnis nach Schiffsstahl nicht dem freien Handelswillen nachkommen, sondern sei dem englischen Wohlwollen und somit dem englischen Zwange ausgeliefert. — Zweifellos besteht eine gewisse Berechtigung dazu, diese Momente mit bei der Beurteilung der norwegischen Haltung der Neutralität heranzuziehen. Die starke Abhängigkeit der Flotte von englischen Kapitalien besteht; ebenso ist Norwegen, das im Frieden eine Einfuhr aus Deutschland in der Höhe von 176 Millionen Kronen hatte (1913), das gewohnt war, seine Haupteinkäufe an Fertigware, Halbfabrikaten, Korn und Kolonialwaren vom deutschen Markte zu beziehen, gezwungen, dem englischen Markte Zugeständnisse zu machen. Indessen, vergleicht man die Lage, in welcher sich Schweden befindet, mit der Haltung Norwegens den Bannwarentransporten gegenüber, zeigt sich, daß Schweden unter den Schwierigkeiten der Lebensmittelbeschaffung und jenen für die Bedarfdeckung des Marktes an Halb- und Fertigfabrikaten bei weitem mehr zu leiden hat als das bevölkerungsarme und industrieschwache Norwegen. Und trotzdem: welcher Unterschied zwischen der Wahrung des Neutralitätsbegriffes beider Länder!

Wenn nun auch zugegeben werden soll, daß die norwegische Handelsflotte eine ganz andere Stelle in dem Wirtschaftsleben dieses Staates führt, als das Schweden gegenüber der Fall ist, so muß dem doch gegenüber gestellt werden, daß Schweden so gut wie Norwegen in der Lage gewesen wäre, die günstigen Chancen der Kriegskonjunktur zu einer Festigung und Erweiterung der Handelsflotte auszunützen. Mit genau dem gleichen Recht und Unrecht, mit welchem zum Beispiele die Nordamerikaner unter dem Deckmantel einer friedensliebenden Neutralität ihre absolut bedeutungslose Flotte in den Kriegsjahren zu einem achtungsgebietenden Wirtschaftsfaktor ausbauten. Genau wie Norwegen und die Vereinigten Staaten von Amerika

hätte auch Schweden in vollen Zügen an dem guten Geschäft teilnehmen können. Denn das sollte man denn doch nicht unterlassen wieder und wieder zu betonen: die norwegische Handelsflotte hat ein glänzendes Geschäft dadurch gemacht, daß sie sich so rückhaltslos in den Dienst des Vierverbandes stellte. Nicht nur gezwungen, höchstfreiwillig kam man gelockt von dem großen Verdienste, geblendet von der Zukunftshoffnung, sich heute die Möglichkeiten zu einer künftigen Machtstellung zu schaffen, dem Wunsche Großbritanniens nach!

Wer hier keine Zweifel hegt und seine Bedenken hat, der werfe seinen Blick auf die Ziffern der Entwickelung der norwegischen Handelsflotte in dem nun mehr über dreijährigen Kriege. Was haben sie in diesen drei Jahren durch ihre „Aufopferung" Großbritannien gegenüber erreicht? —

Norwegen ruft so anhaltend seine Klagelieder in die Welt, daß der deutsche Barbar seine kleine Flotte durch den himmelschreienden Unterseebootskrieg vernichten werde. Man bedenke: eine bescheidene Flotte eines kleinen, völlig neutral gesinnten, durch und durch friedliebenden Staates zu vernichten, der von dem großen, machtvollen England gezwungen „gewisse" Bannwarenfahrten ausführen muß. Ein Kind muß das Unrecht erkennen! — — Nun, diese kleine bescheidene Flotte hatte in einem Lande, das eine so geringe Bevölkerung von 2 1/2 Millionen besitzt, sodaß im Durchschnitte 8 Einwohner auf einen Quadratkilometer kommen: 1913 einen Flottenbestand von 3 290 Schiffen mit 1 767 405 N. Reg. T. Von diesem Bestande waren 1 154 942 N. Reg. T. Dampfschifftonnage. Man merke wohl auf, daß diese kleine vernichtete Flotte nach dem Berichte des doch wohl nicht gerade Norwegen feindlichen amerikanischen Konsuls im November 1916 auf eine Tonnage von 2 756 391 Br. Reg. T. angegeben wurde. Im Kriege hat sich also die Tonnage der norwegischen Handelsflotte trotz der eingetretenen Versenkungen recht erheblich vermehrt! Hierüber pflegt man sich bei seinen Klageliedern auszuschweigen. Diese Vergrößerungen seiner Handelsflotte bei ständigen Verlusten an Schiffen beweist recht kräftig, wie gut man zur Kasse gekommen war. Gab doch die norwegische Handels- und Schiffahrtszeitung am Jahresausgange 1916 an, daß man im Laufe des Krieges einen Tonnageverlust von 316 437 Br. Reg. T. bis zum November 1916 gehabt habe.

Daß die Vermehrung der Flotte, wie dies am billigsten hätte erreicht werden können, durch den heimischen Schiffsbau erlangt werden konnte, war nicht erreichbar. Das Geschäft stellte sich auch günstig genug, um als Auftraggeber an ausländischen Werften auftreten zu können. Zwar waren auch die heimischen Werften von Bestellungen überhäuft; und 1916 waren für norwegische Werften Bestellungen für eine Tonnage von 178 677 Br. Reg. T. in Auftrag gegeben. Da man in den letzten fünf Friedensjahren einen

jährlichen Durchschnittssatz von nur 50 000 Br. Reg. T. Schiffvermehrung hatte, stellt sich innerhalb des Werftgeschäftes eine sehr günstige Konjunktur heraus. Anscheinend wird man indessen den Bestellern nicht gerecht werden können. Die Materialschwierigkeiten, mit denen man dauernd zu kämpfen hat, der Mangel an Arbeitskräften dazu macht es unmöglich, noch weit über die Leistungen von 1916 hinaus zu liefern. Man hatte im Laufe des Jahres 1916 schon seine liebe Mühe, die Tonnage von 156007 Br. Reg. T., die sich am ersten Januar 1916 im Auftrage befanden, zu liefern. Die Verhältnisse liegen in soweit ungünstig, als die Werften im Frieden bereits mit Arbeit gesättigt waren. Zu erheblichen Erweiterungen aber fehlt das Material, die Arbeitskraft und — der Wille. Man ist sich bewußt, sich bei Auslandsbestellungen besser zu stehen, als wenn man zu Erweiterungen schritte, welche für die Friedenszeit unerwünscht sind. Allerdings könnte man jetzt von diesem Prinzipe abweichen, da die Vereinigten Staaten Auslandsschiffsbauten für die Neutralen nicht mehr liefern und im neutralen Auftrage bereits gebaute Schiffe nicht mehr ausführen lassen!

Wie für die Entente so wurde auch für Norwegen Amerika die große gefällige Hilfe. Andererseits haben die kanadischen Schiffswerften Aufträge entgegengenommen. Während man 1915 noch in einem zögernden Tempo seine Bestellungen machte, hat das Jahr 1916 Rekordziffern gebracht. Nach den — allerdings schwer nachprüfbaren — Meldungen amerikanischer und skandinavischer Blätter, sowie nach Anfragen und Berichten im englischen Parlamente, sollen kanadische Werften 5 Frachtdampfer zu je 7000 Tons für Norwegen gebaut haben. Den Washingtoner Werften sollen für 1916: 39 Schiffe in Auftrag gegeben worden sein. Weitere 13 Schiffe in den übrigen amerikanischen Werften. Die in Auftrag gegebene Tonnage betrug 337 000 Br. Reg. T. Da die Ausfuhrbeschränkung für Schiffe, die von Seiten neutraler Auftraggeber bestellt waren, erst mit dem Eingriffe der Vereinigten Staaten von Amerika in die Kriegshandlungen begann, ist anzunehmen, daß Norwegen den überwiegenden Teil seiner 1916 bestellten Tonnage erhalten hat. Die Tonnage, welche für 1917 in einem noch größeren Umfange bestellt war, ist Norwegen nun allerdings nicht erreichbar.

Außer den Neubauten hat man seine Handelsflotte denn noch durch den Schiffsankauf zu vergrößern gesucht. Allerdings war es der englischen, französischen und italienischen Konkurrenz gegenüber schwierig, sich angebotene Tonnage zu sichern. Mit den Ankäufen, welche man in den Vereinigten Staaten von Amerika vornahm, hat man vom ersten Januar zum ersten Oktober 1917 nicht weniger als 729 000 Br. Reg. T. an Tonnage durch den Ankauf alter Schiffe gewonnen.

Einen Einblick davon, wie sehr das Geschäft sich bezahlt machte, kann

man gewinnen, wenn man die Dividenden ansieht, welche die Schiffahrtsgesellschaften austeilten. Ebenso dann, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Neugründungen von Schiffahrtsgesellschaften an der Tagesordnung waren. Erschien doch die Kapitalsanlage in Schiffahrtswerten als die günstigste, welche der Staat überhaupt aufzuweisen hatte. Wie gut das angelegte Kapital hier zu arbeiten verstand, ergab sich daraus, daß bereits 1915 $^1/_6$ der neugegründeten Gesellschaften 100 % Dividende zahlten, 75 bis 50 % aber Durchschnittsauszahlungen waren. Man hatte es denn Ende 1915 auch schon auf nicht weniger als 121 Schiffahrtsgesellschaften gebracht. Ihr Kapital wurde auf rund 140 Millionen Kronen angegeben. Diese Ziffer gewinnt erst an Bildlichkeit, wenn man sich dessen erinnert, daß die gesamte Kapitalanlage aller industrieller Unternehmungen zur gleichen Zeit nur 260 Millionen Kronen ausmachte. Im Laufe des Jahres 1916 verstärkte sich der Hang, seine Kapitalien in Schiffahrtsunternehmungen arbeiten zu lassen, noch wesentlicher. Man hatte Ende 1916 in der Schiffahrt rund 600 000 000 Kronen Kapital investiert, in der Industrie aber nur 75 000 000 Kronen. Diesen 600 000 000 Kronen in Schiffahrtswerten angelegten Kapitalien standen nur 203 700 000 Kronen in allen übrigen Erwerbszweigen festgelegte Kapitalien gegenüber. Der spekulative Anreiz war so stark, der Wille des Publikums an dem allgemeinen großen Verdienste, den die Bannwarenfahrten und sonstigen maritimen Transaktionen mit sich brachten, teilzunehmen so offenkundig, daß die Regierung sich genötigt sah, im Herbst 1916 eine allgemeine Warnung ergehen zu lassen, seine Vermögenswerte überwiegend in Schiffahrtspapieren anzulegen. Ebenso sah die Regierung sich genötigt, einen Einspruch gegen eine allzu scharfe Finanzierung von im Auslande bestellter Tonnage zu erheben. Trotzdem nahm man in den Vereinigten Staaten einen neuen Kredit von 200 Millionen Dollar für Schiffsbaubestellungen an nordamerikanischen Werften auf.

Die so überaus günstigen Verhältnisse haben sich nun ja für Norwegen seit der Verkündung des ungehemmten Unterseebootkrieges gründlich verschlechtert, denn in dem Verhältnis zu seiner starken Beteiligung an der Übernahme von Bannwarenfahrten sind auch die Verluste dementsprechend. Norwegen hat in den ersten drei Monaten des Jahres 1917 nicht weniger als 186 Schiffe mit 286 983 Br. Reg. T. durch Versenkungen verloren. In welchem Tempo die Versenkungen sich steigern, geht daraus hervor, daß man in den ersten 7 Tagen des Aprils nicht weniger als 28 661 Br. Reg. T. Schiffsraum einbüßte. — Am empfindsamsten ist diesen Versenkungen gegenüber der Umstand, daß man seine Verluste nicht mehr auszugleichen in der Lage ist, seit Amerika nur noch für sich und die Entente zu arbeiten wünscht. Ebenso sind die Werften der englischen Kolonien angehalten worden, ihre Kraft lediglich in den Dienst der Versorgung des Mutterlandes an

Schiffsmaterial zu stellen. Es ist ja menschlich begreiflich, wenn man nun in Norwegen Jammeriaden anstimmt. Kein Mensch verliert gern sein Geld. Auch pflegt eine Stimmung nicht dadurch gehoben zu werden, daß ein gutes Geschäft sich als ein übeler Reinfall darstellt. Wer sein Schäfchen nicht schon im Trockenen hat, der wird also wohl schon seine Ubootnerven haben. — Wir aber können dem allen nur den alten Satz entgegenstellen: Unredlichkeit hat kurze Füße.

Dr. jur. R. Strahl: Parlamentarismus und Beamtenstaat.

Die Neubesetzung der leitenden Staatsämter im Reiche und in Preußen hat die Hoffnungen und Wünsche der Anhänger des parlamentarischen Systems nicht erfüllt, und während ein Teil seiner Befürworter immerhin in der Neuordnung einen Schritt weiter nach dem erstrebten Ziele sieht, gibt der andere seiner Enttäuschung umso unverhohlener Ausdruck — läßt keine Gelegenheit vorübergehen, mit geradezu bewundernswerter Hartnäckigkeit den Ruf nach der westlichen „Freiheit" erschallen zu lassen. Damit scheint der Kampf um den Parlamentarismus — wenigstens zum großen Teil — in jenes unglückselige Stadium doktrinärer Starrheit hinüberzugleiten, das in Deutschland einer fortschrittlichen Entwicklung immer mehr geschadet als genützt hat.

Letzten Endes handelt es sich doch wirklich nicht darum, dies oder jenes „System" nach ausländischem Muster mittels eines gewagten Experimentes nach Deutschland zu übertragen, sondern eine organisch entwickelte und weiter entwicklungsfähige Regierungsform zu finden, die den besonderen deutschen Verhältnissen Rechnung trägt. Und zwar den deutschen Verhältnissen und Anschauungen des deutschen Volkes, wie sie sich jetzt im Verlaufe des Krieges selbst innerlich fortgebildet haben.

Es hieße Vogelstraußpolitik treiben, wenn man sich der Erkenntnis verschließen wollte, daß während des Krieges die demokratische Woge in Deutschland mächtige Fortschritte gemacht hat. Das gegenseitige Abhängigkeitsverhältnis von Staat und Volk ist auch den breiten Massen mit solcher Deutlichkeit zum Bewußtsein gekommen, daß eine glückliche Lösung der inneren Zustände, vor allem auch für die große Arbeitsperiode, die uns nach dem Kriege bevorsteht, nur in einer entsprechenden Fortbildung im Sinne des neuzeitlichen Volksstaates zu erhoffen ist. Es gilt für den gewaltigen

Wirtschaftskampf der Zukunft im Interesse staatlicher Selbsterhaltung nicht nur die Menge der Arbeitenden mit dem Staate zu verknüpfen, sondern auch für den Staat die denkbar fähigsten Führer zu finden, Führer, die gleichzeitig das volle Vertrauen der Geführten besitzen, und so die kommende Arbeits- und Kampfesgemeinschaft des Staates vorzubereiten.

Kann dies der alte Beamtenstaat, wie wir ihn bis vor kurzem gehabt haben, verspricht dies das parlamentarische System nach den Erfahrungen der Westmächte oder scheint nicht vielmehr eine neue mittlere Regierungsform, etwa wie sie in der jetzigen Neuordnung andeutungsweise angebahnt wird, solches erhoffen zu lassen?

Dem Beamtenstaat früherer Richtung wird seine greisenhafte Entschlußlosigkeit — sein Erstarren unter Hemmungen unkontrollierbarer Art — seine Abgeschlossenheit gegenüber den Strömungen im Volke und mangelhafte Anpassungsfähigkeit an die wirtschaftlichen und politischen Erfordernisse der veränderten Zeit vorgeworfen. Selbst von denen, welche die maßgebende Bedeutung der Landwirtschaft für unsere staatliche Existenz anerkannten, wurde die einseitige Durchsetzung nicht nur der leitenden Stellen, sondern überhaupt des ganzen Verwaltungsapparates mit konservativ-agrarischen Anschauungen bei dem Zunehmen unserer Industrialisierung als bedenklich betrachtet.

Unstreitig würde die Einführung des parlamentarischen Systems in allen diesen Punkten eine tiefeinschneidende Änderung hervorbringen. Aber eine Änderung zum Besseren?

Zunächst sollte uns schon stutzig machen, daß das parlamentarische System bei den Westmächten gerade in der Kriegszeit versagt und die seit langem parlamentarisch regierten Staaten zu nicht unerheblichem Abweichen von dem alten Herkommen veranlaßt hat. Die Gründe liegen offen zu Tage: einerseits erschien es in dem Ringen um Leben und Tod notwendig, hervorragende Männer, auch wenn sie nicht gerade Abgeordnete der herrschenden Parlamentspartei waren, zur Leitung des bedrohten Staatswesens heranzuziehen; andererseits ergab es sich, daß es zur Wahrung der inneren Einmütigkeit der Völker nötig war, auch den Minoritätsparteien den sonst verweigerten Anteil an der Staatsleitung zuzugestehen.

In diesen beiden Erkenntnissen liegt bereits eine schwerwiegende Kritik des parlamentarischen Systems. Schon Aristoteles stellt in seiner „Politik" den Satz auf, daß die Leitung eines idealen Staatswesens in der Hand der Besten, der Befähigsten, liegen müsse. Diese in ihrer Selbstverständlichkeit heute fast naiv anmutende Weisheit könnte allein bereits Grund geben, darüber nachzudenken, ob es überhaupt notwendig und zweckmäßig ist, den Kreis der Personen, aus dem die Staatsleiter auszuwählen sind, künstlich durch ein „System" — womöglich gar verfassungsmäßig! — zu verengern. Eine solche

Menge von politischen und Verwaltungs-Talenten haben wir wahrhaftig nicht, daß wir uns diesen Luxus ohne zwingenden Grund gestatten könnten.

Aber auch der andere der beiden erwähnten Punkte erscheint beachtlich. „Die Furcht vor der Parlamentsherrschaft ist die Furcht vor der Parlamentsherrschaft der anderen", ist mehrfach offen ausgesprochen worden. Ganz recht, denn in keiner Regierungsform ist eine rücksichtslosere Unterdrückung der Minderheiten naheliegend, als gerade unter der parlamentarischen. Eine nichtparlamentarische Regierung, die, um ihre überparteilichen Pläne mit Hilfe der Volksvertretung durchzusetzen, fortgesetzt mit wechselnden Kombinationen arbeiten muß, muß immer Rücksichten nehmen, die für eine herrschende Mehrheitspartei völlig in Fortfall geraten. Zu welchen bedenklichen Folgen das gerade in Deutschland führen kann, wo die Mehrzahl der Parteien zugleich die Vertretungen bestimmter wirtschaftlicher Interessengruppen sind, bedarf keiner näheren Ausführung.

Bis zu einem gewissen Grade wird diese Gefahr in Deutschland allerdings dadurch abgeschwächt, daß bei unseren Parteiverhältnissen auch unter dem Parlamentarismus zunächst mit Koalitionsministerien zu rechnen wäre. Die Nachteile von solchen sind unter Hinweis insbesondere auf die französischen Verhältnisse bereits so häufig dargelegt worden, daß es überflüssig ist, daran längere Ausführungen zu verschwenden. Nur auf eine Möglichkeit sei hier noch aufmerksam gemacht. Die stillschweigende Annahme der Befürworter des Parlamentarismus, daß er zu einer Herrschaft rein fortschrittlichen Geistes führen werde, ist in Anbetracht der tatsächlichen Lage auf die Dauer mehr als zweifelhaft. Selbst bei der heutigen Konstellation wäre eine Mehrheit der Linken nicht möglich, wenn sie nicht die Unterstützung einer weiteren großen Partei fände. Als solche käme nach Lage der Sache nur das Zentrum in Frage. Das Zentrum dürfte überhaupt in absehbarer Zeit für alle Mehrheitsbildungen von ausschlaggebendem Einflusse sein. Nun ist klar, daß dem Zentrum bei allen demokratischen Kräften, die in ihm zum Ausdruck gelangen, auch eine stark konservative Richtung innewohnt, und es erscheint keineswegs ausgeschlossen, daß das parlamentarische System über kurz oder lang einen stark reaktionären schwarz-blauen Kurs herbeiführen könnte, der sicher nicht in dem Sinne seiner heutigen Verfechter liegt. Überhaupt würden die Umschläge, die das parlamentarische System für Deutschland befürchten lassen, vermutlich derartig grundlegend sein, daß sie in einen Zickzackkurs ausarten könnten, gegen den englische Regierungswechsel zwischen konservativ und liberal und französische zwischen radikalen und gemäßigten Republikanern eine Kleinigkeit erscheinen.

Aber selbst gesetzt den Fall, daß eine fortschrittliche Mehrheit ans Ruder äme, was von Vielen für die innere Entwicklung als wünschenswert und

letzten Endes als die maßgebende Begründung für die Befürwortung des Parlamentarismus überhaupt erscheint, so muß die bisherige Haltung der Linken in der auswärtigen Politik die ernstesten Bedenken für die staatliche Selbsterhaltung hervorrufen. Der Krieg hat trotz aller gegenteiligen Beteuerungen unserer Feinde wohl keinen Zweifel darüber gelassen, daß diese eine durchaus imperialistische Politik treiben und daß außerdem bei den Westmächten auch die linksstehenden Parteien hiermit völlig einverstanden sind. Ganz England bis tief hinein in die Labour party ist sich über eine aktive Expasionspolitik einig, ganz Frankreich mit Ausnahme der paar Minoritätssozialisten ist durch die aggressive Revancheparole verbunden. Nur unsere liberalen Doktrinäre setzen dem die Erklärung des Verzichts unter allen Umständen und als äußerstes Ziel das der Erhaltung des status quo entgegen. Es sei ferne, alldeutsche Gedanken zu vertreten, aber diese im Voraus festgelegte Beschränkung unserer auswärtigen Politik auf die Defensive schädigt nicht nur unsere Stellung bei Friedensverhandlungen von vornherein, sondern führt uns außerdem dem Frieden mit einem Feinde, der bei endloser Fortführung des Krieges weder Landverluste noch wachsende Kriegsentschädigungsforderungen zu riskieren hat, sicher nicht wesentlich näher. Aber Doktrin geht vor Völkerpsychologie. Und das laute Verschreien jedes Versuchs zielbewußter Außenpolitik schon vor dem Kriege als frevventlicher egoistischer Machenschaften der Militärkaste und Schwerindustriellen hat fraglos nicht wenig zu der Verkennung unserer tatsächlichen Friedfertigkeit in der Welt und damit zu den Kriegsursachen selbst beigetragen. Das sind wirklich keine günstigen Vorzeichen für das parlamentarische System! Und demgegenüber bildet die jetzt häufig verkündete Annahme, daß nach Einführung des Parlamentarismus sich das äußerpolitische Verständnis der Linken mit der gesteigerten Verantwortung von selbst ergeben würde, bei den sonstigen Erfahrungen über das starre Festhalten an der Parteidoktrin nur einen schwachen Trost.

Aber lassen wir diese sich aus den allgemeinen deutschen Parteiverhältnissen ergebenden Bedenken gegen die Übernahme des parlamentarischen Systems zunächst beiseite und prüfen wir die Frage, ob und inwieweit der Parlamentarismus imstande wäre, das bisherige einseitig-konservative Beamtenregiment zu ersetzen. Man wird da — schärfer, als dies bisher geschehen ist — zwischen den hohen politischen Staatsämtern, die für die großen allgemeinen Entscheidungen und für die Richtung der Gesamtpolitik die Verantwortung tragen, einerseits und andererseits dem Beamtenstab, den technischen Beamten in den Ministerien und in der Staatsverwaltung, trennen müssen. Bereits für erstere dürfte es schwer sein, unter unseren Parlamentariern genügend geeignete Persönlichkeiten zu finden, um alle in Frage kommenden Ämter mit Angehörigen einer herrschenden Partei oder Parteikoalition zu besetzen, wenn dabei nur wirklich Befähigten die Staatsleitung anvertraut werden soll.

Vollends unmöglich erscheint aber eine Umwandlung des ganzen Beamtenstandes im Sinne der Parteiregierung von heute auf morgen. Das dürfte aber für eine Neuordnung gerade besonders wesentlich sein. Ein parlamentarischer Minister, der richtige Entscheidungen treffen soll, ist ohne überzeugte Unterstützung seiner technischen Vorarbeiter eine ziemlich bedeutungslose Figur. Das Beispiel dafür haben wir in England, wo in manchen Ressorts trotz liberaler Herrschaft durchaus konservativ regiert wurde. So ist es den Eingeweihten kein Geheimnis, daß die Entscheidungen in der auswärtigen Politik viel mehr bei dem konservativen Sir Arthur Nicholsen als bei dem liberalen Sir Edward Grey lagen. Wesentlich anders, aber auch nicht verlockender, liegen die Dinge in Frankreich. Hier wechseln bei einer Regierungsänderung z. B. die Verwaltungsbeamten bis hinunter zum Präfekten. Mit Recht bildet den Anlaß zu bitteren Klagen die ungeheuere Vergeudung von Talent- und Arbeitskraft, die darin liegt, daß auf diese Weise häufig (ein Ministerium in Frankreich hatte vor dem Kriege durchschnittlich nur 8-monatliche Dauer!) Beamte, die ihren Geschäftskreis in bester Ordnung haben, plötzlich kaltgestellt werden. Andererseits werden die Beamten, die natürlich auch ein starkes finanzielles Interesse an dem Ausgange der Wahlen haben, vielfach dadurch in erster Linie zu Parteiagenten herabgedrückt. Und, als Wechselwirkung, benutzen die Minister ihren Einfluß nach Möglichkeit, um ihre rührigsten Parteigänger in Verwaltungsstellen zu bringen. Das hat u. a. zu einer unverhältnismäßigen Vermehrung der Beamtenstellen geführt: repräsentiert die Kammermehrheit ungefähr 3 Millionen Wähler, so ist dabei die Zahl von 900 000 Beamten, die natürlich alle stramme Anhänger der herrschenden Partei sind, von recht erheblichem Einflusse. In diesem Sinne dürfte es nicht ohne Bedeutung für den Zusammenhang zwischen parlamentarischem System und Beamtenschaft sein, daß selbst in England von 1906—1913 nicht weniger als 2700 neue Beamtenstellen geschaffen sind und die Summe der Beamtengehälter in den letzten 25 Jahren vor 1913 von 314 auf 936 Millionen Mark jährlich gestiegen ist. Hierbei mag gleichfalls erwähnt werden, daß in den Vereinigten Staaten (deren Regierungssystem zwar streng genommen nicht das parlamentarische ist, aber viele Ähnlichkeiten mit diesem aufweist), nach dem sogenannten „Spoils-System" jährlich über $^3/_4$ Milliarden Mark (etwa 200 Millionen Dollars) außer für unmittelbare Agitationszwecke zum großen Teil für Ehrengehälter, Pensionen und dergl. ausgegeben werden.

Nun soll keineswegs der Befürchtung Ausdruck verliehen werden, daß auch in Deutschland ohne weiteres derartige Auswüchse zu erwarten wären, aber die Erfahrung zeigt, daß fast überall in den Ländern mit parlamentarischer Regierung nach und nach der politische Einfluß auf die kapitalkräftigen Schichten übergegangen ist, und die Versuchung ist nicht zu verkennen,

daß man sich unter einem System, bei dem auch über wirtschaftliche Lebensfragen von einer nahezu unverantwortlichen Parlamentspartei entschieden wird, mit ganz besonderer Rücksichtslosigkeit bemüht, die Macht des Kapitals auszunutzen. Und ob das im Sinne eines idealen Fortschritts liegt?

Nach alledem erscheint der Sprung in das parlamentarische System zur Zeit ein wirklich gewagtes Experiment. Trotzdem läßt sich der Wunsch nach einer freieren Fortbildung unserer Regierungsform nicht von der Hand weisen. Eine Verstärkung des Vertrauensverhältnisses und der Zusammenarbeit von Volk und Staat ist vielmehr eine der gebieterischsten Forderungen für die Zukunft. Und vielleicht weist die jüngste Neuordnung der Dinge in Verbindung mit manchen Vorschlägen, die in letzter Zeit in der Presse aufgetaucht sind, einen gangbareren Weg für organische Weiterentwicklung als das starre Festhalten an dem bedenklichen und uns wesensfremden reinen parlamentarischen System.

Daß sich ein Ministerium gegen eine ausgesprochene Parlamentsmajorität bei uns halten kann, ist nach Lage der Sache bereits heute als ziemlich ausgeschlossen zu betrachten. Viel schwieriger ist die Frage der Neubesetzung freigewordener Stellen in der Staatsleitung. Hier würde eine Annäherung zwischen Parlament und Regierung sich vielleicht in Form von gemeinsam durch Regierung und die herrschenden Parteien vereinbarten Vorschlagslisten finden lassen. Einzelheiten des Verfahrens können hier natürlich nicht gegeben werden. Es ist von verschiedenen Seiten angeregt worden, zur Annäherung von Regierung und Parlament einen „Rat" ins Leben zu rufen, der sich aus den Leitern der Staatsämter und den Vertretern der Parlamentsmehrheit zusammensetzen soll*). Dieser Rat, zu dessen Einrichtung die neuerdings geschaffene Kommission, der Unterausschuß zur Beratung der Papstnote, einen bedeutungsvollen ersten Schritt bilden dürfte, über dessen sonstige verfassungsmäßige Stellung allerdings einstweilen kaum Einigkeit herrscht, ist als Vorbereiter von wichtigen Entscheidungen und Gesetzentwürfen gedacht und soll andererseits auch eine Stelle bilden, an der Parlamentarier in positiver Mitarbeit an der Reichsleitung ihre Befähigung für die Führung der hohen Staatsämter beweisen könnten. Dieser Fingerzeig erscheint sehr beachtlich gerade im Hinblick auf die Neubesetzung von Staatsämtern. Aber eine Neuordnung würde nur unvollkommen bleiben, wenn sie nicht gleichzeitig auch auf die so ungeheuer wichtige mittlere Beamtenschaft übergriffe. Hier würde zwar die Neuordnung der Leitung all-

*) Vgl. z. B. den Artikel des Freiherrn von Zedlitz über „Die Parlamentisierung der Reichsregierung" im „Tag" vom 12. August 1917 und den darin besprochenen Aufsatz von Geh.-Rat Anschütz in der Augustnummer der „Deutschen Juristenzeitung".

mählich schon von selbst nicht ohne tiefere Wirkung bleiben. Immerhin erscheint es richtig, auch die Übernahme von Talenten, deren es uns in anderen Berufen ja nicht gebricht, grundsätzlich zu erleichtern. Und da ist der Zeitpunkt günstig. Angeregt durch die äußere Bedrohung hat eine große Zahl von dem öffentlichen Leben früher fernstehenden Männern aus den verschiedensten Berufen ihr Interesse den Arbeiten für den Staat zugewandt. Diesen sollte man, auch wenn sie nicht die große juristische Staatsprüfung abgelegt haben, den Zutritt zu geeigneten Staatsstellungen erleichtern. Es ist anerkannt, daß für viele mittlere Stellungen sich die fachmännisch-technische Vorbildung in Spezialfragen als Voraussetzung für tüchtige Amtsführung durchaus eignet. Und so gut, wie sich der Jurist in technische Gebiete einarbeitet, sollte sich ein sonst auf anderen Gebieten hervorragend tüchtiger Mann, in Verwaltungstechnik einarbeiten können. Es ist nicht zu verkennen, daß die Frage eine überaus schwierige ist: der springende Punkt wäre die Heranziehung von wirklichen Begabungen und der Bruch mit der Überlieferung, daß für gewisse Stellungen nur ein bestimmter engumgrenzter Kreis der Anwärter in Frage kommt.

Der wirkliche Schwerpunkt für jede Entwicklung liegt aber nicht so sehr n Regierung und Beamtentum als im Parlamente selber. Ist dieses fähig, sich vom Redeparlament zum Arbeitsparlament fortzubilden, kann es anstelle der Parteizersplitterung geschlossene dauerhafte Mehrheiten setzen, gelingt es den Parteien, sich von engherzigem gefühlsseligem Doktrinalismus frei zu machen und eine gesunde reale Weltpolitik einzuschlagen, dann dürfte auch der innere Fortschritt gewährleistet sein.

Unsere Politik der letzten Jahre hat daran gekrankt, daß sie aus lauter Hemmungen heraus in einer greisenhaften Entschlußlosigkeit zu erstarren drohte. Hoffen wir, daß es der Neuordnung der Dinge beschert sein möge, uns kraftvoll und zielbewußt höheren Aufgaben und freudigem Gelingen entgegenzuführen.

Professor Dr. Hildebrandt: Die höheren Schulen unter dem Ministerium von Trott zu Solz.

Vom Jahre 1909 bis 1917 hat der eben aus dem Amt geschiedene Kultusminister an der Spitze des für die innere geistige Entwicklung Preußens wichtigsten Ressorts gestanden. Seine letzte Rede im Abgeordnetenhause zeugte nicht von Amtsmüdigkeit; er ist lediglich innerpolitischer Verhältnisse wegen gegangen. Denn er war ausgesprochen konservativ, und grade diese Grundanschauung war ihm in seinem Amte als Kultusminister bis zu einem gewissen Grade förderlich.

Wird doch auf dem Gebiet der Erziehung und des Unterrichts nur gar zu oft von der öffentlichen Meinung zu schnell vorwärts gedrängt. Eine Revolutionierung, die auf dem politischen Gebiet bisweilen nützlich und nötig ist, kann auf schulpolitischem zu schweren Schädigungen führen. Hier heißt es nicht Revolution, sondern Evolution, und hier, wo die Früchte viel langsamer reifen als auf anderen Gebieten, bedarf es eingehendster Prüfungen und Feststellungen, ehe man für neue, ungestüm sich meldende Strömungen die richtigen Bahnen findet, um sie für die Fortentwicklung alter Formen nutzbar zu machen. Andernfalls wird durch überstürztes Handeln die Gesundheit der folgenden Generationen und damit der Gesellschaft überhaupt in Frage gestellt.

Liegt es so schon in der Natur der Sache, daß auf dem Schulgebiete die Entwicklung keine Sprünge machen soll und kann, so ist eines der wichtigsten Probleme des höheren Schulwesens bereits am Ende des 19. Jahrhunderts gelöst worden: Die Gleichstellung von Gymnasium, Realgymnasium und Oberrealschule ist durch die Schulkonferenz von 1900 ausgesprochen worden. Wenn der frühere Kultusminister vielleicht auch in seinem innersten Herzen ein entschiedenerer Freund des Gymnasiums als der anderen beiden Typen war, so ist stets anerkannt worden, daß er als Haupt der Unterrichtsverwaltung sich loyal auf den Boden des „Königsfriedens" gestellt hat. Ja, er hat selber 1913 darauf hinweisen können, daß die Zahl der Gymnasien, wenn auch nicht absolut, so doch relativ abgenommen hat. Er führte dies auf die Strömung der Zeit zurück — mit Recht! Neben anderen Ursachen mußte die stetig sich entwickelnde Technik eine Abkehr von früheren Idealen zur Folge haben; sie lenkte den Sinn aus der Vergangenheit in die Gegenwart und stellte Forderungen, denen man nur durch einen veränderten Bildungsstoff beikommen zu können glaubte. Das humanistische Gymnasium hat seine

Alleinherrschaft verloren und es kann nun ein jeder nach Bildungsmöglichkeit und — -bedürfnissen den Bildungsweg wählen. Es war nur natürlich, daß man in den Jahren der Entscheidung, nämlich den neunziger Jahren, den Versuch machte, das Gymnasium durch eine Reform zu „retten." In Frankfurt a. Main wurde das erste „Reformgymnasium" gegründet, das anstelle des Lateinischen in der Sexta Französisch setzte und dann von der Untertertia ab durch verstärkten Lateinunterricht die Ziele des alten Gymnasiums zu erreichen suchte. Eine etwa zwanzigjährige Entwicklung hat den früheren Kultusminister zu dem offenen Bekenntnis geführt, daß „diese Schulform für die Gymnasien weniger geeignet ist als für die Realgymnasien." (Rede im Abgeordnetenhause am 2. März 1917.)

Ist also dieser Versuch gescheitert — nur 8% der Gymnasien sind heut Reformanstalten gegen 51% der Realgymnasien, — so wird es zunächst wohl bei dem bestehenden Zustand sein Bewenden haben müssen, wie sehr auch von beiden Seiten grade in den letzten Zeiten des Ministeriums Trott für und wieder das Gymnasium gekämpft worden ist. Der Minister hat diesen Steitigkeiten gegenüber öfters betont, daß er trotz des von ihm nicht verkannten Wertes von Theorieen sich nur nach praktischen Erwägungen richten dürfe. So richtig das vom Standpunkt des Verwaltungsbeamten gedacht ist, so darf natürlich nicht die Abkehr von der Theorie zum Grundsatz erhoben werden: sonst würden die wirklich fruchtbaren Ideen zum Schaden der Verwaltung aus ihr schwinden. Indessen hat der Minister selber bewiesen, daß er in diesen Fehler nicht verfallen wollte.

Der große drohende Zwiespalt, der aus der an sich notwendig gewordenen und deshalb auch richtigen Gleichberechtigung der drei Typen entstanden ist, liegt darin, daß auf der Hochschule die Studenten einander nicht mehr verstehen; Humanisten und Realisten haben in ihren Anstaltstypen bisher in einer anderen Welt gelebt: jetzt türmt sich zwischen ihnen eine Mauer auf, die nicht zu übersteigen ist. Doch dies große Problem der Zukunft, das vielleicht noch einmal eine ebenso große Wichtigkeit erlangt als das des Unterschiedes der Stände, kümmert uns hier nicht. Dagegen hat in der eben angeführten Rede der Minister richtig hervorgehoben, daß auf der höheren Schule die Einheit des Bildungszieles gewahrt werden müsse. Dies definierte er als „Erziehung des Willens auf der Grundlage der christlichen Sittenlehre zur Selbstüberwindung, Erziehung zur Bekämpfung unedler Triebe, zur Erfüllung des göttlichen Willens im Menschen, Erziehung des Verstandes zur gründlichen Erfassung der Dinge und zur Selbständigkeit des Urteils, Erziehung des Gemüts zur Anschauung und zur Freude am Großen und Schönen, Erziehung des ganzen Menschen zum Verständnis des Staats- und Volkswesens, in dem er stehen wird, und zur Bereitwilligkeit werktätigen Mitarbeitens an seinen Aufgaben." Wenn der Minister hier entgegen seiner Äußerung

auf den Wegen der Theoretiker gewandelt ist, so hat ihm dieser Ausspruch sicher keine Unehre gemacht, sondern nur bewiesen, daß er in das ihm anvertraute Gebiet mit Verstand und Herz selber eingedrungen ist.

Denn nachdem jene Gleichstellung erfolgt war, ist es allerdings für die höheren Schulen die größte Gefahr, daß ihre Wege zu weit auseinandergehen und daß über den Bestrebungen, jede möglichst scharf nach ihrer Eigenart auszubilden, das Gemeinsame in Vergessenheit gerät. Das aber ist, wie der Minister richtig gesehen hat, die Erziehung — anders ausgedrückt die Charakterbildung. Von dem Gesichtspunkt der gleichmäßigen Ausbildung aller Fähigkeiten aus kann man vielleicht den einen Erlaß des Ministers verstehen, der seinerzeit am stärksten angefeindet wurde und sich zweifellos in der Praxis nicht bewährt hat: den Extemporaleerlaß.

Ausgehend von der richtigen Auffassung, daß es ein Fehler sei, wenn einseitig die Leistungen eines Schülers nur nach seinen schriftlichen Arbeiten beurteilt würden, schrieb dieser bekanntlich eine erhebliche Einschränkung der Extemporalien vor, setzte an ihre Stelle schriftliche Arbeiten, die nicht zensiert werden sollten, und enthielt die Bestimmung, die am meisten beanstandet wurde, daß, wenn bei einem Extemporale „etwa ein Viertel" der Leistungen nicht genügend wäre, auch hier von einer Zensierung Abstand genommen werden sollte. So richtig der Grundgedanke war, so wenig haben sich die Bestimmungen des Erlasses bewährt: nicht nur daß die Schüler dadurch, daß der Termin des Extemporales nicht bekanntgegeben wurde, in immerwährender Aufregung sich befanden — den Eltern war mit dem Fortfallen eines großen Teiles der zensierten Arbeiten die Möglichkeit entzogen, sich über die Fortschritte ihrer Kinder auf dem Laufenden zu erhalten, so daß der Minister wieder und wieder betonen mußte, die Lehrer sollten die Fühlung mit den Eltern durch mündliche Rücksprache möglichst oft herstellen. Grade von der Seite der Eltern kam der Vorwurf, daß ihre Kinder nun ganz dem Gutdünken und dem unkontrollierbaren Urteil der Lehrer ausgeliefert seien.

Dagegen führte die Forderung, daß die Schüler zum Verständnis des Staates erzogen werden sollten, in dem sie dereinst leben würden, zu einem zweiten Erlaß, der von fast allen Seiten mit Genugtuung begrüßt wurde: den Stoffverschiebungen im Geschichtsunterricht. Hier wurde die deutsche Geschichte in den Mittelpunkt des Unterrichts gestellt und systematisch durch eine Umlegung und Zusammenziehung der Pensen eine viel größere Vertiefung in die vaterländische Geschichte erreicht. Zugleich wurde durch Inanspruchnahme der übrigen Fächer der Geschichtsunterricht entlastet, die Wiederholungen zur Reifeprüfung fielen fort, da der Prüfungsstoff beschränkt wurde, und durch Gruppenbildung und Gruppenbehandlung wurde so viel Zeit gespart, daß das Hauptziel, das Eindringen in die Geschichte des Vaterlandes, durchaus erreicht werden kann, ohne daß die übrigen Epochen zu kurz kommen.

Die letzte Tat des Kultusministers war die Fertigstellung der Prüfungsordnung für das Lehramt an höheren Schule. Dieser Erlaß, dessen Veröffentlichung unmittelbar bevorsteht, wird vielleicht am stärksten beweisen, daß er jene „Erziehung des Verstandes zur gründlichen Erfassung der Dinge und zur Selbständigkeit des Urteils" — das bedeutet also die Erziehung des Schülers zu wissenschaftlichem Denken — ungeheuer ernst nahm, und daß er es für unerläßlich hielt, sie auf einer außerordentlich gründlichen wissenschaftlichen Erziehung der Oberlehrer selber zu begründen.

Sind so unter dem geschiedenen Minister „kleine" Reformen angestrebt und durchgeführt worden, so hat er doch gegenüber den stürmischen Forderungen, die sich namentlich im Anfang des Krieges erhoben und auf einen Umsturz unserer ganzen Bildungsorganisation durch Einführung der sogenannten „Einheitsschule" hinarbeiteten, sich durchaus ablehnend verhalten. Schon 1914 erklärte er, es sei zweifelhaft, ob diese Schule jemals bei uns würde eingeführt werden können, zweifelhafter, ob sie uns zum Segen gereichen würde, ganz unzweifelhaft aber, daß ihre Einführung in der übersehbaren Zukunft eine Unmöglichkeit sei. Von diesem Standpunkt ist er nicht abgegangen, indessen erkannte er an, daß den Bestrebungen, die auf bessere Möglichkeiten des Aufstiegs von Volksschulkindern zu höheren Lehranstalten hinzielten, eine gewisse Berechtigung innewohne. Er hat deshalb noch 1916 neue Bestimmungen für die Aufnahme in die Sexta gegeben in dem Bestreben, „den Graben, der zwischen der Volksschule und den höheren Schulen gezogen ist, zu verringern." Die Anforderungen wurden sehr erheblich heruntergesetzt; es besteht nun die doppelte Gefahr, daß die höhere Schule unzureichende Schüler erhält und daß die Volksschule allmählich überhaupt zur Volksschule für die höheren Lehranstalten wird — eine Gefahr, die nur dann abgewendet werden kann, wenn bereits in der Sexta (nach einem früheren Erlaß) unnachsichtlich eine Aussiebung aller ungeeigneten Elemente erfolgt. Das aber bedeutet natürlich eine gesteigerte Verantwortung für die Oberlehrer, da auf dieser Entwicklungsstufe sich Anlagen im allgemeinen schwer erkennen lassen.

Der Kultusminister hat des öfteren mit Recht darauf hingewiesen, daß das Barometer der öffentlichen Meinung stark hin und her schwankt. Von beiden Seiten sind Beschwerden gegen ihn erhoben worden: einmal hieß es, daß die Jugend verweichlicht, dann wieder, daß sie überbürdet würde. Damit nicht genug: in seinem eigenen Gebiet herrscht ein heftiger Streit zwischen Oberlehrern und Elementarlehrern, der sich namentlich immer wieder an der Frage der Einheitsschule entzündet. Da ist es nicht zu verwundern, wenn an jeder Maßnahme der Unterrichtsverwaltung sehr scharfe Kritik geübt worden ist, und es wäre sicher auch nicht zu wünschen, daß es anders würde. Handelt es sich doch um das Wohl und Wehe des ganzen Volkes bei der

Erziehung. Noch eine weitere Schwierigkeit besteht bei dem Ressort des Kultusminister: es liegt im Wesen und an der ungeheuren Wichtigkeit der Erziehung, daß die politischen Parteien sämtlich nach einer Einflußnahme auf sie streben. Wir wissen aber aus warnenden Beispielen, daß nichts so schlimm ist, als wenn dies Gebiet einer Partei ausgeliefert wird. Darum ist es mit Freude zu begrüßen, daß bald die Rechts-, bald die Linksparteien dem Kultusminister von Trott zu Solz ihr Gefallen oder auch ihr Mißfallen ausgedrückt haben. Es beweist das, daß er lediglich aus den Interessen des von ihm vertretenen Gebiets heraus seine Maßnahmen traf.

Er hat einen gesunden Fortschritt gewollt — das zeigt auch unser Bericht — ohne Überstürzung, ohne Gewaltsamkeiten. Seine Darstellung des Lehrzieles der höheren Schulen zeugt von tiefem Verständnis für die Idee der Erziehungsschule, die sich immer mehr Bahn brechen wird, ohne daß deshalb der Wert der Leistungen herabgedrückt werden soll; wenn diese oder jene Maßnahme nicht das angestrebte Ziel erreicht hat, so wird da die Macht bessern, auf die er selber sich so gern berufen hat: die Praxis.

C. Brackmann:
Eine Epoche im Fortschritt der deutschen Bildung.

Für den Rückschauenden wird einmal kein Ereignis seit der Erhebung der Sprache der Lutherbibel zur Sprache der deutschen Universitäten einen so tiefgreifenden Einschnitt in die Entwickelung der deutschen Bildung bedeuten, wie die Denkschrift des preußischen Kultusministeriums vom 24. Januar über die deutschen Auslandsstudien. Der Entschluß Christian Thomasius', in seinen Leipziger Vorlesungen die lateinische Sprache abzustreifen, leitete im Jahre 1687 die endgültige Befreiung der deutschen gelehrten Bildung von den Fesseln des unnationalen mittelalterlichen Bildungsuniversalismus ein und bahnte der nationalen deutschen Bildung den Weg, auf dem sie die Grundlage der nachfolgenden politischen Nationalisierung Deutschlands im 19. Jahrhundert wurde. Er verhalf dem deutschen wissenschaftlichen Selbständigkeitsstreben zum Siege, das zunächst auf theologischem Gebiete ansetzte, als die protestantischen Landesuniversitäten Marburg (1532), Königsberg (1544), Jena (1556), Helmstedt (1576) u. a. unter Verzicht auf die päpstliche Privilegierung sich den alten Weltuniversitäten (Generalstudien) entgegenstellten, die in Paris, Coimbra und Cambridge, in Bologna, Prag, Leipzig und Tübingen das Bildungsgut nach Inhalt und

Form im wesentlichen gleich und durch keine nationalen Sonderforderungen differenziert pflegten, das aber erst voll zur Entfaltung kam, als gestützt auf die deutsche Gelehrtensprache die Universitäten Halle (1694) und Göttingen (1735) ihre bahnbrechende Wirksamkeit eröffneten. Jetzt führte die deutsche Gelehrtensprache die deutsche Aufklärung von Sieg zu Sieg, indem sie damit der wichtigste Hebel zur Auslösung eines deutschen Geisteslebens in Literatur, Kunst und Wissen wurde. Das Einheitsband schlang sie um die seitdem engverbundenen Universitäten des deutschen Sprachgebietes, das diese in ihrer kulturellen Geschlossenheit zum ausschlaggebenden Faktor in der Entwickelung des menschlichen Forschens und Wissens werden ließ. Und wieder legte sie die Bresche in die Sperrmauer, die vordem die gelehrte Bildung vom Volksganzen abschloß. Von der deutschen Sprache getragen, konnte, was an geistig Großem und Schönem deutsche Gelehrsamkeit und deutsche Begabung geforscht und gefunden hatte, das ganze Volk bis in das entlegenste Dorf durchdringen und im Zusammenwirken mit der Resonanz, die ihm hier die von der deutschen Volksschule geweckte Aufnahmefähigkeit verlieh, Deutschland auch geistig zu der Einheit zusammenfügen, die sich jetzt im Weltkrieg so wunderbar offenbart. Die deutsche Gelehrtensprache war Trägerin und Schöpferin des Entwickelungsabschnittes der menschlichen Bildung auf deutschem Boden, der zuerst im vollen Sinne *deutsche* Bildung und deutsche *Volks*bildung brachte.

Ihrer inneren Art nach war diese deutsche Volksbildung rein *binnenländisch* abgestimmt. Sie konnte nicht anders sein, nachdem die Versperrung der Jahrhunderte alten, wieder und wieder betretenen Handelspfade zum Orient durch die Türken die Verbindung zum Auslande abgerissen und die darauf neu gesuchten Wege in Spanien, Frankreich und England Ausgang und Ende gefunden hatten, ohne das deutsche Binnenland in ihren Lauf einzubeziehen. Auch der wirtschaftliche Zusammenbruch des dreißigjährigen Krieges benahm die Möglichkeit, sich in das rund um, aber nirgends durch Deutschland laufende Weltwegenetz einzustellen, da er bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts alle Kräfte in die Arbeit zwang, nur um zunächst den entstandenen Schaden zu heilen. So griff die deutsche Bildung, abgesehen von den Hansestädten, die infolge ihrer reichen Beziehungen sich schon frühzeitig einen weltweiten Blick und eine intime Kenntnis des Auslandes gesichert hatten, wohl in die Antike zurück, begnügte sich aber im übrigen, innerhalb des deutschen Kulturkreises aus sich selbst und für sich selbst zu leben. Ungekannt und ungewertet zog das Leben des Auslandes seine Bahn. Die wirtschaftlichen Verhältnisse und die Rechtsanschauungen, der gesellschaftliche Aufbau und die diesen Bau tragenden Grundüberzeugungen, das Volksleben und die Volksseele, die staatlichen Einrichtungen und das staatsbürgerliche Denken blieben jenseits des Kennens

und Wissens daheim und ihr Unverständnis ward umso größer, je ferner die einzelnen Länder waren. Als Folge davon preßte man die Verhältnisse draußen in den deutschen Maßstab, sah man sie arglos unter deutschem Gesichtswinkel. Aber nur, um sie gründlich zu vermessen und falsch zu beurteilen. Zum eigenen Schaden. Weil er in dem Gewirr draußen sich von Fall zu Fall aus Unkenntnis vergriff, weil er die Wirkung der heimischen Vorgänge auf das ausländische Empfinden falsch einschätzte, stand der Deutsche fremd und verkannt in der Welt und die Zahl der welterfahreneren Hanseaten war im Verhältnis zum Ganzen des Reiches zu gering, um den Eindruck zu bannen. Gerade dieser Krieg hat es uns zum Bewußtsein gebracht, wie verhängnisvoll es ist, so über die Landesgrenzen hinaus in das große Weltgetriebe eingetreten zu sein, ohne die Stimmungen und Kräfte ausreichend abschätzen zu können, die dort ihr Spiel haben. Gewiß, auf das Konto unserer rein binnenländischen Bildung werden wir sehr viele der Rückschläge setzen müssen, die uns getroffen haben. Schmerzlich haben wir an uns erfahren, daß der Schritt von der binnenländischen Bildung zur Weltbildung getan sein muß, wenn ein binnenländisches Volk im Weltgetriebe sich an seinem Platze wissen soll.

Diesen Schritt in der Entwickelung der deutschen Bildung will die preußische Regierung nach ihrer programmatischen Erklärung in der Denkschrift vom 24. Januar als Vorbild für ganz Deutschland jetzt nachholen. Sie stellt als Grundsatz auf: „Auslandskenntnisse sind bei einem Weltvolk nicht nur das Rüstzeug für Auslandsbeamte und Auslandsinteressenten, sondern *unentbehrlicher Bestandteil der nationalen Bildung*," und erklärt: „Gerade diejenigen, die niemals die Grenzen des deutschen Reiches überschreiten werden, die aber die Masse der Bildungsschicht ausmachen, müssen den mangelnden Augenschein durch Studium ersetzen. Unser Feld ist die Welt. Jeder Akademiker muß es als eine Ehrenpflicht ansehen, sich staatswissenschaftlich, sei es wirtschaftlich, rechtlich oder politisch, zu belehren und innerlich zu den großen Problemen der Weltpolitik und Weltwirtschaft Stellung zu nehmen. Das politische Denken muß geschult, der junge Deutsche muß politisiert werden. Eine gediegene staatswissenschaftliche Bildung in Bezug auf das Ausland muß als Ziel unserer nationalen Bildungspolitik dabei erkannt und energisch erstrebt werden." Wenn aber plangemäß diese Auslandsbildung zunächst denen dargeboten werden soll, die die Hochschulen besuchen, so soll sie doch nicht auf diese Kreise beschränkt bleiben. Im Gegenteil ist es die ausgesprochene Hoffnung und Absicht, daß von dieser Oberschicht aus, dem geschichtlichen Entwickelungsgang entsprechend, die erweiterte Auslandsbildung Gemeingut des ganzen Volkes werden soll. Deshalb gerade soll ihre Pflege ja den Universitäten und Hochschulen anvertraut, nicht aber an besondere Fachschulen oder Auslandshochschulen gebunden werden,

weil nach unseren geschichtlich gewordenen deutschen Verhältnissen allein jene, nicht diese, den Quellstrom bilden, von dem aus, von Stufe zu Stufe sich ausweitend, über Stände und Städte hinweg, dem ganzen Volkskörper sein bildendes Wissen nach Sonderart und Gesichtsweise zugetragen wird. Von dem von hier durch Schule, Presse und Berufsorganisation sich ausdehnenden Auslandsgemeinwissen erreicht, soll auch letztlich der Dörfler sich in seinem Zusammenhang mit der großen Welt verstehen lernen. Zu dem Zweck werden die Auslandsstudien bei dem Fachstudium einsetzen. „Damit die junge Juristengeneration, die dem Staat die künftigen Beamten stellen soll, und die angehenden Oberlehrer, die unsere Bildungsideale in die Jugend der Zukunft pflanzen sollen, in ihren eindrucksreichsten Jahren in ihnen heimisch werden." Das Ziel ist unendlich weiter gesteckt, als nur, den unmittelbar am Ausland durch Geschäft oder Beruf Interessierten die zum täglichen Handgebrauch nötigen Fertigkeiten zu verschaffen. Es gilt im deutschen Gemeinwissen den Vorsprung einzuholen, den die seefahrenden Völker und auch unsere Hansestädte voraus haben, wenn sie schon durch ihr tagtägliches Erleben, frei von kontinentaler Gebundenheit des Blickes, aufgeschlossenen Sinnes mit beiden Füßen mitten im Getriebe der Weltwirtschaft als lebendige Glieder des Weltverkehrs stehen und sich in den Gebieten jenseits des Meeres eben so zu Hause wissen, wie in der Heimat. Nur auf dem Wege der Wissensbildung konnte bei unserer, nur an schmaler Küste vom Meer berührten Lage dieser Vorzug bei uns eingeholt werden. Indem aber die deutsche Bildung diesen Schritt aus der Enge in die Weite unternimmt, ist sie gewiß, daß, wenn über kurzem der neue Wissenszweig zu vollem Leben an unseren Bildungsstätten erwacht, und die Auslandsbildung ein selbstverständliches Ferment der deutschen Bildung geworden sein wird, eine Stufe zu neuem Aufstieg auch des deutschen Wirtschaftslebens erreicht sein wird. Die Welt wird dann wirklich unser Feld geworden sein. Aus ihren eigentlichen Trieben werden wir sie verstehen, wenn sie, wie in einem Brennspiegel, sich in unserem Wissen spiegelt, und wir uns mit ihr einrichten können, ohne Fehlgriffe und Rückschläge befürchten zu müssen.

Von Grund aus revolutionierend muß dieses neue, vom größten Bundesstaate ausgegebene Programm auf die deutsche Bildung der anbrechenden Zeit wirken. Aus der binnenländischen Beschränktheit in die Weite des Erdenrundes getrieben, sieht sie sich vor eine ganz neue Epoche des Fortschrittes gestellt. Von überall werden bisher ungekannte Vorstellungen und Anregungen in sie einströmen, und sie wird in innerer Spannung ihre Blicke auf das richten, was jenseits der Grenzen der Heimat lebt und geschieht. Deshalb aber wird dieser Schritt in die Weite keine Gefahr in sich bergen, weil er zum tragenden Unterbau eine viel intensivere d e u t s c h e Bildung haben wird, als sie uns bisher eignete. Das Besinnen Deutschlands auf sich selbst, auf

seinen nationalen Eigenwert und auf die in seiner Sonderart verankerten starken Kräfte, auf die besondere Abstimmung seiner Volksseele und auf die von einer langen geschichtlichen Entwickelung vorgezeichnete Stellung im Völkerbau sind das große Erlebnis dieses Weltkrieges. Ihm entspricht es, wenn von allen Seiten mit einem Nachdruck, der kein Ausweichen zuläßt, die Forderung erhoben wird, diese in der Weißglut des Weltfeuerbrandes bewährte, spezifische deutsche Art bereits der heranwachsenden Jugend in einem rein deutschen Unterricht einzupflanzen, damit sie sie hernach um so verständnisvoller pflegen und zu Ehren bringen kann. Keineswegs soll dabei das so hochwichtige Bildungsgut der Antike ausgeschaltet werden. Über seine Unentbehrlichkeit für unsere Bildung hat der Streit der Meinungen nur größeres Einverständnis gebracht. Aber es soll aus seiner bisherigen dominierenden Stellung in Hilfsstellung treten, um den Hintergrund zu bilden, auf dem das auf deutscher Erde gewachsene Bildungsgut durch Abstand und Sonderfärbung sich dem Verständnis nur umso besser erschließt. Vielleicht, daß die Schwierigkeiten dieser Umstellung, die zugleich der Forderung größerer Gegenwartswirklichkeit genügen wird, für den Schulbetrieb in dem Augenblick überwunden sind, in dem man sich darauf besinnt, daß kongeniale deutsche Übersetzungen ein nicht minder gutes, nein ein besseres Vehikel für die einzubauende antike Gedankenwelt sind, als das unmittelbare, aber durch tausend sprachliche Schwierigkeiten gehemmte Schöpfen aus dem ursprachlichen Text, in dem man deshalb unter Beschränkung des klassischen Sprachunterrichtes auf den für unser Sprachverständnis nötigen Raum eine beträchtliche Zahl von Unterrichtsstunden für die Erarbeitung der genuinen deutschen Bildungswerte freibekommen wird. Erst dann wird man vollkommen erkennen, wie wenig man bei uns von der reichen politischen und wirtschaftlichen Vergangenheit unseres Volkes weiß, mit welcher Nichtachtung unsere Gemeinbildung bisher an der in Mythologie, Religion und Philosophie niedergelegten deutschen Gedankenwelt vorbeigegangen ist. Mag aber über den Weg auch noch Urteilsverschiedenheit sein, über das Ziel ist unter den Stürmen über unseren Häuptern Einigkeit geworden. Wir wollen eine deutschere Bildung, als vordem, eine rein deutsche Bildung, die aus dem bis zum Grunde schürfenden Verständnis der deutschen Werte hervorwächst und in ihnen unlöslich verankert ist. Diese aus der Not geborene und deshalb unverlierbare Fundamentalforderung unserer Zeit aber gibt uns die Gewähr, daß die heraufziehende deutsche Auslands- und Weltbildung nicht umschlagen kann in unnationale, die Grenzen von Volk und Volksart verwischende Weltbürgerlichkeit. Daß die Gefahr einer Erweichung der deutschen Sonderart bestehen könnte, wenn der Geist über die Grenzen weg sich in die Art dort draußen eingräbt und von dort die Erkenntnis anderer, schlechterer, aber auch fortgeschrittenerer Gebilde zu uns bringt, wenn man auf dem Wege der Geistesbildung sich

in die vielgestaltige Außenwelt einzufügen und in ihr sich heimisch zu machen sucht, — wer wollte es leugnen. Sind aber die deutschen Bildungswerte, wie ein Bau aus granitenen Quadern unverrückbar zum haltenden und richtunggebenden Zentrum unserer Zukunftsbildung erhoben, so wird das immer neue Sich-Verankern in ihnen nachhaltig solchem Zerfließen wehren. Ihre tragende Wucht wird die moderne Auslandsbildung, wie die antike klassische Bildung als Gehilfen zum besseren Verständnis des eigenen Selbst und zur Bereicherung, wie Veredelung sich gefallen lassen, ihnen gegenüber aber stets das größere Recht der Eigenständigkeit und der Grenzziehung aufrecht erhalten. Gerade im rechten Augenblick tat die deutsche Bildung den Schritt in die Weite der Weltbildung, wenn sie dazu den Zeitpunkt des selbstbewußten Erstarkens einer ihres Eigenwertes sich bewußten, deutschen Bildung wählte. Unter günstigen Vorzeichen tritt die deutsche Bildung in die neue Epoche ihres Fortschrittes.

Geheimer Justizrat Professor Dr. Rießer, Mitglied des Reichstages: Ein Reichsrat?

Bei der letzten Tagung des Haushaltsausschusses des Reichstages hat sich der neue Reichskanzler bereit erklärt, zur Beratung der Antwort auf die Friedensnote des Papstes einen Sonderausschuß einzusetzen, dem sieben von den Parteien zu wählende Mitglieder des Haushaltsausschusses und sieben Mitglieder des Bundesrats angehören sollen.

Der Kanzler fügte dem Sinne nach hinzu, daß weiterer Erwägung vorbehalten bleibe, ob und inwieweit aus dieser Einrichtung, die offenbar nur als Beirat gedacht ist, sich weiteres entwickeln könne und werde.

Es muß dahingestellt bleiben, ob sich dieser neue Beirat, was wesentlich von den Persönlichkeiten abhängen wird, die ihm angehören, so bewähren wird, daß diese zunächst auf einen einzelnen Vorgang beschränkte Einrichtung in der Folge beibehalten, also auf weitere Fälle ausgedehnt wird, und ob nicht letzterenfalls, wenn der Reichstag nicht tagt, dessen Vertreter im Beirat, da sie dann nur ihre persönliche Ansicht äußern können, selbst in eine peinliche Lage geraten und den Reichstag sowohl wie die Regierung in eine solche Lage bringen könnten. Eine eigentliche Mitwirkung

des Reichstages an der Exekutive, die man schon in dieser Einrichtung sehen wollte, liegt hier aber jedenfalls dann nicht vor, wenn sie über einen Beirat nicht hinausgeht, dessen Gutachten allerdings dann nicht nur ganz oder teilweise angenommen, sondern auch verworfen werden kann.

Es handelt sich hier um einen ersten Versuch, jene Art des „Parlamentarismus" zu verstärken, welche in der unbedingt wünschenswerten organischeren Verbindung zwischen Parlament und Regierung besteht.

Zur Vertiefung dieser organischen Verbindung hat man nun in der letzten Zeit, teils von privater Seite, teils wohl auch offiziös in der Form eines „Fühlers", die Bildung eines Reichsrats vorgeschlagen, also einer ständigen Einrichtung, die aus Mitgliedern des Bundesrats und Reichstags und Vertrauensmännern aus sonstigen Kreisen bestehen und Gesetzentwürfe, Einführungs-Verordnungen und sonstige wichtige Maßnahmen der Reichsleitung vorberaten, also offenbar auch keine entscheidende, sondern nur eine beratende, gutachtliche Mitwirkung entfalten soll.

Ich kann diesen Gedanken nicht für einen glücklichen halten, bin vielmehr der Ansicht, daß man ihm rechtzeitig und entschieden entgegentreten muß, und zwar aus folgenden, im wesentlichen schon in einer öffentlichen Versammlung in Konstanz am 11. August d. J. kurz angedeuteten Gründen:

Entweder äußert der Reichsrat, dessen Gutachten der Tagung des Parlaments über die zu beratende Maßnahme vorausgeht, die gleiche Ansicht, wie sie demnächst der Reichstag zum Ausdruck bringt, dann ist dieses Gutachten einerseits überflüssig, andererseits nicht ohne Bedenken, weil es geeignet ist, die Bedeutung der Stellungnahme der Volksvertretung selbst nicht zu stärken, sondern zu schwächen und herabzusetzen.

Oder der Reichsrat äußert eine der demnächstigen Entscheidung des Reichstags entgegenstehende Ansicht, dann ist sie gefährlich, wird in der öffentlichen Meinung als Konfliktsstoff wirken und als solcher in gründlichster Weise verwertet und ausgebeutet werden.

Es kommt aber hinzu, daß naturgemäß vor und nach Errichtung eines solchen Reichsrats in immer weiteren Kreisen von Landwirtschaft, Industrie, Handel, Gewerbe, Handwerk, einschließlich der Angestellten, sowie bei den freien Berufen, den Privatbeamten usw. ein stets stürmischer werdendes Verlangen einsetzen wird, bei der Zusammensetzung des Reichsrats durch besondere Vertreter oder durch eine größere Zahl von Vertretern berücksichtigt zu werden.

Schon hieraus geht hervor, daß einem solchen Reichsrat aus zwingenden natürlichen Gründen die Tendenz beiwohnen wird, sich zu einem Oberhause

zu entwickeln mit der — von manchen sicherlich als Zweck der Übung betrachteten — Wirkung, dem Reichstage Zügel anzulegen, wobei absichtlich oder unabsichtlich nicht beachtet wird, daß neben einem Oberhause der Bundesrat in seiner verfassungsmäßigen heutigen Stellung nicht erhalten bleiben könnte. Solange aber ein Oberhaus nicht besteht, wird die Tendenz leicht dahin gehen, daß aus dem Reichsrat — was gleichfalls von manchen heute besonders tätigen und einflußreichen Richtungen gewünscht wird — eine Art von Gegenparlament wird, womit dann wieder allen möglichen ernsten Konflikten Tür und Tor geöffnet und das Staatsleben beständig vor die Gefahr schwerer Erschütterungen gestellt wird.

Endlich ist das Bedenken nicht von der Hand zu weisen, daß, da die Reichsratssitzungen — und das gleiche gilt auch von den Beratungen des Siebener- (Vierzehner-) Ausschusses — in der Regel ihrer Natur nach kaum öffentlich sein können, das Recht der weitesten Kreise und der Presse, rechtzeitig zu erfahren, was vorgeht, um eintretendenfalls auch rechtzeitig warnen oder die Öffentlichkeit auf notwendige Maßregeln und Opfer ausreichend vorbereiten zu können, abermals in empfindlicher Weise zu kurz kommt.

Darüber ist schon bei den Beratungen des Haushaltsausschusses in letzter Zeit vielfach geklagt worden, oft allerdings mit Unrecht, da gerade im Kriege, obwohl auch hier leicht über das notwendige Maß hinausgegangen werden kann, viele Mitteilungen, Erwägungen und sogar Beschlüsse der Natur der Sache nach geheim bleiben müssen.

Beim Reichsrat aber — und ebenso beim jetzigen oder etwa demnächst mit weiteren Aufgaben zu betrauenden Siebener- (Vierzehner-) Ausschuß — wird der Ausschluß der Öffentlichkeit auch während des Friedens voraussichtlich Regel sein, und damit wird wiederum in einer neuen, zwischen Regierung und Parlament eingeschobenen Instanz die für die Volksvertretung unerläßliche und für sie sowohl wie für das Volk selbst erzieherische, gesunde und notwendige rechtzeitige öffentliche Kritik in bedenklichem Umfange ausgeschaltet.

Aus der Verdunkelung von Verhandlungen öffentlicher Körperschaften wird, wenn sie nicht bei vernünftiger sachlicher Erwägung als unerläßlich erscheint, selten oder nie eine gerechte Würdigung des Inhalts, der Teilnehmer und der Urheber solcher Verhandlungen erwachsen können.

Stabsarzt Dr. George Brasch: Weltkrieg und deutsche Kunst.

Mag der Krieg noch Jahre dauern, er wird niemals der dreijährige oder der zehnjährige heißen. Er ist der Große Krieg, der Weltkrieg. Seine Ungeheuerlichkeit ist das unterscheidende Merkmal von allen, die früher waren. Wir stehen zu ihm als Ereignis wie der Wanderer am Fuße eines riesigen unbekannten Gebirges. Noch fehlt uns jeder Maßstab, seine Größe wirklich zu erfassen und zu ermessen. Erst Geschlechter mit sehr weitem Abstand werden ihn haben. Um so lebhafter und unmittelbarer ist unser Gefühl von der Größe des Geschehens, das wir erleben, und aus diesem Gefühl erwächst unser jetziges Maß der Dinge. Aus ihm heraus stellen wir nicht nur an uns selbst den Anspruch, unser Denken und Tun möchte der Größe der Zeit entsprechen, sondern wir wünschen auch ihren Einfluß zu spüren in allen Sachen, die uns am Herzen liegen. Nicht zum Letzten und Wenigsten in der Kunst.

Der Friede als Hort der Künste ist eine Allegorie, deren Beliebtheit nur von ihrer Inhaltslosigkeit übertroffen wird. In Wahrheit hat von Alters her der Krieg viel mehr der Kunst Inhalt, Anregung und Möglichkeit freier Entfaltung gegeben. Die ältesten großen Denkmäler der Dichtkunst besingen die kriegerischen Taten von Völkern und Helden und an den Anfängen der bildenden Kunst zeigen die sogenannten Schminktafeln der I. Dynastie (IV. Jahrtausend v. Chr.) die Darstellung siegreicher Könige, die Säule des Königs Sargon von Akkad am oberen Tigris die imposante bildliche Schilderung seines Sieges über die Sumerer (III. Jahrtausend v. Chr.) Lehrreich ist der Parallelismus von Krieg und Kunst in der Geschichte Ägyptens. Im alten Reich ein absoluter Herrscher als Verkörperung des in der kulturellen Volkskraft liegenden Willens zur Macht, Durchsetzung dieses Machtwillens gegen Feinde ringsum in einer ununterbrochenen Kette von Kriegen, künstlerischer Ausdruck der gewonnenen Macht in einem einzigen Monumentalwerk, zu dessen Gestaltung derselbe Wille alle schöpferischen Kräfte des eigenen Volkes und dazu die Arbeitskraft der unterworfenen zusammenfaßt. Mit der Wucht eines elementaren Vorgangs wird dabei der Stil getroffen, der einzige, der diesen Geschehnissen und der Landschaft, in der sie sich abspielen, ihrem Licht und ihren Linien entspricht. Aus diesen Zusammenhängen und nicht aus den gewaltigen Größenausmaßen allein erklärt sich die erschütternde Wirkung dieser Grabtempelanlagen durch die Jahrtausende. Sie hören auf mit dem Verfall der Monarchie am Ausgang des alten Reiches. Auf eine Zeit verhältnismäßigen kulturellen Tiefstandes unter den Hyksos folgt mit

deren Vertreibung Neubelebung der Königsmacht und vor allem neuer kriegerischer Machtentfaltung nach außen unter den Herrschern der XVIII. — XX. Dynastie (Tuthmosis! Rhamses!) jene fast fünf Jahrhunderte währende Hochblüte der Kunst, deren Größe und Bedeutung mit ihrem Einfluß auf die erste griechische Kultur sich uns erst jetzt voll zu erschließen beginnt.

Hätte die Kunst des Perikleischen Zeitalters ihre machtvolle Höhe erreicht ohne den 30jährigen Kriegszustand, der den Griechen Freiheit und nationalen Aufschwung, Erweiterung des Gesichtskreises, Mehrung aller materiellen und kulturellen Güter brachte? Blutige Kriege brachten die maurische Kunst nach Spanien, wo wir ihre Nachwirkungen bis Velasquez und Goya spüren. Entwicklung der Gotik, Befreiung der Dichtkunst aus dem Bannkreis der Kirche zur Zeit der Kreuzzüge, Anfänge der Renaissance in Italien zur Zeit dauernder kriegerischer Wirren und Fehden, überall hat der Krieg den Boden gedüngt, auf dem große Kunst gewachsen ist. Und dieselbe Kraft, die im 30jährigen Krieg soviel Kunst vernichtete, lockte aus dem blutgetränkten Boden die Keime Deutscher Tonkunst, die später in der Kunst Bachs und Händels erblüht, heute noch tausendfältige Frucht tragen. Den schaffenden Musikern von damals — das muß betont werden — war es bewußt, daß sie unter dem Zwange der Zeit nationale Kunst emporzubringen hatten, denn Praetorius läßt während des Krieges den II. und III. Band seiner lateinisch begonnenen musikalischen Enzyklopädie: Syntagma musicum „in Teutscher Sprache divulgieren, auf daß er mit seinem von GOtt dem HErrn ihm verliehenen Talento und Gaben gemeinem Vaterlande Teutscher Nation dienen möchte, so kurz denn auch noch diese zum Ende nahende vergengliche Welt stehen mag." 1627 führte Heinrich Schütz am Hofe des Kurfürsten Johann Georg I. im Schlosse zu Torgau die erste deutsche Oper, seine Dafne, auf, deren Buch Opitz nach italienischem Vorbild gedichtet hatte. Wer für die Neuzeit z. B. die Freiheitskriege beweisende Belege für den Zusammenhang von Krieg und Kunst sucht, findet sie in Joels trefflichem Antibarbarus.

Warum ist der Krieg dem Emporwachsen echter Kunst förderlicher als der Friede? Weil jede ganz große Kunst im Nationalen wurzelt, niemals im Kosmopolitischen, und der Krieg die stärkste Auswirkung des nationalen Gedankens ist. Er läßt, wie Scheler sehr schön sagt, „die vorhandenen Begabungen tief zurücktauchen in die schöpferischen Quellen nationalen und persönlichen Geistes."

Vergessen wir nicht, daß der Krieg selbst Kunst ist. Er steht in der Reihe der Künste des Alltags, wie Heilkunst und Ingenieurkunst, und der Übergang von diesen zu den Künsten der Muße ist fließend wegen ihrer verwandten seelischen Grundlagen. Sie wurzeln alle im schöpferischen Erleben.

Vertieft man sich z. B. in die Gedankengänge eines genialen Arztes wie Kußmaul, so sieht man, daß seine Tätigkeit zuinnerst in einem Nach- oder Miterleben (Einfühlen) der seelisch körperlichen Vorgänge im kranken Menschen besteht. Er schaltet sich gewissermaßen ein in seinen Lebensablauf, um ihn schöpferisch im Sinne der Gesundung umzubilden. Der Vorgang beruht auf intuitiver Erfassung von Lebensvorgängen, wie sie sind und wie sie werden können. Selbst fest abgerundete und rein praktisch zugespitzte Fragen wie die nach der Leistungsfähigkeit eines Herzens im gegebenen Falle beantwortet, wie Kraus sagt, vielleicht noch immer eine künstlerische Intuition schneller und sicherer als die exakteste funktionelle Diagnostik. Des Künstlers Wirken ist Erfassung des Wesentlichen und doch Unberechenbaren in den Dingen und seine Herausarbeitung in einer klaren Form. Der erste Kriegskünstler in diesem Sinne war Alexander der Große, der erste, der sich von dem persönlichen Kriegertum der ältesten Zeit loslöste. Heere, Länder, Völker waren das Material, mit dem sein Genius einer neuen Idee der Macht die Form schuf in einem Weltreich. Den Gedanken dieser Weltmacht fassend und ihm Gestalt gebend, ein Plastiker der edelsten Masse, Menschheit genannt, steht er als künstlerische Persönlichkeit vor uns. Und das Bleibende von ihm: Seine Waffen erhoben griechisches Wesen zur Weltkultur und durch Verschmelzung mit den asiatischen Elementen in Religion, Philosophie und Kunst zu jener geistigen Weltmacht, als die es heute noch fortwirkt.

Wollen wir uns nun fragen, mit welchem Recht und in welchem Umfang können wir einen Einfluß des Krieges auf die deutsche Kunst erwarten, so müssen wir zunächst zeitlich und räumlich dem Kunstbegriff eine genügend weite Spannung geben. Trennung in Einzelkünste, historische Einteilungen müssen zurücktreten und auch die einzelnen Künstlerpersönlichkeiten verblassen gegenüber dem **primum movens**, der eigentlich schaffenden geistigen Gesamtheit des Volkes. Darin liegt keineswegs Geringschätzung oder Undankbarkeit gegen den Künstlergenius. Es ist vielmehr so zu verstehn: Vergegenwärtigen wir uns beispielsweise die Summe musikalisch künstlerischer Vorgänge, die in dem Namen J. S. Bach beschlossen liegt. Sie bildet eine geistige Einheit von seinen leiblichen und künstlerischen Vorfahren durch ihn selbst hindurch bis zu allem, was heute in der Welt Bach singt, spielt, hört und empfindet. Die Persönlichkeiten kommen nur insoweit in Betracht, als sie das körperliche Substrat sind, an dem sich diese in das Unendliche ausgreifenden geistigen Vorgänge abspielen. Daß seine Vorfahren schon durch mindestens sechs Generationen hindurch Musiker und Organisten waren, hat unter diesem Gesichtswinkel nur die Bedeutung, daß in seiner eigenen Person das lebendige Material gegeben war, an dem jene Fülle concentriertesten musikalischen Geschehens in die Erscheinung treten konnte, die als stetig wachsende Welle in die Unendlichkeit weiterrollt, mindestens soweit als es Musik erlebende

Menschen geben wird. Seine Energie — das Wort im naturphilosophischen Sinne gebraucht — nahm Schütz, Praetorius, Luther, Palestrina, Lotti mit dem Opfer des eigenen Augenlichts in sich auf, verarbeitete Vivaldi, Legrenzi, Corelli, Couperin durch Übernahme von Themen und darüber componierte eigene Werke, sog die Orgel-Kunst Reinkens, Pachelbels Buxtehudes in sich auf und wurde so zu einem Brennpunkt unerhörter Helle, in den alle vorhandene Musik sich sammelte, um in einem Strahlenkegel von vertausendfachter Intensität wieder herauszuströmen. Was der schwingende Äther für das Licht, das ist für die Ausstrahlung dieser musikalischen Energie „Bach" die Gesamtheit musikbegabter und empfänglicher Einzelwesen, auf die sie seit der kurzen Spanne des menschlichen Daseins „Bach" gewirkt hat, durch die sie hindurch gegangen ist. Nicht immer bewußt, denn ich brauche von Bach nichts zu wissen, und doch kann ein zufällig gehörtes Werk von ihm seelisch bestimmend auf mich wirken. Könnte man aus der Gesamtheit der deutschen Kultur, gewesener und gegenwärtiger, wie ein Chemiker alles das gedanklich herausdestillieren, was von ihr in Bach zusammengeflossen und aus ihr wieder fortwirkend herausgetreten ist, oder könnte man mathematisch alles Bach-Erleben auf eine Linie projizieren, die von der Höhe unserer größten schöpferischen Musiker herab gehen würde bis zum bescheidensten Hörer oder Chorsänger der Matthäuspassion, dann könnte man vielleicht seiner Wesenheit näher kommen und wäre, nebenbei gesagt, dann erst auf dem Wege, Art und Größe seiner Unsterblichkeit zu ahnen.

Die überpersönliche Einheit „Volk", welche in diesem Sinne Träger des seelischen Vorganges „Kunst" ist, entwickelt nun jetzt im Kriege eine Verbindung von Eigenschaften, wie sie recht eigentlich für den schaffenden Künstler kennzeichnend sind, nämlich höchste Begeisterung gepaart mit dem Opfermut der Entsagung, lebendigsten Schwung der Seele bei freier Unterordnung unter das strenge Gesetz seiner Kunst. Die Erschütterung bis ins tiefste Innere, die dem deutschen Volk in diesem Krieg widerfährt, schafft zweifellos eine Gesamtstimmungslage, von der man annehmen kann, daß sie dem Hervortreten echter Kunst günstig sein muß. Zurücktreten aller individueller Strebungen und Wollungen gegenüber dem mächtigen Emporwollen des Gefühls nationaler Zugehörigkeit und der Einheitlichkeit des allgemeinen Wollens, außerdem gewaltsames Abschütteln des Kleinlichen und Alltäglichen, kaum noch gekannte Gefühle der Demut und Ehrfurcht angesichts des erlebten Unerhörten und Ungemeinen, das sind die Elemente der Stimmung in einem ganzen Volke, in dem Augenblick, wo es sich auf einem Höhenpunkt seines Daseins als Nation erlebt. Dieser Vorgang muß seinen Ausdruck suchen in einer dem nationalen Charakter entsprechenden Kunst, nicht in Kriegslyrik, Schlachtenbildern, Denkmälern, symbolischer Architektur und ähnlichen Dingen, die uns jetzt schon Alpdrücken verursachen. Wahrscheinlich auch nicht jetzt gleich oder sehr bald nach dem

Kriege. Denn wenn ein großer Künstler heute etwas menschlich Furchtbares erlebt, macht er daraus nicht morgen ein Drama oder malt ein Bild. Lange danach aber und äußerlich vielleicht ohne Zusammenhang damit wird sich in seinen Werken, in seinem ganzen Schaffen die lastende Wucht jenes Ereignisses bemerkbar machen. So dürfen wir in der Malerei z. B. nicht an die verschiedenen Kriegsbilderausstellungen herantreten in der Erwartung, dort die neue große Kunst zu finden. Was man dort findet, sind einmal die bekannten fertigen Malerpersönlichkeiten. Nicht ganz frei von Angst, die Konjunktur zu verpassen, malen sie eben jetzt Krieg je nach Art und Zugehörigkeit, akademisch, impressionistisch, futuristisch, expressionistisch. Dann andere mit bewußtem, aber etwas krampfhaftem Willen zur Monumentalität. Und schließlich die zur Zeit eindrucksvollsten, nämlich diejenigen, welche mit gegebenen Mitteln die Eindrücke des Krieges in Form gewissenhafter Aufzeichnungen der Einzelheiten das Erlebte festzuhalten suchen, unbekümmert um das, was später einmal daraus wird, und mit bewußtem Verzicht auf gedankliche und technische Verarbeitung. Möglich, daß gerade diese unbefangenen Niederschriften zu Stilelementen kommender Kunst werden können. Wenn eine Vermutung über ihren Charakter im Großen gestattet ist, so müßte sie wesensverwandt sein der deutschen Malerei vor und zu Dürers Zeit, bevor der Einfluß der italienischen Renaissance einsetzt. Bei einzelnen der heutigen „Expressionisten" finden sich Ansätze dazu.

Der Krieg ist der Vater aller Dinge, sagten die Griechen. Wenn dieser Krieg als Vater uns eine neue Kunst erzeugt, so wird dieses Kind erst langsam heranwachsen und reifen müssen, gehegt von seiner Mutter, dem Deutschen Volke. Nun dürfen wir nicht vergessen, daß dieses Volk jetzt doch noch räumlich geteilt ist. Der Teil seiner Kraft, dem die Zukunft gehört, steht noch draußen, das Antlitz nach dem Feinde! Und er wird bestimmend, Richtung gebend werden für alle kommenden Möglichkeiten. Denn die der Kunst gehören, schaffend oder aufnehmend, denen gibt das Leben im Kriege dreifachen Gewinn. Zunächst gewinnen sie Distanz von unserem Kunstbetrieb, wie er nun einmal ist. Ohne Ausstellungen, ohne Konzerte, Theater, losgelöst von gewohnten komplizierten ästhetischen Verhältnissen sind sie auf die Kunst angewiesen, die sie in sich selbst tragen, und gewinnen dadurch ein merkwürdig geschärftes Gefühl für echt und unecht.

Dann jenes Wiederfinden der Natur, das sich nicht besser schildern läßt als mit den Worten, die der „Armierungssoldat" Paul Fechter schrieb:

> „Wir erleben wieder einmal den morgendlichen Kampf zwischen Sonne und Wolken, das Schwanken zwischen Steigen und Fallen des Dunstes, wir fühlen das Licht, wie es langsam in den hohen Mittag wächst, die Wärme, die unsere Stirnen mit hellen Tropfen

schmückt, den leisen Gruß des Windes, der in den Bäumen rauscht, über die leeren Felder geht und zuweilen eine Frische wie ein Grüßen des fernen Meeres bringt. So reiht sich Tag um Tag wie eine Perlenschnur über uns auf: ein Geschenk des Krieges, eine Rückkehr zur Natur, wie sie stärker kaum zu erleben ist. An die hellen blauen Stunden schließen sich die grauen dunklen: Gewitterwolken ballen sich schwer über dem Grün der Wiesen, dem Gelb der Felder und die weißen Häuser leuchten seltsam grell aus der drohenden Ferne herüber.

Regenschauer wandern über uns dahin, Wind und Sonne trocknen uns wieder. Das Spiel der Tage wechselt. Wir sind hinein gezogen in sein Auf und Ab, bleibende getreue Zuschauer, wie wir es nur noch in Kindertagen gewesen sind".

Schließlich die Fülle und Vertiefung, die der Begriff Heimat gewonnen hat! Wie tief ist ihre Schönheit ihnen aufgegangen! Man hatte wohl auch früher empfunden, wenn man aus südlichem Sonnenland oder nordischer Pracht und Größe kommend sie zuerst wieder grüßte, wie ihre Schönheit jeder anderen Stand hielt. Aber der Urlauber, der nach monatelangem Kriegsleben in der flandrischen Nässe, dem Schlamm der Champagne, den russischen Sümpfen, dem serbischen Morast zum ersten Male wieder durch deutsche Fluren fährt, für den hat sie nicht nur die Schönheit, sondern auch die Heiligkeit einer Gottesmutter. Er kommt aus dem Elend der Schützengräben, die gottseidank alle in fremden Boden gegraben sind, und das Wort Elend hat für ihn wieder den Sinn, den es im Mittelhochdeutschen gehabt hat. Wenn das Volkslied singt: Nun behüt' Dich Gott, mein feines Lieb, jetzt geh' ich ins Elend, — da ist das Elend die Fremde, alles Land, das nicht die Heimat ist. Und in diesem Elend wird ihm die Heimat zum Inbegriff alles dessen, was herrlich, schön und köstlich ist. Familie und Freundschaft, Beruf und Lebensziele, alles geht auf in diesem Wort, das alles enthält und alles vereint, für das geblutet und gestorben wird, als könnte es gar nicht anders sein.

Ich glaube, daß wir an alle Kunst, die aus dem Kriege erwächst, mit der Frage herantreten werden, ob sie in diesen Gefühlen und Sehnsüchten verwurzelt ist. Es liegt nahe in diesem Zusammenhange auf Walther von der Vogelweide, auf Grünewald, Dürer, auf Bach hinzuweisen. Gewiß finden wir bei ihnen alles, was wir einer neuen deutschen Kunst wünschen könnten. Trotzdem wäre es falsch, mit einer Wiedergeburt dieser Kunst rechnen zu wollen, oder krampfhafte Wiederlebungsversuche etwa im neugotischen Sinne zu machen. Der Geist allein soll der gleiche sein. In allen Künsten waren vor dem Kriege technische Mittel vorhanden von einer Kraft

und Fülle, wie sie keine frühere Zeit gekannt hat. Aber der Inhalt stand meist in schreiendem Widerspruch zum Aufwand der Mittel. Nun hat der Krieg unserm Leben einen neuen Inhalt gegeben und unsere Seele hat Vorgänge erlebt, die jeder Erfindung spotten. Wir sind uns darüber klar, daß wir in Politik und Kultur fast überall von Grund aus neu aufbauen müssen. Aber auch darüber sind wir uns klar, daß alles, was wir aufbauen, im Kerne deutsch sein muß, deutsch in dem Sinne, wie es uns der Krieg gelehrt hat. Der Abschluß vom Ausland, mit dem wir auch nach dem Kriege noch lange rechnen müssen, wird uns zur heilsamen Beschränkung zwingen auf das, was wir aus uns selbst heraus leisten können, und das kann der deutschen Kunst nur zum Heile gereichen.

Rechtsanwalt Dr. Erich Bohn, Breslau: Der Spuk in Oels.

Der Krieg hatte in einem sturmhaften Aufwirbeln unsere Interessen fortgerissen. Jetzt fallen sie langsam zu Boden, wie Samen, sammeln sich und keimen in der aufgerissenen Erde. Die Menschen besinnen sich wieder auf die alten Fragen, damals vor dem Kriege, und sehen erstaunt, wie die Probleme während des dreijährigen Winterschlafes gewachsen sind. Die Frage nach den „Dingen hinter dieser Welt" erhebt sich über dem Schlachtfeld. Wo der Tod ist, wird die Mystik geboren. Schon stehen die Occultisten mit offenen Armen am Wege, pflanzen Wegweiser auf und beginnen, Straßen zu bauen. Die Literatur des Occultismus im Weltkriege wächst von Tag zu Tag. Die Welt mag aus den Fugen gehen: Der Occultismus wuchert aus jeder Fuge. Wenn es wahr ist, was in diesen Kriegsschriften gepredigt wird, so ist die Luft mit occulten Vorgängen geladen.

In einer solchen Zeit erscheint es mir angebracht, einen Fall aus meiner Praxis zu veröffentlichen, der zur Besonnenheit mahnt. Zur Begutachtung des Spukes in Oels zog mich das Militärgericht als psychologischen Sachverständigen zu. Es ergab sich die Möglichkeit, manche Tatsachen genauer zu prüfen, als es der private Apparat gestattet. Darin liegt die Besonderheit und der Wert dieses Falles: Ich konnte frisch an die Tatsachen herantreten, konnte sie persönlich und ziemlich uneingeschränkt prüfen, hatte das Vertrauen des Gerichts und des Angeklagten. Was wäre aus dieser Wunderwelt geworden, wenn ihr nicht die Aufklärung auf dem Fuße gefolgt wäre? Neue Tatsachen für Leute vom Schlage du-Prels und Lombrosos. Sie sind in ihrem Ideenreichtum fruchtbar; schweben über der Fläche der Tiefe und werfen Licht auf die Welt

unter sich, aber ihre naturwissenschaftliche Arbeitsmethode läßt uns im Stich. Sie stehen über den Dingen, leider nicht immer in den Dingen. Sie plündern Archive und machen in der Kulturgeschichte naturwissenschaftliche Entdeckungen. Wenn gebildete Beobachter im Spuk von Oels zum Übersinnlichen griffen, wo ein bißchen kühle Beobachtung das Übersinnliche ausschalten muß: wie mag es in vergangenen Zeiten zugegangen sein, wo noch der Hexenglaube aus allen Augen stierte und die Erkenntnis wie ein Pudel im Kreise der Dogmatik lief? Jene alten Zeiten wetterleuchten auch noch in diesen modernen Spuk hinein und verzerren ihn im Aufleuchten zu fratzenhaften Spukgestalten. Je weiter wir uns von den Tatsachen entfernen, je entfernter die Berichte aus vergangenen Zeiten herklingen, je lauter sie rufen müssen, um Jahrhunderte zu überschreien: umso schattenhafter wird die Wahrheit. Wenn man so etwas wie in Oels erlebt, dann beginnt der solideste Zauber zu wackeln.

Es sind gerade 25 Jahre, seit ich mich mit der Welt des Occultismus beschäftige. Ich kenne seine Literatur, hunderte von Sitzungen mit Medien liegen hinter mir. In dieser langen Zeit habe ich auch nicht eine supranormale Tatsache durch eigene Beobachtung einwandsfrei festgestellt. Anderen erging es besser! Ich bin ehrlich genug, die Beschränkung meiner Erfahrungen zuzugestehen und von meinem Mißerfolg nicht auf andere zu schließen. Zwar: die zahllosen Berichte der Gläubigen lasse ich nicht gelten. Es sind Glaubensäußerungen, wie die alten Legenden, nur nicht so schön, weil sie von rohen Materialisten — der Spiritist ist der gröbste Materialist — und nicht von kindergläubigen Seelen stammen. Aber es gibt einige kluge Köpfe, die ausgezeichnet gearbeitet haben und schließlich zur Annahme supranormaler Tatsachen gelangt sind, — Hodgson, Hyslop, Schrenck-Notzing, Richet, Flournoy als Beispiele. Ihre Methodik ist wundervoll, selbst wenn ihre Ergebnisse falsch sein sollten. Was sie berichten, ist so logisch, daß in jedem anderen Zweige der Wissenschaft kein Zweifel übrig bliebe. Wenn die Telekinesie, die Materialisation nicht Tatsachen sind, müßte man sie als notwendig konstruieren, wie man das Dasein eines Planeten berechnet, ehe man den Stern aufgefunden hatte. Aber die Metapsychik ist so verwünscht in Mißkredit gekommen, daß jeder nur noch seinen eigenen Augen glaubt. Ein unwissenschaftlicher Standpunkt, bei dem jede Wissenschaft aufhört; denn sie kann nicht aus der Erkenntnis eines Einzelnen ihr Lebensrecht entnehmen. Aber es geht nun einmal allen so. Wenn man jahrelang ein Meer von Literatur durchwatet hat, hunderte von Sitzungen mit Medien abgehalten, jede Gelegenheit benutzt hat, seine Erfahrungen zu erweitern und schließlich vor einer Phantasmagorie steht, so kommt einem das große Los der Anderen verdächtig vor. Ich achte die Erfahrung Anderer, aber sie überzeugt mich nicht. Das ist der Fluch einer Wissenschaft, die anrüchig geworden ist. Die Tatsachen selbst tragen dazu bei, sich unglaubwürdig zu machen; sie haben etwas Schauspielerndes, Verlogenes an sich. Sie spielen sich mit der Eitelkeit eines

schlechten Mimen auf. Man sehe sich die Dichtungen und Zeichnungen der Seherin von Genf, die Phrophezeiungen der Couédon, die teleplastischen Gebilde von Rose C. an, oder erinnere sich an die musikalischen Phantasien Sheppards. Das Unterbewußtsein bringt keine neue volle Persönlichkeit zustande; es flickt aus einigen Fetzen der Persönlichkeit eine Maske zusammen und Masken wirken unwirklich. Wir gelangen hier vielleicht auf den Urgrund des künstlerischen Schaffens, ein Gedankengang, der bisher wenig beachtet ist. Das künstlerische Talent und das unterbewußte Talent sind vielleicht ein und dasselbe. Vielleicht sind sogar die Schöpfungen der Erotik, des Kunsttriebes und der Medien ein und dieselbe Entladung. Die Malmedien, die musikalischen Medien, die Trancedichter, die Bildner der Materialisation besitzen vielleicht einen ihnen unbewußten Kunsttrieb, der sich im Trance urwüchsig entladet. Wir sehen, hinter der Unwahrhaftigkeit dieser Welt stehen Probleme. Der Reichtum an Problemen ist ungeheuerlich. Wenn die Beschäftigung mit dem okkulten Gebiet auch nicht zu einer Geisterwelt führt, so hat sie doch der Psychologie ungeahnte Weiten und Tiefen gegeben. So reich ist dieser Zuschuß an Erkenntnis, daß man fast sagen möchte, die Psychologie ist durch die Berührung mit dem Okkultismus zum zweiten Male geboren worden. Welches Licht hat die Theorie des Unterbewußtseins über unsere Persönlichkeit gegossen! Das Rätsel des Ichs beginnt sich zu lichten, je mehr wir in die Persönlichkeit hinabsteigen und ihr im buchstäblichen Sinne die Maske vom Gesicht nehmen. — Während man sonst die Wissenschaft den Gelehrten überläßt, zieht der phantastische Charakter der Metapsychik unwiderstehlich die Entdeckungslust des Laien an. Er fühlt sich berufen, Wissenschaft auf eigene Faust zu betreiben. So entstand eine besondere okkultistische Wissenschaft, die gut gemeint war, aber leider mit unzulänglichen Mitteln arbeitete. Schlimmer noch war die Tätigkeit der Leute vom gesunden Menschenverstand, die von vornherein mit der ganzen Beschränktheit der Unwissenheit im Okkultismus eine Art groben Unfugs sahen. Wo okkulte Vorgänge auftauchen, stürzen sich diese Parteien auf die Tatsachen, verwirren sie nach bestem Wissen und Gewissen und machen aus der Wissenschaft eine Parteifrage. Sie zerren an den Enden eines Seiles, um einen Knoten zu lösen, der sich in der Mitte des Seiles befindet. Je länger sie ziehen, um so fester wird der Knoten. Nur dem sofortigen Eingreifen bei dem Oelser Spuke ist es zu danken, daß man nicht auch dort zu spät kam. Meine bescheidene Arbeit hat Mängel, sie ist nicht vollkommen. Die Gelegenheit, eine vollkommene Methodik anzuwenden, ist selten, und man bescheidet sich mit dem Erreichbaren. Der Leser sieht ja den Weg und kann ihn weiter ausbauen.

Gibt es nun Spukerscheinungen? gibt es Häuser, in denen sich kinoartig Nacht für Nacht atembeklemmende Vorgänge abspielen, die jenseits unserer Welt der Erscheinung liegen, dramatische Vorgänge aus einer Welt des Grauens, die uns Künstler wie Bulwer, Poe, Wells und Meyrink nahebrachten? Ich weiß es nicht. Ich kann nur sagen, daß vom Menschen der Steinzeit, wie er in den Süd-

seeinsulanern vor uns steht, bis zum Spukhaus in Oels eine ununterbrochene Kette führt. Es hat zu allen Zeiten und bei allen Völkern gespukt.*) Sicher liegt also ein kulturgeschichtliches Problem vor. Ob der Spuk nur die Angst des eigenen Innern ist, ob unbekannte Kräfte der Seele zur Entladung kommen, ob die Zeit für unsere Erkenntnis an bestimmten Orten nicht vorhanden ist, sodaß wir die Dinge sehen, wie sie sind — ein Luftloch im Luftmeer der Zeit über einem bestimmten Ort — oder ob alles nur Irrtum der Beobachtung ist und seit Urzeiten der Spieltrieb des Menschen sich in denselben Formen auslebt, ich weiß es nicht. Wenn wir die erste Kinoaufnahme eines Spuks besitzen werden, wenn Phonograph und Blitzlicht ihr Kreuzfeuer eröffnen werden und wir die Schärfe unserer Sinne durch Methoden und Apparate gesteigert haben, dann wird man dem Problem näherkommen. Spuk ist wahrscheinlich nur ein Sammelwort für die verschiedensten Vorgänge. Automatische Entladung telekinetischer Kräfte geleitet von unterbewußter Romanbildung mag in vielen Fällen mitspielen. Oft wird es sich um reinen Pubertätsunfug handeln. Schwieriger wird das Problem, wo es sich um objektiven Spuk handelt. Beispiel: In einem Pfarrhaus sehen verschiedene Personen zu verschiedenen Zeiten genau denselben Vorgang: Ein alter Geistlicher tritt zur Tür herein, holt sich ein bestimmtes Buch und geht wieder fort. Solche Berichte gibt es zu Tausenden, und deswegen müssen wir sie zu erklären suchen, auch wenn sie nicht zu beweisen sind. Der Spuk bildet noch immer den Brückenkopf der Geistergläubigkeit. Man sollte sich gerade jetzt ernsthaft und gründlich mit diesen Dingen beschäftigen, ganz gleich, was dabei herauskommt. Ich werde dem Leser dankbar sein, der mir Berichte über Spukvorgänge mitteilt und mir Gelegenheit bietet, sie gründlich zu prüfen. Je schneller die Prüfung den Tatsachen folgt, um so wertvoller ist sie.

Dem Kriminalpsychologen bietet der Fall reichen Gewinn. Er zwingt zu raffinierten Untersuchungen, beleuchtet die Zahl und Schwierigkeit der psychologischen Probleme und stützt die Forderung nach psychologischen Sachverständigen in der Rechtspflege.

Mitten in der Zerstörung des Krieges rüsten wir zum friedlichen Wettkampf des Geistes. Das Ausland hatte bisher die führende Rolle in der metapsychischen Forschung inne. An der Spitze England, daneben Amerika und Frankreich. Die deutschen wissenschaftlichen Kreise haben schon vor dem Kriege eingesehen, daß wir rückständig sind, trotzdem wir Psychologen wie Schrenck-Notzing und Dessoir und einen Historiker von der Größe Kiesewetters haben. Nun wird der Krieg

---

*) Seit Justinian (Digesten Buch 20, Titel II. lex 27) hat sich die Gelehrtenwelt den Kopf zerbrochen, ob ein Spuk zur sofortigen Lösung des Mietsvertrages berechtigt. 1708 schrieb Carolus Fridericus Romanus in Leipzig eine 55 Seiten lange Doktordissertation „De recessione contractus locati conducti ob metum spectrorum". Dort und in seiner zweiten Schrift „An dentur spectra magi et sagae", Leipzig 1717, mag man die alte juristische Literatur nachlesen.

auch für unsere Arbeit freie Bahn schaffen. Es gilt, die Gegenwart zu nutzen. Wir müssen schon jetzt die ungeheure Fülle von Tatsachen aufspeichern, die uns der Weltkrieg garbenweise vor die Scheuern wirft. Es gilt die Anspannung und Zusammenfassung der höchsten Kräfte für das höchste Ziel.

I. Übersicht über die Ereignisse.

Die Stadt Oels ist eine Kleinstadt der preußischen Provinz Schlesien. Dort wohnte Kaiserstraße 1b im ersten Stockwerk der Sergeant Fenske mit seiner Familie. Der Spuk begann am 20. Januar 1916. Die Familie Fenske erduldete ihn ein und einen halben Monat, dann nahm das Ehepaar Fenske das Gericht in Anspruch, und zwar das Bürgerliche Gericht. Es gab am 7. März 1916 bei dem Amtsgericht Oels eine Klage zu Protokoll des Gerichtsschreibers. Die Kläger verlangten Räumung der Wohnung Kaiserstraße 1b, weil es darin spuke. Die Klage richtete sich gegen die beiden Fräulein Marta und Anna Brettschneider als Eigentümer des Hauses. Am 9. März fand die erste öffentliche Sitzung des Amtsgerichts statt. Das Gericht vernahm fünf an Gerichtsstelle anwesende Zeugen. Damit gelangten die Vorfälle in die Presse. Am 10. März erschien in Nr. 59 der „Lokomotive an der Oder", einer kleinen schlesischen Zeitung, der erste sachliche Prozeßbericht. Am 11. März besuchte ein Gendarm mit zwei Herren des Hausbesitzervereins, unter ihnen der Steinmetzmeister Seidel, die Familie Fenske und suchte den Spuk aufzuklären. Fenske behauptet, der Gendarm hätte großen Lärm gemacht, hätte die Familie Fenske als Täter beschuldigt und beleidigt. Der Gendarm erstattete sofort Anzeige an die Polizeiverwaltung. Fenske sei ein Bauchredner, oder die Kinder benützten elektrische Drähte. Am 13. März erschien der erste Bericht in den Breslauer Zeitungen. Nunmehr bestellte ich sofort Fenske zu mir, um möglichst früh an die Ereignisse heranzutreten. Auch die Staatsanwaltschaft und der Anwalt der beklagten Partei griffen ein. Letzterer behauptete im Auftrage der Schwestern Brettschneider, Fenske und seine Kinder seien die Täter. Am 15. März besuchte mich Frau Fenske zum ersten Male.

Am 16. März fand der zweite Termin am Amtsgericht statt. Am 19. und 21. März stellte ich und eine Angestellte von mir Ermittelungen in Oels an. Während meiner Anwesenheit kein Spuk, nach meinem Fortgang starke, heftige Spukgeräusche. Am 22. März erschien in der „Lokomotive an der Oder", Nr. 69, folgende Annonce des Herrn Seidel:

„Geisterspuk.

Die Erklärung des Unfugs liegt gewiß im allgemeinen Interesse. Es dürfte sich daher empfehlen, der Aufklärung der Frage näher zu treten. Wer dazu bereit ist, gebe seine Adresse unter R. S. 100 ab an die Geschäftsstelle dieser Zeitung."

Mit dieser Annonce wird zum ersten Male in der Öffentlichkeit der Spuk als Unfug hingestellt. Der Hausbesitzerverein nahm die Angelegenheit auch weiterhin in die Hand. Die Schlesische Hausbesitzer-Zeitung druckte den ersten Bericht der „Lokomotive an der Oder", am 26. März, ab. Am 28. März erschien ein sensationell gefärbter Artikel, der „Geisterspuk in Oels" von einem Mitarbeiter des Breslauer General-Anzeigers. In diesem Artikel wurde deutlich auf die Familie Fenske als Täter hingewiesen. Der ungenannte Mitarbeiter hatte sichtlich Information bei der Hausbesitzerpartei eingezogen. An demselben Tage habe ich eingehende Versuche über die Ursachen des Spuks in Oels angestellt. Nachher wurde der „Spukkeller" verschlossen und mit dem 28. März hatte der Spuk sein Ende erreicht. Am 14. April sind Fenskes ausgezogen.

Inzwischen hatte das Militärgericht die Sache in die Hand genommen und am 3. April den Ehemann Fenske verantwortlich vernommen. Fenske bestritt, der Täter zu sein.

Der Prozeß erregte die Öffentlichkeit noch mehr, als am 9. April und 16. April im Breslauer General-Anzeiger zwei Aufsätze des Schriftstellers Leo Erichsen erschienen. Er meint, die Gerichtsverhandlung habe nach keiner Richtung den Beweis erbracht, daß die Fenske'schen Kinder an allem unschuldig sind, aber auch nicht, daß sie schuldig sind. Eigene Untersuchungen des Spuk-Hauses hat Herr Erichsen nicht angestellt.

Am 11. April stellte ich wiederum neue Ermittelungen in Oels an und erhielt am 20. April das Ersuchen des Militärgerichts, ein Gutachten abzugeben. Als am 27. April ein neuer Zeuge, der Taubstumme Schneider, vernommen wurde und der Kläger beantragte, mich als Sachverständigen in dem Mietsprozeß zu vernehmen, lehnte mich der Anwalt der beiden Fräulein Brettschneider ab. Ebenso lehnte er den Arzt Dr. Anton als Sachverständigen über die Gesundheitsgefährlichkeit der Spukgeräusche ab. Gleich darauf, am 28. April erschienen wiederum in der „Lokomotive an der Oder", Nr. 99, zwei Berichte, von denen der eine von Herrn Seidel verfaßt ist. Er berichtete nebenbei über Versuche, die ich angestellt hätte, und wies wiederum auf die Familie Fenske als Täter hin.

Schließlich ist noch zu erwähnen, daß ich am 4. Mai mit Frau Fenske und ihren beiden Töchtern in Breslau experimentiert habe, und daß am 8. Mai noch eine Sitzung des Amtsgerichts ohne sachliches Interesse stattfand.

Am 27. November 1916 wies das Amtsgericht die Klage der Fenske'schen Eheleute aus folgeden Gründen ab:

„Tatsächlich haben eine Anzahl Zeugen eidlich bekundet, daß sie in der betreffenden Wohnung verschiedene Geräusche und Erscheinungen wahrgenommen haben, für die sie keine Erklärung hatten. Tatsache ist aber auch, daß im ganzen Weltall alles gesetzmäßig zugeht und alle Erscheinungen kausal bedingt sind, sodaß beim Vorhandensein bestimmter Voraussetzungen auch bestimmte Wirkungen ein-

treten müssen. Unerklärlich sind, bezw. scheinen Erscheinungen für uns nur, wenn wir die Voraussetzungen dieser Geschehnisse nicht oder nur unvollkommen kennen. So ist es auch mit den von den Zeugen bekundeten Geräuschen und Erscheinungen. Sind zum Beispiel Geigentöne gehört worden, müssen sie auch von einer Geige herrühren, wenn auch durch Vermittelung eines Phonographen. Es muß also irgend jemand die betreffenden Geräusche und Erscheinungen verursacht haben. Die Behauptung der Beklagten, Kläger selbst und ihre Kinder hätten diese Geräusche und Erscheinungen verursacht, ist nach Lage der Sache nicht so unwahrscheinlich. Sind sie doch weder vorher noch nachher in der Wohnung bemerkt worden. Die Bekundungen des taubstummen Zeugen Schneider hierüber besagen nicht viel und sind zudem mit Vorsicht aufzunehmen.

Die Frage nach dem Täter kann aber auch dahingestellt bleiben. Jedenfalls sind diese Geräusche und Erscheinungen keine Beschaffenheit der Wohnung im Sinne des § 544 Bürgerlichen Gesetzbuchs, die den Klägern das Recht auf Kündigung ohne Einhaltung einer Kündigungsfrist gäben. Hiernach haben aber die Kläger die Miete bis 1. September 1916 zu bezahlen."

Das militärgerichtliche Verfahren gegen Fenske wurde eingestellt.

Inzwischen hatte sich die spiritistische Literatur des Falles bemächtigt. Sie nahm einseitig an, daß der Fall auf übersinnliche Ereignisse zurückzuführen sei. In einem Werke von Bruno Grabinski, Hildesheim 1916, Neuere Mystik, Seite 359 bis 365, ist der Fall bereits dargestellt. Grabinski, der übrigens nicht Spiritist ist und auf kirchlichem Standpunkt steht, deutet an, daß es sich um telepathische (fernwirkende) Erscheinungen einer lebenden Person handelt. Er läßt aber auch die Möglichkeit eines Unfugs offen.

II. Vorgeschichte.

Für die Aufklärung der Spukerscheinungen ist es wesentlich, das Vorleben der hauptbeteiligten Personen, der Familie Fenske, zu kennen. Hierüber ist folgendes bekannt geworden:

Der Ziegeleiverwalter, jetzige Sergeant Emil Fenske ist am 16. Oktober 1869 in Lobsen bei Wirsitz geboren. Er ist verheiratet. Aus der Ehe leben vier Kinder; zwei Töchter, Elisabeth, geboren 3. Juli 1901, und Gertrud, geboren 29. November 1902, befinden sich im Hause bei den Eltern. 1899 bis 1907 war die Familie in Bromberg. 1907 bis 1914 wohnte sie bei dem Großgrundbesitzer Bories in Kurzebrack bei Marienwerder, dessen Ziegelei Fenske verwaltete. Dann war Fenske kurze Zeit in Oberschlesien, wurde eingezogen und war im Felde. Als er krank zurückkam, siedelte die Familie im August 1915 nach Oels über und mietete am 20. August 1915 die Wohnung Kaiserstraße 1b im ersten Stock, die sie etwa am 1. September bezog.

Das Haus gehört zwei Fräulein Marta und Anna Brettschneider, die im Nachbarhaus Kaiserstraße 1 wohnen. Mieter ist der Ehemann. Der Mietsvertrag wurde bis zum 1. September 1916 geschlossen, die einvierteljährliche Miete betrug 75,75 Mark.

1913 verklagte der Ziegeleibesitzer Benu in Kurzebrack den Fenske wegen Beleidigung. Fenske bestritt die Beleidigung, wurde aber am 23. April 1914 wegen Beleidigung zu 100 Mark Geldstrafe verurteilt. Das Gericht schwankte, ob es den beiden Zeugen, entlassenen Arbeitern, die miteinander verwandt waren, glauben sollte. Schließlich entschloß es sich aber doch, Fenske zu verurteilen. Aus dem Urteil interessiert folgende Begründung:

„Allerdings bleibt es — wenn man als wahr unterstellt, daß die Zeugen von dem Angeklagten entlassen und ihm daher feindlich gesinnt waren — von aller moralischen Wertung abgesehen auffallend, daß der Angeklagte diese Erklärungen Personen gegenüber gemacht hat, bei denen er doch mit der Möglichkeit rechnen mußte, daß sie ihm übelwollten. Da aber die Zeugen bereits seit längerer Zeit, der eine seit einem Jahre, der andere seit zwei Jahren, entlassen waren, so war die Wahrscheinlichkeit, daß der Angeklagte die fragliche Unvorsichtigkeit begangen habe, erheblich größer als die, daß die beiden Zeugen, lediglich um dem Angeklagten zu schaden, einen Meineid geleistet haben."

Das Gericht hat also Bedenken gegen die Verurteilung gehabt, konnte aber an dem Zeugeneid nicht vorbeikommen. Denn Fenske war Partei und durfte deswegen nicht schwören.

Der Großgrundbesitzer Bories gibt auf eine Anfrage von mir dem Fenske und seiner Familie das Zeugnis einer ehrenhaften und pflichttreuen Familie, der ein Verhalten, wie man es in Oels ihr vorhalte, nicht zuzumuten sei.

Im Laufe der Untersuchung wurde ermittelt, daß Fenske im Jahre 1913 in Kurzebrack Äußerungen über übersinnliche Erscheinungen gemacht hatte. Eine Frau Gertrud hatte die Ziegelei von Bories erworben. Fenske verwaltete bis dahin die Ziegelei. Er und seine Kinder erzählten bei der Übernahme der Frau Gertrud, daß es auf dem Grundstück umgehe. So sagte er einmal, in Abwesenheit der Frau Gertrud habe er ihren Schwiegervater im Zimmer stehen sehen, der garnicht hier war. Ferner warnten die Kinder des F. die Frau Gertrud, in die Speisekammer zu gehen, weil dort weiße Gestalten ständen. Frau Gertrud hat nie etwas bemerkt. Welchen Grund F. hatte, solche Spukgeschichten aufzubringen, weiß die Zeugin nicht.

Eine andere Zeugin, Emilie, sagt aus: der Beschuldigte habe öfters zu anderen Leuten in Kurzebrack von Spukgeschichten gesprochen.

Kurz bevor die Familie Fenske nach Oels übersiedelte, ereignete sich zu Pfingsten, etwa seit 23., 24. Mai 1915, in dem Seminargebäude, das gegenüber der Fenske'schen Wohnung in Oels liegt, ein angeblicher Spuk.

Der Vizewachtmeister Franz Rehhahn gab mir am 11. April 1916 hierüber folgende Schilderung:

Rehhahn war Schuldiener in dem Seminar. Zu Pfingsten 1915, am 23. und 24. Mai, war ein 16 jähriges Mädchen, Lene Schindler, in Oels zu Besuch. In dieser Zeit hat es gespukt. Klopflaute ertönten im Zimmer und an den Türen, die mit Glasfenstern versehen waren. Es herrschte ein großer Lärm. Faustschläge wurden gegen die Türen geführt und dieser Spuk währte sehr intensiv etwa 10 Tage lang. Er wurde von vielen Personen gehört. Die Familie wurde auch mit Steinen und Sand beworfen, und auch wenn sie im Freien war, ereigneten sich Steinwürfe. Ein Stein kam einmal über das Haus hinweggeflogen; er traf Frau Rehhahn im Rücken, ohne daß diese einen Schmerz empfand. Am Zaun traf Rehhahn unvermutet eine Frau Sch. aus Oels, mit dieser hatte seine Frau wegen der Milch einen Streit gehabt. Die Frau machte auf ihn einen verwirrten Eindruck. Er hat sie zur Rede gestellt, und von da ab hat der Spuk aufgehört. Ob aber die Frau an dem Spuk beteiligt war oder ob sie nur verwirrt war, weil Rehhahn sie plötzlich angefahren hat, das weiß Rehhahn nicht. Bewegungen von Gegenständen mit Ausnahme der Steinwürfe hatten nicht stattgefunden. Rehhahn kann sich den Spuk auch heute noch nicht erklären. Der Spuk richtete sich ausschließlich gegen ihn und seine Familie.

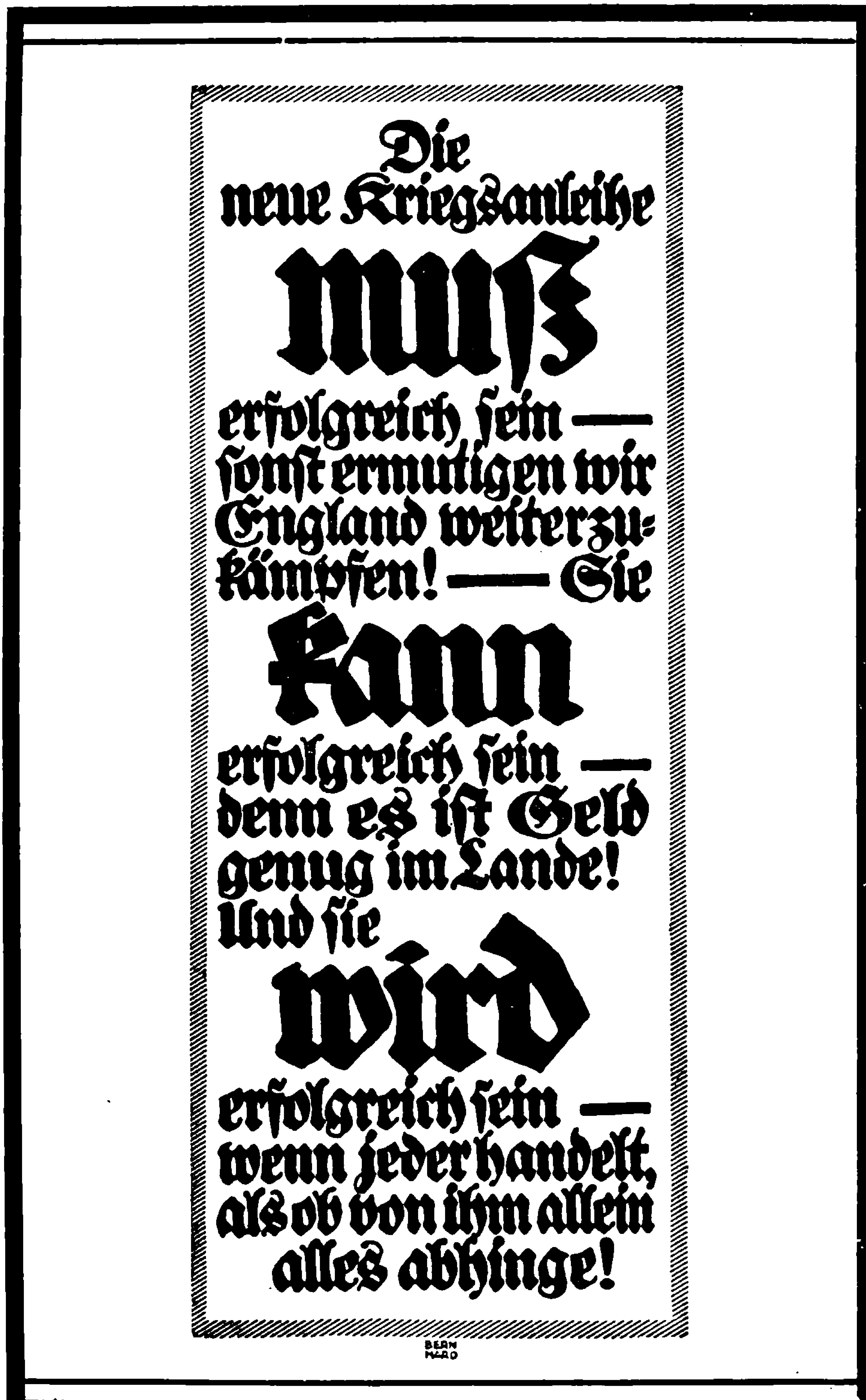
Grabinski hat in dem erwähnten Buch über Neuere Mystik, Seite 362, diesen Spuk im Seminar geschildert. Auch seine Quelle ist Rehhahn, der dem Schwager des Grabinski Angaben gemacht hat. Sie lauten: „Klopfen und Scharren, sowie auch das Sausen und Singen sollen genau so gewesen sein, wie im Fall Fenske, aber noch etwas kommt hinzu. Rehhahns Wohnung hatte vom Flur aus 4 Türen in die einzelnen Zimmer. Eine dieser Türen war eine Doppeltür. Es klopfte an verschiedenen Türen, hier auch am hellen Tage, es war aber niemals jemand draußen. Ein Freund des Wachtmeisters, ein sehr beherzter Jäger, machte sich nun den Spaß und steckte sich zwischen die Doppeltür, weil es dort am schlimmsten war. Und nun kommt das Merkwürdigste. Es klopfte plötzlich von beiden Seiten dieser Doppeltür so furchtbar, daß der arme Wächter da drinnen vor Angst verging und längere Zeit kränkelte. Hier wurden außerdem längere Zeit Steine geworfen, die stets trafen. Es wurde aber nur nach Kindern und Frauen geworfen. Man hat diese etwa faustgroßen Steine fliegen und ankommen sehen; sie haben stets getroffen, aber sie haben weder Flecke noch Wunden, überhaupt keine Beschädigungen hervorgerufen. Man habe auch niemals ausweichen können. Der Spuk dortselbst hat schließlich ein plötzliches Ende gefunden".

Ich habe am 16. Februar 1917 Fräulein Helene Schindler, die Nichte des Rehhahn, gesprochen. Sie hat mir den folgenden Bericht gegeben, der in vielen Einzelheiten von der Schilderung des Rehhahn und des Grabinski a b w e i c h t. Fräulein Schindler ist jetzt 16 Jahre alt.

Anfang Mai 1914 besuchte sie ihren Onkel Rehhahn in Oels. In der ersten Zeit des Besuches ereignete sich nichts. Der Spuk begann etwa am 19. Juni und hat höchstens 4 Tage gedauert. Dann ist er ebenso spurlos verschwunden, wie er gekommen war. Die Wohnung befindet sich im Erdgeschoß. Der Spuk hat sich in mehreren Zimmern ereignet, hauptsächlich war er an die Küche gebunden. Er fing mit Klopflauten und Faustschlägen an die Küchentür an. Diese Tür ist eine Doppeltür. Die Türen sind nicht verglast. Es hat aber auch an einer andern, verglasten Tür geklopft. Die Zeugen haben sich auf beide Seiten der Doppeltür gestellt, sodaß also die Doppeltür gleichzeitig von beiden Seiten beobachtet war. Ein Zeuge hat sich auch zwischen die Tür gestellt. Trotzdem hörte man laute Faustschläge, die von beiden Türen herzukommen schienen. Die Schläge waren so laut, daß man sie durch das ganze Haus hörte. Es donnerte mit beiden Fäusten gegen die Tür. Eigentliche Klopflaute wurden nicht festgestellt. Nur im Anfang hörte man einmal einen einzelnen harten Schlag. Wenn man das Ohr gegen die Tür legte, so hat man wohl sprechen gehört, es rührte aber offenbar von den Seminaristen im oberen Stockwerk her. Es ist ausgeschlossen, daß oberhalb oder unterhalb der Wohnung jemand geklopft hätte. Die Schläge waren an der Tür in der Wohnung. Viele Zeugen wurden herbeigerufen und haben die Geräusche gehört, keiner konnte die Geräusche ergründen. Außer den Schlägen hörte man auch deutliches Klatschen an der Tür, wie wenn jemand mit der flachen Hand dagegen schlägt. Auch dieses Geräusch war sehr laut. Wenn die Töchter des Rehhahn sich zu Bett legten, so kratzte es an den Bettstellen. Mehrere Personen gingen hinein und hörten es. Das Kratzen hat stundenlang gedauert. In der Wohnung hat es niemals mit Steinen oder Sand geworfen. Im Hofe wurde die Familie aber mehrmals mit Steinen und Sand beworfen. Die Steine kamen sehr langsam angeflogen, sie trafen auch, die Schmerzempfindung aber war gering. Es waren sehr kleine Steine, nur einmal kam ein etwas größerer, etwa wie ein kleines Ei. —

Dieser Spuk im Seminar ist nicht wissenschaftlich untersucht worden, er ist auch nicht, wie Grabinski annimmt, zur gerichtlichen Kenntnis gekommen. Er hat aber in Oels große Beunruhigung hervorgerufen und ist in ganz Oels bekannt. Ich weise schon hier darauf hin, daß der Spuk Ende Mai 1915 stattfand und daß im August 1915 Fenske in die gegenüberliegende Wohnung gezogen ist.

(Fortsetzung folgt.)


Die
neue Kriegsanleihe
muß
erfolgreich sein —
sonst ermutigen wir
England weiterzu-
kämpfen! — Sie
kann
erfolgreich sein —
denn es ist Geld
genug im Lande!
Und sie
wird
erfolgreich sein —
wenn jeder handelt,
als ob von ihm allein
alles abhinge!
BERNHARD

Max Bruns:
Glocken im Kriege.

1.

Wuchtend über dem Tal emsiger Menschenwelt
hingt ihr himmelerhöht, heiliger Weisheit voll; —
fern klang Sensengedengel,
fern des Schmiedes Geläut empor; —

bis der scheidende Strahl Wipfel und Wald geküßt;
in den duftenden Klee duckte das Hasenpaar;
hoch in schleiernden Ästen
schwieg des Vogels verträumter Ruf.

Dann im schauernden Turm hob sich der Glockenschlag,
weithin-kündend und klar, Mühsal scheuchend und Last;
und die feiernde Weise
schritt der blühenden Nacht vorauf.

Jedes lauschte befreit heiligem Friedenswort;
das ermattete Haupt senkte der Ackersmann,
fromm den Scheitel entblößend,
daß der Abend ihm gnädig sei.

Noch der labende Schlaf atmet melodischer,
da der Glocke Getön heimliche Kreise zieht,
gleich dem schauernden Weiher,
den das gilbende Blatt gerührt.

Ihr doch hangt im Gestühl heilig verhaltener,
nun der wandelnde Mond silberne Träume streut:
dunkel schwellende Trauben,
reift ihr nächtig des Heiles Wein!

2.

Dann kam der Tag, der Hader und Haß geweckt.
Der Landmann hat, der Schmied wie des Bürgers Faust,
die friedgewohnte, mit dem Degen,
mit dem Gewehre sich hart gewappnet.

Im lehm'gen Graben dauert die treue Schar;
es lauscht der Posten hauchlos in Nacht und Trug:
und über den behelmten Häuptern
zischelt der Tod seine giftgen Bahnen.

Durch Stunden dröhnt und Tage das Steilgeschütz,
zerspellt Gestein und würgt sich in Gruft und Grund.
Die Nerve glüht; der wache Wille
härtet das Herz in der Brust und duldet.

Doch wenn ermattet je das Gebrüll verstummt —
der Krieger hebt das zweifelnde Haupt empor:
und horch! vom splitternd nackten Äste
silbert der Drossel verzückte Weise.

Der Donner, der gesättigt und dumpf vergrollt,
das weiße Wölkchen — rauchend verschwebt's im Blau —,
sie wecken tief im heißen Herzen
friedsam die Glocke der fernen Heimat.

Es rührt die harten Männer ein tiefer Traum,
sie denken ein Gewesenes alter Zeit:
des Kindes Spiel im Blütengraben,
denken der Mutter verklungne Stimme.

Und schwermutvoll bewegt sie das Menschliche:
daß die Natur den segnenden Ruf erhebt
und Menschenwerke Frieden künden,
da sich die Fäuste voll Grimm zerfleischen.

3.

Doch die Heimatglocke läßt ihre Stätte:
Gleich der Baumfrucht, der zur Ernte gereiften,
bricht sie hoch aus Gebälk und Bohlen
eine begehrende Faust.

Da der Mensch voll Hohn die Botschaft verachtet,
die dein Kelch, der wohllaut-schwellende, kündet,
werde rötende Flammenkugel,
werde geballt Meteor!

Künde nun den Zorn des rächenden Gottes,
schrei der Heimat Inbrunst über das Brachfeld
und die Stimme der treuen Toten,
bleichend im herbstlichen Ried;

Grimm und Schmerz der weltverlassenen Gattin;
den Gesang der Waisenkinder im Abend;
des getroffenen irren Gaules
nachtdurchschauernden Todesruf!

Trag die Kraft der unversieglichen Scholle,
Wehr und Waffen deutschen Luther-Chorales, .
ob die Welt voller Teufel laure,
schreckend in fremdes Gefild!

Ihr, aus Heimatglocken glühend gegossen,
sprecht die deutsche Wucht, den Hammer des Gottes:
Zwingt den feindlichen Wahn zum Frieden,
dröhnende Boten der Macht!!

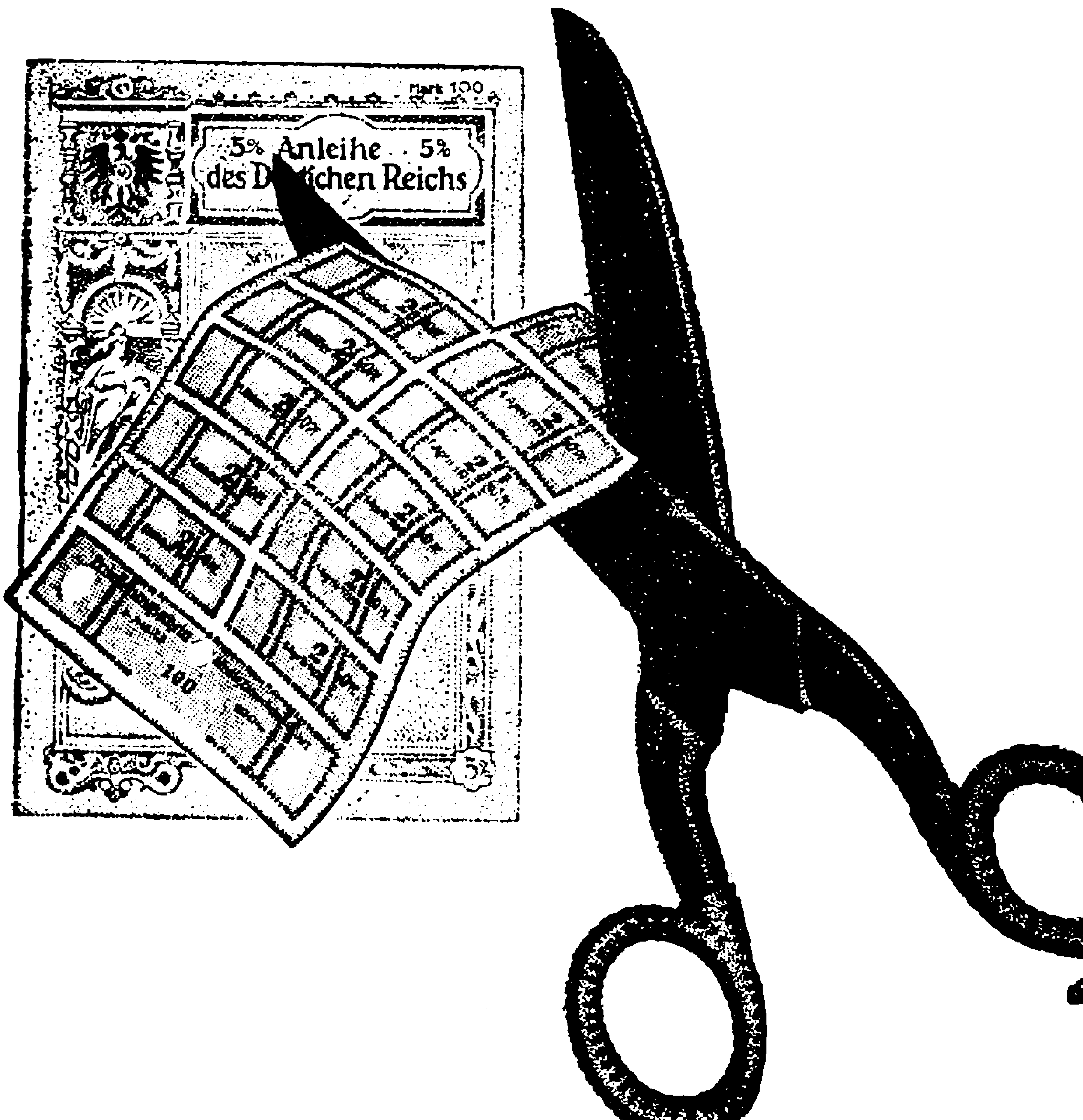
4.

Wann die Nacht daheim von den Bergen steigt
und die Leuchten in den Scheiben verlöschen,
geht am dunklen Rain entlang
heimlich ein irrendes Wehn.

Horch, der duftgesättigte Sommerwind
sucht das Echo deiner tönenden Seele,
und die Nacht liegt atmender
über dem tonlosen Land.

Friedenssehnsucht breitet die Schwingen weit;
Heimweh weint im Wind und streicht um Gemäuer.
Weht im Schlehbusch winkender
nicht eine silberne Hand?

Spät im Friedhof geht es wie Aechzen um;
Schatten schweben drängend wider die Kirche;
auf dem blanken Zifferblatt
geistert der modernde Mond.



Nützet Euch, nützet dem Vaterland, zeichnet Kriegsanleihe

Keine Tröstung wispert ein Glockenmund.
Dunkel hockt die Schar entschlafener Dohlen.
Im verwaisten Glockenstuhl
feiert das geistliche Jahr.

5.

Einmal jedoch — senkt sich die müde Klinge
Mavors hinab, blühen die bunten Astern
mild im Lauf der Waffen,
und die Geschütze schweigen dem Herbst.

Ehern ein Park, klirrt im versunkenen Abend
Beutegeschütz. Dort, wo die Öfen ragen
und die Hämmer wuchten,
feindliche Rohre, endet die Fahrt.

Oft in der Nacht starrtet ihr harten Blickes
über das Feld, über die deutschen Gräben,
wo, die Hand am Laufe,
schweigende Männer Schlummer bekämpft.

Wissend den Trotz, wissend den deutschen Starrsinn,
saht ihr den Mond über den Wall geründet,
und sein Silberschimmer
geisterte Heimat, Weise und Traum

in das Gebet liebender Gatten, Väter,
nächteversenkt. Aber im grauen Morgen
hob auf kühnem Flügel
scharf der Pilot sich über den Wald.

Stählern und hart surrte wie Glockenbrausen
weltüberhin seine gewagte Reise; —
wo die Wolken branden,
grimmig verbissen, wogte der Kampf.

Lüftehinan schnob euer Rohr Verfolgung.
Silberumwölkt, segelte klar die Taube,
und am Saum der Ferne
endete machtlos euer Gebell.

Wissende ihr, wissend die deutsche Weise!
klang sie nicht oft, männlicher Schwermut trunken,
aus dem Unterstande
leis durch den Nebel welschen Gefilds?

Doppelgesang, Zither und zarte Fiedel:
Schwebender Traum — schweigende Todbereitschaft!
Zwischen Tau und Abend
weltvolle Stunden: Liebe und Pflicht!

Wohl, ihr erfuhrt, feindliche graue Schweiger,
deutscheste Art. Schmelzend im glühen Ofen,
läutre weißes Feuer
euer verwehrtes mordend Gelüst.

Himmelhinan winde die Faust die Glocke.
Wuchtigen Ernst künde der schwere Klöppel:
Ehern ein Gedenken
streitbarer Liebe, — streitbarem Grimm!

6.

Friedsame Botin, hoch dem Aar benachbart:
auf der bronzenen Wölbung deines Mantels
spiegeln sich in reifender Bläue selig
Gottes Gestirne.

Wann über duftigem Korn die Silbersichel
klar sich schärfend den Tag der Ernte kündet,
wann der schwanke Wagen geschmückt ins Dorf rollt:
singst du die Allmacht.

Segnender Sang, aus heitren Höhen träufend,
liebend kränzest du uns des Jahres Fittig,
und es tönt im atmenden Hauch des Äthers
rauschend dein Psalter.

Flüchtige Freuden, Kummers schwere Lasten
— wandelbare Genossen kargen Daseins —
ordnest du mit sicherem Maß zur schwebend
gleitenden Kette.

Feindlich Metall verklungner Kriegeszeiten,
du, zur bleibenden Botin uns geläutert,
reif uns im erschauernden deutschen Herzen
große Entschlüsse.

Reinige uns zu deinem tiefen Glanze,
tränk das dürstende Herz mit deines Kelches
überströmend quellendem, unaussprechlich
heiligem Wohllaut.

Immer ja sucht der Mensch des Gottes Spuren
in der eigenen Brust. So gieb uns Segen:
Stark und klar sei Jeglichem im Gemüt ein
Edles bereitet.

Keiner von uns, der nicht nach Labe schmachte!
Führe, Künderin, du den neuen Morgen!
Strahlend auf das weiße Gefild des Schweigens
sei er willkommen!

Wann um die halbe Nacht der Stern der Weisen
leuchtend über der Krippe Hirten blendet,
tön uns tief ins Herz die versunkene Botschaft:
„Friede auf Erden!!"

Wilhelm Holzamer †.

Zum Gedächtnis 28. 8. 1917.

Auch während des Krieges, dieser schweren ernsten Zeit, wo wir Helden feiern und Helden betrauern, wo Ewigkeitswerte vernichtet wurden und noch weitere unermeßliche Opfer an Gut und Blut gefordert werden, ziemt es sich, auch Gedenktage früher Verblichener einzuhalten.

So gilt es nun, eines Toten zu gedenken, der uns nur zu früh in blühender Jugend, in der Vollkraft seines Lebens und Schaffens entrissen wurde. Es ist der deutsche Dichter und Romanschriftsteller Wilhelm Holzamer, der am 28. August 1907 vor zehn Jahren die Augen zum ewigen Schlaf geschlossen, der Menschheit aber in seinen dichterischen Schöpfungen ein gewaltiges Erbe hinterlassen hat.

Dem Verfasser der novellistischen Skizzen

„Im Dorf und draußen“

der Romane

„Peter Nockler“, „Der arme Lukas“,
„Ellida Solstratten“, „Der Entgleiste“ u. a.

der Dichtungen: „Zum Licht“, „Spiele,“
„Carnesie Colonna“ und nachgelassener „Gedichte“

war es trotz seiner eigenartigen, gemütvollen Schreibweise nicht vergönnt, zu Lebzeiten voll zu ernten, was er gesät hatte. Dieser Höhennatur, deren rascher Aufstieg begonnen hatte, war es versagt, den Gipfel zu erreichen. Gewaltig im Wollen, stark im Können und hervorragend im Vollbringen verließ er uns, von dem kein Geringerer als Michael Gg. Conrad sagen konnte:

„Wie lieb und hold trat der junge Künstler in seinem frischen Waffenschmuck über die Schwelle des kampfgeweihten Tages! Und als die Sonne im Mittage stand, fielen ihre Strahlen auf den heldenhaften erzenen Scheitel eines der kühnsten und sieghaftesten unter den Feldhauptleuten des neuen deutschen Kunst- und Lebensgeistes.

Wer könnte je seiner vergessen und seiner aufrechten Schönheit.“

Alle, die ihm nahestanden, an ihn glaubten und ihm treu blieben, haben Recht behalten. Wilhelm Holzamer verzichtete auf Augenblickserfolge, er hat über den Tag hinaus gewirkt. Er ist kein Unbekannter geblieben. Sein Anhängerkreis hat einen großen Umfang angenommen, der stetig weiter wachsen wird. Das rein Menschliche, das seine Schöpfungen durchdringt, steht hoch über Allem, es gab ihm die Kraft zu schaffen und ihn zum Licht emporzutragen. In allen seinen Werken finden wir den Dichter eins mit dem Menschen, dessen starke Persönlichkeit sich jedem, der ihn kannte, unvergeßlich eingeprägt hat.

So sehe ich ihn noch heute vor mir, wie er unbekümmert um Neid und Mißgunst, unbeirrt durch Schmeichelei aufrecht, festen Schrittes seine Wege ging.

„Nach jener Höhe weiß ich einen wallen,
Nach ihrem Lichte seinen Blick erheben,
Nach ihrer Ernte edlem Preise streben,
Daß seiner Zukunft reiche Lose fallen.“

Hanna Gräfin v. Pestalozza: Vermißt.

Nun komme ich zur Besinnung dessen, was das eigentlich ist: meiner Mutter Sohn, mein Bruder wird vermißt. Zuerst, als die Briefe mit dem Vermerk und der gestrichenen Regimentsadresse zurückkamen, schlug es über uns zusammen, lähmte es uns, wir fühlten dumpf: etwas vom Furchtbarsten, das uns treffen konnte, hat sich begeben. Jetzt aber weiß jeder Herztropfen um den Verlust, und jeder Gedanke schreit mit hinaus: wo bist Du? Was geschah Dir?

Was meine Mutter trägt, davon muß ich schweigen. Es ist das Schwert, das durch Körper und Seele geht. Aber was ich trage, davon will ich sprechen. Seinetwegen; denn was mit ihm auch geschehen mochte, des bin ich gewiß, neben der innigsten Liebe der Mutter und der heißesten Liebe der Braut wird die meine ihm nicht zuviel sein. Ich fühle es, zum ersten Mal in meinem Leben braucht er nun auch mich. Und ich weiß, es werden meine Worte zu ihm dringen oder doch meine Stimme; im Lazarett irgendwo in der Welt werden sie seine heiße Stirn fühlen; in irgendwelcher Not und Qual der Gefangenschaft werden sie seinen Stolz härten; wie eine Blume oder ein Vöglein werden sie auf seinem stillen Hügel sein.

Wo bist Du, mein Bruder? Was geschah Dir?

Immer suche ich ihn. Muß sich's am Tage meine Seele versagen, weil mein Kind, oder der Gatte, oder die Arbeit mich will, dann irrt sie mit heißerer Inbrunst des Nachts durch die Welt. Über weite Felder im Mondschein, durch Wälder, wo Bäume rauschen und hohe Sterne Trösteraugen haben, an raunenden Bächen bangt sie: Bist Du nicht da, mein Bruder?

Meine Seele irrt von Bett zu Bett in den großen Krankensälen, in die Kirchen von Lager zu Lager. Neigt sich dort in jener Nische nicht voll unsäglicher Milde die Muttergottes? Bist Du es nicht, mein Bruder, dem sie lächelt, und der Du sie wieder grüßest, Du mit dem blonden Haar, den blauen Augen, dem reinen, stolzen Mund? Voll Weh aber zittert meine Seele an der Schwelle der Schmach, die der Fremdling, der gedemütigte, haßerfüllte, Dir zufügen könnte. Doch nein, nimmer kann die Schmach Dich treffen; der Heilige — und das bist Du — behält inmitten tiefster Schande den himmlischen Glanz der Stirn. Aber doch schreie ich vor Weh: geschah solches auch Dir, mein liebster Bruder?

Fühlst Du nun, wie ich an meiner Liebe trage? Dein Leiden zerreißt mich. Mir alles Leid, sei Du nur verschont. In das Grab, in die Gottnähe nimmst Du ein Stück von meinem Herzen mit. Es ist das, das Du immer besaßest, ohne es so recht zu wissen. Denn von Mutter und Braut kam Dir soviel Liebe, daß Du nach meiner nicht viel zu fragen brauchtest. Wenn Du sie überhaupt einmal

merktest, nahmst Du sie wohl wie ein Stück vom schönen Überflüssigen. Wie oft hat es mich im stillen gekränkt; jetzt wollte ich, es wäre immer so geblieben, es hätte niemand diesen bewegten Inhalt meines Lebens tiefer gekannt und geachtet, statt daß nun meiner Seele Pforten aufspringen vor Dir und den anderen.

Doch nein, auch jetzt verstehen es die anderen nicht ganz. Denn was ist die Schwester zum Bruder gegenüber der Mutter zum Sohn? Laß es so sein. Um so inniger bin ich nun im Geist mit Dir. Ich weiß, je schwerer das ist, das Mutter und Braut jetzt durch Dich trifft, umsomehr verlangt Dich zuerst nach mir. Denn das Herz der Schwester ist fester, als das der Mutter und der Braut. Mich brauchst Du nicht zu schonen. Erinnerst Du Dich, wie Du einst krank warst, die Mutter fern von uns, und Du mir verbotest, sie zu rufen, bis das Schlimmste überstanden? Wäre mir doch diese süße Erinnerung der Kameradschaft als einzige geblieben, statt daß zusammen mit tiefem Mutterleid und heißem Mädchenweh es kommen muß, daß unser beider Seelen noch einmal, noch völliger ineinanderfließen.

In diesen Tagen, diesen Nächten ist das wahre Schwesternherz in mir geboren. Ich spüre die vielen Brüder und Schwestern in der Welt, die wirkenden, die leidenden, die irrenden. Ich bin ihr Weggenosse. Möchten Kraft und Trost und die rechte Richtung von mir ausgehen. Draußen bin ich bei ihnen, bei Freund und Nichtfreund, die kämpfen und sterben, ohne noch eine Mutter zu haben. Ob sie meine Stimme, die Schwesternstimme hören?

Wie ist mir so bang, wie bin ich verzagt. Wo bist Du, mein Bruder? Was geschah Dir?

Hörte ich einst, daß Du qualvoll hast leiden müssen, es gäbe wohl fast kein Leid der Welt, das ich darnach nicht tragen könnte. Und Ihr anderen, alle Ihr meine Brüder und Schwestern, auch Ihr zeigt mir Eure Wunden und Euren Tod. Wohlan, ich will ihrer gedenken bei Tag und Nacht.

Wo bist Du, Bruder? In das Herz meines Kindes pflanze ich Deine Tugend wie ein liebliches Sternbild. Es spürt schon die lichte Flamme Deiner Worte, als Du von uns gingst: „Nun ist mir endlich die Last genommen, nicht dabei zu sein." Es versteht schon Deine edle Verschwiegenheit, die da macht, daß wir nun garnicht wissen, wo Dich suchen mit der Sehnsucht, in West oder Ost, in Süd oder Nord.

Käme doch ein Wort von Dir! Lebtest Du doch! Sieh, mein kleiner Bruder, es ist fast zu schwer für Deine Mutter. Zu schwer auch für Dein zartes Mädchen. Wie sollen sie leben ohne Dich? Komm, sie sollen wieder glücklich sein!

Es wird Abend, und meine Seele irrt wieder in die Welt. Über Berghänge, durch Schluchten, durch Straßen und Ruinen. O fände ich Dich, käme ich rechtzeitig, Dir das Wort zu sagen, nach dem Du begehrst, Dir noch ein wenig gut zu sein. Wo bist Du, geliebter Bruder?

Ilse Reicke:
Karl von Rochows letzte Verzückung.

Fortsetzung.

Während Herr Keier vorlas, pochte in Karl von Rochow ein unbekanntes, befremdendes Gefühl, gemischt aus Glück, Schmerz und jenem höchsten Grade von Überraschung, der schon der Enttäuschung ähnlich ist . . .

Herr Keier las, und zum ersten Male waren es nicht nur registrierende Notizen, die an das Ohr Karl von Rochows drangen, es war ein höchst persönlicher, von feinem, überlegsamen Geiste geleiteter Essay. Er erfuhr, daß die Dichterin, außer einem kurzen Auslandsaufenthalt, ihr Leben in jener alten Stadt verbracht, die er selbst vor kurzem erst besucht, daß sie bei ihrer alten Mutter lebte, und dann in einem plötzlichen Entschlusse barmherzige Schwester geworden sei . .

Und nun geschah es, daß für Karl von Rochow ihre Gestalt, die er eben in dem Buche erblickt, leibhaftig wurde, sie nahm für ihn Fleisch und Blut an, er sah sie schreiten und sich beugen, sah das Haar und den Schmelz ihrer Augen und die Bewegungen ihrer Hände. Und dann schritt sie auf einmal nicht mehr in dem schlichten Kleid, das er auf den Bild gesehen, sondern in der Tracht der barmherzigen Schwester, in der klösterlichen Tracht, die jene Nonne aus der längst erstorbenen Zeit, die manch andere, von ihm liebevoll verkündete, getragen...

Herr Keier las noch einige Gedichte. Sie saßen in dem kleinen Lichtkreis der Lampe, in dem gemieteten Zimmer, vor dem draußen die Nacht über Land und Wasser stand, und keines hatte des anderen Acht.

Herr Keier hielt den blonden Kopf über das Buch gebeugt, die Finger in den Seiten; auf dem Sessel neben ihm saß Fräulein Bernegg in ihrem blauen Kleide, vornüber geneigt, die verschränkten Arme auf den Knien und den Blick zur Decke emporgerichtet, sodaß der Lichtschein auf ihren großen, scharf geschnittenen Mund fiel; seine Form verriet, daß das Pendel ihrer Tage in großen Schwingungen ging . . .

Fräulein Deißler nahm behutsam den Kneifer ab, der an der Nase zwei rote Spuren hinterließ, und legte ihre kleine gebrechliche Hand über die Augen. Nun sah man nur den goldigen Heiligenschein ihres Haares. Sehr aufrecht, den Blick ihres lieblich-herben Gesichtes unter dem schwarzen glatten Scheitel, geradeaus gerichtet, saß Fräulein Hooge auf ihrem Stuhl, ohne sich zu bewegen.

Karl von Rochows Haupt hing ein wenig auf die Brust herab und sein Blick ruhte, von unten kommend, auf der Gesellschaft. Er hatte seine großen

Hände im Schoße gefaltet und die Daumen aufrecht gegen einander gelegt. Das linke Bein war über das andere geschlagen, sodaß über dem Gummizugstiefel der grauwollene Strumpf sichtbar ward.

Man hörte draußen den Wind über die Wiesen gehen, drinnen tickte die Uhr auf dem großen, mit vielen Büchern bestellten Schreibtische Fräulein Hooges.

Als Herr Keier geendet, wollte das Gespräch nicht wieder so leicht vonstatteu gehen wie vorher — es ergab sich von selber, daß nicht mehr über andere Dichter gelesen wurde, Fräulein Bernegg erhob sich, ging in ihr Zimmer hinüber und kehrte mit einem Teller heißer Bratäpfel und den Teelöffeln zurück, Fräulein Hooge trat zu ihrem Schreibtisch, öffnete dort die Türe des Aufsatzes und brachte Glasteller und eine Zuckerschale daraus zum Vorschein.

„Hier ist nämlich meine Speisekammer", sprach sie und ihre Augen hatten dabei ein kleines, übermütiges Blitzen, wie immer, wenn sie ein wenig verlegen war.

Sie verteilte die Teller auf dem Tische und man begann die noch leise singenden Äpfel langsam und vorsichtig zu verspeisen.

Als Karl von Rochow vor dem Fortgehen sich an Fräulein Hooges Schreibtisch Verlag und Titel des Buches, aus dem Herr Keier vorgelesen, aufschrieb, gewahrte er neben sich, in der Nachbarschaft althochdeutscher Texte und paläographischer Tafeln einen großen Bilderrahmen mit ungefähr zwanzig Aufnahmen eines kleinen Kindes.

„Das ist mein Neffe, Herr Professor", erklärte Fräulein Hooge voller Stolz, und er starrte sie einen Augenblick recht fassungslos an, denn es war ihm schon den ganzen Abend über schwer zu lernen gewesen, daß diese Damen, die für seine Begriffe eben nur arbeiteten und studierten, noch ganz andere Eigenschaften und Empfindungen als der des Berufes fähig sein konnten.

Von Herzen dankbar hatte er unten an der windigen Haustür sich verabschiedet, — die Damen ließen es sich nicht nehmen, ihm mit einer elektrischen Taschenlampe die finstere Steintreppe hinabzuleuchten, — dann war er durch die brausende, feuchte Finsternis heimwärts geschritten.

* * *

Wirre Träume belagerten ihn des Nachts: immer wieder sah er die Dichterin in dem gürtellosen Kleide, in Schnitt und Farbe gleich jenem, das Fräulein Hooge getragen — sie strich sich mit der Hand über die Stirn und trug auf einem Tablett Gläser an den Tisch, — dann war sie in klösterlicher Tracht und betete alle ihre wundervollen Verse. Es war die Stimme Fräulein Berneggs, die er vernahm — nachher aber hielt sie den kleinen Knaben, dessen Bild er am Abend gesehen, auf dem Arme, und dies vermischte sich

auf eine seltsame und süße Weise mit einem Gedichte, das in dem schmalen hellbraunen Bande stand . .

Und dann war es plötzlich da, das Eine, Unglaubliche, das Karl von Rochow das Herz fliegen und seine Fingerspitzen kalt und feucht werden ließ. Aufrecht saß er in seinem Bette, in heißen Kissen, und wußte nicht, ob der Traum ihm den Gedanken eingegeben, oder ob er wachend darauf verfallen war: aber er war da und wich nicht, und schenkte seinem Gehirne nicht die süße Leere, sondern ob er wachte, ob er träumte, dieser Gedanke wanderte in tausend lieblichen Gestalten durch seine Seele, — die ganze Nacht.

Am andern Tage ging er umher, in dem nachtwandlerischen Gefühl dumpfer, drückender Schwere, das uns befällt, wenn ein großes Unabänderliches sich erfüllt hat oder sich erfüllen muß. . .

Dieser Gedanke, der ihn erst traf wie ein Schlag, den er nicht zu denken wagte, er ward allmählich eine lauernde, allgegenwärtige Vorstellung, er ward zu einem lockenden, übermenschlich ersehnten und geliebten Bilde; und als die Tage daran vorbeischritten, wurde dies Bild eine große leuchtende Hoffnung, die seiner Tage Takt beschwingte und fröhlich machte, die seine leidenschaftliche Gläubigkeit sich schließlich zur Gewißheit umschuf. Die Kollegen wunderten sich über sein plötzlich teilnahmvolles, aufmerksames Wesen, schüttelten den Kopf über seine gesteigerte, unerhörte Arbeitskraft. Spürten sie so, daß er plötzlich wach geworden, des abschließenden Panzers entkleidet war, und daß nun die ganze Welt auf seine wehrlose Seele wirkte?

Ihn aber durchlief ein freudiges Erzittern, sobald er dachte, daß sie die stillen Abendwege, über die Wiesen, hinter denen die Sonne verglomm, am Wasser, das die Farben des Himmels schaukelte, nun gemeinsam wandern sollten. Daß in zarten guten Stunden sie von dem, was sie vollendet, ihm sprechen würde, daß er teilhaben dürfte an dem wundervollen Reichtum ihres Wesens. Auch er würde das Liebste, was er leistete, mit ihr teilen, seine heimlichen Träume in den alten Städten, seine Forschungen, seine geliebten Bücher, — sein Blick streifte die Regale mit den stummen Freunden, liebkosend strich seine Hand an den Rücken entlang, das eine oder das andere nahm er heraus und hielt es zärtlich zwischen den Fingern, als wolle er die Körperlichkeit dieses geistigen Glückes verspüren.

„Ja, ihr Alle, — alle sollt ihr jetzt auch ihr gehören, ihr freund sein," dachte er, und sein Auge hinter der großen Brille feuchtete sich.

Die Sonne spielte auf dem Spirituskocher, der am Ofen auf einem Tischchen aufgebaut war; ein paar gebrauchte Teller standen daneben. „Schöner, viel schöner und glücklicher soll es dann hier werden", dachte er, und leise und leuchtend wie ein Segel durch fernes Meer zog der Gedanke an ein eignes, helles Heim einmal durch sein Gehirn.

Er erkundigte sich nach dem in Frage kommenden ersten Geschäfte der Stadt und kaufte dort eine kleine silberne Schaufel mit dazugehörigem Besen ein, um sein Tischtuch abzukehren, sowie er es auf dem Besuche bei Fräulein Bernegg und Fräulein Hooge gesehen.

So erfüllt war sein Leben — so heiter seine Zuversicht, und so sehr war Karl von Rochow in den Träumen zu Hause, daß er die Tat, jenen Brief mit der großen Frage doch endlich zu schreiben, immer wieder hinausschob, ja, ihrer zeitweilig ganz vergaß. Ebenso blieb er, in heiterer Unbekümmertheit, die Antwort auf den letzten Brief der Dichterin die ganze Zeit schuldig.

Freudevoll und voll Wärme, reich waren seine Tage und gesegnet, wie nur die Gewißheit eines großen Glückes die Tage und das Tagewerk eines Menschen segnen kann.

In jener Zeit begann der Gelehrte die Grundfesten für sein großes umfassendes Werk über die deutsche Mariendichtung aufzubauen.

Und nun geschah es plötzlich, daß für Karl von Rochow etwas Unvergeßliches und Entscheidendes sich zutrug.

Es war gerade, als Gustav Lange, sein alter getreuer Freund aus der Studienzeit, für ein paar Tage zu Besuch in dem Universitätsstädtchen weilte und seine Gegenwart den brennend Einsamen das Glück ehrlicher, teilnehmender Freundschaft doppelt dankbar empfangen lehrte. Abends war es, und sie saßen in Karl von Rochow's Stube, die Bücher der Dichterin lagen aufgeschlagen auf dem Tische. Karl von Rochow las mit gedämpfter Stimme vor und sprach dazwischen von allem, was ihn bewegte, von seinem kommenden Werke, seinen neuen Gedanken, verriet dem Freunde das Glück seines inbrünstigen Genießens, — ohne ihm jedoch seines Herzens letzten, geheimsten Plan entdecken zu können.

Da klang die Klingel, und zu ihnen trat, unverhofft und befremdend, wie eine Erscheinung, der große weltberühmte Gelehrte aus der Reichshauptstadt, der greise Meister seiner Wissenschaft, dem Karl von Rochow's leidenschaftlich-dankbares und verehrungsbedürftiges Herz ganz gehörte. Die beiden Freunde standen zuerst erstaunt, fast bestürzt, während der Gelehrte mit dem glatt rasierten, feinen Schauspieler- oder Prälatenantlitz lächelnd sich die Glacéhandschuhe von den Fingern zog und mit leichter Verbeugung sagte:

„Guten Abend, mein lieber Professor von Rochow!“ Er nickte: „Ja, wahrhaftig, Sie sind es; ich erkenne ihr Gesicht noch von Ihren Studentenjahren her. — Also, schön guten Abend, mein lieber Freund!“ rief er etwas laut in das Erstaunen Karl von Rochow's und streckte ihm die Hand hin.

Als Gustav Lange sich ihm vorstellte, nannte er mit einem ironischen und belustigten Lächeln seinen eigenen Namen, wie jemand, der weiß, daß

er einem jeden bekannt ist, und sich nun den Spaß erlaubt, wie irgend wer anders seinen Namen herzusagen.

„Also, mein lieber Professor", wandte er sich an Karl von Rochow, „nun muß ich Ihnen aber erklären, was die Gründe meines Überfalles sind. Es ist nämlich nur Bewunderung und — na, ja: Stolz auf einen solchen Jünger! Nein", er legte seine gepflegte weiße Hand auf den Arm Karl von Rochow's, „keine Widerrede! Hören Sie, lieber Kollege, ich muß sagen, ich bin erstaunt, daß so etwas möglich ist! In Ihren Jahren! Ja, Mann Gottes, wissen Sie denn, daß das etwas Phänomenales ist, was Sie da aufzeigen in Ihrer letzten Schrift? Eine ganz große, bahnbrechende Entdeckung? — Sie werden eines Tages d e r Mann in unserer Wissenschaft sein, das prophezeie i c h Ihnen! Wenn ich Ihnen nicht an Alter so überlegen wäre, hätte ich wahrhaftig Angst vor einem solchen Rivalen!" Er wartete auf die Wirkung seiner Worte.

„Nun, was sagen Sie dazu!"

Ungläubig, überwältigt, staunte Karl von Rochow den großen Meister an.

„Mir scheint, er hat garnichts dagegen zu sagen", lachte der Gelehrte zu Gustav Lange hinüber. Dann wendete er sich wieder zu seinem jungen Kollegen.

„Also, mein lieber Professor, allen Ernstes: meinen aufrichtigen Glückwunsch zu Ihren bisherigen Leistungen! Und Glückauf für die kommenden!" Er klopfte ihm auf die Schulter.

„Ich bin wirklich stolz auf Sie. Potz, wenn unsere Wissenschaft nicht die erste noch werden sollte und allen andern den Rang ablaufen!" Er hatte mit der flachen Hand auf den Tisch geschlagen.

„Und nun wissen Sie", er rieb sich lachend die Hände und in seinen hellen Augen blitzte es, „nun möchte ich mir gleich einen Nachfolger, — sozusagen einen „Thronerben" aussuchen."

„Aber, Exzellenz! Woran denken Sie!"

Das feine Gesicht über dem Lutherrock lächelte in tausend Fältchen.

„Tja, meine lieben Freunde, so jung bin ich nun doch nicht mehr, Gott, und", er zuckte die Achseln und lächelte, „sterben muß jedes einmal, — auch was unsterblich sein sollte! Haha, nicht wahr? Na, kurz und gut, lieber Rochow, Sie sollten eines schönen Tages mein Erbe antreten und dazu, sobald es sich anläßt, nach Berlin kommen, in unsere Alma mater. Sie müssen mehr hervortreten, lieber Freund, in größerem Kreise wirken. Sie begehen sonst einen Verrat an unserer Wissenschaft, wenn Sie Ihr Pfund vergraben lassen . . ."

Karl von Rochow's Blut pochte in allen Pulsen, kreiste taumelnd durch

alle Adern, als er den über alles verehrten Mann so zu ihm reden, so über seine Arbeit urteilen hörte! Zum ersten Male verspürte er in leibhaftiger Nähe den betörenden, starken Atem des Lebens!

Das war ja nicht möglich, das war ja garnicht möglich! Er, — er! Ein Gefühl überströmender Dankbarkeit gegen das gütige Geschick hieß ihn unter dem Tisch die Hände falten und emporblicken. Ach, wie eine Brandung stürzte sie über ihn, die Flut des himmlischen und irdischen Glückes zugleich, der betäubende Rausch des Ruhmes, der gelungenen Leistung.

Wie ein Taumel umwogten ihn die paar Abendstunden, die sie zu Dritt noch verlebten, von allem Bewegenden sprechend, die Stunden, da das Glück der Freundschaft ihn umgab und das Glück des Ruhmes tragen half, und die Freude am Ruhme wiederum die Freundschaft stark und leuchtend werden ließ — da in allem endlich, alles beschwingend und belebend, das süße Geheimnis seiner Liebe heimlich atmend pochte. . .

Am Abend jenes Tages, zu später Nachtstunde, als die anderen ihn verlassen hatten und nur ihre Worte und Gedanken noch beschwörend von den Wänden seines Zimmers wiederzuklingen schienen, — an jenem Abend war es, daß Karl von Rochow davor erschauerte, seine alten, vertrauten Träume von künftiger Leistung zur Wirklichkeit geworden zu sehen, daß es ihn nicht länger litt, seinen zartesten, geheimsten Traum noch länger als Plan nur mit sich herumtragen zu müssen: daß er jenen Brief an die geliebte Dichterin und Frau schrieb, darin er sie bat, ihr Leben dem seinigen zu vereinen. Alles Schmerzliche, was das Geschick ihr angetan, begehrte seine Liebe zu begütigen und zu lindern, eine neue, sanfte Heiterkeit des Daseins hoffte er sehnlichst ihr entzünden zu können, damit sie des Vergangenen vergessen und des Glückes wieder fähig sein möge . . . so schrieb er.

Betäubender, fiebernder Ungeduld voll, machte er sich noch auf und trug den Brief zum Postkasten: so groß und glühend war seine Sehnsucht, nun endlich das Glück leibhaftig festzuhalten, das Leben zu beschwören, auch bei ihm stille zu stehen, an dem es bis dahin fremd vorüber gegangen.

* * *

Ein paar Tage waren verstrichen, der große Gelehrte, der sich nur in Dienstangelegenheiten auf der Durchreise befunden, war abgereist, Gustav Lange hatte zu seinen Berufspflichten zurückkehren müssen, den Professor aber beunruhigte die Vorstellung, daß durch ein Stück Papiers, das in einen blauen Kasten gefallen war, nun seine verborgensten Gedanken als unerbittlicher Gegenstand in den erbarmungslosen Lauf der Wirklichkeit hineingestellt wären.

Und dann gelangte eines Nachmittages das Schicksal in Karl von Rochow's Zimmer in Gestalt eines mittelgroßen, weißen Briefes. Es war die Antwort

der Dichterin. Karl von Rochow mußte sich niedersetzen, ehe er, von wildem Herzklopfen durchjagt, den Brief erbrach.

Fremd, förmlich klang er. Verwunderung, bitter beleidigtes Vertrauen, Schmerz stand darin, — und dann kalte, schlimme Strenge. Sie brach alle Beziehungen, jeden weiteren Briefwechsel mit Karl von Rochow ab und schickte ihm gleichzeitig seine Briefe zurück, wie alle Drucksachen, die er ihr zugesandt. In einer Nachschrift bedeutete sie ihm, daß alles, was in ihren Versen stünde, eitel Erdichtung sei und mit ihrem eigenen Leben nichts zu schaffen habe. Das glaubte Karl von Rochow nicht.

Mit unsicheren Händen, scheu, als sei jemand im Zimmer, der ihn belauschte, faltete er den Brief zusammen, versteckte ihn tief in der Schublade des Schreibtisches, schloß sorgfältig ab und legte den Schlüssel, so hoch er konnte, oben auf den Schrank. Dann hatte er Schlapphut, Mantel und Stock ergriffen und war hinabgestürmt auf die Straße, über den Wall und die Bahngleise hinaus ins freie Feld.

Wie brannten ihn Scham und Schmach! Aber, so sehr er eilte, sie blieben auf seinen Fersen. Nur nicht denken müssen, nur nicht . . . Er wollte fliehen vor sich selber und fand keine Zuflucht. Einige Male blickte der müde Mann um sich, ob er nicht eine Stätte fände, um sich niederzulassen, aber verkrusteter Schnee lag überall, und nirgends bot sich ihm ein emporragender Platz.

An der Landstraße lag, in düsterem Geviert, der Judenfriedhof. Baumkronen warfen sich im Winde über seinen Mauern. Eine schmale Gitterpforte nur verstattete den Blick auf die Hügel und die Grabsteine mit deutsch geschriebenen Namen, unter denen hebräische Zeichen standen. Unendlich dehnte sich das flache Land nach allen Seiten.

Als Karl von Rochow dort angelangt war, rüttelte er einen Augenblick an der verschlossnen Pforte. Ein Stück verrosteten Eisens fiel zu Boden, das Tor gab nach, er trat ein und fand an der Mauer ein von Schnee verschontes Plätzchen, auf dem Steine zusammengeworfen waren. Dort ließ er sich nieder, wiegte trostlos das Haupt hin und her, und dann weinte er, — weinte der große, gelehrte Mann wie ein Kind, — aus Herzensgrunde.

Langsam begann der Himmel in der frühen Dämmerung sich zu verdüstern. Feiner Regen fiel herab, fiel verschleiernd auf die Flächen weißen, mürben Schnees, die noch vor kurzem dem Himmel strahlend und fest entgegengeblitzt hatten . . .

Das Leben im Städchen ging seinen alten Gang. Die Spione an den Fenstern spiegelten die Langeweile der Straßen wieder, in den Telegraphendrähten, die vom Turme des roten Posthauses sich über den Markt spannten,

heulte der Seewind, Fischverkäufer karrten plärrend durch die Gassen, und am Abend widerhallte die lange Straße von den vielen lauten Schritten der Studenten und der Schönen der Stadt, die in geschäftigem Nichtstun ihrem Abendbummel oblagen. An der Universität las man weiter, und der eine oder andere freute sich schon insgeheim auf den Semesterschluß. Nichts war vorgefallen, nur Professor von Rochow hatte nach ein paar Tagen heftigen Fiebers, die er im Bette verbracht, seine Vorlesungen in der gewohnten Weise wieder aufgenommen: so wußte der „Kurier für Stadt und Land" den Bürgern zu berichten.

Als abermals ein neues Semester begann, und Baum und Wiesen zu lichtem Grün und zu zartem Blühen sich erschlossen, da waren für Karl von Rochow die Wintertage des Reichtums und der Reife zu mürbem, wehem Verfall herabgewelkt. Er ging gebückt und müde einher und hüstelte häufig: eine kleine Affektion, die er wohl an einem Märztage, auf dem Wege nach dem Judenkirchhof, sich zugezogen, war durch die plötzliche Fieberkrankheit bösartig geworden und wollte nicht weichen.

Er hatte dessen wenig acht, sondern arbeitete zähe weiter. Sein großes Werk schritt vorwärts, er hielt seine Vorlesungen über das frühe Mittelalter und hatte mit Freude wahrgenommen, daß die Zahl seiner Zuhörer gegen das vergangene Jahr bedeutend gewachsen war. Trotz allem aber konnte es dem schärfer beobachtenden Auge nicht entgehen, daß er dahinsiechte. Die Feder, die Triebkraft seines Lebens war, nach allzu fester, zuversichtlicher Spannung, jäh zersprungen, — seine Tage glichen den Stunden einer Uhr, die vor einer sehr langen Reise des Hausherrn zu Ende läuft und nicht mehr aufgezogen werden wird.

Eine minder vor sich und der Welt bescheidene Seele hätte den Haß zum Arzt gemacht für die aufblutende Wunde des Herzens, Karl von Rochow aber kannte den Haß nicht, — nur schmerzliche Verwunderung über sein Schicksal, über das große trübe Rätsel begleitete ihn: er trug das Gefühl eines Fehles, eines Unrechtes, das er, ganz sehnsüchtige Liebe, ganz mildes Menschentum, begangen hatte, und das dennoch unerbittlich ihn und andere mit seinen schlimmen Folgen strafte.

Es war die grausame Schuld großer Liebe, die in ihrem unaufhaltsamen Dahinströmen es vergisset, mit nüchternem kaltem Blicke des anderen Lage zu bemessen, und so in finstere Unwegsamkeit gerät, — eine ihm unerklärliche und dennoch fühlbare Schuld war es, die Karl von Rochow irre und unsicher werden ließ an der Welt und an sich, ihn fremder, scheuer machte in der Wirklichkeit, darin er seit so kurzem erst sich heimisch zu fühlen begonnen.

Weh tränkte seine Gedanken an die verlorene Geliebte, ja, er wagte nicht einmal, oft die Gedanken zu ihr zu erheben, so sehr war er demütig

und treu dem, was ihr Wunsch war. Das schleichende, das gefährliche Mitleid mit sich selbst aber, der seine Güte als Zudringlichkeit, seine hingebende Liebe als plumpe Ungehörigkeit hatte brandmarken lassen müssen —, es blieb nicht aus, und hier war es die geliebte Arbeit, die der Zeit, welche die Uhr noch zu gehen hatte, Gestalt und Farbe gab. Inbrünstiger denn je lebte er in seinen Büchern.

Die jungen Sommertage gingen lieblich und still vorbei an seinen Studien, vorüber an dem Fenster, hinter dem er über aufgeschlagenen Büchern und alten Holzschnitten saß und arbeitete, in das nur der Nikolausturm in der späten Abendsonne getreulich seinen roten Schein streute. Die hellen Tage aber wanderten draußen durch die Gärtchen der Stadt, über den Wall und die duftenden Wiesen bis zu den Dörfern am blauen Bodden.

Das Werk wuchs, das Manuskript auf dem großen Schreibtische schichtete sich empor, je verzehrter, je gebeugter Karl von Rochow darüber saß.

* * *

Ein blühender Tag im Spätjuli ging zur Rüste. Die stillen Straßen des Städtchens hatten stundenlang von Mauern und Pflaster die weiße Hitze in den heißen Himmel zurückprallen lassen, Läden und Vorhänge waren herabgezogen und der Seewind schlich müde und schlaff um die Straßenecken, an denen er sonst ungestüm blies und stürmte. Nun stand die Sonne schon schräg, ein erlösendes Zittern lief durch die Kastanienbäume am Wall, und die fromme kleine katholische Kirche läutete in den Abend.

Der Philosophieprofessor, trotz seiner 67 Jahre im gelben Leinenanzuge, kam im grünen Schatten des Stadtwalles daher und verweilte sich ein paar Minuten an den Tennisplätzen, die in dem breiten Bette des einstigen inneren Grabens sich befanden, er verfolgte mit lebhaftem Auge das Spiel der erhitzten, weißen Gestalten. Die, welche dort unten leidenschaftlich sich mühten, dem flüchtigen Balle nachzujagen, sahen ihn eine Zeitlang auf seiner heiteren Höhe lächelnd stehen und ihnen zuschauen . . .

Professor Kämpe ging mit großen, federnden Schritten weiter. Von der anderen Seite des Walles kam, den Stock in der Hand, mit kleinen Schritten, Professor Engel, der Romanist der Universität, ihm langsam entgegen. Die Herren grüßten einander und machten Halt.

„Nun, Herr Kollege, ein schönes Wetter heute, was?“ lachte der große und schlanke Geheimrat.

„Gewiß, gewiß, und das Wetter trägt auch sicher die Schuld an diesem entsetzlichen Unglücksfall. — Ich bin noch ganz erschüttert, Herr Geheimrat“, fuhr der andere fort und lenkte seine Schritte zu einer Bank. „Denken Sie

nur, unser lieber Professor von Rochow hat in seinem Seminar einen Blutsturz gehabt."

Die Herren ließen sich auf der Bank nieder.

„Was, — einen Blutsturz?"

„Ja, das Nähere kann ich Ihnen auch noch nicht sagen," sprach der Professor Engel mit leiser, ein wenig atemloser Stimme. „Ich war im Professorenzimmer, da kam Fräulein Hooge und holte mich herauf, — sie hatte schon den Pedell gerufen und wir brachten Rochow dann zusammen herunter und legten ihn hin. Es war gleich jemand hinüber in die Klinik zum Kollegen Piepert, der ließ ihn sofort auf seine Station bringen. Wie es ihm jetzt gehen mag, weiß ich leider noch nicht."

Die Herren hatten sich erhoben und gingen sorgenvoll, den Fall näher besprechend, zusammen weiter. Nachher trafen sie, in der Nähe der Universität, Fräulein Bernegg und Fräulein Deißler, die mit ihren Mappen aus einer Vorlesung kamen. Sie grüßten, Professor Engel zog den Hut und fragte, ob sie schon Näheres wüßten.

„Wir sind eben noch in der Klinik gewesen, um nachzufragen," erzählte Fräulein Bernegg:

„Der Assistent sagte uns, es ginge ihm jetzt ganz gut und die Sache selber gäbe diesmal nichts weiter zu befürchten. Einige Tage strenger Schonung in der Klinik würden alles wieder in Ordnung bringen. Geheimrat Piepert aber", — es war der berühmte innere Mediziner der Universität — „meinte, das Ganze wäre doch ein bedenkliches Symptom für ein äußerst ernstes, eingewurzeltes Leiden . . ."

(Schluß folgt.)

Rundschau

Pädagogische Rundschau.

Von Dr. Eduard Metis †.

Schule und Öffentlichkeit.

Wieder einmal genießt der deutsche Schulmeister die nicht unverdiente Ehre, daß ihm der Anteil nicht bestritten wird, den er an der Leistungsfähigkeit unseres Volkes hat. Leider zieht man in der Öffentlichkeit nicht alle Folgerungen aus diesem mit so erfreulicher Bereitwilligkeit anerkannten Tatbestande. Selten war man mit solchem Feuereifer dabei, Vorschläge nicht nur, nein, gleich Forderungen für Reformen und das, was man dafür hält, aufzustellen. Niemand wird freilich behaupten wollen, daß unser Schulwesen tabu sei, daß es in unnahbarer Majestät erhaben thronen und jeder Veränderung trotzen dürfe. Das Verstimmende, das so vielen Reformvorschlägen innewohnt, liegt darin, daß sie mit viel gutem Willen, aber mit noch mehr Unkenntnis der Sachlage vorgetragen werden. Wer in juristischen Angelegenheiten als Laie mitreden wollte, würde keine glückliche Rolle spielen; auf militärischem Gebiete würde er sich lächerlich machen; in der Heilkunde könnte er gar als gemeingefährlich betrachtet werden. Die Pädagogik aber muß es sich gefallen lassen, den Tummelplatz für Laien abzugeben, die ihre Urteilsfähigkeit nur darauf begründen können, daß sie selbst längere oder kürzere Zeit die Schulbank gedrückt haben. Das Interesse, das die Öffentlichkeit an unserm Erziehungswesen nimmt, ist an sich nur zu begrüßen; die Kritik, die sie übt, ist oft berechtigt und kann der Sache nur förderlich sein. Wirklich wesentliche Änderungen vorschlagen oder fordern geht aber über das hinaus, was der Laie sich zutrauen darf; denn die Grundlagen unseres Schulwesens wollen ebenso gekannt und durchforscht sein, wie etwa die der Rechtspflege. Eine linksstehende Partei hat im Parlament kürzlich den Antrag gestellt, es sollten Laien in die Provinzialschul-Kollegien aufgenommen werden. Sollte der Antrag durchgehen, dann ist doch nicht recht einzusehen, wie sich die Wirksamkeit dieser „Beisitzer" gestalten sollte. In der Schule selbst kann der Laie viel fruchtbarer mitarbeiten. Er darf nur unter der Forderung nach Zusammenarbeiten von Elternhaus und Schule nicht verstehen, daß die Fühlungsnahme mit der schlechten Weihnachtszensur beginnt und mit der vielleicht doch noch erreichten Osterversetzung wieder aufhört. Er muß ferner beherzigen, daß er als Vater oder Mutter der Schule gegenüber nicht nur Rechte hat, sondern auch Pflichten, vor allem die, nicht etwa aus falscher Elternliebe Schwächen und Fehler des Kindes zu bemänteln und Unwahrheiten zu verschleiern oder wohl auch hervorzurufen. Und als gebildeter Mensch

hat er ferner die Pflicht, sich alle aufkommenden Schlagworte recht genau zu besehen und ihr Geltungsgebiet auf das gebührende Maß einzuschränken.

„Freie Bahn dem Tüchtigen!" Das ist das Zauberwort der jüngsten Zeit; und wer möchte wünschen, daß es aus der Debatte verschwände? Wer hätte nicht den Wunsch, jedem Volksschüler die Möglichkeit unbeschränkter Entwicklung seiner Anlagen zu gewähren? (Nur auf das Gebiet der Schule soll in diesem Zusammenhange Rücksicht genommen werden; nicht aber auch auf die allgemein politische Seite der Frage.) Soweit also wird sich kein grundsätzlicher Widerspruch erheben. Denn die Zweifel, die besonders aus dem ungünstigen, zum mindesten oft nicht fördernden Einflusse der häuslichen Umgebung gegen die dauernde „Tüchtigkeit" vieler Volksschüler mit Recht geltend gemacht werden, können doch an der Grundtatsache nichts ändern, daß auf jeden Fall die Gelegenheit geboten werden muß, Leistungsfähigkeit zu erweisen. Daß Hemmnisse finanzieller Natur hinweggeräumt werden müssen, daß die höhere Schule keine Standesschule mehr sein darf (was sie übrigens eigentlich schon jetzt nicht mehr ist, wenigstens nicht zu sein braucht), ist einfach selbstverständlich. Wodurch aber ist es begründet, daß im Zusammenhang damit der Vorschule der Garaus gemacht werden soll? Es handelt sich hierbei natürlich nicht unbedingt um die Vorschule, wie sie jetzt ist; dieser Teil der höheren Schulen ist gegenwärtig wirklich in erster Reihe Standesschule; es handelt sich vielmehr um die dreijährige Vorbereitungszeit. Durch ihre Verlängerung kann wohl einigen Begabten der Volksschule geholfen werden; dem steht aber die Schädigung der Kinder gegenüber, die von vornherein die höhere Schule besuchen. Hier hilft nur Aussonderung der Begabten aus der Volksschule. Zu diesem Ziele aber führt schon jetzt — und das übersieht das Publikum so oft — mancher Weg; hier ist gar nichts Neues von Grund aus zu schaffen, hier gilt es nur, auf Vorhandenem weiterzubauen. Förderklassen, wie sie nicht etwa nur im gesegneten Mannheim dank Sickingers Bemühungen bestehen, müssen Begabte sammeln und sie für die höhere Schule vorbereiten.

Das Problem hat aber noch eine andere Seite. Es gilt nicht nur, äußere, d. h. gewöhnlich finanzielle Hindernisse wegzuräumen, um den Tüchtigen die Bahn frei zu machen; es gilt nicht nur, diese Tüchtigen herauszufinden. Es gilt vor allem auch, einen Faktor auszuschalten, der den Tüchtigen den Weg verengt und der sie hemmt: die Untüchtigen. Das klingt so selbstverständlich. Aber wie selten kommt es vor, daß ein minder begabter oder gar unbefähigter Schüler aus „besserem" Hause von der höheren Schule ferngehalten wird! Damit taucht schon wieder eine andere Frage auf, die einen Scheingrund für das Verbleiben ungeeigneter Elemente auf der höheren Schule liefert: das Berechtigungswesen. Hier wird gewiß in absehbarer Zeit Wandel geschaffen werden, ebenso wie doch allmählich durchgreifend mit der Standesschule aufgeräumt werden wird. Aber auch die Abschaffung von Berechtigungswesen und Standesschule wird noch nicht „freie Bahn jedem Tüchtigen" gewährleisten. Denn dann erhebt sich erst die größte Schwierigkeit: woran erkennt man den Tüchtigen? Hier besonders leben wir in der Hauptsache von Hoffnungen.

Eins ist klar: Kenntnis, eingehendste Kenntnis der Jugend und aller ihrer Regungen ist not. Eine junge Wissenschaft bietet hier ihre Dienste an: die Jugendkunde. Im Verlage von Quelle und Meyer in Leipzig hat W i l l i a m S t e r n, jetzt Professor am allgemeinen Vorlesungswesen in Hamburg, eine Broschüre erscheinen lassen: „D i e

Jugendkunde als Kulturforderung. Mit besonderer Berücksichtigung des Begabungsproblems." Wenn er davon ausgeht, „daß das nationale Erziehungswesen nicht länger eine bloße Fachangelegenheit der berufsmäßigen Erzieher bleiben dürfe," so soll das ganz gewiß kein Freibrief für alle sein, die mitreden, ohne dazu berufen zu sein. Wohl aber soll es ein Mahnruf sein, dem Erziehungswesen gleichmäßig und auch ohne besondere Veranlassung Aufmerksamkeit zu schenken; ein Mahnruf, der bei der jetzigen Lage sicherlich nicht ungehört verhallen wird. Das Interesse für Pädagogik liegt in der Luft; es handelt sich nur darum, es zu leiten, daß es nicht richtungslos sich in unsachgemäßen Forderungen kundtue. Sterns Broschüre kann in diesem Sinne richtunggebend wirken. Sie belehrt darüber, was „Jugendkunde" ist; sie erörtert „das Begabungsproblem in Schule und Berufsberatung" und gewährt einen Ausblick auf „die künftige Pflege der Jugendkunde". Auch Stern spricht natürlich vom „Aufstieg der Begabten"; wie beherzigenswert ist sein Satz: „Die Meinung, daß die Auslese der Begabten in einer wahllosen Überführung aller besonders Intelligenten aus der Volksschule in die höhere Schule bestehen müsse, ist ebenso psychologisch unzutreffend wie sie sozialpolitisch verfehlt ist!" Aber wer soll eine „wahllose Überführung" verhüten? Stern, dem ja die Jugendkunde entscheidende Anregung und Förderung verdankt, ist davon überzeugt, daß es dieser Wissenschaft gelingen wird, Untersuchungsweisen zu finden, die zu einwandfreien Ergebnissen führen. So entläßt er den Leser mit der Hoffnung, daß in absehbarer Zeit auf experimentellem Wege wird festgestellt werden können, für welche Schulgattung sich ein Kind seiner Begabung nach eignet. Inwieweit ein Zwang ausgeübt werden soll und kann, dem Ergebnis der „schulpsychologischen" Untersuchung auch dann Rechnung zu tragen, wenn es nach unten weist, ist eine offene Frage. Von ihrer Beantwortung wird allerdings ebenso viel abhängen wie von der Reform des Berechtigungswesens und der Abschaffung der Standesschule; diese Dinge sind praktisch gar nicht zu trennen. Auf diesem, gewissermaßen schulpolitischen Gebiete wird der Pädagoge auch die Mitarbeit des Laien am liebsten sehen. Hier muß erst Klarheit geschaffen werden. Was sich dann daraus für Folgen für die innere Einrichtung des Schulwesens ergeben, bleibt abzuwarten. Letzten Endes wird es dann nicht so sehr darauf ankommen, ob ein Fach eine Stunde mehr und ein anderes eine Stunde weniger erhalten soll, ob etwa ein neues Fach eingeführt, ein anderes aufgegeben werden soll; ankommen wird es vor allem auf den Geist, der im Ganzen ist, den Geist des Lehrers, der sich den Schülern mitteilen muß.

Solchen Geist zu bilden — soweit er sich überhaupt bilden läßt — ist in erster Reihe Sache der Berufsvorbereitung. Erlebnisse des einzelnen werden dazukommen. Wer die siebzehn Kriegsschilderungen liest, die Paul Hildebrandt herausgegeben hat (Vorm Feind. Kriegserlebnisse deutscher Oberlehrer. Bei Quelle und Meyer in Leipzig), wird gewiß wünschen, daß diese Kräfte und die ihnen ähnlichen — es gibt sicherlich noch sehr viele! — recht bald wieder zum Segen der Jugend ihren friedlichen Beruf ausfüllen können. Die Bedeutung dieses Buches sehe ich nicht, oder nicht nur, in den plastischen Kriegsschilderungen, welche diese Helden — sie alle sind Ritter des Eisernen Kreuzes 1. Klasse — geschaffen haben, sondern eben in dem Geist, der aus ihnen spricht. So kann das Buch dazu beitragen, den verzerrten Oberlehrertyp aus dem Bewußtsein der

Öffentlichkeit zu verdrängen, auch auf diesem Gebiete Klarheit zu schaffen und laienhaftes, verallgemeinerndes Absprechen zu erschweren.

Noch einen Bezirk gibt es in der „pädagogischen Provinz", auf dem die Mitarbeit des Nicht-Pädagogen fruchtbar werden kann: die Schulhygiene. Immer mehr wird in dieser Hinsicht getan. Was nützen freilich die vereinten Bemühungen von Schularzt und Lehrer, wenn die Eltern sie nicht unterstützen? Was nützt es, wenn ein Kind in den paar Schulstunden zwar angehalten wird, beim Lesen und Schreiben gerade zu sitzen, zu Hause aber in der unglaublichsten Körperhaltung arbeiten und — schmökern darf? Ans Haus wendet sich eine Schrift des stellvertr. Stadt- und Schularztes Dr. Fr. W. Strauch in Halle: „Krieg und schulpflichtiges Alter" (Verlag von Gebauer-Schwetschke, Halle). Sie beschäftigt sich — aus dem Titel geht das nicht deutlich genug hervor — mit der Ernährung der Kinder, vornehmlich der Schulkinder, im Kriege. Eltern werden hier manch guten Rat, aber auch manche Beruhigung finden. Erfreulich ist die „auf Grund großer Erfahrungen während der Kriegszeit" gewonnene Feststellung, „daß die Gesundheit unserer Schuljugend bisher nicht nennenswert gelitten hat." Wir wollen hoffen, daß das Gleiche trotz aller Schwierigkeiten und Einschränkungen des Unterrichtsbetriebes auch vom geistigen Stande unserer Schuljugend gesagt werden kann; daß man nach Friedensschluß feststellen kann, daß unser Schulwesen den Stürmen der Zeit gewachsen gewesen ist. Wieder wird man dann den deutschen Schulmeister rühmen. Und vielleicht wird dann die Zeit kommen, wo alle Kreise des Volkes an der Weiterbildung unseres Schulwesens arbeiten, jeder an seiner Stelle, alle zum Nutzen des Ganzen.

Rundschau der Kriegsliteratur XXVI.

Von Dr. iur. Kurt Ed. Imberg.

Wenig Neues bringt eine kleine Schrift „Die Wahrheit über Rußland", die Cäsar Segalov bei der Verlagsbuchhandlung Carl Konegen in Wien erscheinen läßt. Sie enthält im wesentlichen eine Darstellung von Selbsterlebnissen des Verfassers, die oft nicht frei sind von einer völlig subjektiven Beurteilung der russischen Verhältnisse.

Eine Anzahl von Aufsätzen und Vorträgen, die er im Laufe der letzten Jahre geschrieben bezw. gehalten hat, hat der ehemalige ungarische Staatssekretär Joseph Szterényi unter dem Titel „Ungarn und Deutschland" zu einem Buche zusammengefaßt und im Verlage von Gustav Fischer (Jena) erscheinen lassen. Sie behandeln das große Problem der wirtschaftlichen Annäherung zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn, für die man in Ungarn — wie der Verfasser wiederholt betont — stets die größte Sympathie empfunden habe, und für die von jeher ungarische Politiker und Gelehrte eingetreten seien. Der Verfasser hält mit Recht die von einigen Autoren in Vorschlag gebrachte Zollunion für ein Ding der Unmöglichkeit, da diese die unbedingt zu wahrende Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Staaten zu leicht in Gefahr bringen könnte; er tritt vielmehr für gegenseitige Vorzugsbehandlung ein, für ein System präferentieller Zölle auf längere Dauer, als dies bisher in den Handelsverträgen vorgesehen gewesen war, und zwar „in einer Form, welche die Inanspruchnahme dieser Vorzugszölle auf Grund der Meistbegünstigung für andere Länder ausschließt". Er geht also nicht soweit wie Lukács, der in seinem Buche „Die deutsch-österreichisch-ungarischen Handelsbeziehungen" grundsätz-

lich das Eintreten eines dritten Staates in den zunächst auf Deutschland und die Doppelmonarchie beschränkten Wirtschaftsbund offen läßt. Hervorgehoben sei schließlich, daß auch Szterényi — wie wir bereits an anderer Stelle wiederholt hervorgehoben haben — auf dem Standpunkte steht, die wirtschaftliche Annäherung dürfe nur in solcher Weise erfolgen, daß sie dem politischen Bündnisse unbedingt nützlich sei, dasselbe fördere und ergänze. „Dabei muß mit peinlichster Genauigkeit dafür gesorgt werden, daß das politische Bündnis durch keinerlei wirtschaftliche Unstimmigkeiten beeinträchtigt werden könne. Hier ist die größte Vorsicht geboten, denn dort, wo es sich um die wirtschaftlichen Interessen der Einzelnen handelt, entstehen Unstimmigkeiten am leichtesten, da werden die politischen Rücksichten gar bald und leicht in den Hintergrund gedrängt, und die Anhäufung solcher Einzelfälle kommt dann in politischer Mißstimmung zum Ausdruck."

Wir können die interessanten Ausführungen des Verfassers, der ja unseren Lesern kein Unbekannter ist, aufs Wärmste empfehlen. —

Von der von Prof. v. Mammen herausgegebenen „Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft" liegen das 29. und 36. Heft neu vor. Das erstere enthält drei Vorträge von Oberforstmeister Riebel, Regierungsdirektor Dr. Wappes und Prof. Dr. von Mammen über „Wald und Forstwirtschaft im Weltkriege", die geeignet sind, weiteren Kreisen einen Einblick zu gewähren in die wenig bekannten Aufgaben und oft noch weniger gewürdigten Leistungen, die dem deutschen Wald und der deutschen Forstwirtschaft sowohl für die Gütererzeugung als auch für die Landesverteidigung obliegen. Die Vorträge liefern gleichzeitig einen Beitrag für die Erkenntnis der vielfachen und innigen Beziehungen, die diesen anscheinend abseitsliegenden Wirtschaftszweig mit dem gesamten wirtschaftlichen und nationalen Leben verbinden.

Im 36. Hefte „Deutschlands Aushungerung" weist H. v. Bülow auf Grund einschlägiger, statistischer Daten nach, weshalb es England nicht möglich geworden ist, und auch in Zukunft unmöglich bleiben wird, Deutschland und seine Verbündeten durch eine Blockade des Seewegs mit dem Hungerkriege zu bedrohen. Es wird dargetan, daß der verschärfte U-Bootkrieg Deutschlands einziges Mittel ist, seine Gegner zu einem baldigen Frieden zu zwingen, und daß Amerikas beabsichtigte Kriegführung gegen Deutschland nur aus Wut darüber geschehe, weil ihm durch den verschärften U-Bootkrieg die weiteren Verdienste für Kriegslieferungen an unsere Feinde entzogen werden.

In seiner Schrift „Die Wirtschaftsordnung der Zukunft und die Wirtschaftswissenschaften" (Verlag für Fachliteratur G. m. b. H. Berlin-Wien) zeigt Otto Neurath, wie die Geldordnung immer mehr beschränkt wird und wie naturalwirtschaftliche Tendenzen im nationalen und internationalen Wirtschaftsverkehr wachsen. Man sei heute mehr denn je bemüht, einen Wirtschaftsplan vorzubereiten, der bald in mehr staatlicher, bald in mehr privater Form Krisen, Arbeitslosigkeit usw. vermeiden solle und allem die Naturalrechnung zugrunde lege, d. h. die mengenmäßige Erfassung der Produktion, des Konsums usw., welche der Geldrechnung gegenübertrete, die früher ausschlaggebend war. Es wird mit einer erheblichen Stabilisierung aller Verhältnisse gerechnet, mit einer Vermehrung der Konsumzeit gegenüber der Produktionszeit, sowie mit einer Beeinflussung der Lebenslagen, z. T. durch Verallgemeinerung der Preisstaffelung. Diese Änderung aller Wirtschaftsformen wird auch von der Theorie berücksichtigt werden müssen. —

Der Druck und Verlag der Liller Kriegszeitung hat drei neue Schriften erscheinen lassen, die ein beredtes Zeugnis ablegen von der Arbeit unserer Kriegszeitungen im Felde, nämlich „Das dritte lustige Büchel", einen kunstgeschichtlichen Führer durch „St. Amand", der eine Anzahl guter Bilder dieses Städtchens enthält, und endlich eine Schilderung über die Kämpfe der „Badischen Leibgrenadiere bei Loretto", die Major Piper nach den Aufzeichnungen des inzwischen auf dem Felde der Ehre gefallenen Leutnants d. R. und Kompagnieführers Hans Schmidt herausgegeben hat.

Als erweiterter Sonderabdruck aus Schultheß' Europ. Geschichtskalender Jahrg. 1914 erschien bei der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung in München: „Die diplomatischen Verhandlungen vor Ausbruch des Weltkrieges auf Grund der Farbbücher" von Dr. Wilhelm Stahl, eine Arbeit, die einen vortrefflichen Gesamtüberblick über den Inhalt dieser amtlichen Veröffentlichungen bietet. Durch chronologisch geordnete Leitsätze, denen der Wortlaut der Aktenstücke in kleinerem Druck angehängt ist, wird dem Leser ermöglicht, den Gang der diplomatischen Verhandlungen der Tage vom 23. Juli bis 4. August 1914 genau zu verfolgen.

Unter dem Titel „Kriegs- und Friedensfragen" veröffentlicht als 43. Heft der „Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft" („Globus." Wissenschaftl. Verl.-Anst. in Dresden) der bekannte Freiburger Historiker und Politiker Prof. Dr. Georg von Below vier Aufsätze, welche Kernfragen aus den heute geführten öffentlichen Verhandlungen behandeln. In dem Aufsatz: „Der deutsche Nationalstaat, Mitteleuropa und die deutsche Grenzsicherung" legt der Verfasser dar, wie die hoffnungvolle Zukunft Deutschlands auf dem starken Ausbau des deutschen Nationalstaats beruht. Es wird nachgewiesen, wie der deutsche Nationalstaat und die deutsche Nationalwirtschaft den echten Fortschritt unserer Entwicklung bedeuten. In eingehender Kritik lehnt Below das „phantastische Gebilde" Naumann's von dem „mitteleuropäischen Menschen" ab und zeigt, wie Naumann's Gedanken nur zur Beeinträchtigung des Deutschtums dienen. Statt dessen wird eine gesunde Grundlage für ein neues Verhältnis zu Österreich verlangt. Die Kriegszielfrage beantwortet der Verfasser dahin, daß eine Grenzsicherung gerade im Interesse des deutschen Nationalstaats verlangt werden muß. — Der zweite Aufsatz: „Militarismus und Kultur" schildert in einem Gang durch die neuere deutsche Geschichte, wie Militarismus und Kultur keineswegs Gegensätze darstellen, vielmehr in engem Zusammenhang mit einander stehen. — Im dritten Aufsatze: „Gibt es eine belgische Nationalität?" verneint Below diese Frage und wendet sich gegen die Theorie von der „Mischkultur." — Der letzte Aufsatz endlich: „Die Reform des preußischen Landtagswahlrechts" tritt für eine Reform ein, die der wahren und vollständigen Vertretung der Nation dient, lehnt aber die extrem demokratischen Forderungen ab.

Im Anschluß an das Below'sche Buch sei auch kurz auf eine Schrift von Heinrich Claß hingewiesen, die unter dem Titel „Zum deutschen Kriegsziel" in J. F. Lehmanns Verlag in München erschienen ist. Wir können leider den Ausführungen des Verfassers, die des Interessanten und Lesenswerten keineswegs entbehren, nicht ganz beistimmen. —

Als 25. Heft der in A. Marcus & E. Webers Verlag (Bonn) erscheinenden „Deutschen Kriegsschriften" veröffentlicht der Bonner Historiker Prof. Dr. Justus Hashagen eine kleine Schrift über die „Ostasienpolitik der Vereinigten Staaten von Amerika", in der die Hauptbetätigungen dieser amerikanischen

Politik dargelegt werden. Der Verfasser bemüht sich, auf wissenschaftlicher Grundlage auf die Schwächen dieser Politik aufmerksam zu machen, und gibt am Schlusse seiner Schrift eine interessante Übersicht über die neuesten amerikanisch-japanischen Annäherungs- und Verständigungsversuche. Wir haben bereits des öfteren auf die Wichtigkeit des von Hashagen behandelten Themas für die künftige Gestaltung unserer Politik hingewiesen, und es ist daher zu wünschen, daß auch diese Schrift in möglichst weite Kreise dringt.

Im Verlage von B. G. Teubner sind zwei Vorträge der Gehe-Stiftung neu im Druck erschienen, und zwar das 3. und 4. Heft des 8. Bandes 1917. Im ersteren gibt der Wiener Historiker Prof. Dr. Übersberger unter dem Titel „Bulgarien und Rußland" eine kurze Schilderung der bulgarischen Geschichte unter dem Fürsten Alexander von Battenberg und der russischen Intrigen in dieser Zeit, die ein anschauliches Bild der vor keinem Mittel zurückschreckenden panslavistischen Politik Rußlands geben. — Nicht weniger interessant ist der Vortrag des Jenaer Universitätsprofessors Hedemann über das Thema: „Der Krieg als Lehrmeister auf dem Gebiete des Rechts."

Einer dankenswerten Aufgabe hat sich Dr. Franz Anholt unterzogen, indem er in einem bei Georg Stilke (Berlin) unter dem Titel „Die deutsche Verwaltung in Belgien" erschienenen Buche als erster den Versuch macht, alles, was von deutscher Hand im besetzten Belgien bisher unternommen und erreicht worden ist, zusammenzufassen und übersichtlich darzustellen. Ein besonders ausführliches Kapitel ist der Flamenpolitik gewidmet, die den Mittelpunkt der deutschen Tätigkeit in Belgien bildet und weit über die speziell belgischen Fragen hinaus die Aufmerksamkeit aller deutschen Kreise erfordert. Das Anholt'sche Buch wird sicherlich jedem, der sich für die so wichtige belgische Frage interessiert, reiche Belehrung bieten.

Interessante und treffende Ausführungen enthält die Schrift „Die siegende Kraft im Welthandel" von Felix Stahl, die im Verlage von R. Oldenbourg (München u. Berlin) erschienen ist. Sie soll allen Kaufleuten und Technikern eine Richtschnur über die sich zurzeit entwickelnden Verhältnisse sein. Die unparteiisch ausgeführten Gedanken des Verfassers dürften volle Beachtung finden; sie sind — eine wohltuende Erscheinung in der heutigen Zeit — unbeeinflußt von den augenblicklichen Strömungen von Haß und Liebe geschrieben und halten sich stets streng an die Sachlichkeit.

Nicht weniger Beachtung verdient ein Vortrag „Napoleon und wir," den der Reichstagsabgeordnete Dr. Gustav Stresemann am 29. 1. 1917 im Abgeordnetenhause gehalten hat, und den er nunmehr in einer im Verlage der „Täglichen Rundschau" erscheinenden Broschüre einem größeren Kreise zugänglich macht. In dieser Darstellung erscheint die Gestalt des großen Korsen in einem anderen Lichte als in dem unserer gewöhnlichen Schulauffassung. Stresemann folgt in seiner Auffassung dem Standpunkte Rankes, daß das größte Weltverhältnis, in dem sich Napoleon überhaupt bewegte, der Kampf gegen England war, und daß die früher herrschende Meinung von dem Kampf Englands für die Freiheit Europas zu Anfang des 19. Jahrhunderts als eine Legende zu bezeichnen ist. Dabei fallen Streiflichter auch auf das Verhältnis Napoleons zu dem damaligen Preußen, die geeignet sind, manche irrige Auffassung zu berichtigen. Obwohl Stresemanns Vortrag den Leser hundert Jahre zurückführt, so könnte man glauben, eine Darstellung des heutigen Weltkrieges zu lesen, da aus den Ausführungen hervorgeht, daß

die englische Politik sich seit jenen Tagen nicht geändert hat, daß aber die neutralen und feindlichen Völker diese Politik ebensowenig in ihrem Wesensinhalt erkennen, wie wir in unserer Schulauffassung den Kampf zwischen England und Napoleon I., der auch ein Kampf um die Freiheit der Meere war, richtig erkannt haben.

Fünf Vorträge, die er im Freien deutschen Hochstift in Frankfurt a. M. gehalten, hat der Würzburger Universitätslehrer Albrecht Mendelsohn-Bartholdy unter dem Titel „Bürgertugenden in Krieg und Frieden" im Verlage von J. C. B. Mohr (Tübingen) veröffentlicht. Sie enthalten viele lesenswerte und beherzigenswerte Sätze, und wir wollen deshalb nicht verfehlen, das Schriftchen unsern Lesern warm zu empfehlen.

Historische Rundschau.

Von Dr. Willy Cohn.

Wenn im folgenden erstmalig versucht wird, einen Überblick über die Neuerscheinungen der historischen Literatur zu geben, so sind dieser Absicht einmal Schranken gesetzt in der Zahl der dem Referenten vorliegenden Werke und andererseits durch die infolge des Krieges zurückgegangene oder auf andere Wege geleitete Produktion.

Viele Historiker haben sich Problemen zugewandt, die mit dem Kriege in Zusammenhang stehen; ohne über diese Tätigkeit ein Urteil abgeben zu wollen, sollen doch diese Bücher an der vorliegenden Stelle nicht berücksichtigt werden, vielmehr geschieht die Beschränkung auf das rein historisch-wissenschaftliche mit voller Absicht. Ist es doch ein Ruhmesblatt deutscher Forschung, gerade auch diese Arbeit trotz des Krieges fortgesetzt zu haben. —

Von Dietrich Schäfers Deutscher Geschichte*) liegt eine fünfte bis auf die Gegenwart fortgeführte Auflage vor. — Man wird an diesem Werk des Berliner Historikers nicht vorbeigehen können, wenn man sich über irgend eine Frage der deutschen Geschichte Rat holen will! Es liegt in dem wissenschaftlichen Temperament des berühmten Verfassers, nicht „objektiv" im strengsten Sinne zu schreiben.

Die eigene Auffassung — und das macht das Buch gerade wertvoll — springt überall hervor. — Mit dieser Auffassung wird man in vielen Punkten in Widerspruch geraten, sei es in den Zeiten der Völkerwanderung, den der mittelalterlichen Kaiser, der Reformation oder den vielen verschiedenartigen Problemen der neueren Geschichte.

Keins dieser Probleme ist dem Verfasser ein vergangenes geworden, er sieht alle als noch lebendig an und nimmt zu ihnen Stellung. Dadurch veranlaßt er aber auch den Leser zu dem Gleichen und die Lektüre des Buches wird zur eigenen Arbeit. —

Quellenbelege und Literaturnachweise sind dem Buche nicht beigegeben, der Leser muß dem Führer folgen und reiche Belohnung und Anregung wird sein Lohn sein, aber es will mir scheinen, als ob die deutsche Geschichte zu sehr von der Gegenwart her gesehen ist, vom neudeutschen Reiche her, und von diesem Standpunkt aus vielleicht vor allem die mittelalterliche Kaiserzeit in ihrer Größe nicht völlig gewürdigt ist. Auch in der Universalität liegt gerade ein deutscher Zug. —

Es ist interessant, die entsprechenden Abschnitte der Schäferschen Geschichte mit Hampes Deutscher Kaisergeschichte im Zeitalter der Salier und Staufer**)

---

*) Verlag Gustav Fischer, Jena, 2 Bde., fünfte bis auf die Gegenwart fortgeführte Auflage.

**) Leipzig, Quelle und Meyer, 3. Auflage.

zu vergleichen, die nun auch in dritter Auflage vorliegt. — Hampes Buch ist das Werk eines Wort um Wort abwägenden Gelehrten, dem die kleinste Quelle wert ist, gewürdigt zu werden, der den Beleg für jede Darstellung gibt, dessen Erzählung sich aber doch auf das anmutigste liest und zum erhöhten Genuß wird, weil man auf Schritt und Tritt das Gefühl hat, dem berufensten Kenner zu folgen. Hier sprechen die Personen und ihre Taten für sich selbst und Rankescher Geist atmet aus den Zeilen. Man glaubt, die Gestalten eines Konrad II., eines Heinrich IV., eines Friedrich II. (vor allem diesen) greifen zu können.

Ich stehe nicht an zu sagen, daß Hampe in diesem Buche die Kunst historischer Darstellung mit wissenschaftlicher Einzelforschung aufs glücklichste vereinigt hat.

Das Bild, das uns Drerup*) von „einer alten Advokatenrepublik" entwirft, ist wesentlich anders als die Vorstellung, die man sich gemeinhin von Demosthenes und seiner Zeit macht. Die Kriegshetze gegen Mazedonien wird aufs schärfste verurteilt und in Philipp mit Recht der berufene Vertreter der griechischen Zukunft gesehen. Ganz von allein drängen sich bei der Lektüre des Buches die Vergleiche mit der Gegenwart auf, ohne daß dies den wissenschaftlichen Charakter des Werkes beeinträchtigt. — Die gefährliche Macht des Wortes aber springt aus der Darstellung des Demosthenes hervor, den man bisher allzusehr nach seinen Worten als nach seinen Taten gewertet hat. Es wird nun Sache der Fachkritik sein, wie sie im Unterricht zur Geschichtslüge „Demosthenes" Stellung nimmt. —

*) Engelbert Drerup. Aus einer alten Advokatenrepublik (Demosthenes und seine Zeit). Mit einem Anhange: Der Krieg als Erwecker literarischer Kunstformen. Paderborn (Ferdinand Schöningh) 1916.

In seinen Erinnerungen*) läßt Eduard Sueß eine Geschichte Österreichs von den Vormärztagen bis auf unsere Zeit vor uns lebendig werden in dem Rahmen der persönlichen Erlebnisse eines Mannes, der sowohl im wissenschaftlichen wie auch im politischen Leben eine bedeutende Rolle spielte.

13 Jahre lang war Sueß Präsident der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien und einer der hervorragendsten Geologen seiner Zeit. Doch sind seine Erinnerungen gerade für den Historiker besonders wertvoll, weil sie neue Einblicke in österreichische Geschichte gewähren.

Im Jahre 1848 arbeitete Sueß als begeisterter Legionär an der Gestaltung einer neuen Zukunft mit. Später hat er mit Männern wie Anton Schmerling, Andrassy, Bach in persönlicher Fühlung gestanden, hat mit Kaiser Franz Josef des öfteren für Akademie, Universität und Stadt Wien zusammen arbeiten können. An der Ausgestaltung des österreichischen Bildungswesens fällt ihm ein wesentlicher Teil zu. Österreichs aktive Balkanpolitik hat er mit tätigem Interesse begleitet und in ihr die Wege zu einer neuen Zukunft gesehen. — Die Erinnerungen, die er in hohem Alter aufgezeichnet hat, verbinden so den eigenen Reiz des persönlich Erlebten mit dem Urteil des gereiften Mannes. Aus ihnen spricht Österreichs Geschichte eines Zeitraumes von über 60 Jahren. Eduard Sueß, der protestantische Österreicher, wird auch den anderen Konfessionen in vollem Maß gerecht und die Sache der Freiheit war seine eigene.

Wenn einmal die Geschichte Österreichs im Zeitalter Franz Josephs I.

*) Eduard Sueß, Erinnerungen. Mit 2 Bildnistafeln, 4 Zeichnungen im Text und einem Personenverzeichnis, Leipzig 1916, S. Hirzel Verlag. Geh. 9 Mk., geb. 11 Mk.

geschrieben werden wird, werden Eduard Sueß' Erinnerungen ein wesentliches Quellenwerk bilden.

Juristische Rundschau.

Von Dipl.-Ing. Dr. Alexander Lang, Patentanwalt (Berlin).

Öffentlich-rechtliche Ingenieurkammern.

Der Mitteleuropäische Verband akademischer Ingenieurvereine, Gruppe Deutschland, hat nunmehr an die gesetzgebenden Körperschaften des Deutschen Reiches eine Eingabe gelangen lassen, in der die reichsgesetzliche Schaffung von Ingenieurkammern beantragt wird. Durch diese Eingabe beanspruchen die selbständig technischen Berufstreibenden (Ingenieure und Architekten) ähnliche Selbstverwaltungskörperschaften, wie sie den Ärzten, Rechtsanwälten, Tierärzten usw. zuerkannt worden sind. Die deutschen akademisch gebildeten Techniker verlangen damit aber auch nicht mehr als das, was ihren österreichischen Kollegen bereits bewilligt worden ist.

Es sind verschiedene Faktoren, die bei der Schaffung von Selbstverwaltungskörpern für die Technik mitsprechen.

Bekanntlich sind Bezeichnungen wie „Ingenieur" und „Architekt" rechtlich frei; Personen der verschiedenartigsten Vorbildung und Berufe bezeichnen sich damit, obschon sie das eine Mal zufolge ihrer Tätigkeit Handelsagenten oder Wiederverkäufer bezw. Makler im Sinne des Handelsgesetzbuches sind, das andere Mal Berater und Beauftragte im Sinne des § 611 des B. G. B., also Vertrauenspersonen bestimmter Stellen. Dieser Zustand der Rechtsunsicherheit bringt anständige Ingenieure und Architekten fortgesetzt in Verdächtigung bezüglich der Annahme sogenannter „Provisionen". Das Publikum sieht hinter ihnen das eine Mal einen Vertrauensmann, der über jedem pflichtwidrigen Dienen beider Parteien erhaben ist, das andere Mal eine Art Vermittler zwischen Lieferant und Bauherrn, dem man Provisionen anbieten könne, wie dies „berufsüblich" sei. Da solche Provisionen, soweit ein Vertrauensmann des Bauherrn in Frage kommt, nichts anderes sind als Schmiergelder, so bestand und besteht für die Lieferanten, die solche Provisionen überweisen, die Gefahr, auf Grund des § 12 U.W.G. bestraft zu werden.

Dieser Zustand der Rechtsunsicherheit wird durch den Gesetzentwurf des Mitteleuropäischen Verbandes beseitigt, indem der Architekt und Ingenieur im Sinne des Reichsgerichtes ein für allemal die Rechtsstellung eines Beauftragten erhält. Als Berufsbezeichnung für Personen dieser Rechtsstellung soll fortab die Bezeichnung „Zivilingenieur" gelten.

Diese Bezeichnung „Zivilingenieur" haftet an der Zugehörigkeit zur Ingenieurkammer. Die Ingenieurkammer selbst übt u. a. auch ehrengerichtliche Funktionen aus. Es können von ihr deshalb alle Lücken, die der § 12 U.W.G. gelassen hat, und auch jene Dinge geahndet werden, die sich der Gesetzgebung überhaupt entziehen. Grobe Pflichtverletzung hat die Löschung und damit den Verlust der Bezeichnung „Zivilingenieur" im Gefolge.

Aber auch bezüglich der Vorbildung muß das Publikum gewisse Garantien besitzen, die eine fachkundige Erledigung der Aufträge seitens der Ingenieure und Architekten erwarten lassen. Die Eintragung als „Zivilingenieur" ist deshalb nur möglich, wenn ein ordnungsgemäß durch Examen abgeschlossenes Studium an der Technischen Hochschule nach-

gewiesen wird. Darüber hinaus wird verlangt, daß eine mindestens fünfjährige praktische Betätigung im Fache erfolgt ist, die so geartet sein muß, daß erforderliche Erfahrungen gesammelt werden konnten. Weiterhin wird verlangt die Ablegung einer besonderen Prüfung, die sich erstreckt auf Volkswirtschaftslehre, Verwaltungsrecht und die in das betreffende Fach einschlagenden Gesetze und Verordnungen. Der solcherweise vorgebildete Ingenieur und Architekt kann alsdann, wenn er einen guten Leumund besitzt, in die Liste der Zivilingenieure eingetragen werden und gehört damit der Ingenieurkammer seines Bezirkes an.

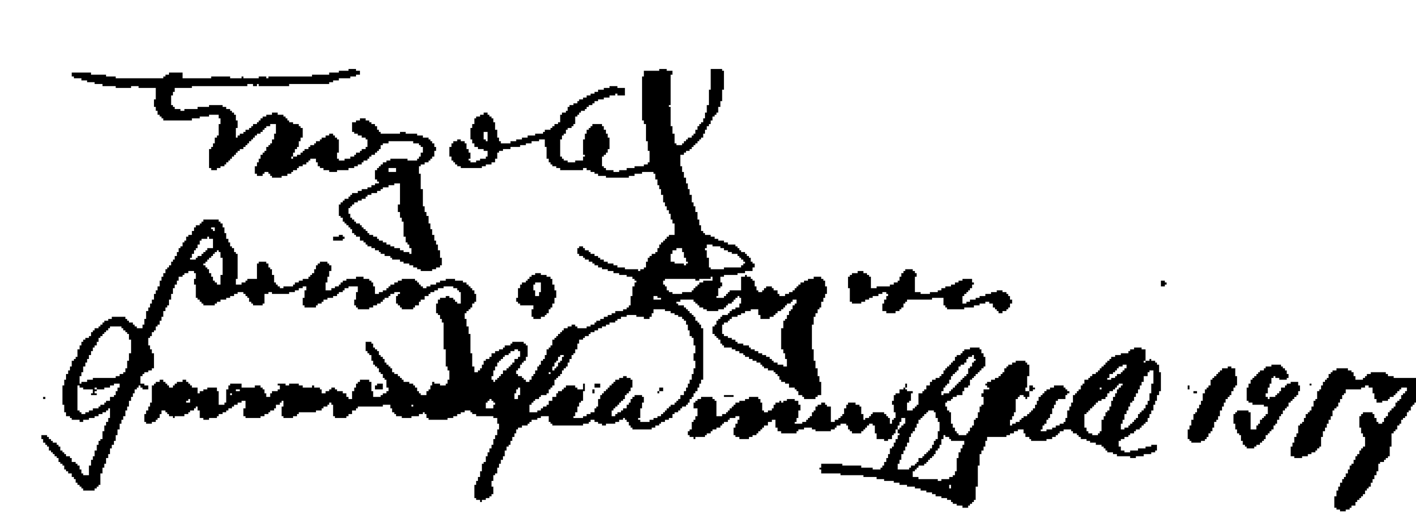
Die Ingenieurkammern sind in gleicher Weise wie die Kammern anderer Berufe Selbstverwaltungskörper zur Förderung der Interessen des Berufes; sie dienen zugleich den Behörden und gesetzgebenden Körperschaften als Beratungsinstanz in allen Fragen der Technik und des akademischen Technikerstandes. Bedenkt man, welche führende Rolle die Technik gerade in der jetzigen Kriegsführung spielt, insbesondere bei der Durchführung des Hilfsdienstgesetzes, und welche Schwierigkeiten es kostete, geeignete technische Spezialisten ausfindig zu machen, so erkennt man die Bedeutung, die solche gesetzlichen Vertretungen der Technik für die Verwaltungsbehörden haben. Dasselbe gilt inbezug auf die richterlichen Behörden bei der Auswahl geeignet vorgebildeter und praktisch erfahrener technischer Sachverständiger.

Daß die solcherweise geschaffenen Zivilingenieure aber auch in hohem Maße geeignet sind, bestimmte behördliche Funktionen zu übernehmen, ist sehr wichtig, sei aber nur nebenbei erwähnt. Bekanntlich müssen heute unsere staatlichen und kommunalen Behörden für die Bearbeitung bestimmter technischer Aufgaben, wie Stadterweiterungen, statische Berechnungen, vorübergehend geeignet vorgebildete technische Kräfte im Privatdienstvertrag anstellen. Dieser Behelf bedeutet sowohl eine Belastung für die Behörden, als auch einen sozialen Krebsschaden für die betreffenden technischen Kräfte, indem diese, durch eine verhältnismäßig gute Bezahlung gelockt, es versäumen, sich eine dauernde Existenz zu schaffen, und so im Alter vielfach in Notlage geraten. Für alle diese Arbeiten sind die wissenschaftlich vorgebildeten, praktisch erfahrenen, der strafgerichtlichen und ehrengerichtlichen Kontrolle unterstellten Zivilingenieure die gegebenen Stellen.

So begegnet die öffentlich rechtliche Schaffung von Ingenieurkammern dem Interesse aller; ihre baldige Verwirklichung durch die gesetzgebenden Körperschaften des Reiches erscheint deshalb geboten.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.





Bildnis und eigenhändige Unterschrift Sr. Königl. Hoheit des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig C. F. Steinacker. — München Berthold Sutter. — Berlin W. 10 — Budapest Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. — Kopenhagen Erslev & Hasselbalch

Stockholm C. E. Fritze, Librairie Royale. — Christiania Jacob Dybwad Buchhdlg. — Konstantinopel Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.

Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

42. Jahrgang. Band 163. Heft 518. November 1917.

Professor Dr. Ludwig Stein: Rußlands politische Denker.

Die Fremd- und Randvölker Rußlands, deren Nöte hier von zuständigen Vertretern der seit Jahrhunderten unterdrückten „kleinen Nationen" zusammengefaßt werden, stellen die zentrifugalen Kräfte des künstlich zusammengehaltenen russischen „Einheitsstaates" in ergreifenden Auslassungen dar. Durch das verhängnisvolle Symbol des spezifisch russischen Cäsaropapismus wurden alle diese auseinanderstrebenden Fremdvölker gewaltsam zusammengehalten. Wenn der Zar gleichzeitig Papst, also Stellvertreter Gottes auf Erden ist, so ist die russische Kirche mit der Verbannung des Zarenhauses nach Sibirien obdachlos. Mit dem Zaren ist auch der russische Gott nach Sibirien verbannt, eben damit aber entgottet. Die frevelhafte Anmaßung der Selbstvergöttlichung im zäsaropapistischen Prinzip rächt sich bitter.

Rußlands politische Denker haben diese Gefahr vorausgesehen. Sie haben rechtzeitig ihre warnende Stimme gegen diese willkürliche Vermengung von Menschlichem, Allzumenschlichem und Göttlichem, Allzugöttlichem erhoben. Selbst ein mystischer Denker von der Prägung Solowiews, der den allslawischen Ideologien gehuldigt hat, durchschaute die Gefahren einer Zusammenpferchung von Gott und Mensch in einer Person, weil die unausbleiblichen Verfehlungen des sündhaften Menschen zugleich auf das Schuldkonto Gottes geschoben werden. Im russischen Zaren, der Dynastie, Staat und Kirche in einer Person verkörperte, ist auch die byzantinische Kirche ins Herz getroffen. Mit der dynastischen Mythologie ist auch der staatliche und kirchliche Legendenschatz nach Sibirien gewandert. Und so steht denn das „heilige Rußland" arm und barfuß da: ohne Zar, ohne Staat, ohne Gott.

Vor zwei Jahrzehnten habe ich bereits die geistigen Rand- und Fremdvölker Rußlands zu kennzeichnen gesucht. In meinem Werke „Die soziale Frage im Lichte der Philosophie" (Stuttgart, Enke 1897, zweite Auflage 1904; russische Übersetzung nach der e r s t e n Auflage 1899) habe ich schon dargetan, wie fremd und weltenfern die russischen Soziologen, also politischen

Denker, dem russischen Staatsgedanken gegenüberstehen. Sie waren gleichsam die intellektuellen Fremdvölker im Herzen Rußlands. Die absolutistische Staatsidee halten sie nicht einmal der Erwähnung, geschweige denn der kritischen Erörterung für würdig. In Rußland hat die Soziologie nämlich Vertreter gefunden und einen literarischen Umfang angenommen, von denen die westeuropäischen Fachforscher noch nicht rechte Kenntnis genommen haben. Die wenigen Soziologen, welche den Spuren dieser Bewegung in Rußland nachgegangen sind, schöpfen, da sie wohl durchweg des Russischen unkundig sind, ihre Kenntnisse in der Regel entweder aus den Werken der französisch schreibenden, während des Krieges in's Grab gesunkenen russischen Soziologen, G. de Roberty, J. Novikow und M. Kowalewsky, oder aus dem fünfbändigen Werk „Gedanken über eine Sozialwissenschaft der Zukunft" des deutsch schreibenden Balten Paul von Lilienfeld. Von manchen wird wohl auch Lothar Dargun, der früh verstorbene Krakauer Soziologe, der slawischen Literatur zugezählt. Man übersieht jedoch allgemein, daß es eine weitverzweigte autochthone russische Soziologie gibt, die sich nicht bloß auf der wissenschaftlichen Höhe des jeweiligen Standes der soziologischen Literatur hielt, sondern auch in weitausholenden scharfsinnigen Argumentationen dem Wildwuchs der westeuropäischen Soziologie kritisch zu Leibe rückt. Es dürfte daher willkommen sein, über die Artung dieser Soziologie etwas Einläßliches zu erfahren.

Ein Name, wie P. Lawroff, dem die Weite des wissenschaftlichen Horizonts in seiner Heimat den schmückenden Ehrentitel „der universellste Kopf unserer Zeit" eingetragen hat, ist der westeuropäischen Welt so gut wie unbekannt. Schon eine Übersicht der Titel dieser Werke, mit denen Lawroff die Literatur beschenkt hat, mag uns eine Vorstellung von der Richtung und Weite seines soziologischen Ideenkreises geben: Kritische Bemerkungen zu Mills Logik; Skizzen des systematischen Wissens; Geschichte der physiko-mathematischen Wissenschaften; Die moderne Ethik oder Darlegung und Kritik der Leckyschen Aufklärung; Die Persönlichkeit; Die Ethik und der Sozialismus (1885—1886); Historische Briefe 1870, 2. Auflage 1892, deutsch von Dawidow, Berlin, Edelheim 1901; Versuch einer Geschichte des modernen Gedankens 1894, Genf, 2 Bände.

Der Grundgedanke Lawroffs lautet: Der sozialen Evolution läuft eine immer zunehmende Emanzipation des Individuums parallel. Das vergleichende Studium des ethnographischen und historischen Materials lehrt uns aber, daß je höher sich eine Art auf der zoologischen Stufenleiter befindet, ihre Arbeitsteilung um so weniger bedingt ist durch die physiologische Qualifikation der Individuen. Es gewinnt daher die individuelle Freiheit mit der fortschreitenden Entwicklung der menschlichen Gesellschaft immer mehr an Ausdehnung und freiem Spielraum. Im Einklang mit diesem fortwährenden Betonen

des Individuums als des Endzieles aller gesellschaftlichen Entwicklung befindet sich die sogenannte „subjektive Methode", die Lawroff in die russische Soziologie eingeführt und als einzig berechtigte proklamiert hat. Der Soziologe hat stets mit klaren ethischen Postulaten zu arbeiten und darf vor allen Dingen nie vergessen, daß die Gesellschaft mit allen ihren Phänomenen und Gebilden aus einzelnen Individuen, durch sie und für sie besteht. Seine Aufgabe wird daher sein, bei der Erforschung einer gegebenen sozialen Erscheinung das Hauptaugenmerk darauf zu richten, welche Folgen sie nicht nur für die Gesellschaft, für das Milieu, für die Kultur, sondern vor allen Dingen für die einzelnen Individuen, für die Atome dieser Gesellschaft haben wird.

Fast zu gleicher Zeit mit Lawroff tritt sein begabtester Anhänger N. Michailowsky auf, der die subjektive Methode weiter ausgebaut und selbständig ausgebildet hat. In zahlreichen Arbeiten (die wichtigsten sind: „Was heißt Fortschritt?" in französischer Übersetzung bei Alcan; „Der Darwinismus und die Gesellschaftswissenschaft", „Der Kampf um die Individualität", „Die Helden und die Massen", „Was ist Glück", eine Analyse der sozialen Statir von Spencer, „Die Ideale der Menschheit und der natürliche Lauf dee Dinge", zahlreiche Analysen ausländischer soziologischer Werke, darunter der Werkk von Kidd „Social evolution" und Durkheim „La division du travail social" „Die soziale Frage" von Ludwig Stein) vertritt er den Standpunkt, daß es bei der soziologischen Forschung vor allem darauf ankomme, die Wechselwirkung zwischen der einzelnen, freien, emanzipierten Persönlichkeit und den sozialen Formen und Geschehnissen klarzulegen. Der Subjektivismus in der Soziologie besteht nach ihm daher nicht nur im ethischen Verhalten dem Individuum gegenüber, sondern auch in der Anerkennung eines inneren psychischen Gehaltes in den gesellschaftlichen Lebensformen. Die Soziologie bedarf daher zu ihrem Aufbau nicht nur der Ethik, sondern ebensosehr der Psychologie. Von diesem Standpunkte aus bekämpft er 1. die Spencer'sche Methode der soziologischen Analogie, sowie jede Vorstellung von einem gesellschaftlichen Organismus als eines an und für sich existierenden realen Wesens, 2. den „Kampf ums Dasein" als leitendes und angeblich unabwendbares Prinzip im gesellschaftlichen Leben, endlich 3. den „ökonomischen Materialismus" als die Ableitung des ganzen sozialen und kulturellen Lebens aus den ökonomischen Erscheinungen. N. Michailowsky war außerdem der erste, der den Erscheinungen der „Massenpsychologie" und vornehmlich der Bedeutung der Nachahmung seine Aufmerksamkeit widmete. In den Abhandlungen „die Helden und die Massen", „Wissenschaftliche Briefe", „Pathologische Magie", sämtlich erschienen vor der Arbeit von Tarde „Les lois de l'imitation" und Sighele „La foule criminelle", beschäftigte er sich eingehend mit den „psychischen Epidemien", der „Ansteckung des Beispiels", dem Hypnotismus und ähnlichen Erscheinungen der kollektiven Psychologie, die alle das eine

gemeinsam haben, den Willen des sonst sich kritisch verhaltenden Individuums herabzudrücken, es gleichsam zu einem Automaten zu verflachen. Dabei untersucht er den Einfluß der „Helden" auf die Masse, die gegenseitige Nachahmung und Beeinflussung in derselben und endlich die rückwirkende Kraft derselben auf die „Helden".

Eine vermittelnde Stellung zwischen den russischen Subjektivisten und Spencer nimmt der nach seinem eigenen Bekenntnis dem letzteren zuneigende S. Juschakow ein. Er läßt die Hauptgedanken der Subjektivisten gelten, aber nur als einen besonderen Standpunkt, als ein gewisses ethisches Verhalten den soziologischen Problemen gegenüber, aber keineswegs als eine besondere Forschungsmethode. Die Soziologie muß sich, falls sie Anspruch auf eine Wissenschaft erhebt, derselben streng objektiven Methoden bedienen wie alle anderen Wissenschaften. Allein da der Soziologe die einzelnen Individuen vor allen angehenden Gesellschaftsformen zu behandeln habe, so kann und soll er auch nicht seine sozialethischen Ideale ganz zurückdrängen; er hat sich vielmehr stets zu vergegenwärtigen, welche Folgen die dem sozialen Betriebe abgelauschten Gesetze für die Persönlichkeit haben und in welcher gegenseitigen Beeinflussung sich Individuum und Gesellschaft befinden. Diesem Standpunkte Juschakows schließt sich N. Karejew, der mit seiner „Einleitung in das Studium der Soziologie", Petersburg 1897, dieser Wissenschaft zur Verbreitung in den weitesten Kreisen der studierenden Jugend verholfen hat, vollständig an. In zahlreichen Arbeiten, vorzugsweise auf dem Gebiete der Geschichtsphilosophie („Grundfragen der Philosophie der Geschichte" 1883, „Das Wesen des historischen Prozesses und die Bedeutung der Persönlichkeit in der Geschichte" 1890, „Der historische Materialismus" 1896, „Die Aufgaben der Soziologie und die Theorien der Geschichte" 1897 u. a. m.) zeigt er sich als Anhänger des Lawroff'schen Gedankens über den dominierenden Einfluß der „kritisch denkenden Persönlichkeit" auf die Geschichte.

Seit dem Jahre 1894 tritt in Rußland als eine Reaktion gegen die bis dahin allein herrschende subjektivistische Richtung in der Soziologie der historische Materialismus als selbständige Schule auf, die bald sehr begabte und fruchtbare Anhänger findet. Die Wortführer dieser Richtung waren Peter von Struwe („Die ökonomische Entwicklung Rußlands" 1894, „Freiheit und historische Notwendigkeit" 1897) und Georg Plechanow („Die monistische Interpretation der Geschichte" 1895). Beide veröffentlichten Arbeiten auch in deutscher Sprache. Doch sind Beide inzwischen russische Nationalisten geworden. Ihnen schließen sich Bulgakow („Die Gesetzmäßigkeit der sozialen Phänomene" 1896, „Kausalität und Freiheit in den menschlichen Handlungen" 1897), Miljukow (der seine „Geschichte der russischen Kultur" (1896 — 1899) vom Standpunkt des ökonomischen Materialismus verfaßt hat), Tugan-Baraowsky, Uschakow, u. v. a. an.

Von den zahlreichen anderen russischen Soziologen, die bald zum Subjektivismus, bald zum historischen Materialismus hinneigen oder eine vermittelnde Stellung einnehmen, seien hier erwähnt: W. Woronzow, W. Golzew, Siber, Sack, Issajew, Obolensky, Slonimsky, Tschitscherin, Tschuprow u. a. m., besonders Tschernow, der eine führende politische Rolle zu spielen berufen zu sein scheint.

Alle diese politischen Denker Rußlands zeigen ein flimmerndes Irrlichterieren. Kein bodenständiges Denken, das der russischen Volksseele entstammte, wie etwa die Werke der großen Dichter Rußlands, sondern Anleihen und Anpassungen, Auslegungen und Ausdeutungen fremder Gedanken. Die politischen Denker Rußlands oscillieren zwischen Hegel und Marx, zwischen Comte und Spencer, zwischen Wundt und Bergson. Sie irren heimatlos umher, so daß man sie füglich als die geistigen Fremdvölker Rußlands bezeichnen kann.

Das ungeheure Reich ist in voller Auflösung begriffen. Seine politischen Denker haben ein vollgeschütteltes Maß dazu beigetragen, die Zersetzung vorzubereiten und den Prozeß des inneren Zerfalles zu beschleunigen. Wir haben kein politisches Interesse daran, jenen russischen Zentralismus zu befürworten, für welchen die politischen Denker Rußlands nicht nur keinen Finger gerührt, sondern nur Hohn und Verachtung an den Tag gelegt haben. Wir brauchen nicht russischer als die russischen Soziologen zu sein. Geht Rußland dem Verhängniß seiner Entblätterung oder Artischockierung entgegen, so hat es das Schicksal verdient, das es Anderen bereitet hat.

Exzellenz M. Lempicki: Rußlands Zerfall.

Die russische Katastrophe — denn so und nicht anders muß man das, was jetzt in Rußland geschieht, nennen — ist zweifelsohne eine in ihrer Art einzige Erscheinung in der ganzen bisherigen Geschichte der Menschheit, sowohl mit Rücksicht auf ihren komplizierten Charakter, als auch auf ihre Riesenausdehnung, gewaltigen Verlauf und weitgreifende Folgen. Gleichzeitig ist sie jedoch nur eine unabwendbare Notwendigkeit, ähnlich wie unabwendbar die Explosion eines Dampfkessels ist, dessen Wände ständig von dem im Innern sich ansammelnden Schlamm des trüben Speisewassers zerfressen und von außen durch die zerstörende Flamme der Feuerbüchse angegriffen werden, um so mehr, wenn die unvorsichtige Hand eines Heizers unter solch einem ungereinigten Kessel plötzlich ein großes Feuer entfachen wird. Die Katastrophen sind sowohl in der Natur — als auch

in der politischen Welt, die einen wie die anderen stets Folge langsamer Wirkung innerer und äußerer Faktoren; der Unterschied liegt nur darin, daß sich die physischen Kräfte genau zu berechnen geben, wodurch die Katastrophe meistens genau vorauszusehen ist, unterdessen die politischen Katastrophen von psychischen schwerer zu bestimmenden und zu ermessenden Faktoren abhängig sind, also der Zeitpunkt ihres Ausbruchs und dessen Einzelheiten nicht vorausgesehen werden kann. Deswegen waren die russischen, wenn auch logisch unabwendbaren Ereignisse für viele eine Überraschung.

Die gegenwärtige russische Katastrophe ist auch das Ergebnis einer langen Einwirkung innerer Faktoren; seit langer Zeit sammelten sich hier Explosivstoffe und es bedurfte nur eines von außen kommenden Funkens, um eine Explosion herbeizuführen. Vor zehn Jahren hat der japanische Krieg all die Krankheiten, die den russischen Staatsorganismus zernagen, zu Tage gefördert; die Erschütterung war damals sehr stark und die Revolution ist ausgebrochen; das russische Staatswesen unterlag gewissen doch eben oberflächlichen Veränderungen; die Ursachen der Leiden wurden nicht beseitigt und der allmähliche Verfall dauerte an. Der russische Koloß auf tönernen Füßen wankte im Jahre 1905, doch fiel er damals noch nicht. Da kam der Weltkrieg — die Feuerprobe für alle Staaten und Rußland hat sie nicht bestanden, da es sie nicht bestehen konnte: es erfolgte der unabwendbare Augenblick: „Finis Russiae“.

Die heutige Katastrophe ist nicht nur ein Regierungswechsel in Rußland und eine Änderung des inneren Wesens, sie ist keine Revolution im gemeinen Sinne dieses Wortes; sie ist in der Tat der politische Tod des allrussischen Kaiserreichs, das Zerfallen in seine Bestandteile dieses monströsen Gebildes, welches das russische Imperium war. Den Umsturz, der jetzt in Rußland vollzogen wird, darf man mit keiner anderen Revolution z. B. mit der französischen vergleichen; die Bedingungen und das Wesen der Dinge sind ganz anders, also anders müssen auch die Folgen sein.

Das russische Kaiserreich entstand und wuchs in seiner Macht einzig auf dem Wege der Gewalttaten und Unterjochungen, die durch den aggressiven und energischen großrussischen Stamm über die militärisch schwächeren Nationen verübt wurden. Auf diese Weise sind die großen Monarchien des Ostens, des Dschingis-khans und Tamerlans entstanden, sie fielen aber mit dem Tode des Herrschers, dessen mächtige und rücksichtslose Individualität sie ins Leben gerufen hat. Das russische Kaiserreich hat länger gelebt, da es vom Westen die ganze Verwaltungsorganisation, die inneren Mittel, um die Völker zu regieren, abgeguckt hat. Und nicht der Wille einer Persönlichkeit hat Rußland regiert und dessen Einheit als Staat erhalten, sondern die Beamtenbürokratie, eine geschlossene, ihrer Interessen bewußte Klasse, die wie ein großer Polyp den großen Körper des russischen Staates von der Weichsel bis zum Stillen Ozean, von den Gletschern und Tundren des Nordens zum durch die Natur gesegneten Kaukasus umstrickte und aussog. Doch

auch diese Beute war für den Appetit der Bürokratie und für die russische Expansion zu wenig; wie bekannt sollte Rußland im Endergebnis dieses Krieges Konstantinopels, der Ufer und der Inseln des Ägeischen Meere und eines bedeutenden Teils Kleinasiens teilhaftig werden!

Es gibt jedoch Aufgaben, die die menschlichen Kräfte übersteigen. Die russische Bürokratie, die in der Wahl der Mittel nie wählerisch war und sich abwechselnd der Gewalt und der Demoralisierung bediente, die Zwietracht zwischen den unterjochten Nationen im Sinne des Grundsatzes „divide et impera" säte, war jedoch mit der Zeit nicht mehr im Stande, den Zusammenhang eines derart verschiedenartigen Konglomerates, welcher der russische Staat in ethnographischer, religiöser und kultureller Hinsicht war, zu erhalten. Die Aufgabe wurde immer schwieriger, der Zersetzungsprozeß ging weiter; der Krieg hat den endgültigen Zerfall nur beschleunigt. Sehen wir uns dieses Konglomerat näher an.

Aus der allgemeinen Zahl der 170 Millionen Einwohner gehören kaum 70 Millionen dem regierenden privilegierten Stamme der Großrussen an; außer diesem waren in Rußland über 100 Nationen, Nationalitäten und Stämme, die vollständig der nationalen (politischen) und im bedeutenden Maße der zivilen Rechte beraubt waren; wir wollen nur die zahlreichsten und wichtigsten erwähnen: Kleinrussen (Ukrainer) — 25 Millionen, Polen — 12 Millionen, Litauer — 4 Millionen, Weißrussen — 6 Millionen, Tataren — 25 Millionen, Finnländer — 5 Millionen. Die Zahl der religiösen Bekenntnisse in Rußland war ebenfalls enorm, umso größer, wenn man verschiedene, im Schoße der orthodoxen Kirche entstandene Sekten hinzurechnet. Das orthodoxe Bekenntnis war privilegiert und mit Gewalt unter den Bekennern anderer Religionen (Uniten, Katholiken und and.) verbreitet, dies hat jedoch die religiöse Einheitlichkeit des Staates nicht gestärkt und die orthodoxe Kirche war stets nur ein Ausschuß des Polizeiministeriums. Die offizielle Zahl der Orthodoxen betrug fast 80 Millionen; der Katholiken fast 25, der Evangelischen 10, der Mahomedaner 25 und der Juden 6 Millionen; es fehlte in Rußland auch an Götzenanbetern nicht, die zwar zu den Orthodoxen zugezählt, jedoch nach der Revolution von 1905 und dem Toleranzukas zu ihrem früheren Glauben zurückgekehrt sind. Hinsichtlich der Kultur herrschte keine geringere Mannigfaltigkeit; wir hatten hier nämlich Vertreter fast aller Zivilisationsstufen, von den Nomadenstämmen Nord- und Mittelasiens beginnend und mit den Zöglingen der westlichen Kultur, den Finnländern, Polen und anderen endend.

Und solch eine Masse von Nationen und Nationalitäten wollte die russische Regierung vermittels derselben Gesetze, vielmehr der gleichen Rechtlosigkeit und beamtischer Willkür, ohne Rücksicht auf die prinzipiellen Eigenschaften und realen Bedürfnisse der Bevölkerung beherrschen. Der Kreischef im fernen Sibirien, der mit dem aussterbenden Stamme irgend welcher wilden Nomaden zu tun hatte, wurde eines schönen Tages an die Westgrenze des Staates versetzt, um die Polen

zu regieren und sibirische Methoden gegen dieselben anzuwenden. Für die Alleinherrschaft der Bürokratie war eine Zentralisation unbedingt notwendig; sie herrschte auch im ganzen Gebiet des Riesenreiches, alle Symptome eines lokalen sozialen Lebens erstickend. Der großrussische Stamm verfügte zwar über eine gewisse Autonomie unter der genauen Kontrolle der Administration, doch die unterjochten, auf einer höheren Kulturstufe stehenden Völker besaßen keine und waren förmlich auf Gnade und Ungnade der Administration, die alle Gebiete des sozialen Lebens selbst leiten wollte, ausgeliefert. Das russische Staatswesen war die äußerste Antithese der Prinzipe der Autonomie und Föderation.

Ohne den fremden Nationen etwas anderes außer Ungerechtigkeit, Bedrückung und Verfolgung gegeben zu haben, strebte die russische Regierung hartnäckig nach deren Entnationalisierung und Russifikation; es gab keine Mittel, die sie gescheut hatte, wenn sie ihr für den Zweck geeignet schienen. In Rußland hatte jede besiegte Nation und jeder Einzelne dieser Nation zwei Alternativen vor sich: entweder bei der Verteidigung seiner Individualität im ungleichen Kampfe zu fallen oder auf dieselbe zu verzichten und im großrussischen Meere zu versinken. Oberflächliche Forscher haben Rußland für ein mächtiges, an ökonomischen Werten reiches und eine viele Millionen schwere Armee im Falle eines Krieges besitzendes Reich gehalten. In Wirklichkeit ist Rußland nur ein großes Gefängnis gewesen, in dem die eine Hälfte der Bevölkerung die andere überwachte und die Armee zur Hälfte aus Sklaven zusammengesetzt war, die mit Gewalt in den Kampf getrieben wurden; der materielle Wohlstand breiter (Bauern-) Massen war im Vergleich mit den Staaten Europas sehr gering und der Hunger in verschiedenen Teilen Rußlands eine chronische Erscheinung.

Der seit hunderten von Jahren in Rußland andauernde Zustand demoralisierte vor allem den regierenden großrussischen Stamm; die moralischen Elemente, das Pflicht- und Rechtsgefühl, als Regulatoren menschlicher Beziehungen, verloren sich, es herrschte allgemein ein theoretischer Nihilismus im Denken und ein praktischer Zynismus im Leben. Der moderne Großrusse glaubt an nichts, an allem zweifelt er, er versteht nur niederzureißen, doch nichts mehr aufzubauen. Die sozialen Institutionen: die Kirche, der Staat, die Familie, das Gericht u. a. wurden in Rußland zur lächerlichen oder traurigen Parodie, deswegen erstrebt der russische Geist deren Vernichtung (z. B. der bekannte Schriftsteller und Denker Graf Tolstoi) und stellt die Anarchie als einen idealen Zustand einer Gesellschaft dar. Von dem Mangel an Moral zeugen am besten die nationalen russischen Sprichwörter, z. B.: „die Schande ist kein Rauch, beißt nicht in die Augen", „ein Dieb ist nicht der stiehlt, sondern den man faßt", „der Staatsfiskus ist keine arme Witwe, man wird ihn nicht ruinieren" und ähnlich mehr. Hier in diesem Mangel an jeglichen moralischen Grundsätzen liegt die Ursache der schrecklichen Orgie verschiedener Exzesse und der Riesendiebstähle der öffentlichen Gelder, die sich über Rußland in der Kriegszeit entfesselte und an der alle teilgenommen haben, von den

niedrigsten Funktionären bis zu den Ministern und Mitgliedern des herrschenden Hauses. Eine Parole herrschte nur: „après nous le déluge“; in der Tat regierte dieser Egoismus auch früher das russische Leben, der Krieg hat ihn nur offenbart und gestärkt. Nie hat es in Rußland Patriotismus gegeben; früher war der Gehorsam gegenüber den Behörden und dadurch hielt sich Rußland; heute ist dieser Gehorsam geschwächt, aber Patrioten und Staatsmänner besitzt Rußland heute ebensowenig wie jemals.

Die erwähnten Tatsachen und Umstände verleihen dem russischen Umsturz einen besonderen Charakter und bestimmen zugleich die Richtung und die Aufgabe der Politik, sowohl der mit Rußland kämpfenden Staaten, als auch der Nationen, die bisher zum russischen Kaiserreich gehörten.

Die französische Revolution konnte das französische Staatswesen stärken, da sie mit einer nationalen, in ethnographischer, religiöser und kultureller Beziehung einheitlichen Formation zu tun hatte; Frankreich hatte nur eine Vendée. Die von außen drohende Gefahr entfachte in allen Franzosen Gefühle des Patriotismus, der Tapferkeit, edlen Ehrgeizes und auf diese geistigen Elemente gestützt ist die militärische Macht Frankreichs entstanden. Die schöpferischen Ideen der französischen Revolution, die die Völker zum neuen Leben riefen, haben die siegreichen Heere Napoleons weit über Frankreichs Grenzen geführt. Etwas ganz Entgegengesetztes geschieht jetzt in Rußland. Der Umsturz hat hier die Bande, die die Nationen Rußlands in eine staatliche Einheit vereinten, endgültig gelockert; nach der früheren gewaltsamen, zentralistischen Aktion ist die natürliche Reaktion mit den karikierten zentrifugalen Bestrebungen eingetreten; nicht nur fremde Nationen, sondern auch rein russische Provinzen und einzelne Städte wollen besondere Republiken bilden. Die Vernichtungs- und Blutinstinkte, die in den breiten Massen erweckt wurden, finden kein Gegengewicht in moralischen Elementen, denn diese letzten hat die langjährige bürokratische Sklaverei vollständig ausgerottet. Das Geschick der Ganzheit des Staates kümmert im Grunde genommen keinen, es will dafür weder der zu einer der besiegten Nationen gehörende Soldat, noch sogar der großrussische Bauer, dessen einziger Wunsch ist, den Boden dem Besitzer oder dem Fiskus wegzunehmen, kämpfen. Die militärische Macht Rußlands ist gebrochen; es werden sie weder die Hilfe französischer und englischer Offiziere, noch die Massenhinrichtungen der Deserteure retten; eine Armee ohne geistige Kräfte kann sich nicht wehren, umsoweniger siegen.

Den inneren Zustand des revolutionären Rußlands bezeichnen am besten die Stimmen der Russen selbst; in einem Memorial des Ausschusses des allrussischen Handels- und Industrieverbandes finden wir folgende Sätze: „Um die soziale Revolution durchzuführen, wurde das Unwissen des Volkes ausgebeutet, es wurden in die Massen nationale demagogische Parolen geworfen, an deren Verwirklichung niemand glaubt, und der Geist des Volkes wurde mit Haß und Wut vergiftet. Der Krieg an der Front wurde unterbrochen und im Innern des Landes begonnen.

Tatsächlich ist die Gewalt sehr schnell in die Hände der Arbeiter- und Soldatendelegiertenkomitees übergegangen, — zufälliger menschlicher im allgemeinen noch in Unkenntnis verbleibenden Ansammlungen, ohne Namen, der Sachen unkundig und unverantwortlich, durch ihre sklavische Vergangenheit zum Staats- und sozialen Bauen unvorbereitet . . . Die elementare Entwicklung der Revolution, die durch keine starke Gewalt geleitet wurde, hat Rußland zur vollständigen Anarchie und zum Zerfall gebracht. . . . Die staatliche Einheit Rußlands zerfiel. Unsere Armee unterliegt dem Verfall und wurde in der bedrohlichen Kriegszeit in eine willkürliche und unbezähmbare Masse verwandelt. Hinter der Front wird diese Armee für die Freiheit ruhiger Bürger gefährlich".

Die russische Revolution hat nach dem Beispiel der französischen auf ihrer Fahne die Parole der Gleichheit, Freiheit und Einheit ausgeschrieben; anstatt des früheren autokratischen Kaiserreichs hat sie das Programm einer föderativen Republik freier, bis jetzt den Bestand des Kaiserreichs bildender Nationen aufgestellt. Es entsteht jedoch die Frage, ob unter den bestehenden Umständen und mit dem vorhandenen Menschenmaterial dieses Programm ein reales oder nur eine Illusion, oder sogar eine neue Falle für die Schwachen sei?

In Wirklichkeit sind die psychischen und kulturellen Unterschiede zwischen den Nationen Rußlands zu groß, also deren Interessen und Ideale zu sehr entgegengesetzt, um sich eine freiwillige Föderation derselben vorstellen zu können. Die Grundlage einer Föderation ist die Gemeinsamkeit der Interessen und ihr Ziel, den einzelnen Völkern, abgesehen von deren numerischer Größe und Kraft, die Möglichkeit einer freien individuellen Entwicklung zu sichern. In der geplanten Föderation würde der großrussische Stamm, mit Rücksicht auf sein numerisches Übergewicht, die führende Stellung einnehmen, und wird mit Rücksicht auf die durch Jahrhunderte der Geschichte angeeigneten Annexionsaspirationen und Fähigkeiten stets eine Supremation erstreben und die schwächeren Mitglieder der Föderation zu seinen Gunsten auszunutzen suchen. Der Charakter eines Volkes ändert sich nicht von Tag zu Tag; das Prinzip der Achtung nationaler Rechte war der russischen Geistlichkeit bisher fremd gewesen, kann also nicht plötzlich die Grundmauer einer Föderation werden, in der dem großrussischen Stamme der erste Platz zufallen würde. Rußlands Fremdvölker werden, indem sie der projektierten Föderation beitreten würden, nur den früheren Despotismus der bürokratischen Regierung in einen neuen scheinbar legalen der Konstituante mit einer großrussischen Mehrheit tauschen. Solch eine Vermutung bestätigt die jüngste Vergangenheit; es bestätigt ihre Richtigkeit auch die Gegenwart. Die russische Duma, also die Repräsentanz der russischen Gesellschaft, hat sich noch rücksichtsloser in Beziehung zu den besiegten Völkern (z. B. Polen) als die frühere unkonstitutionelle russische Regierung gezeigt. Heute löst die revolutionäre russische Regierung den Landtag von Finnland auf, hebt die konstitutionellen Garantien auf und will durch Hunger, indem sie die Lebensmittelzufuhr unterbindet, Finnland zur Nachgiebigkeit und zum

Behalten des staatlichen Zusammenhanges mit Rußland zwingen. Ähnlich feindlich tritt die revolutionäre Regierung gegenüber der Ukraina auf, die eine volle tatsächliche Autonomie verlangt; es besteht nur der Unterschied, daß die Regierung durch die größere Stärke der Ukraina gegenwärtig von der Anwendung zwingender Gewaltmittel abgehalten wird.

Den Fremdvölkern Rußlands kann eine Föderation mit dem großrussischen Stamme nichts anderes als frühere Bedrückung und frühere Demoralisation bieten. Ihre Lebensinteressen weisen ihnen nur den einen Weg — ein Wegtrennen von Rußland, um sich in der Zukunft ein nationales Dasein sichern zu können. „Los von Rußland", dies sollte ihre Parole sein.

Das polnische Volk befindet sich, dank den Siegen der Zentralmächte, bereits in dieser glücklichen Lage; das Joch der russischen Gefangenschaft ist gebrochen, die Aussicht auf ein selbständiges Staatsdasein liegt vor ihm. Doch wird die Freiheit der polnischen Nation in der Zukunft nur in diesem Falle gesichert, wenn auch andere durch Rußland besiegte Nationen der Westgrenzen des Kaiserreichs: Litauer, Weißrussen, Ukrainer, Finnländer, Esten und Letten ihre Freiheit wieder erlangen und die zur selbständigen nationalen Entwicklung notwendigen Bedingungen sich erobern werden. Alle diese Nationen haben jetzt ein gemeinsames Ziel — Befreiung und Sicherung vor Rußlands Annexionslust. Dieses Ziel liegt auch im Interesse der Zentralmächte, denn nur dann werden ihre Ostgrenzen erfolgreich gegen Rußland gesichert. Die Aufgabe der Fremdvölker Rußlands und der Regierungen der Zentralmächte muß das Zurückdrängen Rußlands in die ethnographischen und geschichtlichen Grenzen des großrussischen Stammes und des Moskowitischen Reiches werden; es ist dies die unbedingt notwendige Bedingung eines in der Zukunft dauernden Friedens im Osten Europas.

Ein derartiges Ergebnis des Weltkrieges kann im ersten Augenblick ein Schlag für den Ehrgeiz des großrussischen Stammes sein, mit der Zeit wird es aber eine Wohltat. Von der Krankheit der Annexionssucht geheilt, in seine natürlichen territorialen Grenzen reduziert, wird es den Weg normaler Entwicklung betreten und ein günstiger Faktor in der friedlichen Kulturarbeit der Menschheit werden. Wenn auch von dem Staat die, durch Kleinrussen (Ukrainer) bewohnten Gebiete Südrußlands und des Kaukasus, in dem das großrussische Element schwach und fremd ist, abfallen würden, so würde auch dann noch das moskowitische Reich ungeheure Flächen in Europa und Asien umfassen, die mit natürlichem Reichtum reich ausgestattet sind, und der sie bewohnenden Bevölkerung ökonomischen und kulturellen Wohlstand sichern können. Diese Bevölkerung gehört zwei Stämmen an: dem großrussischen und tatarischen; ihr Mitleben datiert seit Jahrhunderten; sie bekämpften sich und wirkten aufeinander auf friedlichem Weg ein; in den Adern des Großrussen fließt mehr tatarisches wie slawisches Blut; gegenwärtig sind sie geographisch miteinander derart vermischt, daß eine terri-

toriale Abgrenzung unmöglich wäre und ihre bürgerliche Gleichberechtigung für den moskowitischen Staat zur Notwendigkeit werden wird.

Was die Nationen der westlichen Teile des russischen Kaiserreichs anlangt, so vereinen sie viel gemeinsame Eigenschaften des Charakters, der westlichen Zivilisation und der historischen Überlieferungen, als sie noch ein Staatsdasein in dem Bestand einer polnisch-litauischen Republik miteinander lebten. Ohne voraussagen zu wollen, wie sich ihre Staatsorganisation in der Zukunft darstellen wird, darf man vermuten, daß eine Föderation dieser Nationen auf der Basis der Anerkennung der vollen nationalen Rechte einer jeden, die ihnen eine erfolgreiche Verteidigung gegen den östlichen Nachbarn sichern würden, in ihrem gemeinsamen Interesse liegt. Eine derartige, vorläufig die am nächsten verwandten Polen, Litauer und Weißrussen umfassende, mit den Zentralmächten Europas, die sie ins Leben gerufen haben, verbündete Föderation, ohne kriegerischen und annexionellen Ehrgeiz, würde ein politischer und Handelsvermittler zwischen Zentraleuropa und dem moskowitisch-tatarischen Osten werden. Dies Ziel sollte die Politik und die gemeinsamen Beziehungen der Regierungen der Zentralmächte und der Fremdvölker des russischen Kaiserreichs erstreben.

Nikolai Naumenko: Der ukrainische Staat.

I.

Die ukrainische Staatsidee, die noch vor kurzem ein Traum war und in der Welt politischer Tatsachen keine Existenzberechtigung zu haben schien, ist jetzt ein politischer Faktor von weittragendster Bedeutung geworden. Wie es schien, ganz plötzlich, ist eine Bewegung entstanden, die ein Volk von 30 Millionen umfaßt und eine Bedeutung gewonnen hat, die das ukrainische Problem an die Spitze aller Probleme der östlichen Politik stellt. Für die weitere Öffentlichkeit bedeutet dies eine Überraschung; sucht man nach einer Erklärung für die Plötzlichkeit der Erfolge der nationalen Bewegung im Süden Rußlands, so kann es nur die Antwort geben: man hat eben zu wenig von dem Volke der Ukraine gewußt und den russifikatorischen Zentralismus des russischen Reiches für eine Tatsache hingenommen, die ebenso eine unrüttbare Gegebenheit sei, wie z. B. die Einigkeit Deutschlands. Seit Katharina II. Europa die ungeheure Macht des russischen Reichs zu fühlen gab, wurde das große Ost-Reich als Einheitsstaat gefürchtet. Die staatliche Einheit Rußland wurde axiomatisch hingenommen, und da die Fremdstämmigen Rußlands, die heute 55 % der Bewohner des russischen Reiches ausmachen, politisch keine

Geltung erlangen konnten, so hatten die Politiker Europas Recht, wenn sie die ukrainische, baltische, litauische, georgische Fragen als nichtexistierend leugneten. Der Fehler lag nicht in der politischen Nichteinschätzung der nationalen Lebenskraft der nur vorübergehend unterdrückten fremdstämmigen Völker, sondern in der Auffassung, Rußland sei ein Einheitsstaat. Aus dieser Einstellung heraus wurde die Möglichkeit eines föderativen Zerfalls von Rußland politisch nie erwogen, und da Europa an der unbedingt überragenden Machtstellung des Großrussentums nicht zweifelte, lag für den Russen selbst noch weniger Ursache vor, diese Möglichkeit in Erwägung zu ziehen. Daher kommt es, daß das Nationalitätenproblem in Rußland tatsächlich nicht in Erscheinung getreten ist, obgleich die Klagen über die brutale Unterdrückung durch die russische Regierung nie verstummten. Es ist ungerecht, die Sache so darzustellen — wie es häufig geschieht — als ob der Zarismus allein die Schuld an der Unterdrückung und den Russifizierungsbestrebungen trage. Niemals wäre es der russischen Regierung allein gelungen, durch Jahrhunderte die unterdrückten Völker so erfolgreich niederzuhalten, wenn nicht der Geist der Orthodoxie und des Großrussentums die absolute Suprematie ihres Volkstums und ihrer nationalen Kirche über alle in die Gebiete des russischen Reiches zwangsweise eingefügten „Fremdstämmigen" verlangt hätte. Man würde die Bedeutung des Befreiungskampfes der kleinen Nationen im Osten Europas unterschätzen, wenn man einzig den Zarismus und sein Prinzip des Zentralismus verantwortlich machen würde für die Erscheinung, die eine Ausdrucksform des Russentums überhaupt ist: nationale Überhebung und Unduldsamkeit. Wäre der Zarismus allein der Schuldige, so würde wohl die Selbständigkeit aller zu einem Eigenstaat fähigen Fremdstämmigen jetzt gesichert erscheinen. Daß dem nicht so ist, bedarf jetzt nach 8monatlanger Existenz eines demokratischen Rußland keines Beweises. Sogar den Finnländern, die nie Verschmelzung mit dem russischen Reich haben erleben müssen und deren gesonderte Existenzberechtigung die Anerkennung der ganzen Welt gefunden hat, versagt das erneuerte Rußland, das sich selbst soeben erst von seinen Unterdrückern befreit hat, ihr Recht. Wenn die provisorische russische Regierung unter dem Druck der gewaltigen Separationsbewegung der Ukraine im Augenblick der schwersten inneren Not hat nachgeben müssen, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß dies nicht geschehen ist in Anerkennung der Berechtigung dieser Bewegung, sondern nur aus taktischen Gründen. Keine der russischen Parteien, selbst bis zu den radikalsten Elementen hinab, hat die maßlose Überheblichkeit des Panrussismus einer besseren Einsicht weichen lassen. Sucht man eine Erklärung hierfür, so findet man sie in der Idee des großrussischen Staates und seinen Grundelementen. Die Rolle der Orthodoxie als Russifizierungsfaktor ist bekannt. Es liegt im Wesen der griechisch-katholischen Kirche, sich als die einzig rechtgläubige zu betrachten und jede Form von Toleranz a priori nicht aufkommen zu lassen. Wo der russische Pope erscheint, ist einzig er Verkünder der wahren Religion und Ver-

treter jeder anderen Konfession sind Ketzer und Ungläubige. Von dieser Idee der Unduldsamkeit ist die griechisch-katholische Kirche bisher in keinem einzigen Punkte und mit keinem einzigen Beispiel abgewichen. Solange daher diese Orthodoxie einer der lebendigsten Faktoren des russischen Volkstums bleibt, — das Zurücktreten derselben vor der Wucht der politischen Ereignisse in der gegenwärtigen revolutionären Übergangszeit beweist keineswegs, daß sie an Lebensfähigkeit und Bedeutung dauernd abgenommen hat — bedeutet sie eine ungeheure Gefahr für die vom Russentum abhängigen Nationen.

Ein zweiter Vergewaltigungsfaktor des Russentums ist der Panslavismus in seiner jeweilig modernen politisch wirkenden Form. Panslavismus heißt nicht etwa nur Sammlung und Einigung der slavischen Völker auf Grund gleicher Rassengemeinschaft, sondern ist von allen seinen russischen Verkündern stets als selbstverständliche Suprematie des Russentums aufgefaßt worden. Das heilige Rußland sei das Meer, sagte schon Alexander Puschkin, in das alle slavischen Flüsse münden mögen. Das Beispiel ist treffend. Wie das Meer alle Wasser in sich so restlos aufnimmt, daß es ein Element bildet, so hofften die Panslavisten, daß alle anderen slavischen Völker auf ihre kulturelle Eigenart und ihre nationale Sonderheit verzichten würden, einzig, um Rußland anzugehören und in ihm aufzugehen. Der Panslavismus ist nicht überwunden, möge er auch politisch vorübergehend an Wirkungskraft verlieren und seine imperialistischen Ziele — die Aufrichtung des dreigeteilten Kreuzes auf der Hagia Sophia — aufgeben. Es wird in späteren Zeiten klarer zu Tage treten, was heute erst deutlich zu werden beginnt, daß die Ursachen dieses Krieges im Neoslavismus kadettischer Ausprägung lagen. Dieser Slavismus wurde nur möglich dank der Unterdrückung einer großen Anzahl slavischer Brüdervölker durch Rußland, und er sorgte sich nie so sehr um das Heil der allslavischen Sache wie um die Ziele des russischen Imperialismus.

Solange das russische Reich mit Gewalt seine zentralistische Einheit zu erhalten suchte, ist der Panslavismus eine lügnerische Vorspiegelung des Panrussismus. Dieser aber ist so eins mit den Grundelementen des russischen Wesens und Volkstums, daß er fast unausrottbar erscheint. Daher gibt es für die fremdstämmigen Völker — seien sie Slaven oder Nichtslaven — nur die eine Möglichkeit, alle verführerischen Ideologien des Russentums abzulehnen und den Staat zu bekämpfen, der aufgebaut ist auf historischem Unrecht und Mißbrauch seiner Gewalt.

Der Panrussismus ist nicht nur etwa Grundanschauung der russischen Nationalisten oder des kadettischen Bürgertums, das sich jetzt besonders feindselig den Bestrebungen der Ukrainer entgegenzustemmen versucht, sondern auch der sozialistischen russischen Parteien. Er ist also in jeder politischen Organisation des russischen Lebens vertreten. Eine Zeitlang konnte man sich hier-

über täuschen; noch 1904 auf dem Kongreß der oppositionellen russischen Parteien zu Paris legten die Kadetten, die sozialrevolutionäre und andere Parteien in einer Resolution das Recht auf nationale Selbstbestimmung und nationale Entwicklung für alle Nationalitäten Rußlands dar. Als aber jetzt diese Nationalitäten nach dem Selbstbestimmungsrecht der Völker auf die Erfüllung ihrer konkreten Wünsche drangen, fanden sie überall Ablehnung und es wurde offenbar, daß auch russische Sozialisten aus der Wesenheit des Russentums heraus nicht anders handeln konnten als das moskovitische Reich seit Jahrhunderten. Die Entstehungsgeschichte des moskovitischen Reiches hat zur Folge gehabt, daß die Eigenschaften der Großfürsten, Zaren und deren Schergen in den Charakter des russischen Volkes übergingen. Niemand vermag seine Vergangenheit zu leugnen. Was in Jahrhunderten Ausdrucksform der politischen Macht eines Volkes war, gräbt sich in sein Wesen hinein, und wenn die Leidensgeschichte des russischen Volkes in letzter Ausprägung seelische Tiefe der dostojewskischen Menschen und die Frömmigkeit der Tolstoi-Anhänger hervorgebracht hat, so haben die Jahrhunderte der Unterdrückung jeder selbständigen Bewegung kulturell hochstehender Gebilde in der Nachbarschaft Moskaus und die Rolle, die die Russen als Peiniger der Fremdstämmigen spielen mußten, sie schließlich zu dem gemacht, was sie heute sind: Vertreter einer nationalen Theorie der Überhebung und Verächter jeder ihnen fremdartigen Wesensform.

Diese Gründe sind es, die ein dauerndes und aufrichtiges Nachgeben der Großrussen, gesehen aus ihrem Charakter und ihrem Volkstum heraus, nicht denkbar erscheinen lassen. Dazu kommt noch die russische unbedingt imperialistische Staatsidee und die Auffassung von der Unteilbarkeit des russischen Riesenreiches. Einer russischen Politik, die auch weiterhin gegründet bleibt auf Imperialismus und Machtfaktoren, können die Ukrainer wie alle übrigen Fremdstämmigen Rußlands die Macht ihrer nationalen Bewegung entgegensetzen. Es ist ein Existenzkampf, den aufzunehmen wir heute entschlossen sind und in dem wir die höchsten Güter unseres Lebens und unseres Volkes uns erst erringen wollen, während die Russen in ihm das blutige Erbe zaristischer Vergewaltigungen verteidigen wollen. Den inneren Kampf aber, den die Russen in sich selber erst austragen müssen, um einzusehen, daß höhere Menschlichkeit und wahre Kultur sie in Unrecht setzt, müssen sie mit sich selbst ausfechten. Wir brauchen eine Organisation unserer Volkskräfte, eine tiefere Durchdringung unserer nationalen Eigenart, politische Tatkraft und Reife, um unseren Staat zu schaffen und ihn Rußland gegenüber durchzusetzen — die Russen brauchen tiefere Einsicht und Reinigung ihres Volkscharakters von ihren selbstschädlichen, aus ihrer inneren Kulturlosigkeit stammenden Eigenschaften. Der Kampf wird zu einem ganz besonders schweren, weil nicht nur Macht gegen Macht gestellt ist, sondern weil wir unsere nationale Existenz erst im Gegensatz zum russischen Volkscharakter sichern können.

II.

Die Ukrainer haben sich als Slaven reiner erhalten, als die Großrussen, die ein Gemisch von Slaven, Finnen und Tataren sind. Somit sind beide Völker auch ethnographisch verschieden, was besonders französische und englische Gelehrte anerkannt haben. Bérard faßte in seinem Werk „le grand Russien et le petit Russien" seine Auffassung dahin zusammen: „die Großrussen und die Kleinrussen sind physisch und intellektuell untereinander mehr verschieden, als ein Pikarde von einem Katalonier oder ein Bretone von einem Florentiner"; gleichermaßen urteilen L. Leger, E. Lavis und A. Rambaud. Kijew ist älter wie Moskau und ist die Wiege des slavischen Staates, der heute zu Rußland geworden ist; sich aber nicht etwa aus dem Kijewer Staate entwickelte, sondern ein Tochterstaat wurde, eine Kolonie auf finnischer Grundlage mit stark mongolischem Einschlag. Wenn Moskau später zum dominierenden Staat wurde und Kijew an Litauen und später an Polen fiel, so heißt dies noch nicht, wie die russische Geschichtsschreibung es darstellt, daß der alte Kijewer Staat ein Bestandteil des russischen gewesen sei. Das Fürstentum am Dnjepr war bereits eine Kulturstätte, als in den Ländern Moskowiens noch reine Barbarei und Heidentum herrschte. Die ukrainische Staatsidee, wie sie sich im Fürstentum Kijew, im Königreich Galizien und Lodomerien bis zur Hälfte des 14. Jahrhunderts und in der ukrainischen Republik, dem Hedmanat im 17. und 18. Jahrhundert verkörpert hat, erlosch nicht, als die Ukraine sich mit Rußland im Vertrage von Perejaslavl 1654 verband. — Dieser Vertrag ist als eine Personalunion beider Staaten zu betrachten und das ukrainische Volk hat somit, wie der russische Staatsrechtler Professor Nolde in seinem Grundriß des russischen Staates betont, ein Recht in dem Perejaslavler Vertrag ein Unabhängigkeitsdokument zu erblicken, das vom staatsrechtlichen Standpunkt nicht angefochten werden dürfe. Auch jetzt noch hat man kein Recht.

Diese Idee als untergegangen zu bezeichnen, weil die Ukraine nun über ein Jahrhundert lang in russische Provinzen als sogenanntes Kleinrußland aufgeteilt war, wäre falsch. Die Staatsidee hat vielmehr für die Ukrainer auch heute noch bildende und zeugende Kraft, sodaß die Zeit der großrussischen Unterdrückung und des Unterganges des selbständigen Staatswesens zu einer bloßen Episode geworden ist und die unbesiegbare Lebensfähigkeit dieser Staatsidee beweist. Wenn die Ukraine auch von der politischen Arena hat zurücktreten müssen, so ist der Gedanke einer selbständigen Ukraine nie ganz versunken. Auch Preußen ist im 18. und 19. Jahrhundert mehrfach in Berührung mit dem ukrainischen Problem gekommen. Ukrainische Irredentisten versuchten zu Ende des 18. Jahrhunderts in Preußen um Hilfe und Unterstützung gegen die Macht der Kaiserin Katerina zu werben. 1791 schickte der ukrainische Adel seinen Vertreter, den Adelsmarschall Grafen W. Kapnist nach Berlin, der vom Minister Friedrich Wilhelms II.,

Herzberg, empfangen wurde. Herzberg konnte den Ukrainern keine bindenden Versprechungen machen und vertröstete sie für die Zukunft, sie sollten das Notwendige tun, um die preußische Hilfe später zu erlangen. Da aber Rußland im ungleichen Kampfe Sieger blieb, so konnte Preußen nichts weiter für die Ukraine tun. Je mächtiger durch die Teilungen Polens das russische Reich wurde, um so mehr mußte die Idee der Wiederherstellung der Ukraine zurücktreten, obgleich damals die Möglichkeit einer Erneuerung des Dnjeprreiches sehr viel einleuchtender sein mußte, als im 19. Jahrhundert — da die buntbewegte Geschichte des ukrainischen Freiheitskampfes gegen Moskowiter, Polen und Türken noch in lebendiger Erinnerung war. Als selbständiger Staat, als Teil Polens, als Verbündeter Schwedens, hatte die Ukraine in die geschichtlichen Entscheidungen aller politischen Fragen des Ostens machtvoll eingegriffen und die Kunde von den Kämpfen und der Lebensart der Kosakenrepublik war in Europa weit verbreitet. Die Macht Rußlands ließ die Ukraine dann als politischen Faktor verschwinden; die Idee als solche aber blieb bestehen und wurde in manchen politischen Kombinationen, die eine Schwächung Rußlands betreffen sollten, stets von neuem hervorgeholt. Jene Kreise, die zurzeit des Krimkrieges die Berliner Regierung zu einem Kriege gegen Rußland an Seiten der Westmächte aufforderten, — die sogenannte Bethmann-Hollweg'sche Partei des preußischen Wochenblattes — machte die Idee einer Loslösung und Befreiung der Ukraine wieder populär. Preußen aber wollte seine alte Politik der Anlehnung an Rußland nicht aufgeben und die Bunsen'sche Denkschrift über „die gegenwärtige Lage und Zukunft der russischen Krise" wurde wieder vergessen. Bismarck erinnert in seinen „Gedanken und Erinnerungen" an die Denkschriften, in denen als Ziel aufgestellt war „die Zerstückelung Rußlands, der Verlust der Ostseeprovinzen, des Gesamtgebietes der Republik Polen . . . . und die Zersetzung des Überrestes durch Teilung zwischen Groß- und Kleinrussen". Westeuropa führte den Krieg, der Rußland so sehr geschwächt hatte, nicht bis zu seinem logischen Ende und deshalb hörte die Bedrohung Europas, vor allem Deutschlands durch den russischen Imperialismus bis in unsere Tage nicht auf. Im Jahre der bulgarischen Krise 1887 erschien in der „Gegenwart" ein von Bismarck inspirierter Artikel Hartmann's, der die Zerstückelung Rußlands und die Errichtung eines ukrainischen Staates empfahl, als eine Präventivmaßregel, die endlich Europa und Deutschland von dem schweren Drucke des Zarismus befreien sollte. (Vergl. „Gegenwart" XII. 1887 und I. 1888.) Hartmann's Aufsatz stand damals nicht allein da. Es gab eine Reihe von politischen Schriften und Broschüren, die sich in den 80er Jahren mit der Frage eines Krieges mit Rußland beschäftigten, und Bismarcks große Rede gegen Rußland zeigt, wie nahe die Gefahr gekommen war. Lag aber einmal die Möglichkeit eines deutsch-russischen Krieges vor, so mußte die ukrainische Frage naturnotwendig in den Vordergrund treten, und es erscheint keineswegs mehr so fantastisch, daß der geniale Kanzler in der

Presse den Versuchsballon der Hartmann'schen Forderung eines ukrainischen Staates steigen ließ. Seitdem trat die ukrainische Frage ganz besonders in den Vordergrund auf dem Weg über die kulturellen Bestrebungen der Ruthenen in Galizien, ihr Gegensatz gegen die Polen und die Nationalitätenprobleme in der österreichisch-ungarischen Monarchie. Während es in Rußland die Staatsgewalt war, die den Ukrainern das Recht auf ihre Sprache und ihre kulturelle Existenz versagte, waren es in Österreich die Polen, die selbst über die Vernichtung der polnischen Selbständigkeit klagend, sich in nationaler Unduldsamkeit gegen die Ruthenen vergingen. Die Polen erreichten aber das Gegenteil von dem, was sie bezweckten. Dank ihren Verfolgungen blieb das ruthenische Volkstum in Galizien kampfesfroh und stark und Lemberg wurde zum Ursprung der neueren nationalen Bewegung. Aus Lemberg stammen die geistigen Mittel zum Kampf gegen das Russentum und Lemberg war in den Zeiten schlimmster Verfolgung vor und nach der russischen Revolution der einzige Ort, wo ukrainisches Schrifttum und ukrainische Bildung blühen konnten. In Rußland selbst wurde jede, auch die geringste Äußerung ukrainischen Geistes eo ipso zum Hochverrat gestempelt und selbst die Revolution von 1905 brachte im Resultat keine nennenswerte Verbesserung. Immerhin war aber doch durch die revolutionäre Bewegung von 1905—06 ein gewaltiger Anstoß gegeben, und als der Krieg ausbrach, konnte im Geheimen das Feuer der Empörung geschürt werden und mit Hilfe der wirtschaftlichen Organisationen der Bildungsgemeinschaften der Proswita und des galizischen Schrifttums die große Volkserhebung von 1917 vorbereitet werden. Diese bedurfte der äußeren Förderung und des Anstoßes, den sie durch den Fall des Zarismus erhielt. Ursache aber war keineswegs der Umsturz in Petersburg, sondern diese liegt tiefer, und zwar in der nationalen, dem Großrussentum innerlich abgeneigten Eigenart des ukrainischen Volkes. Gleichzeitig mit der Aufhebung der juristischen Gouvernementsregierung in Kijew und den anderen Städten der Ukraine trat die große organisatorische Arbeit der Schaffung zielbewußter Selbständigkeitsbewegung in Aktion. Schon im April konnte der große allukrainische Kongreß in Kijew zusammentreten, der weitgehende Autonomie für die Ukraine verlangte und einen ukrainischen Volksrat, die Zentralrada schuf, zu deren Vorsitzenden der Lemberger Professor Hruschewski gewählt wurde. Die Zentralrada organisierte die nationale Bewegung im ganzen Lande und schuf einen gewaltigen Verwaltungsapparat, der die Ukraine erst tatsächlich von Petersburg unabhängig machen sollte. Als einige Wochen darauf die anderthalb Millionen ukrainischer Soldaten und Offiziere trotz des ausdrücklichen Verbotes des Kriegsministers Kerenski ihre Vertreter zu einer großen Tagung nach Kijew sandten und dieser Militärkongreß die Zentralrada und ihr Programm genehmigte, konnte die Rada sich zu einer provisorischen Regierung der Ukraine umbilden. Es wurde der sogenannte „Universal" erlassen, ein Manifest an die Ukrainer, indem die Forderung weitgehender Autonomie begründet, das fünfunddreißig Millionen große

Volk zur Unterstützung dieser Forderung aufgerufen und von Petersburg Anerkennung derselben verlangt wurde. Alle großrussischen Zeitungen lehnten das Universal entschieden ab. Sie sprachen von Übereiltheit und Leichtfertigkeit und verlangten von der russischen Regierung, daß sie sich zu energischen Maßregeln entschließen solle. Die provisorische Regierung arbeitete daraufhin einen Kompromiß mit der Rada aus, daß als höchstes Regierungsorgan für ukrainische Angelegenheiten ein Generalsekretariat errichtet werden sollte. Die Glieder dieser Körperschaft sollen von der russischen Regierung im Einverständnis mit der Rada gewählt werden. Die Entscheidung über die nationalpolitische Verfassung und über die Lösung der Agrarfrage soll der konstituierenden Versammlung vorbehalten bleiben. Die Rada verkündete in einem zweiten Universal, daß der oberste Grundsatz die Zusammengehörigkeit mit Rußland bleiben solle. Seitdem arbeitet das Generalsekretariat als wahre Regierung der Ukraine an der Organisation der nationalen Bewegung, und während in Rußland der Hader der Parteien die Lage von Tag zu Tag kritischer gestaltet, arbeiten die Ukrainer an dem inneren Ausbau ihres Staates. Die Frage der Beziehung zu der provisorischen Regierung muß in den Hintergrund treten gegenüber dem großen Werk dieser Staatsbildung und der Realisierung der Jahrhundert alten ukrainischen Staatsidee. Welche Wandlungen das Verhältnis in Rußland noch erfahren dürfte, ist nicht so wesentlich, wie jeder Markstein der nationalen Fundamentlegung; denn mit dieser Arbeit schaffen wir die realen Grundlagen zu der Auseinandersetzung in der Machtfrage, ob die Ukraine je von Rußland unabhängig wird oder nicht. Nicht Verhandlungen und Parlamentsbeschlüsse, selbst nicht das Votum der konstituierenden russischen Versammlung werden den ukrainischen Staat schaffen oder sein Entstehen verhindern, sondern einzig die Faktoren realer nationaler Volksmacht: ein nationales Heer und eine straff organisierte staatsbildende Willensrichtung des gesamten Volks der Ukrainer. Was die Ukraine aber nicht aus sich heraus schaffen kann, das sind die allgemeinen politischen Vorbedingungen, das ist der Ausgang des großen Völkerringens und die Beziehungen der ausschlaggebenden Weltmächte zum ukrainischen Staate. Vor allem die Zentralmächte werden das Schicksal der Ukraine weitgehend mitbestimmen können und von ihnen hofft das ukrainische Volk Anerkennung und Garantie seiner Staatlichkeit.

H. v. Revelstein: Die Balten und die Fremdvölkerfrage.

In Deutschland haben Pazifisten und andere unheilbare Ideologen, die dem ungeheueren Weltgeschehen der Gegenwart in völliger Verständnislosigkeit gegenüberstehen, es noch in letzter Zeit fertiggebracht, von einer wünschenswerten Aufrechterhaltung des Status quo zu phantasieren. Sie vergessen, daß es im Menschenleben, wie in der Natur, einen Status quo überhaupt nicht gibt, daß alle Dinge in ständiger Fortentwickelung begriffen sind. So kann das gigantische Ringen dieses Weltkrieges in allen Ländern Europas natürlich nicht ohne mehr oder weniger schwere Erschütterungen von dauernder Wirkung vorübergehen. Das zuerst von der Zimmerwalder Konferenz „beschlossene", dann von der Entente und zuletzt noch in der päpstlichen Friedenskundgebung befürwortete „Selbstbestimmungsrecht der kleinen Nationen" ist als ganz allgemein hingestellte Doktrin natürlich ganz unhaltbar, denn es müßte in seinen letzten Konsequenzen in allen großen Kulturstaaten eine heillose Verwirrung hervorrufen. Die Frage muß vielmehr von Fall zu Fall entschieden werden. Als allgemeine Richtlinie aber wird man gelten lassen können, daß den kleinen Nationen ein solches moralisches Recht da zuzugestehen ist, wo die nötigen kulturellen und wirtschaftlichen Vorbedingungen geboten sind, vor allem aber da, wo das unterdrückte Volk kulturell und wirtschaftlich höher steht als der Unterdrücker und durch ihn deshalb nur geschädigt werden kann.

Da diese Bedingungen bei allen westlichen Fremdvölkern Rußlands im weitesten Umfange zutreffen, so ist es verständlich, daß alle diese Völker jetzt um ihr Selbstbehauptungsrecht ringen und sich bei Zeiten darauf vorbereiten, nicht von einer vielleicht überstürzten Neuordnung der Dinge überrascht zu werden. Dem gegenüber hat das Ziel der deutschen Politik unter allen Umständen in der praktisch-politischen Anerkennung dieser Nationen zu bestehen, was natürlich die Nichtanerkennung des imperialistischen Großrussentums als des Herrn über diese Fremdvölker zur Voraussetzung hat. Die polnische Frage ist wenigstens für Rußland — längst erledigt, die Ukraine und Finnland haben in diesem Sommer ihre Autonomie erklärt und zum Teil schon durchgeführt. Wir brauchen hier nicht darauf einzugehen, da diese Gebiete in diesem Heft an anderer Stelle näher besprochen werden. Viel verwickelter und in völliger Ungewißheit noch der Entscheidung harrend liegen die Verhältnisse in den baltischen Provinzen. Hier müssen wir auf die lettische und estnische Frage, mit denen die deutschbaltische im engsten Zusammenhang steht, etwas näher eingehen.

Was zunächst die Letten betrifft, so befindet sich dieses Volk zurzeit in einer ganz besonders ungewissen und zwiespältigen politischen Lage, da es bekanntlich

durch die Frontlinie in zwei fast genau gleich große Hälften getrennt wird. Von deutschen Beamten und Offizieren aus Kurland hört man nicht selten den Ausspruch, eine lettische Frage gäbe es dort überhaupt nicht, denn die Handvoll Letten — etwa der dritte Teil soll nur im Lande zurückgeblieben sein — können überhaupt nicht in Betracht kommen. Diese Anschauung, die auf einer völligen Unterschätzung der lettisch-nationalen Bewegung der letzten Jahrzehnte beruht, muß als durchaus irreführend zurückgewiesen werden. Denn wenn durch die Ungunst der Verhältnisse die Düna die dauernde deutsch-russische Grenze bleiben sollte, dann würde eine für Deutschland recht empfindliche lettische Frage erst recht entstehen, eine lettische Irredenta, die einen dauernden Krebsschaden am deutschen Staatskörper zur Folge hätte. — Im allgemeinen gelten alle Letten — sowohl die Sozialdemokraten und Sozialrevolutionäre, als auch die bürgerlich-konservativen Nationalisten, als ausgesprochene Feinde des Baltentums, wie des Deutschtums überhaupt. Allerdings wird von vielen Seiten versichert, daß der besitzliche lettische Bauer in Kurland, der jetzt im Gelde schwimmt, mit der deutschen Herrschaft zufrieden ist. Dazu kommt noch, daß die lettischen Großbauern in Kurland und namentlich in Livland allen Grund haben, sich vor der russischen Anarchie zu fürchten, wobei namentlich die Deklaration der provisorischen Regierung vom 21. Juli d. J. über die sofortige Regelung der Agrarfrage sie wegen ihres Besitzes mit banger Sorge erfüllen mußte. Das bald nach der Revolution zutage tretende Streben aller lettischen Parteien nach einer „Latwija", einem freien, von Rußland möglichst unabhängigen Lettland, das Kurland, Südlivland und das sogenannte Polnische Livland umfassen soll, findet deshalb außer in der lettischen Intelligenz auch in den Bauern seine stärkste Stütze. Schon im April, als die Russophilie unter den Letten noch stärker verbreitet war, kam es auf einem Kongreß der kurischen Letten in Dorpat zu einem Zusammenstoß zwischen den besitzlichen Bauern und den russenfreundlichen Vertretern der Moskauer Letten. Im Mai war die Neuorientierung der Letten jedenfalls schon so weit gediehen, daß Kerenski bei seinem Besuch in Riga auf einem dort stattfindenden Kongreß die lettische Demokratie beschwören mußte, „nicht von dem gemeinsamen Wege abzuschwenken". Trotzdem spitzte sich das gespannte Verhältnis immer mehr zu, sodaß im Juli sogar scharfe Gefechte zwischen den lettischen Legionären und russischen Truppen stattgefunden haben. In dem Streben nach einer möglichst weitgehenden lettischen Autonomie dürften heute wohl alle Letten einig sein, auch der russifizierte Demagoge Tschakste, ein eifriger Anhänger Miljukows, macht da keine Ausnahme, wie seine in Stockholm kürzlich in deutscher Sprache erschienene Flugschrift „Die Letten und ihre Latwija" beweist. Viele maßgebende lettische Politiker machen dabei Propaganda für einen engen föderativen Anschluß an ein autonomes Litauen, wie er auch von dem bekannten Königsberger Gelehrten Prof. Bezzenberger schon 1915 befürwortet wurde. Wenn auch der kurländische Vertreter in Berlin, Silvio Broedrich, mit seiner Bemerkung Recht hat, daß zwischen

den stammverwandten Letten und Litauern eine Feindschaft herrscht, wie zwischen Wolf und Hund, so dürften bei den scharfen, ethnographischen Grenzen zwischen beiden Volksstämmen sich ernste Reibungen unter völlig veränderten politischen Verhältnissen doch leicht vermeiden lassen.

Weit einfacher und klarer liegen die Dinge bei den Esten, die kürzlich die bisherige Provinz Estland mit Nordlivland und der Insel Oesel als autonome estnische Republik erklärt haben. Unter den Esten, die sich durch einen maßvollen, kaltblütig besonnenen und nüchternen — skeptischen Charakter von den Letten sehr scharf unterscheiden, als germanisch-finnisches Mischvolk überhaupt den Germanen in ihrer ausgesprochen männlichen Eigenart sehr nahestehen, hat es eine russenfreundliche Partei vom Beginn des Krieges an überhaupt nicht gegeben. Bis zum März 1917 beobachteten sie eine vorsichtige und abwartend neutrale Haltung, nach der Revolution aber kam die Losung „Los von Rußland!" in den verschiedenen Kreisen der Bevölkerung mehr oder weniger unverhüllt zum Durchbruch. Selbst die estnischen Soldaten — zurzeit etwa 90 000 — erklärten bald, nicht mehr für Rußland, sondern nur noch zur Verteidigung ihrer engeren Heimat kämpfen zu wollen. Während des ganzen Krieges bildete die feste Richtlinie für die Politik der Esten die engste Fühlungnahme mit F i n n l a n d, während gleichgleichzeitig auch mit den Vertretern des estländischen Adels eine vollkommene Verständigung über die wichtigsten Fragen erreicht wurde. Bezeichnend für die politische Reife des estnischen Volkes ist der Umstand, daß noch kürzlich selbst das einzige radikaldemokratische estnische Blatt, der „Kiir" in Reval, den Grundsatz des „quieta non movere" verfocht und sich g e g e n eine Aufteilung des Großgrundbesitzes aussprach. Die Furcht vor der kommunistischen Zerstörungswut der russischen Anarchie ist eben bei den Esten noch weit schärfer ausgeprägt, als bei den Letten, bei denen der Sozialismus sehr viel mehr Boden gefunden hat. Es ist hierbei zu beachten, daß in allen drei Provinzen von dem landwirtschaftlich genutzten Boden sich weit über die Hälfte in bäuerlichem Besitz befindet, der sich auf 62 771 Bauernhöfe von 45 Hektar im Durchschnitt verteilt. — Die politische Verständigung der Esten mit den Deutschbalten wurde wesentlich durch den Umstand erleichtert, daß die Esten von jeher die Russen verachten, auf die Letten mit einer gewissen Geringschätzung herabsehen, die Balten aber hochachten und wertvolle Heimatgenossen in ihnen erblicken. Nach den letzten Nachrichten machen sich unter den Esten gegenwärtig drei politische Strömungen bemerkbar, die alle in dem Wunsche nach einer möglichst weitgehenden estnischen Autonomie einig sind. Nur die radikal-demokratischen Kreise erstreben eine solche Autonomie im Anschluß an die große russische Bundesrepublik, von den bürgerlichen Elementen dagegen wünscht ein großer Teil, unter völliger Lostrennung von Rußland, ein enges föderatives Verhältnis zu einem völlig unabhängigen F i n n l a n d, eventuell im Anschluß an einen allgemeinen skandinavischen Ostseebund. Eine dritte Gruppe, die intelligenteste und am meisten realpolitisch denkende, wünscht ihr autonomes

Land unter deutsches Protektorat zu stellen, weil sie die ungestörte Entwickelung ihrer Heimat nur so für gesichert hält. Für eine lettische Republik bekunden die Esten zurzeit noch wenig Interesse, doch erscheint ihnen der föderative Anschluß an eine solche natürlich als selbstverständlich.

Die Probleme, die hier nur kurz gestreift werden konnten, haben eine weit über ihre geographischen Grenzen hinausgehende Bedeutung — sie werden jetzt, wo wir vor einem neuen Abschnitt der Weltgeschichte stehen, zu Fragen der großen Politik. Da muß man sich unwillkürlich die Frage aufdrängen: Was soll unter diesen Umständen aus der baltischen Minderheit werden, die in jahrhundertelanger Arbeit dem Lande für immer den deutschen Stempel aufgedrückt hat, jener Minderheit, die nur der Zahl nach nicht die erste Stelle einnimmt, in politischer, sozialer und kultureller Beziehung aber bis heute ausschlaggebend war. Auch diese Frage hat eine Bedeutung, deren realpolitische Tragweite für das Deutsche Reich nicht unterschätzt werden darf, umso weniger, als in Estland bereits jetzt ein neues und sehr gefährliches Kulturelement, das englische, sich festzusetzen beginnt.

Das Schicksal der deutschen Kurländer ist in politischer und nationaler Beziehung heute ohne Zweifel bereits als gesichert anzusehen, die Liv- und Estländer aber, die durch den Krieg in die schwersten Konflikte gerieten, befinden sich mit der Revolution in einer besonders ungewissen und gefährdeten Lage. Es muß hier übrigens bemerkt werden, daß alle Verbrechen gegen Leben und Eigentum der Balten seit dem März des Jahres, soweit genauere Nachrichten vorliegen, von russischen Soldaten verübt worden sind. Einzelne Verhaftungen von baltischen Kriminalbeamten und Edelleuten durch die revolutionären Komitees in Reval und Dorpat wurden sehr bald wieder aufgehoben. Ein feindseliges Verhalten der Esten gegen die Balten beruht da, wo es überhaupt vorhanden ist, weniger auf nationalen, als auf sozialen Gegensätzen; trotzdem kann bis heute von sozialer Revolution in Estland und Livland keine Rede sein. Die baltische Landesvertretung in Estland, die sich in außerordentlich geschickten Händen befindet, hat schon frühzeitig alle Möglichkeiten und Gefahren in Erwägung gezogen und bereits 1914 mit den führenden estnischen Politikern Fühlung gesucht und gefunden. Diese schon oben erwähnten Kompromisse haben zu einer so vollständigen Einigung geführt, daß es zu irgendwelchen Reibungen zwischen Esten und Deutschen überhaupt nicht gekommen ist, während der estnisch-russische Gegensatz sich in immer schärferen Zusammenstößen geltend macht. Das gute baltisch-estnische Einvernehmen zeigt sich u. a. auch darin, daß von den estnischen Kirchenvorstehern, die durchweg dem grundbesitzenden Adel angehören und zum Teil schon in jahrzehntelanger ehrenamtlicher Tätigkeit sich bewährt haben, bisher kein einziger von den Esten abgewählt worden ist.

Es fragt sich nun, wie sich die Deutschbalten zu der Frage einer estnischen und lettischen Autonomie zu stellen haben. Zweimal, an besonders bedeutungs-

vollen Wendepunkten ihrer Geschichte, ist den Liv- und Estländern eine nationale Autonomie zugesichert worden, 1561 von den Königen Sigismund II. und Erich XIV. von Schweden, und 1710 von Peter dem Großen. Als der letztere Livland und Estland durch Sonderverträge erworben hatte, bemühte er sich, als Herzog der „deutschen Herzogtümer", wie er die ehemals schwedischen Provinzen jetzt nannte, um seine Aufnahme in den deutschen Reichsfürstenstand. So selbstverständlich erschien es ihm, daß diese Provinzen ihrem Wesen nach deutsch waren und deutsch bleiben sollten. — Heute, wo die Balten zum drittenmal vor einer Umwälzung der osteuropäischen Verhältnisse stehen, liegt es auf der Hand, daß sie — ganz besonders, angesichts der immer deutlicher hervortretenden mitteleuropäischen Neuorientierung der Esten und Letten — an der Verwirklichung einer Autonomie ihrer Heimat mitarbeiten müssen. Sie dürfen jetzt nicht eine nur passive Rolle spielen, sondern müssen nach einer politischen Stellung streben, die ihrer sozialen, kulturellen und vor allem ihrer wirtschaftlichen Bedeutung entspricht. Das sind sie nicht allein sich selbst schuldig, sondern dem deutschen Volksstamm überhaupt, dem deutschen Gedanken in der Welt, den sie stets hochgehalten haben. Als ihr politisches Endziel können sie nur einen autonomen, unter deutscher Herrschaft stehenden Bundesstaat erstreben, der Kurland, Livland, Estland und Litauen umfassen würde. Ein solcher Bundesstaat müßte als Bollwerk gegen alle russischen und polnischen Expansionsbestrebungen zur Ostsee für Deutschland von größtem Werte sein, unter gleichzeitiger Vermeidung aller bei einer wirklichen Annexion entstehenden Reibungsflächen. Von allen militärischen Entscheidungen ganz abgesehen, erscheint die Verwirklichung eines solchen Planes dadurch näher gerückt, daß sich Vertreter Finnlands, der Ostseeprovinzen und der Ukraine kürzlich in Stockholm über gemeinsame Richtlinien ihrer Politik geeinigt haben. Die Befürchtungen ängstlicher deutscher Philister, daß so „ein neuer Balkan im Nordosten" entstehen könnte, sind ganz unbegründet, denn die unerquicklichen Zustände auf der Balkanhalbinsel waren bisher ja darauf zurückzuführen, daß sich eine solche bundesstaatliche Vereinigung dort bis jetzt hat nicht bilden können.

Eine endgültige Trennung Livlands von Kurland durch die neue Grenze müßte die Balten ebenso empfindlich berühren, wie die Letten, denn die Balten bildeten seit 1795 in allen drei Provinzen eine geschlossene Einheit, eine große deutsche Familie, die stets Freud und Leid geteilt und gemeinsame Ziele verfolgt hat. Besonders verhängnisvoll für die Balten und mittelbar wohl auch für Deutschland würde eine solche Trennung werden, wenn das neugeschaffene autonome Gebiet nicht unter deutsche Oberherrschaft käme. Aber wie die Würfel des Krieges auch fallen mögen, — in jedem Falle werden die Liv- und Estländer in dem oben angedeuteten Sinne weiter arbeiten und nach wie vor die Fahne des Deutschtums hoch zu halten suchen. Eine nicht nur moralische, sondern auch praktisch-politische Unterstützung der Balten und des deutsch-baltischen Einflusses

würde in diesem Falle nicht allein im allgemeinen deutschvölkischen Interesse liegen, sondern eine realpolitische Notwendigkeit für das deutsche Reich darstellen. Den umständlichen Nachweis, daß ganz im allgemeinen die nationalen Ideale der Balten und das reale Staatsinteresse Deutschlands sich vollkommen decken, können wir uns hier wohl ersparen, denn diese Übereinstimmung dürfte wohl jedem klar sein, dessen politischer Horizont nicht durch Partei-Scheuklappen eingeengt wird.

Ich erinnere deshalb zum Schlusse nur an das bekannte Wort Treitschkes, daß „die Zukunft Deutschlands davon abhängt, wie weit die deutsche Sprache verbreitet sein wird".

Professor Dr. C. Ballod, Berlin: Die Letten.

Die Letten bilden mit den Litauern einen besonderen Zweig der arischen Völker, sie stehen etwa in der Mitte zwischen Slaven und Germanen, jedoch näher den Slaven. Sie bewohnen fast ganz Kurland, Südlivland und 3 Kreise des russischen Gouvernements Witebsk, sie bilden auf etwa 59000 qkm die Landbevölkerung und dürften vor Beginn des Weltkrieges etwa 1,6—1,7 Millionen Seelen gezählt haben (1897 gab es annähernd 1,4 Mill. Letten).

Die ältere Geschichte der Letten ist wenig bekannt, im 12. und 13. Jahrhundert zerfielen sie in eine Anzahl von einander unabhängiger Stämme, die mit den Nachbarn, den Liven, Esten, Litauern in ständiger Fehde lagen. Im Laufe des 13. Jahrhunderts wurden sie von dem deutschen Ritterorden in harten Kämpfen unterworfen und christianisiert und teilten beim Zerfall des Ordensstaates dessen Schicksal: in Kurland gehorchten sie dem Adel und dem Herzog, den sie „leelskungs", den „Großherrn" nannten, in Livland kamen sie unter die Krone Schwedens, jedoch wurden von Livland etwa 12000 qkm, die jetzigen lettischen Teile des Gouv. Witebsk als „Polnisch-Livland" abgetrennt, die das Schicksal Polens bis zu dessen Zusammenbruch teilten. Die Bevölkerung war in Livland und Kurland protestantisch geworden, in „Polnisch-Livland" wurde sie rekatholisiert. Bis zum 19. Jahrhundert gab es unter den Letten nur einen Stand: den leibeigener Bauern. Adel und Bürgertum im Baltenlande stellten eine deutsche Herrenschicht vor, es war für einen Bauernsohn fast unmöglich, in eine (deutsche) Handwerkszunft einzudringen. Die Aufhebung der Leibeigenschaft 1818 und 1819 brachte den Letten zunächst nur eine recht beschränkte Freizügigkeit und war

in Livland mit dem Verlust des durch die Bauernverordnung vom Jahre 1804 gewährleisteten Nutzungsrechtes des Grunds und Bodens gegen gemessene Leistungen verbunden. Das Recht auf Grundbesitz erlangten die lettischen Bauern in Livland im Jahre 1848 durch die Bemühungen eines vornehm gesinnten Adligen, des Hanidkar v. Fölkersahm, in Kurland erst um 1863 nach der Aufhebung der russischen Leibeigenschaft. Dieses Recht war aber bloß fakultativ: der Gutsbesitzer durfte Land an Bauern verkaufen, mußte es aber nicht. In Bezug auf den Landpreis sollte die „freie Vereinbarung" herrschen. Die Folge war, daß in Bezug auf den Landpreis das größere oder mindere Wohlwollen des Gutsherrn maßgebend war, daß in einzelnen Teilen des Baltikums, da, wo Land billig verkauft wurde, sich rasch eine wohlhabende Schicht von Großbauern bildete, in anderen Teilen, wo Land teuer verkauft wurde, hatten die Bauern schwer zu kämpfen, die meisten Inhaber der Bauernhöfe blieben lange Zeit Pächter, die gegen Pachtsteigerungen nicht geschützt waren. Allmählich ist allerdings fast das ganze sog. „Bauernland" von den Gutsherrn abverkauft worden, begreiflicherweise zu steigenden Preisen, was insbesondere in den 80er und 90er Jahren, zur Zeit des großen Preissturzes für agrarische Produkte, eine große Unzufriedenheit hervorrief und den nationalen Gegensatz gegen das Deutschtum verschärfte. Dabei konnte nicht die gesamte lettische Landbevölkerung Land erlangen, sondern nur die Hofinhaber; nur $^1/_3$—$^1/_4$ waren Hofinhaber, „Bauernwirte", die Höfe in der Durchschnittsgröße von 45—50 ha inne hatten, den Rest bildeten landlose Knechte und „Lostreiber". Dieser Umstand erklärt in der Hauptsache die Zerstörung von etwa 200 Gutshöfen in der Revolution von 1905. Das Niederwerfen der Revolution, die sich s. Zt. auch gegen die Bauernwirte gewandt hatte, bewirkte eine starke Abwanderung der „Knechte" vom Lande in die Stadt, insbesondere nach Riga, wo die seit 1895 gewaltig aufblühende Industrie große Arbeiterscharen brauchte. Die Abwanderung der Knechte und deren Ersatz durch litauische und z. T. russische Landarbeiter erklärt es, daß das Organ des konservativ gerichteten Teils der Bauernwirte es begrüßte, als einige kurische Großgrundbesitzer deutsche Kolonisten aus Wolhynien ins Land zogen: man hoffte in deren Söhnen brauchbare und billige Landarbeiter zu gewinnen. Der Wohlstand der lettischen Bauernwirte hat in der Zeit seit der Revolution bis zum Weltkriege ungemein zugenommen. Bedingt war dies durch die seit 1900 immer stärker einsetzende Genossenschaftsbildung und die Ausbreitung des Molkereiwesens nach dänischem Muster, das viele Bauernsöhne, die in der Revolution von 1905 flüchten mußten, persönlich kennen gelernt hatten; die erhöhten Weltmarktpreise kamen auch den Bauern, die ihr Land teuer gekauft hatten, sehr zu nutze. Der steigende Wohlstand der Großbauernschicht hat zu einer Abschwächung des Gegensatzes gegen die deutsche Gutsherrnschicht geführt, denn nun hatten auch die Bauern, die teuer gekauft hatten, genügend zu leben. In den Städten, insbesondere in Riga ist das städtische Patriziat, die Schicht der Großkaufleute und Fabrikanten, deutsch ge-

blieben, die Letten besetzten aber immer breitere Teile des Handwerks, bildeten den Hauptteil der industriellen Arbeiterschaft, drangen immer mehr vor als Detaillisten und Hausbesitzer. Die letzteren Schichten betonten den nationalen, die Arbeiterschaft den sozialen Gegensatz gegen das Deutschtum. Mit dem Anwachsen des bäuerlichen Wohlstandes hatte eine steigende Zahl von Bauernsöhnen es zum Hochschulstudium gebracht; die lettischen Akademiker haben sich zunächst in den 70er und 80er Jahren des 19. Jahrhunderts leicht germanisieren lassen. Die ersten lettischen Akademiker, wie z. B. Georg Neiken, vertraten energisch den Standpunkt, daß die Letten sich im kulturellen Interesse germanisieren lassen müßten. Allmählich aber entstand z. T. mit durch eine gewisse Exklusivität der alten baltischen „Literatenkreise" ein steigender nationaler Gegensatz. Die lettischen Akademiker suchten Anschluß an das Russentum, erhofften von den Russen eine günstige Lösung der Agrarfrage. Die Gegensätze wurden insbesondere durch die Hinweise auf die Zeiten der Leibeigenschaft rege gehalten: man warf den Gutsherren vor, sie wären harte Herren gewesen. Unbestritten auch in lettischen Kreisen ist, daß der deutsche Adel den lettischen Bauern zur Arbeit erzogen und dadurch ihn befähigt hat, im Konkurrenzkampfe besser zu bestehen. Der Gegensatz in Kultur, Volksbildung und Wohlstand zwischen den lettischen Teilen, die unter deutscher Herrschaft gestanden haben, und zwischen Polnisch-Livland ist sehr in die Augen springend. Unbestritten sind vor allem die Verdienste des Protestantismus, der evangelischen Geistlichkeit um die Hebung der Volksbildung und Sittlichkeit, die Kenntnis der Lesekunst ist durch sie unter den lettischen Bauern bereits im 18. Jahrhundert verbreitet worden. Deutsche Geistliche haben die ersten lettischen Bücher geschrieben und die ersten Zeitungen seit 1819 herausgegeben. Die Hoffnungen der lettischen Intellektuellen in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts auf russische Hilfe wurden freilich bitter getäuscht: es kam dem russischen Regiment nur darauf an, Zwietracht unter die Fremdstämmigen zu säen: Schule, Verwaltung, Gericht wurden gründlich russifiziert, das Russische wurde Unterrichtssprache in den früher lettischen Volksschulen, vor Gericht mußten die des Russischen unkundigen Letten durch Dolmetscher, die schlecht übersetzten, ihr Zeugnis ablegen.

Die Revolution von 1905 hatte daher in den Städten die bewußte Spitze gegen die russische Herrschaft. Die schrankenlose Herrschaft der Reaktion nach 1906 hat die russischen Sympathieen bei der lettischen Landbevölkerung sehr zurückgedrängt, die städtischen Arbeiterführer hofften nach wie vor durch Anschluß an die russische Sozialdemokratie auch nationale Ziele zu fördern. Der Weltkrieg scheint mehrfachen Stimmungswechsel hervorgebracht zu haben: zunächst waren die Sympathieen zweifellos auf russischer Seite; die rücksichtslosen Requisitionen auf dem Lande gegen Requisitionszettel, zahlbar nach dem Kriege, und die Aussicht auf Ansiedelung einiger Hunderttausend russischer Bauern bewirkten eine starke Abkühlung. Zur Zeit der Besetzung Kurlands durch deutsche Truppen

dürfte die Stimmung eine recht laue gewesen sein. Wäre damals, August 1915, eine Erklärung vom deutschen Gouvernement erfolgt, die den lettischen Bauern ihr Land, eine gewisse Selbstverwaltung und Volksschule mit lettischer Unterrichtssprache garantierte, so wären die Sympathieen ganz überwiegend auf deutscher Seite gewesen. Das erlösende Wort wurde aber nicht gesprochen, und das gab den Russophilen im lettischen Teil Livlands das Oberwasser: es erfolgte mit Genehmigung der russischen Regierung, die diesmal recht gut begriff, um was es sich handelte, die Bildung lettischer Freiwilligenbataillone, die man „zur Befreiung" ihrer Heimat rücksichtslos verbluten ließ. Die Revolution weckte die Hoffnung auf volle Autonomie Lettlands als Glied des russischen Gesamtkörpers — auf lettischer Seite. Die russische provisorische Regierung beeilte sich aber durchaus nicht, in dieser Beziehung irgendwelche bindenden Erklärungen abzugeben. Dem Wunsche der Letten und Esten nach Bildung einer nationalen Armee durch Herausziehen der lettischen und estnischen Soldaten aus den russischen Armeeformationen wurde nicht nur nicht stattgegeben, sondern, wie es scheint, die lettischen Freiwilligenbataillone zur Auflösung veranlaßt. Kein Wunder daher, daß Kerenski von lettischer Seite in Riga kühl empfangen worden ist. In der Folge haben russische Deserteure deutsche Gutshöfe und lettische Bauernhöfe ohne Unterschied geplündert und mehrfach niedergebrannt. Diese Ereignisse scheinen eine Wiederannäherung zwischen Letten und Deutschen in Livland zu Wege gebracht zu haben: es scheinen sich Verhältnisse anzubahnen, wie in Finnland, wo zwischen Schweden und Finnen zwar Gegensätze bestehen, man aber nach außen, auch Rußland gegenüber, zusammenhält eingedenk der kulturellen und konfessionellen Gemeinschaft.

Wie werden sich die Dinge in der Zukunft entwickeln? Es ist sehr möglich, daß das, was die livländischen Letten in der ersten Zeit der Revolution als höchstes Ziel erstrebten, eine Föderativverfassung in Rußland nach der Art der Vereinigten Staaten, es heute nicht mehr ist: daß sie befürchten, die künftige russische konstituierende Versammlung würde zwar den Ukrainern Autonomie zugestehen, jedoch nicht den anderen „Fremdvölkern", sondern sie unter den vollen Zentralismus zurückzwingen, womöglich den alten zaristischen Plan aufnehmen, eine starke Ansetzung russischer Bauern im Baltikum in die Wege leiten mit der Entschuldigung, daß die Letten zu viel, die Russen zu wenig Land hätten. Darauf haben sich bereits Russen unter Hinweis auf die dünne Besiedelung des Baltikums im Verhältnis zu Kleinrußland berufen. Daß im Baltikum sich weite Sümpfe, Heide- und Sandstrecken befinden, der baltische Durchschnittsboden relativ genommen höchstens $^1/_3$—$^1/_4$ so viel wert ist wie die wunderbar fruchtbaren herrlichen Gebiete der russischen Schwarzerde, braucht die russischen Nationalisten nicht zu genieren. Kein Wunder daher, wenn unter den Letten Strömungen im Entstehen wären, die auf eine volle Selbständigkeit abzielen, in Übereinstimmung mit den dahin gehenden Wünschen der Finnländer. Die Voraussetzung dazu wäre natür-

lich ein gesicherter Ausgleich mit der deutschen Bevölkerung, welcher Ausgleich ja erst den bei Rußland verbliebenen Letten die Wiedervereinigung mit Kurland bringen könnte. Der Ausgleich könnte sich auf eine gegenseitige Garantie des privaten Grundbesitzes, freier Schulen, einer bestimmten prozentualen Teilnahme an der Verwaltung erstrecken. Es sollen bereits in Livland Verhandlungen stattgefunden haben, bei denen die Letten den Deutschen eine 20 %ige Vertretung bei den Abgeordnetenstellen zugestanden haben. Eine volle Selbständigkeit des Baltikums würde ein gewaltiges Aufblühen der Landwirtschaft daselbst zur Folge haben, wegen der günstigen Lage zum Westen, insbesondere zu Deutschand, und der Möglichkeit der Einfuhr billiger Industriewaren. Die Kenntnis der deutschen Sprache bei den Letten, die seit der Russifizierungsära, seit 1888 etwa, stark abgenommen hatte, würde bei voller Selbständigkeit wieder ungemein zunehmen. Man könnte meinen, daß die Russen Livland nicht gern fahren lassen würden, insbesondere weil Riga nach und nach der Hauptausfuhrhafen Sibiriens geworden war. Das war aber; seit dem Bau der Murmanbahn hat das Baltikum an Wichtigkeit für die Russen eingebüßt. Solange „Petrograd" Hauptstadt bleibt, wird man freilich auf das Baltikum größten Wert legen, wird die Hauptstadt aber nach Moskau verlegt oder gar nach Kijew, was heute durchaus nicht mehr unmöglich ist, so sinkt die Bedeutung des Baltikums für Rußland, es wird dann das von den Türken eroberte Gebiet Armeniens, insbesondere Trapezunt, in der Wertbemessung wachsen. Allerdings ist anzunehmen, daß die Russen auf Kompensationen auch an der Westgrenze dringen werden. Solche Kompensationsobjekte, Faustpfänder besitzt Deutschland in den eroberten weiß- und kleinrussischen Gebieten der Gouv. Grodno und Wolhynien, z. T. auch des östlichen Teils von Wilna. Allerdings würden dann die großpolnischen Träume von einer neuen Herrschaft des Polentums über Weißrußland, Litauen und Kurland zu Grabe getragen werden, die Polen müßten sich mit den ethnographisch polnischen Gebieten, also Kongreßpolen ohne die Nordhälfte von Suwalki, allenfalls mit dem zum Gouv. Grodno zählenden Kreise Byalostok begnügen. Im deutschen Interesse liegt aber kaum ein Großpolen an seiner Ostgrenze, sondern eher kleinere Pufferstaaten, die ganz naturgemäß als Agrarausfuhrgebiete ein freundschaftliches Verhältnis mit dem Großindustriestaat Deutschland anstreben würden.

Dr. Herman Gummerus, Helsingfors: Die Unabhängigkeit Finnlands.

Nie hatte das russische Joch so schwer auf Finnland gelastet wie unmittelbar vor der Revolution. Militärisch vollständig von den russischen Okkupationstruppen beherrscht, politisch zu einer rechtlosen Grenzmark herabgesunken, wirtschaftlich an die Grenze der Hungersnot gebracht, lag Finnland anscheinend als ein wehrloses Opfer der entfesselten Henkergelüste der Moskowiter da.

Der Weltkrieg hatte in Finnland erst unbestimmte Hoffnungen, dann eine zielbewußte militärisch-politische Bewegung ins Leben gerufen, deren Zweck die Befreiung des Landes mit Hilfe der Feinde Rußlands ist. Diese Bewegung — eine Volksbewegung im wahren Sinne des Wortes — war von den russischen Behörden bald entdeckt worden, und nun folgte eine in der Geschichte Finnlands bis dahin unerhörte Schreckensherrschaft.

Da kam endlich doch die Erlösung. Die russische Revolution führte in Finnland fast unmittelbar zum Sturz der Satrapenherrschaft des Generalgouverneurs Seyn. Einige Tage nach dem Revolutionsausbruch erließ die vorläufige russische Regierung ein Manifest, wodurch die gesetzwidrigen, die Konstitution des Landes verletzenden Verordnungen und Russifizierungsmaßnahmen aufgehoben und die Autonomie wiederhergestellt wurde. Der Landtag wurde zusammenberufen und der Senat — die einheimische Regierung Finnlands — wurde nach Entfernung der früheren servilen Mitglieder durch die Ernennung hervorragender finnländischer Patrioten aus allen Parteien neugebildet.

Finnland hatte in den zwei Jahrzehnten seines Verfassungskampfes gelernt, sich auf zufällige Stimmungen und einen Systemwechsel in Rußland nicht zu verlassen. Schon lange hatten seine führenden Politiker erkennen müssen, daß ohne internationale Garantieen das staatliche Dasein Finnlands auf tönernen Füßen stand. Solange die finnländische Frage eine innere russische Frage blieb, gab es für Finnland keine Sicherheit. Sogleich nach dem Erlaß des Autonomiemanifestes wurde in der Presse und öffentlichen Kundgebungen die Ansicht klar ausgesprochen, daß das Manifest auch für die Erhaltung der Autonomie keine hinreichende Gewähr bieten könne.

Allein bald zeigte sich, daß auch die Wiederherstellung und Sicherung der Autonomie, ja sogar eine bedeutende Erweiterung derselben, dem finnländischen Volk nicht mehr genügte. Nicht umsonst hatten die Russen alles getan, um die Finnländer zu überzeugen, daß die Kluft zwischen den beiden Nationen unüberbrückbar sei, daß eine staatliche Verbindung zwischen ihnen unvermeidlich zur nationalen und politischen Vergewaltigung der Schwächeren führen müsse. Namentlich während des Weltkrieges war in Finnland der Gedanke an die Errichtung eines von Rußland getrennten unabhängigen

Staats zur Reife gekommen. Und nun kam dieser Gedanke, nachdem die Wellen der ersten spontanen Begeisterung über den Sturz des alten Regimes sich gelegt hatten, mit der Macht eines lange zurückgehaltenen Volkswillens zum Vorschein.

Es fing mit Artikeln in der Presse und mit Reden und Resolutionen in öffentlichen Versammlungen an. Zum Durchbruch kam die Bewegung mit der großen Programmrede des neuen sozialdemokratischen Regierungschefs Tokoi im Landtage am 20. April.

„Die Entwicklung unseres Volks — sagte er —, seine Vergangenheit und seine Geschichte sind ein lebendes Zeugnis davon, daß das Volk Finnlands im Laufe der Zeit zur Reife eines selbständigen Volks gelangt ist, das über sein eigenes Recht, seine eigenen Angelegenheiten und seine eigenen Pläne selbständig bestimmen kann. Unsere ganze kulturelle Entwicklung ist im Zeichen der Selbständigkeit vor sich gegangen. Auch unsere wirtschaftliche Entwicklung ist dermaßen selbständig und unsere Gesellschaftsordnung ist von derjenigen Rußlands so verschieden, daß es keine Frage sein kann, von einer solchen Vereinigung der beiden Länder zu reden, da die Gesellschaftsordnung des einen oder des anderen Landes darunter leiden müßte." Als geschätzter und würdiger Nachbar des freien Rußlands müsse Finnland volle Selbständigkeit erhalten, denn ein selbständiges Volk (wie das russische) könne einen unterjochten Nachbarn oder einen unterdrückten Bundesgenossen nicht vertragen. Auch in Rußland dürfte man darüber im klaren sein. „Ich verlasse mich daher darauf — fuhr der Redner fort —, daß das Selbstbestimmungsrecht des finnischen Volkes und der Anfang seiner Selbständigkeit auf festem Grunde steht. Unsere Pflicht ist es, unerschütterlich und folgerichtig diese Grundlage in einer Weise zu entwickeln, daß die Selbständigkeit Finnlands schon in der nächsten Zukunft garantiert wird."

Die Sozialdemokraten Finnlands sind überzeugte Träger der Unabhängigkeitsbewegung geworden. Sie haben nicht gezögert, den Anspruch Finnlands auf die volle Selbständigkeit der sozialistischen Friedenskonferenz in Stockholm vorzulegen. In den vorbereitenden Unterredungen mit dem holländisch-skandinavischen Komitee am 23. und 24. Mai haben die entsandten Vertreter der finnländischen sozialdemokratischen Partei ausgesprochen, daß die Frage nach der rechtlichen Stellung Finnlands auf dem künftigen Friedenskongreß als eine internationale Frage behandelt werden soll. „Der Zeitpunkt — sagten die finnländischen Delegierten — ist jetzt gekommen, um das zu verwirklichen, was das Volk Finnlands wünscht: die volle Unabhängigkeit. Die Sozialdemokraten Finnlands huldigen vollständig dem Grundsatz der internationalen Sozialdemokratie von dem Selbstbestimmungsrecht aller Völker und verlangen für Finnland das Recht, über seine Stellung selbst zu verfügen."

Die Stellung der Sozialdemokraten Finnlands zu der Unabhängigkeitsbewegung war aus dem Grunde maßgebend, weil sie im Landtage über eine absolute Majorität — 103 Stimmen von 200 — verfügten und dementsprechend in der neuen einheimischen Regierung die Hälfte der Plätze besetzten. Aber auch die bürgerlichen Parteien schlossen sich der Bewegung an. Die Jungfinnen haben Mitte April auf ihrem Parteitage die Erlangung der größtmöglichen Selbständigkeit als das Ziel Finnlands festgestellt. Eine fast gleichlautende Resolution ist Anfang Mai vom Parteitage der Altfinnen gefaßt worden. In der Resolution der Ende Mai stattgefundenen allgemeinen Landesversammlung der schwedischen Volkspartei heißt es noch bestimmter, das Volk Finnlands sei in kultureller und politischer Entwicklung so weit fortgeschritten, daß es berechtigt sei, in der Zahl der souveränen Nationen einen Platz als selbständiger Staat zu verlangen. Die vierte bürgerliche Partei, der Bauernbund, hat stets dem Unabhängigkeitsgedanken nahe gestanden.

Es konnte also schon sehr bald nach dem Revolutionsausbruch darüber kein Zweifel mehr sein, daß das Volk Finnlands zielbewußt und mit seltener Einmütigkeit die volle Unabhängigkeit erstrebte. Wie stellte sich aber Rußland zu diesen Plänen?

Es ist wohl kaum nötig zu sagen, daß die bürgerlich-demokratischen Parteien Rußlands, die kaum weniger nationalistisch sind als die gestürzten Reaktionäre, sich dem Unabhängigkeitsbestreben Finnlands sofort widersetzten. Die Rede Tokois im Landtage, sowie alle späteren Kundgebungen in dieser Richtung wurden von führenden bürgerlichen Blättern mit heftigen Widersprüchen und gehässigen Angriffen beantwortet. Sie behaupteten, gegen die innere Autonomie Finnlands nichts einzuwenden zu haben, aber auf die Reichseinheit wollten sie nicht verzichten.

Was die russischen Sozialisten betrifft, war ihre Stellung zur Frage von Anfang an unklar. Von den Sozialdemokraten sprachen sich nur die Maximalisten bestimmt in dem Sinne aus, daß Rußland sich den Wünschen der Finnländer nicht widersetzen dürfte, auch wenn diese die volle Unabhängigkeit und die Lostrennung vom russischen Reiche verlangen würden. Die Minimalisten wurden zwar, wie alle russischen Sozialisten, nicht müde, das Selbstbestimmungsrecht der Nationalitäten zu proklamieren, aber ob sie bereit sein würden, in Konsequenz mit diesem Grundsatz, Finnland als unabhängigen Staat anzuerkennen, war fraglich. Die finnländischen Sozialdemokraten, die Ende April nach Petersburg entsandt wurden, um sich darüber zu erkundigen, bekamen keinen bestimmten Bescheid. Auch über den Standpunkt, der durch ihren großen Einfluß auf die Bauern sehr wichtigen sozial-revolutionären Partei war einstweilen keine Klarheit zu gewinnen.

Um so schwerer war es, daß die vorläufige russische Regierung, so wie sie nach dem Revolutionsausbruch zusammengesetzt wurde, nicht gewillt war auf die Sou-

veränität Rußlands über Finnland zu verzichten, und daß sie bereit war, eine Unabhängigkeitserklärung Finnlands mit Waffengewalt zu bestrafen. Daß aber die russischen Soldaten in Finnland, trotz ihrer revolutionären Gesinnung, ohne Schwierigkeit zu bewegen waren, gegen die Finnländer vorzugehen, darüber konnte kein Zweifel sein.

Dieser Eventualität mußten die führenden finnländischen Politiker jedenfalls Rechnung tragen.

Da Finnland somit vorläufig auf die definitive Lossagung von Rußland verzichten mußte, stellte es sich als eine zwingende Notwendigkeit heraus, das Verhältnis zu der vorläufigen russischen Regierung provisorisch zu ordnen, und die Einmischung derselben in finnländische Angelegenheiten zu verhindern. Zu diesem Zwecke arbeitete der Senat schon in den ersten Tagen nach der Revolution einen dem Landtage vorzulegenden Gesetzentwurf aus, der darauf hinausging, daß die meisten Prärogative des ehemaligen Monarchen an die einheimische Regierung Finnlands übertragen werden sollten. Dem Senat Finnlands sollte in fast allen finnländischen Angelegenheiten die endgültige Entscheidung zustehen. Ausgenommen wurden nur solche Angelegenheiten, die das Rechtsverhältnis Finnlands zu Rußland und russische Einrichtungen oder Staatsbürger in Finnland betrafen, außerdem die Ernennung des Generalgouverneurs und dessen Gehilfen. Dem Generalgouverneur sollte die Befugnis zuerteilt werden, die Mitglieder des Ökonomiedepartements des Senats aus Personen zu wählen, die das Vertrauen des Landtages genießen.

So maßvoll und — man könnte fast sagen — bescheiden dieser Antrag des Senats auch war, wurde er in den russischen Regierungskreisen sehr schlecht aufgenommen. Die juristische Kommission, zu deren Behandlung der Gesetzentwurf von der vorläufigen Regierung in Petersburg überlassen wurde, stellte sich einstimmig auf den Standpunkt, daß nur die konstituierende russische Nationalversammlung, nicht die provisorische Regierung kompetent sei, die Frage zu entscheiden, ob der Entwurf dem Landtage vorgelegt werden sollte, weil er auf eine Abänderung der bisher bestehenden Rechtsverhältnisse zwischen Finnland und Rußland hinausgehe. Gerade diese Kompetenz wurde aber von finnländischer Seite der konstituierenden russischen Versammlung abgesprochen.

Es zeigte sich also, daß die Regierung des Herrn Miljukow das Selbstbestimmungsrecht Finnlands nicht einmal innerhalb der Grenzen der inneren Selbstverwaltung anerkennen wollte. Die russischen Sozialisten sprachen in ihren Zeitungen ihre Mißbilligung über diese non-possumus-Politik sehr scharf aus. Mit dem wachsenden Einfluß des Arbeiter- und Soldatenrats machte sich die sozialistische Auffassung in der finnländischen Frage allmählich geltend. Mit dem Sturz Miljukows kam sie zum Siege. Anfang Juni entschloß sich die vorläufige Regierung, dem Antrage des finnlän-

dischen Senats ihre Zustimmung zugeben, freilich mit einigen nicht unwesentlichen Änderungen.

Prinzipiell bezeichnete die Gesetzvorlage in dieser abgeänderten Form keine Sicherung Finnlands vor eventuellen neuen russischen Übergriffen. Aber darauf kam es auch nicht an. Es handelte sich, wie in der Motivierung der Gesetzvorlage ausdrücklich betont wurde, nur um eine provisorische Regelung der Verhältnisse zwischen Finnland und Rußland. Die Frage, ob und wie Finnland überhaupt mit Rußland vereinigt bleiben sollte, wurde dadurch offen gelassen.

Dieses erste, der russischen Regierung abgerungene Zugeständnis hatte die Finnländer keineswegs bewogen, auf das einmal aufgestellte Ziel zu verzichten, sondern sie in ihrem Willen nur bestärkt. Am 18. Juni hat der sozialdemokratische Parteitag sich noch einmal feierlich für die Unabhängigkeit ausgesprochen. In der einstimmig angenommenen Resolution wird es gerade vom Standpunkte der Sozialdemokratie aus nachgewiesen, daß die ungestörte und soziale Entwickelung Finnlands nicht gesichert werden könne, solange das Land in Vereinigung mit Rußland bleibt. Nur als eine selbständige Republik, frei neben einem freien Rußland, werde Finnland seine richtige Stellung haben.

Man verhehlte sich allerdings nicht, daß die vollständige Lostrennung von Rußland von politischen und militärischen Umständen abhängig war, die noch nicht übersehen werden konnten. Realpolitisch mußte man mit der Eventualität rechnen, daß irgendein staatsrechtliches Band zwischen Finnland und Rußland bestehen bleiben mußte. Für diesen Fall wollte man die Befugnisse der russischen Regierung in Bezug auf Finnland möglichst beschränken.

Die Gesetzesvorlage über die Erweiterung der Befugnisse des finnländischen Senats wurde am 12. Juni dem Landtage vorgelegt und dem Grundgesetzausschusse zur vorbereitenden Behandlung überlassen. Inzwischen trat in Rußland eine Situation ein, die es Finnland zu ermöglichen schien, einen weiteren Schritt auf dem Wege zur Unabhängigkeit zu tun. Der Konflikt zwischen der vorläufigen russischen Regierung und dem Arbeiter- und Soldatenrat verschärfte sich mit jedem Tage. Die Maximalisten in Petersburg bereiteten sich zu offenem Aufstande vor. Anfang Juli hat der allrussische Kongreß der Arbeiter-, Soldaten- und Bauernräte in Petersburg in der finnländischen Frage eine Resolution gefaßt, in der das Selbstbestimmungsrecht Finnlands bis zur vollen Unabhängigkeit anerkannt und die Regierung aufgefordert wurde, einstweilen die unbeschränkte Autonomie des Landes durchzuführen.

Die finnländischen Sozialdemokraten entschlossen sich, diese Situation auszunutzen. Der Grundgesetzausschuß des Landtages hatte bereits den oben er-

wähnten Gesetzentwurf der Regierung in wesentlichen Punkten umgearbeitet, um die Befugnisse der russischen Regierung in finnländischen Angelegenheiten noch weiter zu beschränken. Jetzt ließ man die ganze Gesetzvorlage fallen und arbeitete statt dessen ein ganz neues Gesetz aus, in dem nicht mehr nur von den Befugnissen des finnländischen Senats, sondern von der Ausübung der höchsten Regierungsmacht in Finnland überhaupt die Rede war. Nach diesem Gesetz sollte die letzte Entscheidung aller finnländischen Angelegenheiten dem Landtage zustehen, mit Ausnahme der Fragen, die die äußere Politik und militärische Gesetzgebung und Verwaltung berührten. In diesen Fragen, aber auch nur in diesen, war also ein Mitbeschließungsrecht der russischen Regierung vorausgesehen. Der Senat Finnlands sollte nicht von der russischen Regierung, sondern vom Landtage ernannt und aufgelöst werden, und der Landtag sollte vorläufig das Recht ausüben, selbst über seine Einberufung und seine Auflösung zu beschließen.

Der Sinn dieses Gesetzes, das nur als eine provisorische Regelung der Regierungsmacht in Finnland gedacht war, ist unverkennbar: der russischen Regierung wird das Beschlußfassungsrecht in finnländischen Angelegenheiten prinzipiell abgesprochen und die Autonomie des Landes bis auf ihre äußersten Grenzen erweitert. Dabei ging man von der Voraussetzung aus, daß die souveräne Macht in Finnland nach der Abdankung des Monarchen nicht an die vorläufige russische Regierung, sondern an den finnländischen Landtag übergegangen sei.

Das Gesetz wurde vom Landtage in der dritten Lesung am 18. Juli mit 136 gegen 55 Stimmen angenommen.

In Rußland rief der Beschluß des Landtages in den Regierungskreisen allgemeine Entrüstung hervor. Die bürgerlichen Zeitungen überfluteten von gehässigen Angriffen und Drohungen. Auch die Sozialisten waren zum Teil der Ansicht, daß der Landtag nicht das Recht habe, über das Verhältnis Finnlands zu Rußland allein zu beschließen, und daß die letzte Entscheidung der konstituierenden russischen Nationalversammlung zustehe.

Die russische Regierung erließ am 31. Juli ein Manifest, in welchem die Auflösung des Landtages und die Verrichtung von Neuwahlen befohlen wurde. Die marimalistisch gesinnten russischen Tuppen in Finnland, die teilweise sich bereit erklärt hatten, die Forderungen der Finnländer zu unterstützen, wurden zurückberufen und von zuverlässigen Regimentern, u. a. zwei Divisionen Kosaken, ersetzt. Der Generalgouverneur Finnlands Stachowitsch sprach offen aus, daß der Landtag nötigenfalls mit Waffengewalt auseinandergetrieben werden würde.

So kam es zu einem offenen Konflikt zwischen dem finnländischen Landtag und den russischen Machthabern. Die

Lage wurde dadurch noch mehr verwickelt, daß die finnländische Regierung mit 7 Stimmen — die sechs bürgerlichen Senatoren und der Generalgouverneur als Vorsitzender — gegen 6 — die Sozialdemokraten — den von der überwiegenden Mehrzahl des Volkes scharf verurteilten Beschluß faßte, das russische Auflösungsdekret zu veröffentlichen und die Verrichtung von Neuwahlen zu verordnen.

Wie sich der Landtag zu dem Auflösungsdekret stellen wird, ist, während dies geschrieben wird, noch unentschieden. So viel ist klar, daß die Landtagsmajorität die großen Massen des Volkes hinter sich hat, und daß auch diejenigen bürgerlichen Politiker, die die Taktik der Sozialdemokraten nicht billigen, die Unabhängigkeit Finnlands als Endziel betrachten. Nicht weniger sicher ist es, daß aus den Neuwahlen, wenn sie tatsächlich zustande kommen, eine Volksvertretung hervorgehen wird, die in bezug auf das Verhältnis zu Rußland einen mindestens ebenso radikalen Standpunkt einnehmen wird, wie die bisherige. —

Um die vom Landtage vertretene Politik recht einzuschätzen, muß man die inneren vom Kriegszustande geschaffenen wirtschaftlichen und sozialen Schwierigkeiten, mit denen das Land gegenwärtig zu kämpfen hat, in Betracht ziehen. Vor allem kommt die überaus schwierige Lebensmittelfrage in Betracht.

Schon seit mehreren Jahrzehnten ist Finnland nicht mehr imstande, seinen Getreidebedarf durch die eigene Produktion zu decken.

Seit dem Kriegsausbruch, der dem Import von Lebensmitteln vom Westen ein Ende machte, ist Finnland ausschließlich auf die Getreidezufuhr aus Rußland angewiesen. Finnland ist jetzt, wenn es nicht gelingt, den Import wieder zu heben, vor die Gefahr gestellt, ohne Brot zu sein.

Das ist umso bedenklicher, als auch die anderen Zweige der landwirtschaftlichen Produktion durch den Krieg stark beeinträchtigt sind. Der Viehbestand ist teils wegen Futtermangels, teils durch Requisitionen für die Armee stark vermindert, und was an Milch und Butter noch erzeugt wird, geht zum großen Teil nach Petersburg.

Mit den eigenen Vorräten würde Finnland jedoch vielleicht zur Not auskommen können, wenn es nicht außer seiner eigenen Bevölkerung das im Lande stehende russische Militär und die großen Mengen ziviler Russen, die namentlich nach der Revolution in Finnland eine Zuflucht gesucht haben (man berechnet ihre Anzahl auf mindestens eine halbe Million) zu ernähren hätte.

Um die Lebensmittelversorgung und Verteilung zu ordnen, hat der Landtag im Mai ein Gesetz angenommen, das die finnländischen Behörden berechtigt, alle vorhandenen Lebensmittelvorräte rücksichtslos in Beschlag zu nehmen. Aber diese Maßnahme wird der Lebensmittelnot nicht wesentlich abhelfen können, solange die Verpflegung der Russen der Bevölkerung obliegt.

Eine zweite Schwierigkeit wurde der finnländischen Regierung durch die

spontanen, ziemlich ungeordneten und häufig gewaltsamen Streikbewegungen bereitet, die nach dem Revolutionsausbruch in einigen Teilen des Landes entstanden.

Es erwies sich jetzt als ein politischer Vorteil, daß die Sozialdemokraten sowohl im Landtag, als auch in der einheimischen Regierung so stark vertreten waren, da eine rein oder überwiegend bürgerliche Volksvertretung und Regierung auf die Arbeitermassen viel weniger Einfluß gehabt hätte.

Der Regierung ist es fast überall gelungen, den Arbeitsfrieden schnell wieder herzustellen.

Aber diese Bemühungen wären ohne Zweifel noch erfolgreicher gewesen, ja, man kann behaupten, daß die Unordnungen größtenteils vermieden worden wären, wenn nicht die ausschreitenden finnischen Arbeiter überall auf die Unterstützung der russischen Soldaten hätten rechnen können.

So lassen sich die inneren Schwierigkeiten zuletzt und zum größten Teil auf die Anwesenheit der russischen Truppen in Finnland zurückführen. Ihr bloßes Dasein macht die durch die Revolution gewonnene innere Freiheit fast illusorisch.

Die feindselige Haltung der Finnländer den russischen Truppen gegenüber gab der russischen Presse den Anlaß zu neuen Hetzartikeln. Diese Hetze steigerte sich zu maßlosen Wutausbrüchen wegen der Art und Weise, wie der Landtag die sogenannte russische Valutafrage behandelte. Der in Finnland seit längerer Zeit im Sinken begriffene Rubelkurs hatte letzten Endes zur vollständigen Entwertung des russischen Geldes geführt. Die Finnländer verweigerten die Annahme desselben. Die russische Regierung beantragte die Aufnahme einer inneren finnländischen Staats-Anleihe in Höhe von 350 Millionen finn. Mark, welche Summe der russischen Staatskasse zur Verfügung gestellt werden sollte. Der Landtag aber lehnte Mitte Juli diesen Antrag ab.

So läuft die Entwickelung in Finnland seit dem Revolutionsausbruch in einen täglich sich verschärfenden Konflikt mit Rußland aus. Ob und wann dieser Konflikt zu einem offenen Bruch führen wird, läßt sich heute noch nicht sagen. Ein vorschnelles impulsives Handeln seitens der Finnländer ist nicht zu erwarten, denn solange die russischen Heere im Lande stehen, wird ein bewaffneter Konflikt vermieden werden müssen. Das Vorgehen Finnlands wird von den Ereignissen in Rußland selbst bestimmt, denn was vorläufig nicht mit Gewalt erzielt werden kann, wird die innere Zersetzung des russischen Reichs mit sich bringen. Vor allem aber stellt Finnland seine Hoffnungen auf die Selbständigkeitsbewegungen der übrigen Fremdvölker Rußlands, in erster Linie der Ukrainer, ein. Einem Zusammengehen aller dieser Völker zwecks gegenseitiger Unterstützung werden die Großrussen kaum widerstehen können.

Schließlich aber hängt die Lösung der finnländischen Frage von der allge-

meinen Neuordnung der europäischen Verhältnisse beim Friedensschluß ab. Die öffentliche Meinung Europas muß sich davon überzeugen, daß die Ansprüche Finnlands auf Unabhängigkeit bei den Friedensverhandlungen nicht beiseite geschoben werden können. Die staatliche Stellung Finnlands muß endlich einmal internationale Gewähr erhalten. Zuerst hat sich die internationale Sozialdemokratie davon überzeugen lassen. Und zwar haben namentlich die Vertreter der deutschen Sozialdemokraten auf den Konferenzen in Stockholm rückhaltslos das Selbstbestimmungsrecht für Finnland verlangt, indem sie Finnland als Kongreßpolen gleichgestellt betrachten.

Was die kämpfenden Großmächte selbst betrifft, werden auch sie einsehen müssen, daß die Konstituierung Finnlands als unabhängiger Staat ein allgemeines europäisches Interesse sein wird, ein Interesse, dem die angeblichen Ansprüche Rußlands weichen müssen. Wenn Finnland in den Händen Rußlands belassen wird, wird es immer ein Herd der Unruhe bleiben. Denn ein kulturell und politisch hoch entwickeltes Volk, wie die Finnländer, wird, wenn es einmal den Anspruch auf staatliche Selbständigkeit erhoben hat, nicht ruhen, bevor es diesen Anspruch durchgesetzt hat.

Daß die Zentralmächte bereit sein werden, für die Unabhängigkeit Finnlands einzutreten, muß jedenfalls angenommen werden. Wird aber auch die Entente damit einverstanden sein?

Jedenfalls kann und darf Finnland auf dem Friedenskongreß nicht beiseite gelassen werden. Seinem Volke kann das Recht nicht mehr bestritten werden, unter den politisch selbständigen Nationen Europas einen Platz einzunehmen.

Dr. Jonas Petraitis: Zur litauischen Frage.

I. Die Fragestellung.

Es wird des öfteren behauptet, daß die litauische Frage eines der schwierigsten Probleme dieses Krieges sei. Indessen ist dem durchaus nicht so.

Diese Frage wird nur schwierig und verwickelt, wenn man mit ihrer Erörterung allerlei andere Fragen verknüpft, welche mit der eigentlichen litauischen Frage nichts zu tun haben oder nichts zu tun haben sollten.

Es gibt eine ganze Zahl deutscher Schriftsteller, welche diese Frage vom Standpunkte der vitalsten Interessen Deutschlands als eines Staates und wiederum vom Standpunkt der Forderungen der einen oder andern Gruppe seiner Bewohner beantworten wollen. Sie sagen, es sei für Deutschland

wichtig, daß Rußland geschwächt werde, daß Deutschland seine Grenzen weit nach Osten ausdehne, daß Kurland, welches damals unter dem Einflusse des deutschen Ritterordens stand und, da Litauen mit seinem Gebiet Deutschland von Kurland trennt, daß auch dieses von Deutschland in Besitz genommen werden müsse. Die wichtigste Sache sei die, daß Deutschland gutes Ackerland braucht, und daß davon in Litauen sehr viel vorhanden sei. Mit einem Wort, die Deutschen brauchen Land, und darum müssen sie es den Litauern entwenden.

So oder ähnlich sprechen und begründen ihre Ansichten in ihren Schriften Paul Rohrbach, Silvio Broedrich, Wronka, Schrader und andere.

Wir Litauer verstehen diese Sprache sehr gut, kennen sie sehr genau, denn sie erinnert uns auffallender Weise daran, was verschiedene russische Beamten, — von Muravjew an (wenn nicht gar an die Zarin Katharina II. gedacht werden müßte) bis zum berühmten Stolypin, und allerlei Schriftsteller in der russischen Zeitung „Nowoje Wremja" und „Wilenski Wiestnik" gesagt haben. Sie alle konfiscierten litauische Güter und verteilten sie an russische Besitzer, sie kauften Land an von Gütern, siedelten russische Kolonisten an und verboten den Einheimischen sich Land zu kaufen. Abgesehen davon gebrauchten sie die barbarischsten Mittel, um die Litauer zu verrussen. Fast 40 Jahre hindurch gestatteten sie nicht, daß die Litauer Bücher und Zeitungen mit litauischen Lettern druckten, und drängten ihnen die russische Schrift auf, um sie so leichter an die russische Literatur zu gewöhnen, sie ließen die litauischen Kinder weder in der Schule noch im Elternhause litauisch lehren und gaben selber Schriften heraus, die den Litauern gewidmet waren, stellten überall ihre Lehrer und Beamten als Agitatoren hin, daß sie die Leute überreden sollten, ihre Sprache aufzugeben und die russische anzunehmen, welche früher seit alters her die Sprache dieses Landes gewesen sei.

Diese planvolle Arbeit wurde die ganze Zeit, seit Litauen zu Rußland gehört, d. h. durch mehr als 120 Jahre, besonders energisch aber während der letzten 50 Jahre betrieben. Trotzdem haben die Russen auf diesem Wege die litauische Frage nicht gelöst, im Gegenteil, sie ist nur lauter und klarer geworden. Noch kurz vor dem Kriege verlangten die Litauer, los von Rußland zu kommen und die völlige Unabhängigkeit zu gewinnen.

Wenn nun die oben erwähnten politischen Aussichten die Oberherrschaft gewännen, würden wir Litauer dieselbe Politik in zweiter Auflage erleben. Sie schreckt uns nicht, wenn sie uns auch quält. Ihre Früchte würden aber dieselben sein.

Darum ist die litauische Frage auf diese Weise nicht zu lösen. An die erste Stelle sollte man die Bedürfnisse des ganzen Litauens als eines politischen Gebildes setzen und nicht die Interessen des einen oder andern Staates und noch weniger diejenigen irgend einer oder der anderen Gruppe seiner Bewohner.

Auch dürfen wir bei der Stellung der litauischen Frage nicht vergessen, daß der Prozeß der Neubelebung des litauischen Nationalbewußtseins ein Werk der Neuzeit, eine Frucht der neuzeitlichen demokratischen Bewegung ist.

Beim Versuch, die litauische Frage zu erörtern, müssen wir darlegen, aus welchen Triebkräften und Elementen sie sich zusammensetzt, inwiefern sie eine potenzielle Macht ist, welche als eine historische Notwendigkeit zu einer bestimmten und nicht zu einer anderen Lösung drängt. Auch muß man wenigstens ein wenig daran denken, wie sich die Gruppen der Einwohner Litauens, denen es heute obliegt, die litauische Frage zu lösen, im Laufe des geschichtlichen Lebens gebildet haben, es ist nötig, das historische Erbe zu prüfen.

II. Das historische Erbe.

Eine jede Nation hat mehr oder weniger an ihrem historischen Erbe zu tragen. Die sich daraus ergebende Last der litauischen Nation ist, verglichen mit derjenigen der anderen, vielleicht nicht schwerer.

Wir denken daran — und zwar mit Stolz — daß Litauen im XIV. und XV. Jahrhundert ein großes Reich war, welches im XVIII. Jahrhundert seine Selbständigkeit verlor. Unsere damaligen Großfürsten, von denen einige zugleich die Könige Polens gewesen sind, waren Söhne unseres Volkes und ermangelten weder der Tapferkeit noch der Festigkeit und der Weisheit ihrer Zeit. Die Grenzen des litauischen Reiches hatten sie so erweitert, daß sie das baltische und das Schwarze Meer erreichten.

Alles das ist gewesen und im Laufe der Geschichte für immer vergangen.

Die alten Stände haben ihre Bedeutung in unserem Lande verloren, und als der Frondienst (1861) aufgehoben wurde, fing in Litauen die unterste Bevölkerungsschicht an sich zu entwickeln und zu erstarken, und heute, nachdem sie zur Selbstbesinnung gelangt und zum Bewußtsein ihrer Macht gekommen ist, möchte sie in ihren Händen das Geschick des Landes halten. Ihr sind weder Fürsten notwendig, noch Magnaten, denn sie selber will sich ihre Beamten und ihre Behörden geben.

Wie in aller Welt, so ist auch in Litauen unter den neuen Verhältnissen des sozialen Lebens eine demokratische Bewegung entstanden, welche sich bemüht, bürgerliche und staatliche Ordnung des Lebens der Nation zu finden.

Dieses klare Streben der Volksbewegung schwächen heute fortgesetzt zwei Kräfte, die aus dem historischen Erbe erhalten geblieben sind, nämlich die litauische Geistlichkeit und der litauische Adel. Beide haben sich entwickelt und sind erstarkt, nachdem unsere Nation in nähere Beziehungen zu Polen getreten ist. Und wahrscheinlich besteht deshalb zwischen den Polen und Litauern bis zum heutigen Tage ein so unerbittlicher Kampf.

Auch beim heidnischen Glauben zeichneten sich bereits die Litauer und allen voran ihre Fürsten durch alle jene sittlichen Eigenschaften aus, welche die Lehre Christi von den Menschen fordert. Die Verkündigung der Lehre Christi war nur eines der Mittel zur Unterjochung der litauischen Nation. Auch konnte diese Lehre nicht anders denn als bloßer äußerer Zwang auf die Seelen der Menge wirken, weil sie seit der Zeit Jagailas von der polnischen Geistlichkeit und den polnischen Großen in einer den Litauern unverständlichen Sprache verbreitet wurde.

Durch einige Zeitalter war dieser Zwang wirksam, der in den vergangenen Jahrhunderten deshalb noch besonders drückend wurde, weil die Geistlichkeit in Litauen auf Grund der verschiedensten Schenkungen eine Unmenge von Gütern und Klöstern besaß. Von allen diesen Besitztümern ist der Geistlichkeit bis heute wenig übriggeblieben. Aber der Wunsch zu herrschen, die Menge zu leiten und ihre Wünsche zum Ausdruck zu bringen, blieb bis heute in Litauen stärker erhalten als in irgend einem anderen Lande. Besonders unerträglich ist dieser Wunsch heute, da die polnische Geistlichkeit auch jetzt noch der Verkünder des litauischen Volkswillens sein will. Die sich daraus ergebenden Gegensätze führten zu dem noch heute tobenden nationalen Kampf zwischen den sogenannten Litwomanen und Polakomanen.

Man darf sagen, daß Polen durch die ganze Zeit seiner Geschichte von einem sonderbaren Schicksal verfolgt wurde. Polen hat nämlich immer gelebt und lebt auch heute noch nicht in dem, wie die Verhältnisse nun einmal sind, sondern in dem, was sein könnte oder hätte sein sollen. Noch war Polen nicht zu einer starken Monarchie gelangt und schon beeilte es sich, eine Adelsherrschaft aufzurichten. Und wiederum war es ihm noch nicht gelungen einen Mittelstand zu schaffen und schon bemühte es sich, eine bürgerliche Revolution herbeizuführen. Die unterste Schicht war noch nicht oder kaum von der Leibeigenschaft befreit, und schon versuchten die Polen im Namen dieser Schicht Aufstände zu machen. Noch sind die heutigen staatlichen Formen in Polen nicht gereift, und schon reden die Polen laut von ihrer Regierung und ihrem Heer. Die Polen haben es immer sehr eilig mit neuen rechtlichen und staatlichen Einrichtungen und vergessen immer die dazu nötigen Grundlagen.

Das ist nun einmal die Eigentümlichkeit des polnischen Adels. Und er wurde ein wunderbares Leuchtfeuer für den litauischen, welcher ganz versunken in diesen betrüglichen Schein auch die Sprache seiner litauischen Vorfahren und seine Volksgenossen vergaß.

Weil sie sich dem Volke entfremdet haben und dessen Wünsche und Bedürfnisse nicht kennen und meist Standesansichten als Grundherren in Litauen vertreten, so sind sie jeder demokratischen Bewegung feindlich gesonnen. Sie begreifen, daß wenn die litauischen demokratischen Schichten die Oberhand

gewinnen, sie ihres Einflusses verlustig gehen würden. Darum strecken sie ihre Hände aus zum zeitweiligen polnischen Staatsrat (Rada Stanu) mit der Forderung, Litauen in seinen Schutz zu nehmen und ihnen die Herrschaft in Litauen zu sichern, oder aber sie warten auf die Wiederkehr der Russen, unter deren Herrschaft, wie sie bis zur Revolution bestand, es ihnen in Litauen, im Vergleich zu anderen, nicht übel erging.

III. Die materiellen Ursachen und die Entwicklung der litauischen Bewegung.

Die litauische Bewegung ist ein notwendiges Ergebnis des wirtschaftlichen und sozialen Lebens in Litauen. Die russische Regierung vermochte diese Bewegung nicht einzudämmen. Und wir hoffen, daß auch keine andere Macht dazu imstande sein wird.

Im Jahre 1861 war die Leibeigenschaft in Litauen aufgehoben. Die Gutsarbeiter und Pächter erhielten eigenes Land. Anfänglich war die wirtschaftliche Lage dieser Leute eine günstige. Das blieb etwa ein bis zwei Jahrzehnte hindurch. Auf den Gütern Litauens, wohl auch in manchen Dörfern erhielt sich die Naturalwirtschaft länger als anderswo. Die litauischen Landwirte schafften sich alles selber, was sie für die Wirtschaft brauchten, und kauften nur wenig hinzu.

Allmählich jedoch wurde der litauische Bauer in den allgemeinen Gütertausch des Welthandels hineingezogen. Immer stärker trat auch bei ihm das Bedürfnis auf, dieses und jenes zu kaufen. Dazu war anfangs das Geld auch vorhanden, denn die Wirtschaftserzeugnisse brachten ziemlich gute Preise. Die wohlhabenderen Besitzer fingen an, ihre Söhne in die mittleren und höheren Schulen zu senden. So erwuchs aus den litauischen Dorfbewohnern die erste litauische Intelligenz.

Aber dieser glückliche Zustand währte nicht lange. Schon zu Anfang der 90er Jahre des 19. Jahrhunderts erschien auf den europäischen Märkten amerikanisches Getreide. Nun sanken die Preise sehr rasch. Infolge dessen entstand in Litauen eine dauernde Krisis, welche im Laufe der Zeit für die Landwirte immer schlimmer wurde.

Viele sahen sich gezwungen, die Landwirtschaft aufzugeben, und suchten andere Erwerbsmöglichkeiten, sei es daß sie sich dem Handel oder der Industrie zuwandten. Die Stellung eines Lehrers, eines Beamten war nicht erreichbar, nicht einmal diejenige eines Unterbeamteu an der Eisenbahn-Verwaltung. Alle diese Ämter von den höchsten bis zu den untersten wurden von der russischen Regierung mit Russen besetzt. So blieben denn nur einige freie Berufe für die litauische Intelligenz, wie diejenigen des Arztes, des Geistlichen, des Advokaten. Die Leute anderer Berufe mußten aus Litauen auswandern und sich einen Unterhalt entweder entfernt in Rußland oder

in Amerika suchen. Im litauischen Gebiet stieg allmählich die Zahl der Leute, die keinen Boden besaßen oder die arbeitslos waren. Sie begaben sich in die nächsten Städte Kurlands, nach Libau, Riga, Reval oder auch in russische Fabriken.

Um den Ertrag des Bodens zu erhöhen, um eine intensivere Bewirtschaftung zu ermöglichen, den Handel und das Gewerbe einzuführen, war eine ganze Reihe der verschiedensten Schulen, eine Presse, ein billiger Kredit, die Freiheit, die mannigfachsten Vereine und Genossenschaften zu gründen, notwendig. Alle diese Maßnahmen erzwangen sich in Litauen die entstandenen wirtschaftlichen Verhältnisse.

Inzwischen hatte die russische Regierung den Litauern die Presse völlig genommen. Sie hatte verboten litauisch zu unterrichten. Und wenn irgendwo Schulen gegründet wurden, so bemüht sich die russische Regierung durch sie die litauischen Kinder zu russifizieren, statt zu bilden. Die Litauer boikottierten diese Brutstätten des Russentums und verzichteten völlig darauf, ihre Kinder dorthin zu senden. Irgend eine Genossenschaft oder einen Verein zu gründen, war nicht gestattet. Immer mußte man die Behörde darum ersuchen, um nach jahrelangen Verhandlungen abschlägig beschieden und von der Polizei in jeder erdenklichen Weise gemaßregelt zu werden. Noch kurz vor der Revolution von 1905 erlaubten die russischen Gouverneure den Litauern nicht einmal die Gründung eines Konsumvereins, weil sie befürchteten, die Litauer könnten so zu Separationsgelüsten kommen. Kurz, das soziale Leben der Litauer wurde auf jede Weise erschwert und beengt.

Im Jahre 1883 begann in Ragnit im preußischen Litauen die erste litauische Zeitschrift, die Auschra (Morgenröte) zu erscheinen. Bald zeigten sich auch andere Zeitschriften, in denen die für Litauen gemeinschädliche Politik der russischen Regierung dargelegt wurde. 1896 erschienen schon in Litauen selbst heimlich gedruckte Zeitschriften, und zwar in Wilna, wo die erste litauische, nämlich die sozial-demokratische Partei gegründet worden war. Sie erhob schon damals als ihr politisches Bekenntnis die Forderung einer unabhängigen litauischen Republik in Verbindung mit den benachbarten Nationen, mit den Polen, Letten, Weißrussen.

Etwas später, nämlich 1902, organisierte sich auch die zweite litauische Partei, diejenige der litauischen Demokraten. Diese Partei druckte im preußischen Litauen verschiedene Zeitschriften und Bücher und schaffte sie nach Russisch-Litauen. Indessen erstarkte dort täglich mehr die Organisationstätigkeit trotz aller Opfer, die gebracht werden mußten.

Alles das war notwendig in dem Kampf der Nation um ihre Existenz. Und er blieb nicht ohne Erfolge. Als nach der Revolution im Jahre 1905 in Rußland ein freiheitlicher Wind zu wehen begann, da wurde die russische

Regierung mit allerlei Forderungen bestürmt. Es wurde neben verschiedenen anderen Rechten sogar eine Autonomie für das litauische Gebiet gefordert.

Diese Forderungen erhob auch im Namen ganz Litauens die erste große litauische Volksvertretung in Wilna im Dezember 1905. Sie sagte der russischen Regierung einen Kampf auf Tod und Leben an und forderte die Autonomie für Litauen mit einem Landtag in Wilna, in welchen die Abgeordneten durch eine allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahl gesandt werden sollten.

Aber bald gelangte die russische Regierung wieder in den Besitz uneingeschränkter Macht und versuchte, alle verlorenen Positionen wiederzugewinnen. Es begann eine neue Reaktionszeit. Da die russische Regierung nicht alles zurücknehmen konnte, was sie gewährt hatte, so versuchte sie Litauen dadurch zu beruhigen, daß sie den ruhigeren und vertrauenswürdigeren Kräften zu wirken gewährte. Solche Kräfte waren in Litauen die katholische Geistlichkeit und die Nationalisten.

Der katholischen Geistlichkeit war gestattet, Bildungsvereine zu gründen, sogar Schulen einzurichten. Den Nationalisten wurde nicht gewehrt, nach Belieben gegen die Polen zu schreiben und die Gegensätze unter den Bewohnern Litauens, nämlich zwischen den Litauern und Polen, zu vergrößern, damit sie nur ja nicht weitere, politische Forderungen stellen möchten.

Die litauische sozialdemokratische Presse wurde völlig verboten. Die litauischen Demokraten konnten öffentlich ebenfalls nicht als Partei tätig sein. Die von ihnen gegründeten Bildungsvereine wurden aufgelöst.

So ging es in Litauen bis zum Beginn des Krieges, also volle 10 Jahre zu.

Als die neue russische Revolution ausbrach und erfolgreich blieb, trat auch der linke politische Flügel der Litauer, die lit. sozialdemokratische und die lit. demokratische Partei, mehr in den Vordergrund und beanspruchte die Führung des gesamten litauischen politischen Lebens. Indessen blieben auch die anderen Gruppen nicht zurück. Und die litauische Volksvertretung, die von den in Rußland lebenden oder dorthin geflohenen und verschleppten Litauern gewählt war und am 16. Juni 1917 in Petersburg zusammentrat, faßte die Entschließung, daß Litauen eine unabhängige Republik sein solle. Die Linksparteien verbesserten sie dahin, daß der Beschluß über die endgültige Form des litauischen Staates gefaßt werden sollte von der konstituierenden nach demokratischen Prinzipien von den Litauern ganz Litauens gewählten Volksvertretung in Wilna.

Auf diese Weise entwickelte sich die litauische Demokratie. Sie ging dabei die Wege, die ihr die Notwendigkeit vorzeichnete. Über die Haltung der Litauer seit der deutschen Okkupation ist nichts weiter zu sagen: jede Regung des nationalen Lebens blieb untersagt.

IV. Die Forderung eines litauischen Staatswesens.

Wenn wir heute nach der Zukunft Litauens fragen, so ist es unnötig zurückzublicken in jene Vergangenheit, da Litauen ein großer und mächtiger Staat war. Er wurde im Mittelalter geschaffen zur Zeit der Feudalherrschaft. Und jetzt, wo es in Litauen eine andere soziale Struktur gibt, wäre der alte Staat für die litauische Frage ohne jede Bedeutung.

Wir fordern eine eigene Regierung, fordern eigene öffentliche und staatliche Einrichtungen. Und das bedeutet: wir fordern für Litauen die staatliche Unabhängigkeit.

Das ganze litauische Gebiet umfaßt mehr als 100000 qkm., das ist ein Areal von der doppelten Größe Belgiens und nicht kleiner als viele selbständige Staaten Europas. Auf dieser Landfläche wohnen mehr als $4^1/_2$ Millionen Menschen und die Litauer machen davon in verschiedenen Gegenden mehr als 80% aus, an anderen allerdings auch weniger, doch beträgt ihre Zahl im ganzen genommen wohl $^2/_3$ aller Bewohner Litauens. Man zählt wohl 3 Millionen Litauer.

Eine so große Nation, die seit Alters auf ihrem Gebiet wohnt, welches das Meer erreicht, besitzt alle Voraussetzungen zu einer glücklichen selbständigen Existenz.

Man könnte einwenden, daß es den Litauern an Beamten fehlen wird, an dem Mechanismus des Bürokratismus, der für einen jeden Staat erforderlich ist. Darauf läßt sich erwidern, daß Litauen sich während der letzten 50 Jahre eine Intelligenz geschaffen hat, die für das Land ausreichen würde, und für die kein Platz in der Heimat war. Das Leben hat sich in Litauen so entwickelt, daß trotz der russischen Unterdrückungsmaßregeln eine reiche Presse und Literatur geschaffen ist, Vereine, Genossenschaften und Schulen begründet sind. Litauen ist zur Selbstverwaltung reif geworden.

•

Literatur: Empfehlenswerte kürzlich erschienene Schriften über Litauen sind: Erich Linksch, Litauen und die Litauer, J. Schrader, Verlagsbuchhandlung, Stuttgart. W. St. Vidunas, Litauen in Vergangenheit und Gegenwart, Verlag Lituania, Tilsit. K. Werbelis, Russisch Litauen, J. Schrader, Stuttgart. Dr. Gaigalat, Litauen (Im Druck). Antoine Viscont, La Lithuanie et la Guerre, (Genève). Zechlin, Litauen (Im Druck). P. Klimas, Lietuva jos gyventojai ir sienos. Vilnius 1917. Kuxtos spanstuve.

Michael von Tseretelli: Georgien und der Kaukasus in ihrer internationalen Bedeutung.

I.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts stand der König von Ost-Georgien Heraklius II. in ständigen diplomatischen Beziehungen mit der russischen Kaiserin Katharina II. und sandte gleichzeitig seine Boten zum Kaiser von Österreich und zum König von Preußen, um bei ihnen Schutz und Bündnis zu suchen. Er war bereit, auf seine Souveränität zu verzichten, um dem durch zahlreiche Kriege erschöpften Georgien endlich Frieden zu schaffen, und in diesem Bestreben hatte er nicht leichten Herzens eine solche Entscheidung des Schicksals seines Vaterlandes vorgenommen.

Weder ein Volk noch sein König verzichtet aber leichten Herzens auf die Souveränität, insbesondere ein stolzes Volk, das eine politische Geschichte von zweitausend Jahren hinter sich hat, und der tapferste und stolzeste Vertreter des Geschlechtes der Bagratiden, die seit dem sechsten Jahrhundert auf dem Georgischen Boden die Herrschaft ausübten, hätte niemals für sich selbst und für seine ganze Nachkommenschaft die russische Vasallenschaft gewünscht, wenn ihn dazu nicht die dringendsten Gründe veranlaßt hätten.

Und tatsächlich, groß und ernst waren die Ursachen. Die Entwicklung hatte die Verhältnisse so gestaltet, daß der Charakter, die Psyche selbst des georgischen Volkes, die sich in seiner langen Geschichte entwickelt hatten und durchaus nicht orientalisch waren, schließlich dazu führten, daß Georgien nicht mehr unter den Verhältnissen weiter existieren konnte, die in dem Zeitraum zwischen dem 15. und 18. Jahrhundert der Orient für das Land geschaffen hatte. Es wurde durch diese Umstände endlich gezwungen, seine politische Selbständigkeit freiwillig aufzugeben und auf das zu verzichten, wofür es jahrhundertelang gekämpft hatte.

Das georgische Volk war ein christliches Volk, das im Kreise der griechisch-christlichen Kultur herangewachsen war. Es hat in seiner Heimat unter dem Einfluß dieser christlich-griechischen Kultur seine eigene, nationale, christlich-georgische Kultur geschaffen. Der freie Geist, der Frauenkultus, die griechische Philosophie, das mittelalterliche Rittertum, eine Staatsorganisation, die diesem Geiste entsprach, eine reiche kirchliche und weltliche Literatur und Kunst, — eine Kultur, deren Elemente heterogen waren, die doch aber im ganzen national-georgisch war und bis heute so geblieben ist, — das charakterisierte

das georgische Volk, das war sein geistiger Reichtum, den es verteidigte, weil seine nationale Individualität ohne diesen Reichtum undenkbar war.

Als Bruchteil einer nicht-semitischen und nicht-arischen Rasse, haben die verschiedenen georgischen Stämme seit den ältesten Zeiten in Kleinasien gelebt. Damals befand sich das georgische Volk im babylonischen Kulturkreise, — als ein kleinasiatisches Kulturvolk gehörte es völlig zum Orient. Doch wurde es von dem eigentlichen Orient zum ersten Mal getrennt, als es, von Kleinasien vertrieben, sich seine letzte Heimat im Kaukasus schuf und erst dort, durch die Annahme des Christentums in den ersten Jahrhunderten n. Chr., zum historischen, christlichen Staatsvolk wurde und seine politische Geschichte anfing. Es ist seit dieser Zeit in den griechisch-orientalischen Kulturkreis eingetreten, nach der Trennung der georgischen Kirche von der armenischen aber hat sich Georgien vollständig an das Griechentum angeschlossen, durch das letztere an den Okzident, und bis heute dauert diese Bewegung des georgischen Geistes im Sinne der Trennung vom Orient und des Anschlusses an Europa. —

So verlor das georgische Volk im Laufe der Zeiten das geistige Verwandtschaftsgefühl mit den sogenannten asiatischen Völkern, insbesondere mit den Völkern, die sich im muhammedanischen Kulturkreise entwickelt haben, und dabei waren gerade diese Völker die Nachbarn Georgiens. Das georgische Volk war auch kein europäisches Volk im strengeren Sinne des Wortes, obwohl es viel mehr Ähnlichkeit mit den Europäern hatte — sowohl im Charakter, Temperament wie in der geistigen Kultur, — und obwohl der georgische Feudalismus in vielen Beziehungen an den europäischen erinnerte. Ja, trotz des großen Einflusses, den der Orient und insbesondere der islamitische Orient auf Georgien ausgeübt hat, war Georgien niemals ein rein orientalisches Land.

Und als Armenien und später Byzanz politisch vernichtet wurden, — diese zwei christlichen Mächte, mit welchen Georgien trotz aller Verschiedenheiten und Gegensätze geistig und oft auch politisch verbunden war, da blieb es ohne Bundesgenossen und ohne Freunde, als einzige christliche Macht in Asien, von den asiatischen Völkern umringt, von dem islamitischen Kulturkreis umgeben. Sogar seine kaukasischen Nachbarn, die Bergvölker, sind seit dem 15. Jahrhundert zum Islam übergegangen, sodaß von Norden, Süden und Osten das unglückliche Land von den Todfeinden eingekreist wurde, ohne eine freie Landverbindung mit Europa, da alle Seewege, die nach Europa führten und früher Georgien mit Byzanz verbunden hatten, von den Türken besetzt waren, und dadurch die Verbindung Georgiens mit den kulturverwandten Völkern des Westens vollständig unmöglich geworden war.

Das mächtige Reich Davids des Erneuerers und der göttlichen Thamar, das im 11. und 12. Jahrhundert den Höhepunkt seines Glanzes erreicht

hatte, wurde von den Mongolen im 13. Jahrhundert vernichtet, und nach dem Abzug der Mongolen blieb Georgien nicht nur kulturell und wirtschaftlich ruiniert, sondern auch seine politische Einheit ging verloren: das Reich wurde in zwei Königreiche und mehrere Fürstentümer zersplittert. Von diesen Zeiten an griffen die Türkei und Persien unaufhörlich das Land an und gaben ihm keine Ruhe bis zum letzten Moment seines politischen Lebens. Auch die benachbarten Bergvölker, — aus den verschiedensten Gründen, wie aus religiösem Gegensatz, durch materielle Vorteile veranlaßt, und auch von den Türken und Persern aufgehetzt — plünderten Georgien bei jeder günstigen Gelegenheit aus, anstatt die Unabhängigkeit des Kaukasus zusammen gegen die gemeinsamen Feinde zu verteidigen; für die Klugen hätte es doch auch schon damals klar genug sein sollen, daß das politische Schicksal des ganzen Kaukasus von Georgien abhängig war, aber unsere Nachbarn haben dies erst dann verstanden, als ihnen die unausbleiblichen Folgen ihrer „Politik" sichtbar wurden.

Der Orient hatte Georgien überhaupt nicht verstanden, sein Recht auf das Dasein nicht anerkannt. Georgien aber wollte keinesfalls im Orient aufgehen, weil das seine vollständige Vernichtung bedeutet hätte, und es kämpfte bis zum äußersten um seine freie Existenz. Georgien war der ewige Feind des Orients, weil der Orient das kleine Land verfolgte und es zu vernichten versuchte.

Schließlich blieb das einzige Land, von welchem Georgien Hilfe erhalten konnte, Rußland; jenes junge Reich suchte längst schon seine Macht nach Süden auszudehnen. Und das leidende Georgien kam ihm jetzt entgegen. Die Georgier riefen die Russen zu Hilfe, als ihre Glaubensgenossen aus demselben Kulturkreis wie sie.

Der feindliche Orient hat die Tragweite dieser Anknüpfung der russisch-georgischen Beziehungen auch nicht rechtzeitig verstanden. Er verstand nicht, daß Georgien nicht nur sein nationales Wesen bis zum letzten Mann zu verteidigen fest entschlossen war, sondern auch seine politische Freiheit, und daß, wenn es ein Bündnis mit Rußland suchte, dies zu dem doppelten Zweck geschah: um wenigstens die innere Autonomie des Landes unter dem russischen Schutz aufzubewahren und den türkischen, persischen und kaukasischen Einfällen in Georgien ein Ende zu bereiten. Deswegen dauerten die diplomatischen Besprechungen zwischen den russischen Zaren und den georgischen Königen vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, was die Machthaber der Türkei und Persiens mit Zorn erfüllte und Georgien als „verräterisches Land" zu „bestrafen" veranlaßte. Schah-Abbaz selbst betrachtete seinen Einfall in Georgien als eine Strafe, die er diesem Lande wegen einer solchen Anknüpfung mit Rußland auferlegen mußte.

Das war die internationale Lage Georgiens während drei Jahrhunderten, und diese Lage hat schließlich den König Heraklius gezwungen, das russische Protektorat anzuerkennen und sich selbst und seine ganze Nachkommenschaft als Vasallen der russischen Kaiser zu erklären.

Doch dachten die Georgier niemals daran, ihr Recht auf das politische selbständige Leben aufzugeben. Sie wollten wenigstens die innere Autonomie des Landes behalten, und das war auch der Sinn und der Inhalt des Vertrages von 1783.

Der Orient und die benachbarten Bergvölker haben die russische Gefahr, die sie selbst durch die Behandlung Georgiens auf sich gezogen hatten, zu spät gesehen, und als sie sie endlich sahen, verstanden sie sogar im letzten Moment noch nicht, Georgien entsprechend seiner internationalen Lage zu behandeln. Anstatt ihm Ruhe und Frieden zu gewähren, anstatt mit ihm ein festes Bündnis zu schließen, um gegen die Russen gemeinsam vorzugehen, haben sie immer nur Georgien „strafen" und es mit Feuer und Schwert vernichten wollen. Mit dieser Art von Rache wollten sie Georgien von Rußland lostrennen. — Ein rein asiatisches Mittel, dessen Anwendung selbstverständlich ihre natürlichen Folgen hatte!

Manche behaupten, daß Rußland ohne den Vertrag von 1783 und auch im Falle des Bündnisses der Türkei und Persiens mit allen kaukasischen Völkern und mit Georgien endlich den Kaukasus erobert hätte und nach Süden vorgedrungen wäre. Wir möchten darauf antworten: vielleicht, aber nach einem langen und außerordentlich schweren Kampf. Man darf nicht vergessen, daß die kaukasischen Bergvölker allein den Russen viel später — als sie durch den Vertragsbruch an Georgien bereits im Kaukasus festen Fuß gefaßt hatten, sechzig Jahre lang den zähesten Widerstand geleistet hatten, und es wäre Rußland selbstverständlich unendlich viel schwerer gewesen, den ganzen Kaukasus, die Georgier und die Bergvölker, die von der Türkei und Persien unterstützt gewesen wären, zu unterwerfen. Außerdem hätte dieser gigantische Kampf vielleicht die Hineinmischung einer oder mehrerer europäischen Mächte hervorgerufen, und es ist sehr schwer auszurechnen, welche Lösung diese komplizierte Krise gefunden hätte.

Rußland brach den Vertrag von 1783 bereits im Jahre 1801 und verwandelte Georgien in eine Anzahl russischer Gouvernements. Die Russen verfolgten die georgische Nation während der folgenden hundert Jahre ihrer Herrschaft in Georgien, versuchten sie zu entnationalisieren, ihre Sprache und Kultur auszurotten und die territoriale Einheit des Landes zu zerstören; sie vernichteten die Selbständigkeit der georgischen Kirche usw. Georgien leistete gegen diese Russifikationspolitik der neuen Feinde den zähesten Widerstand. Mit den Waffen in der Hand protestierte es gegen den Vertragsbruch, mit Erhebung antwortete es den Russen auf ihr unloyales Vorgehen und betrachtete

die russische Herrschaft in Georgien als eine völkerrechtswidrige Erscheinung. Durch eine intensive wirtschaftliche Tätigkeit konnte das georgische Volk die russischen Kolonisationsversuche vollständig zum Scheitern bringen und auf diese Weise seine territoriale Einheit vor der Zerstörung retten. Es hat sich kulturell stärker erwiesen als das russische Element, und anstatt sich russifizieren zu lassen, hat es gerade während der russischen Herrschaft und im bitteren Kampfe gegen sie eine neue nationale Kultur, die eine direkte Fortsetzung der alten bildet, im Laufe des 19. Jahrhunderts geschaffen.

Doch konnte man glauben, daß Georgien bei alledem aus bestimmten Gründen für die treubrüchigen Russen wäre. Die Angst vor dem Orient versöhnte alle Georgier einstweilen mit dem Gedanken des Verlustes der politischen Unabhängigkeit, und es gab am Anfang und bis zum Ende der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gute georgische Patrioten, die die Hilfe, welche sie den Russen bei dem Werke der Unterwerfung des Kaukasus und der Erniedrigung der Türkei und Persiens leisteten, als eine national-georgische Sache betrachteten. Und tatsächlich, mit der Hilfe der georgischen Heere eroberten die Russen den ganzen Kaukasus und besiegten Persien und die Türkei, welch' letzterer sie die altgeorgischen Provinzen fortnahmen. Jetzt erst verstanden die Türken und die Perser die russische Orientierung der Georgier, und auch den kaukasischen Völkern wurde es endlich ganz klar, warum die Georgier mehr den fremden, feindlichen Russen als ihren Nachbarn während des 60 jährigen russisch-kaukasischen Krieges zu Hilfe kamen. Von den Türken, Persern und ihren Nachbarn gezwungen, haben die Georgier zur Verwirklichung der russischen imperialistischen Ziele im Kaukasus im nahen Orient beigetragen. In dieser Beziehung haben die Georgier den Russen viel größere Dienste geleistet als die Armenier, die mit den bekannten Methoden die Russen gegen die Türken immer unterstützten. Durch die Herrschaft im Kaukasus und auf dem Schwarzen Meere haben die Russen im Orient eine große Macht gewonnen, insbesondere in diesem Kriege, und noch ist nicht vorauszusehen, wie weit das russische Vordringen im Orient gehen und was dieser moskovitische Vormarsch dem Orient bringen wird. Und unglücklicherweise hat Georgien gegen seinen Willen zur Herbeiführung dieses Verhängnisses beitragen müssen.

Es gab auch eine andere Partei in Georgien, die immer gegen die russische Herrschaft im Kaukasus und im Orient war. Diese Partei setzte die alte Politik von S. Leonidge fort, doch war sie im Anfang schwächer als die Partei, die die Politik des Königs Heraklius aus den obenerwähnten Gründen bevorzugte, und in der erzwungenen russischen Orientierung mancher großen Patrioten dieser Zeit in ihrer Tätigkeit in diesem Sinne, die ihnen selbst zuwider war, muß man die Erklärung mancher unverständlicher Seiten des Charakters dieser Leute suchen. Dieser Partei gehörte eine ganze Schar

von Schriftstellern und Dichtern an: den tiefen Zwiespalt ihrer Seele sieht man in ihren Dichtungen. Der große Dichter Orbeliani, der sein ganzes Leben die glorreiche Vergangenheit seines Vaterlandes und seinen Niedergang beweinte, der immer Hoffnung hatte, daß eines Tages Iberien als Phönix erneuert wiederersteht, war ein russischer General und während einer kurzen Zeit sogar Statthalter des Kaukasus! Die Angst vor dem Orient, dieselbe erzwungene Wahl des kleineren von zwei Übeln leiteten die Gedanken und die Tätigkeit unserer Denker und Politiker, verbitterten ihr Leben und störten ihre Gefühle seit langem, und derjenige, der nur einen Blick auf unsere Unglücksgeschichte werfen will, wird leicht verstehen, wie schwer für das georgische Volk die Bestimmung seiner politischen Orientierung immer war, wie die Georgier seit dem Untergang ihrer politischen Einheit und Macht immer zwischen zwei Feuern standen, und wie es auch heute für uns Freundlose schwer ist, einen endgültigen politischen Schritt zu tun, wenn wir nicht imstande sein können, die notwendigen Folgen dieses Schrittes genau vorauszusehen, — eines Schrittes, von welchem geradezu die Existenz unserer Nation abhängig ist.

II.

Als das gesellschaftliche Leben Georgiens im Laufe des vorigen Jahrhunderts sich entwickelt hat, als nach der Abschaffung der Leibeigenschaft und nach der Entwicklung des Handels und der Industrie dieses Leben komplizierter wurde, die Volksbildung höher stieg, die neuen Ideen auf dem vaterländischen Boden erschienen und auch von Europa nach Georgien kamen, als für die Lösung der neuen Probleme neue Parteien mit bestimmten sozialen, politischen und nationalen Idealen und Programmen sich gebildet hatten, — da vollzog sich die vollständige, endgültige Trennung Georgiens von dem Orient. Die Rückkehr Georgiens in den orientalischen Kulturkreis wurde für die Georgier absolut undenkbar, infolgedessen wurde jede, aber auch jede orientalische politische Orientierung unseres Volkes ausgeschlossen. Andererseits verhinderte das russische Regime diese neue Entwicklung unseres Volkes und versuchte, sie im Keime zu ersticken. Und auf diesem Boden entstand der verzweifelte Kampf der georgischen Demokratie, des ganzen georgischen Volkes gegen das russische Regime. Die Georgier haben an der revolutionären Arbeit in Rußland eifrig teilgenommen. Es gab in Rußland keine große revolutionäre Partei, in der die Georgier nicht stark vertreten gewesen wären und nicht eine große Rolle gespielt hätten. Die russischen Kameraden erkannten auch stets ihre Verdienste und ihren Heroismus an.

Die sozialistischen Ideen übten in Georgien einen solchen Einfluß aus wie in keinem anderen kleinen Lande. Die sozialdemokratische Partei ist bei uns die stärkste Partei geworden. Sie vertritt in Georgien nicht nur die

Arbeiterschaft, sondern auch die Bauernschaft und fast die ganze Demokratie. Die einzelnen georgischen Vertreter dieser Partei spielen außerdem eine große Rolle auch in Rußland selbst, wie sie es beispielsweise in allen 4 Dumas als Abgeordnete getan haben und heute in dem Soldaten- und Arbeiterrat und im revolutionären Ministerium tun. Unsere Sozialdemokraten haben im Anfang sogar übertrieben, sie haben den Internationalismus als Kosmopolitismus verstanden und beschäftigten sich weniger mit der georgischen nationalen Frage als mit den allgemeinen sozialen Fragen. Doch ist die Zeit des übertriebenen Idealismus auch bei unseren Sozialdemokraten vorbei, und heute hat sich ein beträchtlicher Teil der georgischen Sozialdemokratie für die Selbständigkeit bezw. für die Autonomie Georgiens ausgesprochen. Und die junge Partei der georgischen Nationaldemokraten, die mit außerordentlicher Schnelligkeit in Georgien Boden und Einfluß gewinnt, ist in diesem Kriege ganz offen für die Wiederherstellung der verlorenen Rechte Georgiens und für die Wiedergewinnung seiner Selbständigkeit aufgetreten.

Die ganze Nation ist von diesen Idealen beseelt. Sie stellt sich die Aufgabe, die nationalen, sozialen und politischen Probleme zu lösen, die im Laufe des 19. Jahrhunderts in Georgien geboren sind und welche niemals hätten erscheinen können, wenn Georgien im asiatischen Kulturkreise geblieben wäre. Im letzteren Falle wäre sogar die Lösung der nationalen Frage unmöglich, weil — wie schon oben gesagt — der Orient das georgische Volk geistig und sogar physisch vernichtet hätte, wenn es weiter unter seiner Herrschaft zu leben gezwungen worden wäre, und deshalb wäre auch heute noch eine orientalische politische Orientierung Georgiens undenkbar und absolut ausgeschlossen, wenn es keine Garantieen haben würde, daß seine Rechte auf freies nationales und politisches Dasein von den Feinden Rußlands anerkannt werden: Die Befreiung von dem russischen Regime, von der russischen Herrschaft selbst, dann aber das freie unabhängige politische Leben, — Souveränität oder im schlimmsten Falle territoriale Autonomie — diese Grenzen kann der georgische politische Gedanke nicht verlassen, und Georgien sucht Freunde und Unterstützung überall außerhalb Rußlands, unter den Feinden Rußlands, doch nur unter der Voraussetzung, daß die letzteren seine Rechte völlig anerkennen. Diese Anerkennung und die Garantieen dafür sind die Hauptbedingung für das Bündnis des georgischen Volkes mit den außerhalb Rußlands stehenden europäischen und asiatischen Mächten.

Tatsächlich sind die Sympathieen Georgiens in diesem Kriege für die Zentralmächte und ihre Verbündeten gewesen, und diese Sympathieen können weiter zum wirklichen Bündnis führen, wenn die Feinde Rußlands die Lage Georgiens richtig verstehen, wenn sie einer Nation, die 2000 Jahre lang ihr eigenes Staatswesen gehabt hat, das Recht auf die Selbständigkeit ernstlich zuerkennen, wenn sie endlich die große Bedeutung

eines freien Georgiens und eines unabhängigen Kaukasus im nahen Orient im eigenen Interesse richtig erkennen, ebenso wie sie die Bedeutung einer unabhängigen Ukraine für Zentraleuropa usw. neuerdings zu erkennen scheinen.

III.

Die russische Revolution hat die Hoffnungen Georgiens nicht verwirklicht. Georgien hat nicht nur für die Verwirklichung der großen, allgemein menschlichen Ideale seine Kräfte der russischen Revolution geopfert; es hat gedacht, daß mit der Vernichtung des Zarismus es auch seine Rechte wiederhergestellt sehen wird, — seine Rechte, die der Zarismus völkerrechtswidrig vernichtet hat: die Revolution dachte man sich als die Verneinung des Zarismus, aller seiner gesetzwidrigen Taten und infolgedessen auch jenes völkerrechtswidrigen Aktes, durch welchen die Kaiser Paul I. und Alexander I. im Jahre 1801 den georgischen Staat vernichtet hatten. — Das war unsere Hoffnung. Doch haben die Männer der Revolution sich als ebenbürtige Imperialisten erwiesen, wie die „Tschinowniks" des Zaren es waren. Sogar die Wiederherstellung der Autokephalie der georgischen Kirche wollte die provisorische Regierung nicht direkt anerkennen, bis das georgische Volk sie dazu gezwungen hatte. Die Georgier lassen sich noch an der deutsch-österreichischen Front aufreiben, von einem Feinde, der niemals der Feind Georgiens gewesen ist und niemals sein kann, anstatt daß die Georgier die Grenzen des eigenen Gebietes verteidigen! — Die Frage der Autonomie Georgiens, die von den Föderalisten, Nationaldemokraten, von einem Teil der Sozialdemokraten, vom Volke selbst direkt gestellt wurde, wurde von der provisorischen Regierung und von der Presse mit Feindseligkeit bekämpft und die ganze nationale Bewegung als contre-revolutionäre Umtriebe erklärt. —

Als die Georgier die Männer der Revolution an ihre Rechte erinnerten, gab ihnen Kerenski eine Antwort, die gerade einem jungen russischen Revolutionär ziemt: der Vertrag von 1783 hätte jetzt keine Geltung, weil er von den Vertretern der Dynastie geschlossen war, jetzt aber sei diese Dynastie verschwunden und an ihre Stelle die Demokratie getreten! Der Schluß, den Kerenski aus einer solchen „juridischen Konstruktion" (?!) zieht, ist natürlich, daß Georgien eine russische Provinz bleiben soll. Georgien ist von der Revolution betrogen worden; — alle Parteien Georgiens, sogar die Sozialdemokraten, die am meisten von der russischen Revolution die Verwirklichung ihrer Hoffnungen erwarteten, sehen sich betrogen, und eines Tages werden sie alle, das ganze georgische Volk, mit anderen Fremdvölkern Rußlands zusammen, gegen die russische Demokratie vorgehen, wenn sie sehen, daß diese Demokratie ebenso wie der Zarismus sie verraten hat und gegen die Völker, die ihre legitimen Rechte verlangen und zur nationalen Freiheit streben, mit den Bajonetten vorgehen wird!

So steht Georgien noch heute zwischen zwei Feuern, ebenso wie es früher gestanden hat, und kann nicht so leicht seine politische Orientierung endgültig bestimmen. Sein Ideal ist die Fortsetzung des unabhängigen politischen Lebens. Rußland ist das Haupthindernis zur Verwirklichung dieses Ideals, — das revolutionäre Rußland ebenso wie früher das zaristische. Die letzte Rede Kerenskis auf der Moskauer Reichsversammlung läßt schon keinen Zweifel mehr daran.

Wir betonen noch einmal: die Zentralmächte und die Türkei müssen diese schwierige Lage Georgiens verstehen und seine legitimen Bestrebungen, sein Recht auf ein selbständiges Staatswesen anerkennen und nach dieser Anerkennung Georgien als Bundesgenossen zu behandeln garantieren — nur dann wird ihre gemeinsame Arbeit mit dem georgischen Volke die gewünschten Ergebnisse zur Folge haben.

Und groß ist die Bedeutung eines freien Georgiens, eines unabhängigen Kaukasus, sowohl für den Orient wie für die Zentralmächte und für die Balkanstaaten. Die imperialistischen Ziele Rußlands, die es mit der Zustimmung seiner Alliierten im nahen Orient verfolgt, sind kein Geheimnis mehr. Am 20. August hat zuletzt der deutsche Reichskanzler enthüllt, wie die Alliierten die Türkei und den nahen Orient überhaupt aufteilen wollen. Die Ausführung dieses Planes der Alliierten hätte nicht nur die Vernichtung des ottomanischen Reiches bedeutet, sondern die Unmöglichkeit der Fortsetzung der wirtschaftlichen Tätigkeit der Zentralmächte im Orient. Die Unabhängigkeit der Balkanstaaten und der Bestand selbst des österreichisch-ungarischen Staates wären ernst bedroht. Solange Rußland das Schwarze Meer und den Kaukasus beherrscht, wird diese Gefahr immer bestehen. Und niemand darf sich Illusionen darüber machen, daß etwa die Revolution auf alle Fälle Rußland zur Auflösung und zum Verderben führen müsse!

Der künftige Imperialismus des verjüngten Rußlands ist gefährlicher für die Zentralmächte, die Türkei und den Orient, als es der des Zarismus war, und um diesen Imperialismus des revolutionären Rußlands zu beseitigen, ist es vor allem notwendig, eine selbständige Ukraine, oder im schlimmsten Falle eine völlig autonome Ukraine zu schaffen, damit die russische Gefahr nicht mehr von dem Schwarzen Meer her Europa bedrohen kann. Für die Beseitigung dieser Gefahr im Orient aber ist es außerdem absolut notwendig, ein selbständiges Georgien, einen unabhängigen Kaukasus zu schaffen, — oder im schlimmsten Falle wenigstens die territoriale Autonomie für Georgien und für den Kaukasus überhaupt zu erlangen. Geschieht es als eine der Folgen dieses Krieges, so können die Zentralmächte und die Türkei ohne weitere Gefahr von russischer Seite ihre Tätigkeit im Orient fortsetzen. Wenn nicht, dann ist das Schicksal der Türkei und der Balkanstaaten entschieden, dann bleibt auch in der Zukunft dieselbe ewige Ursache

des Krieges zwischen Rußland und den Zentralmächten bestehen, und es ist schwer vorauszusagen, wer in diesem gigantischen Kampfe den endgültigen Sieg davontragen wird.

Georgien bildet ein wirtschaftlich und kulturell entwickeltes Land, besitzt ein Territorium, das ungefähr dem bulgarischen gleicht, mit einer Bevölkerung von mehr als drei Millionen. Das georgische Volk hat eine lange politische Geschichte und Erfahrung hinter sich und noch dazu die Rechte auf Autonomie und sogar auf Unabhängigkeit. Es ist ausgesprochenermaßen ein Staatsvolk. Die georgische Frage ist eine internationale Frage nicht nur von dem Standpunkte ihrer Bedeutung, sondern auch von dem Standpunkte des Völkerrechts aus für diejenigen, die noch die Geltung der Verträge anerkennen. Ebenso ist die allgemeine kaukasische Frage eine internationale Frage wegen ihrer großen Bedeutung. Die kaukasischen Völker sind ebenfalls fähig, politisch unabhängig zu leben. Die günstige geographische Lage, die natürlichen Reichtümer des Landes und die Zahl der Bevölkerung (insgesamt 12½ Millionen) machen das durchaus möglich. Und wenn wir nach dem Friedensschluß ein unabhängiges Georgien, eine freie Föderation der Bergvölker und der Tataren sehen würden, die unabhängige neutrale kaukasische Konföderation Rußland von dem Orient trennen würde, so wäre das eines der größten positiven Ergebnisse dieses Krieges. Wenn die Kaukasier aber weniger Glück haben und nicht ein unabhängiger Kaukasus, sondern eine autonome, mit Rußland verbundene kaukasische Konföderation zustandekommen würde, so hätte es trotzdem dem russischen Imperialismus im nahen Orient einen entscheidenden Schlag versetzt.

Das ist das Ideal der Kaukasier und insbesondere der Georgier. Für die Verwirklichung dieses Ideals sind wir und alle kaukasischen Völker bereit, zusammen mit den Feinden Rußlands zu arbeiten. Eine vollständige Einigkeit herrscht unter den Kaukasiern und den Georgiern. Die alten Mißverständnisse sind aufgeklärt und verschwunden. Die Kaukasier haben endlich verstanden, daß ihr Schicksal mit dem der Georgier für immer verbunden ist und in demselben Sinne entschieden wird wie das der Georgier. Das war früher so und ist heute nicht anders, weil das einzige Volk im Kaukasus, das ein eigenes Staatsleben hatte, das georgische war. Es ist aber die höchste Zeit, daß unsere anderen natürlichen Freunde endlich die Notwendigkeit unserer Ansprüche und unserer Frage erkennen, und mit ihrer Hilfe und unserer Energie werden wir vielleicht imstande sein, unsere Ideale zu verwirklichen, was eine große internationale Bedeutung hätte und eine wichtige Garantie für die Sicherheit des ganzen nahen Orients, insbesondere der Türkei, und für die weitere Entwicklung des Einflusses der Zentralmächte in der orientalischen Welt wäre.

Doch verlangen wir von unseren natürlichen Freunden für die Garantien, die ihnen unsere zukünftige Unabhängigkeit bieten kann, die Garantien, die wir jetzt schon von ihnen haben müssen und von welchen wir oben gesprochen haben. Das ist, wie wir nochmals betonen, die wichtigste Bedingung unseres Zusammenarbeitens. Die georgische und kaukasische Frage überhaupt ist eine große ernste politische und internationale Frage, und keineswegs eine große politische Intrige, die, nach der Meinung der Entente, die Zentralmächte und die Türkei organisiert hätten.

Arslan Girey:

Der russische Islam und die russische Revolution von 1917.

I.

Unter den Fremdvölkern Rußlands zählen die mohammedanischen Völker zu den in Westeuropa am wenigsten bekannten. Das hat seinen Grund darin, daß sie nach Sprache und Kultur dem Okzident völlig fremd gegenüberstehen und dank der brutalen Herrschaft der Russen*) nicht imstande waren, sich soviel an okzidentaler Bildung anzueignen, als sie es wollten und als es notwendig war, um selbst sich dem Okzident näher zu bringen. Nur so ist es verständlich, daß es den Russen gelingen konnte, die Geschichte der Tataren intra et extra muros zu verunglimpfen und den gesamten modernen Islam Rußlands der Verachtung preiszugeben, zumal die Russen in dieser Hinsicht mit England Hand in Hand gehen, das seinerseits den europäischen Kontinent zu überzeugen bemüht ist, alles, was den Orient bewohnt, sei minderwertig. Mit großem Erfolg haben beide Staaten und Völker die Verfälschung der öffentlichen Meinung der Welt betrieben, um unter dem Schutze ihres Lügensystems ohne Protest die schwersten Vergewaltigungen an den diskreditierten Völkern zu verüben. Den ersten Riß in das russische System brachte die erste russische Revolution, in der der russische Islam sich der erstaunten Welt als eine Macht in Rußland zu erkennen gab, sich eine gute politische Vertretung in der mohammedanischen Fraktion der Reichsduma und im Allrussischen Mohammedaner Kongreß schuf und binnen kurzem eine nicht mehr zu übersehende islamisch-russische Presse begründete, um sich untereinander zu ver-

*) Seit die Ukrainer den ihnen aufgedrängten verächtlichen Namen der Kleinrussen verdrängt haben, haben die Großrussen gleichfalls ihren Namen verloren und sind zu Russen schlechtweg geworden.

ständigen und sich der Welt verständlich zu machen. Den zweiten größeren Riß brachte der gegenwärtige Weltkrieg, insofern als er das Prinzip der Selbstbestimmung der Völker, das die Entente nur auf Europa anwenden wollte, auf alle Welt ausgedehnt und damit das Interesse auch an den unterdrückten islamischen Völkern Rußlands sehr wesentlich gefördert hat. Zerrissen aber hat das russische Lügensystem erst die Revolution dieses Jahres, denn nunmehr hat der Islam Rußlands beweisen können und bewiesen, daß er imstande ist, seine Geschicke selbst in die Hand zu nehmen. Nunmehr wird sich die Welt dauernd mit den russischen Mohammedanern beschäftigen müssen und letztere selbst werden ihrerseits, da sie einmal ungehindert sind, dauernd ein Verhältnis zur Welt suchen und finden.

II.

Bevor ich zur kurzen Darstellung der Ereignisse dieser letzten Phase der Entwicklung des russischen Islams übergehe, will ich kurz die fünf Gruppen innerhalb derselben nennen und die Verhältnisse in den einzelnen Gruppen, soweit sie von Wichtigkeit für das Verständnis des folgenden sind, skizzieren. Diese fünf Grupen sind nicht immer völkisch einheitlich, wohl aber politisch. Es sind das die fünf Gruppen, aus denen sich der Allrussische Mohammedaner Kongreß zusammensetzt. Die wichtigste Rolle kommt den Tataren zu, die zwischen Wolga und Ural siedeln und sporadisch westlich über die Wolga, östlich über den Ural hinübergreifen. Unter den Sammelnamen Tataren subsummiert man außer reinen Tataren auch die dasselbe Territorium bewohnenden Baschkiren, Tschuwaschen usw., da sich alle diese Völkerschaften in der Erkenntnis, allein nichts zu bedeuten, mit den Tataren zu einem einheitlichen Ganzen verbinden. Kein Siedelungsgebiet ist so zerrissen, wie das Gebiet dieser Gruppe. Seit altersher hat Rußland hier die gewaltigste Kolonisation getrieben, noch am Ende des XIX. Jahrhunderts durch nackten Länderraub das geschlossene Siedelungsgebiet der Baschkiren (900 000 Menschen) gesprengt. Ihre Gesamtzahl beträgt nach der Zählung von 1897, die bekanntlich die Zahlen für den Islam aus politischen Gründen herabgesetzt hat, 1 737 000.

Die zweite Gruppe auf dem europäischen Kontinent bilden die Krimtataren, denen die Mohammedaner in den Gebieten des ehemaligen Großfürstentums Litauen zugesellt werden, weil sie in der geistlichen Verwaltung mit dieser verbunden sind. Ihre Zahl ist klein, im ganzen 190 800 in der Krim und 15 645 in den Gouvernements Wilna, Minsk, Grodno und Kowno. Ihre Bedeutung ist jedoch viel größer, als die Zahlen erwarten lassen. So haben die in Litauen beheimateten Mohammedaner in den Tagen der gegenwärtigen Revolution eine Reihe von hochgeschätzten Führern gestellt.

Die dritte Gruppe sind die Kaukasusmohammedaner. Unter den verschiedenen Völkerschaften Transkaukasiens haben eine überragende Stellung die sogen.

Kaukasustataren, deren wichtigste Zentren Baku und Jelisawetpol sind. Die kaukasischen Bergvölker, die im Gegensatz zu den übrigen Mohammedanern Rußlands keine Türkvölker sind, haben sich ebenfalls mit den Kaukasustataren verbunden, weil sie die Gemeinsamkeit der spezifisch kaukasischen Interessen im engsten Zusammenwirken mit letzteren gesichert wissen. Wenn sie die absolute Führung nicht in dem Maße wie die übrigen Mohammedaner des Kaukasus an Baku und Jelisawetpol abgetreten haben und ihrem Zentrum, Wladikowkas, eine selbständige Bedeutung zukommt, so ist die politische Vertretung des Kaukasus infolge der Verbindung der Bergvölker mit den Kaukasustataren nach außen einheitlich geworden.

Die vierte Gruppe bilden die Kirgisen, die in einer kleinen Anzahl von 264 059 zwischen den Niederungen der Wolga und des Ural als Bukejiwschen Horde leben und als ein Volk von nicht weniger als 3 988 993 (immer nach der Zählung von 1897) das Generalgouvernement der Steppe bewohnen und mit anderen Worten vom Kaspisee bis zu Chinas Westgrenzen siedeln. Sie bilden völkisch eine völlig einheitliche Gruppe des russischen Islams, sind von großer Tüchtigkeit des Verstandes und Charakters, so daß wohl anzunehmen ist, daß ihre Bedeutung in kurzer Zeit in Rußland gewaltig wachsen wird, nachdem die Schranken des alten Regimes, die gerade auf diesem Volke am schwersten lasteten, gefallen sind.

Die fünfte und letzte Gruppe bilden die Bewohner Turkestans. Die Vorherrschaft haben hier die Sarten im Osten, die Turkmenen im Westen des Landes. Die Scheidegrenze zwischen ihnen bilden die Reiche Buchara und Chiwa, die aber als souzeräne Staaten außerhalb des Systems des russischen Islams und der Organisation des Allrussischen Mohammedaner-Kongresses stehen. Turkestan ist völkisch auch nicht einheitlich. So gehören zu ihm weite Gebiete von Kirgisen, die völkisch zu den nördlich an sie schließenden Brüdern im Generalgouvernement der Steppe tendieren, heute aber noch mit Turkestan eine Einheit bilden und gemeinsame Vertreter in den Allrussischen Kongreß entsandten. Turkestan ist dicht besiedelt und zählt Millionen Einwohner.

In religiöser Hinsicht hatte die russische Regierung die Mohammedaner untereinander getrennt, um der Idee der Einheit des russischen Islams entgegenzuwirken. Die Wolgatataren haben ihre religiöse Verwaltung in Ufa, die nach ihrem ursprünglichen Sitz die Orenburger Geistliche Versammlung heißt; ihr ist das Gebiet der Kirgisen und Turkestan untergeordnet. Die Krim hat mit Litauen, wie bereits erwähnt ist, eine besondere Verwaltung und im Kaukasus unterhielten die Russen ein Scheich-ul-Islamat für die Schiiten und ein Muftiamt für die Sunniten.

In militärischer Beziehung sind dienstpflichtig nur die Wolga- und Krimtataren. Aus den Kaukasiern und den Turkmenen Turkestans sind nur einige

„Freiwilligen"-Regimenter aufgestellt worden, die so zustande kamen, daß die Regierung den Ältesten der Dörfer erklärte: „Ihr habt so und so viel Mann zu stellen" und diese für Geldzahlungen die Ärmsten im Dorf willig machten, den verhaßten russischen Heeresdienst zu übernehmen.

II.

Kaum hatte die Revolution der liberalen Bourgeoisie und der sozialistischen Volksmassen mit Hilfe des aufrühreriſchen Militärs zum Sturze des Zarismus geführt, als auch der Islam gleich den anderen Fremdvölkern sofort zur Organisation der Bezirke seiner Siedlungsgebiete überging. Dort, wo er ausschließlich oder in der Majorität ansässig ist, rief er Lokalkomitees ins Leben, die die Leitung dieser Bezirke vollständig in ihre Hand nehmen. Dort, wo sich die Mohammedaner in der Minderheit befinden, gründeten sie Komitees, die eine ausgiebige Vertretung der islamischen Interessen neben den anderen Nationalitäten ermöglichten. Die islamischen Komitees verständigten sich alsbald untereinander und setzten in Petersburg einen Ausschuß ein, der den Auftrag erhielt, einen Allrussischen Mohammedanerkongreß zum 1/14. Mai nach Moskau zu berufen, damit der Islam seine Organisation und seine Politik vereinheitlichen könne. Es erwies sich nämlich, daß die alte Generation der mohammedanischen Politiker durch die harten Prüfungen, die von dem Zarismus und der 3. und 4. Duma ausgingen, so ermattet waren, daß sie den großen Moment der Revolution nicht zu werten verstanden und einer jungen Generation Platz machen mußten. Der bekannteste Exponent jener versagenden Richtung, die bei der revolutionären Bourgeoisie das Glück suchte und sich mit dem freundlichen Augenblinzeln der russischen Imperialisten begnügen wollte, ist Sadri Maksudow, während die wichtigsten Exponenten der neuen Richtung Achmed Calikow, ein Abkömmling der kaukasischen Berge, und der Sozialrevolutionär Iljas Ischakow sind. Neben diesen gibt es noch eine Gruppe von Politikern, die bereits früher eine Rolle spielten und sie heute weiterspielen, weil ihnen der Blick für die Größe der Stunde nicht verloren gegangen war. Ihr wichtigster Führer ist der weit über Rußlands Grenzen hinaus bekannte liberale religionsphilosophische Schriftsteller Musa Bigijew, der heute Achun (Propst) in Petersburg an dem vom Emir von Buchara nach dem Vorbilde der berühmten Moschee Bibi-Changow in Samarkand erbauten Gotteshause geworden ist.

Das Organisationskomitee in Petersburg arbeitete mit größtem Eifer und größter Präzision, wovon ihre „Bulletins", die überall im Islam verbreitet wurden, Zeugnis ablegen. Der Kongreß kam pünktlich zustande. Von allen Orten und von allen Organisationen kamen Delegierte. Man erwartete 500 Teilnehmer und sah ihrer 800, ungerechnet der 112 Frauen. Die islamischen Frauen Rußlands, um das hier einzuschalten, hatten alsbald nach der Revolution in

Kazan einen allrussischen Kongreß islamischer Frauen abgehalten und beschlossen, coûte que coûte die Frauenfrage zu lösen, d. h. dieselben Rechte zu erobern, die ihren europäischen Schwestern zustehen. Daher erschienen sie in Moskau in so unerwartet großer Zahl. Unter den Männern, die gekommen waren, sah man — was besonders hervorzuheben ist — neben den Zivilisten eine Reihe militärischer Delegierter, deren Führer Iljas Alkin war. Die mohammedanischen Soldaten Rußlands hatten nach dem Vorbilde der Ukrainer im Wettstreit mit den anderen Fremdvölkern Rußlands eine Militärliga begründet, deren Zentralstelle das Militärkomitee von Kazan ist. Kein Zweifel, daß die Vertretung von wenigstens einer Million Soldaten des russischen Heeres die Bedeutung des Moskauer Kongresses wesentlich erhöhte.

Auf dem Kongreß selbst ist es zu schweren Kämpfen gekommen. Es gab starke Parteien, denen die Liberalisierung des Islams ein Greuel ist. Zu ihnen gehören sehr viele Imams. Allein sie wurden von dem Gros des Kongresses überstimmt. Dieses bestand aus Sozialisten. Untereinander waren letztere keineswegs in allen Punkten einig. So vertraten die Sozialdemokraten den Gedanken einer zentralisierten demokratischen russischen Republik gleich den übrigen Genossen im Reich, während sich die Sozialrevolutionäre für einen föderativen Freistaat einsetzten und politische Autonomie für die islamischen Territorien Rußlands forderten. Zusammen mit den reaktionär Gesinnten, die sich mit ihnen auf dem Boden des Nationalismus ohne Schwierigkeit verständigen, trugen die Sozialrevolutionäre den vollen Sieg zugunsten autonomer Territorien davon. Während die Krim, der Kaukasus, die Kirgisensteppe, Turkestan feste Grenzen besitzen, machte die Abgrenzung des Territoriums der Tataren Schwierigkeiten, weil die Russen durch die gewaltsame Ansetzung von Siedlern die Einheit des ethnographischen Gebiets der Tataren zerstört haben. Man sah sich gezwungen, diese Frage bis zum nächsten Allrussischen Mohammedanerkongreß zu vertagen, nahm aber als Mindestterritorium eine Fläche etwa von der Größe Kongreßpolens mit Ufa als Zentrum in Aussicht.

Volle Einigkeit herrschte in der brennendsten Frage der zur Zeit notwendigen Organisation des Islams. Hier schuf der Allrussische Mohammedanerkongreß zwei Zentralstellen: eine zur politischen, die andere zur religiösen Leitung des russischen Islams. Mit der politischen Führung wurde ein Zentralrat mit dem Sitz in Petersburg betraut, der 30 Mitglieder zählt und nach den 5 islamischen Gebieten gegliedert ist. Zwölf Mitglieder des Zentralrats müssen ständig in Petersburg anwesend sein, wo ihnen der Emir von Buchara seinen Palast zur Verfügung gestellt hat. Bisher haben die islamischen Teilgebiete in den Ausschuß der Zwölf entboten: Achmed Calikow, Vorsitzender; Schakir Mucha Medjarow, Schriftführer, und Zagid Schamil — als Vertreter Zentralrußlands; Ubejdulla Chodshajew, Kulbaj Tugusow und Zaki Walidi aus Turkestan, die Kirgisen Dshaganscha Dusmuchamedow, stellv. Vorsitzender, und Walid Chan Tanatschew;

ein Krimtatare Ismail Lemanow. 2 Vertreter des Kaukasus und einer aus Zentralrußland sind noch zu wählen.

In der geistlichen Verwaltung gelang es ohne große Opposition anstelle der verschiedenen rivalisierenden geistlichen Behörden die Orenburger Versammlung zur höchsten geistlichen Gewalt des gesamten russischen Islams zu erheben. Wesentlich erleichtert wurde die Aufgabe des Kongresses durch die kurz vorher erfolgte Verbindung der Schiiten und Sunniten im Kaukasus, die in der Erkenntnis der Forderung der Zeit nach Eintracht eine Union herbeigeführt hatten, wie sie etwa in der preußischen Landeskirche für die verschiedenen Protestanten zustandegekommen ist. Um diese neue Behörde sofort durch Mitwirkung aller islamischen Völker Rußlands ins Leben zu rufen und die russische Regierung, die gutwillig nie und nimmer dem Allrussischen Mohammedanerkongreß das Recht zur Ernennung der Mitglieder dieser Behörde eingeräumt haben würde, vor ein fait accompli zu stellen, wurde nicht nur Ali Dshan Barudi zum Mufti des gesamten Islams Rußlands, sondern auch das gesamte Kollegium der Verwaltung gewählt. Hierbei feierten die islamischen Frauen einen außerordentlichen Erfolg. Eine der anwesenden Damen kam als Mitglied in die Verwaltung hinein.

Da sich das Militärkomitee von Kazan bereit erklärte, sich dem Zentralrat nach seiner vollendeten Konstituierung unterzuordnen, so hat der Allrussische Kongreß tatsächlich die Vereinheitlichung der Leitung seiner Geschicke erreicht. Alle kleinen Errungenschaften sind gegenüber dieser bedeutungslos und können füglich beiseite bleiben.

III.

Was die Zukunft der angestrebten Befreiung vom russischen Joch belangt, so kann heute niemand sagen, wo ihre äußersten Marken liegen. Während es sich im Mai a. c. um die Frage einer zentralisierten oder föderativen Republik drehte, ist heute diese Frage müßig geworden. Dank dem Vorgehen der Ukrainer lautet die Frage: föderatives Rußland oder freie nationale Staaten. Mit der Andeutung solcher Evolutionsmöglichkeiten muß man sich jedoch z. Zt. begnügen, um sich nicht im Uferlosen zu verlieren. Klärung bringt sicher der Herbst, in dem ein Fremdvölkerkongreß, berufen von dem Zentralrat der Ukraine, tagen wird, und dann die auf den 24. Dezember festgesetzte konstituierende Versammlung in Moskau, die die Großrussen für ganz Rußland einberufen.

Dr. Felix Mlynarski: Polen, die russischen Fremdvölker und die russische Revolution.

Herr Dr. F. Mlynarski war bis vor kurzem Delegierter des obersten polnischen Nationalkomitees in Amerika, wo er die Unabhängigkeit Polens erfolgreich vertrat. Er ist der Verfasser der Schrift: „The problems of the coming peace“, in welcher er den internationalen Charakter der polnischen Frage darlegte und die Meinung vertrat, daß nur der allgemeine Friedenskongreß die polnische Frage lösen könne. Dr. Mlynarski ist Mitglied des Exekutivausschusses des „Nationalen Zentrums“, aus welchem die zu konstituierende polnische Regierung gebildet werden dürfte. Die nachfolgenden Aeußerungen Dr. Mlynarskis dürften daher besonderes Interesse beanspruchen:

„Der Ausbruch der russischen Revolution hat anfänglich gewisse Kreise sowohl der polnischen wie der deutschen Gesellschaft desorientiert. In der deutschen Presse wurden Meinungen laut, daß es gelingen wird mit dem revolutionären Rußland Frieden zu schließen, und im Zusammenhang mit dieser Hoffnung begann man die Konzeption des polnischen Staates im Bunde mit der föderativen russischen Republik der bisherigen Konzeption des polnischen Staates im Bunde mit Mitteleuropa entgegenzustellen. Dies mußte die Beziehung zum Akte vom 5. November und dessen unmittelbare Realisierung ungünstig beeinflussen. Ein voreiliger Pessimismus erfaßte sowohl die Deutschen wie die Polen. Die ersten verloren den Glauben an die Notwendigkeit der Bildung des polnischen Staates — die zweiten die Hoffnung, daß der Akt vom 5. November überhaupt vor dem Friedenskongreß verwirklicht werde. Eine gewisse Analogie ist zwischen denjenigen deutschen Politikern, die eine Verständigung mit Rußland auf Kosten Polens wünschen, und den Polen, die unter diesen Umständen ihre antirussische Haltung zu revidieren sich genötigt sahen, zu bemerken. Die polnische Linke fürchtete nach dem Sturz des Zarismus Rußland nicht mehr, da sie an eine aggressive Politik der revolutionären Regierung gegenüber Polen nicht glaubte. Die Wirklichkeit hat diese Illusionen Lügen gestraft. Die erste ernüchternde Tatsache war die russische Offensive, die sich in der Richtung auf Lemberg und Wilna bewegte, d. h. dem Beispiel des zarischen Imperialismus folgte. Gleichzeitig begann sich trotz des inneren Chaos der großrussische Staatsinstinkt immer deutlicher zu regen, der unter den Parolen der Einheit und Unteilbarkeit des russischen Imperiums Reaktionäre, Sozialisten, Oktobristen und Kadetten vereint. Das in seiner inneren Politik zerschlagene Rußland des Sozialisten Kerenski erweist sich in der äußeren Politik einheit-

lich und solidarisch. Die Parole des Krieges nahm Oberhand über die des Friedens, und die Parole der Unteilbarkeit Rußlands und eiserner Unnachgiebigkeit den Fremdvölkern gegenüber triumphiert über die Phrasen vom Selbstbestimmungsrecht der Völker. Gutschkow z. B., der als Kriegsminister das Märzmanifest über das unabhängige Polen unterzeichnete, organisiert gegenwärtig eine liberal-republikanische Partei unter der Parole der Einheitlichkeit und Unteilbarkeit Rußlands, was zur Genüge charakterisiert, wie er in der Praxis die „Militärunion Polens mit Rußland" auffassen würde. Die Tagung der Kosaken ist unter der gleichen Losung einberufen worden und Kerenski führt sie ins Leben ein, indem er den Landtag von Finnland auflöst und seine Kosaken dorthin schickt. Das gleiche Geschick wird wohl auch sehr bald die starke ukrainische Bewegung ereilen. Die revolutionäre Karriere des Gen. Kornilow, die mit dem Füsilieren einer ganzen Division begann, ist für die Fremdstämmigen gleichfalls ein Memento.

Dem gegenüber muß die Stellung aller derjenigen, die gegen das zaristische Rußland waren, erhalten und der Krieg mit Rußland unbedingt bis ans Ende ausgefochten werden. Auch die Notwendigkeit der raschen Realisierung des Novembermanifestes und der Bildung einer Armee gewinnt auf diesem Hintergrunde immer mehr an Aktualität und der frühere Plan der Abgrenzung Mitteleuropas von Rußland durch eine Zone, die aus den von Rußland abgetrennten, selbständig gemachten und mit gemeinsamen Banden vereinten Fremdvölkern gebildet wird, kommt mit neuer Kraft zur Geltung. Also die Selbständigkeit Finnlands, Litauens, Polens und der Ukraine. Das Problem ist nicht einfach. So bestehen z. B. Reibungen zwischen Litauen und Polen oder Ukraine und Polen. Die gegenseitigen Beziehungen dieser neuen Staatsorganismen werden wohl den Friedenskongreß bestimmen. Die Furcht vor dem scheinbaren polnischen Imperialismus, die in Litauen und der Ukraine verbreitet wird, ist unbegründet. Die gemeinsame Befürchtung der russischen Rache und Revanche wird die Reibungen sicher dämpfen und diese Nationen zum gemeinsamen Handeln zwingen."

* * *

Literatur. Über Polen informieren am besten: Erasme Piltz: „Petite Encyclopédie Polonaise", Libraire Payot & Cie., Lausanne et Paris. Friedrich Naumann: „Was wird aus Polen?" — Wilhelm Feldman: „Zur Lösung der polnischen Frage". Verlag von Carl Curtius, Berlin, 1916. — Gothein: „Polen als Nationalitätenstaat." — Dr. Richard Bahr: „Im besetzten Polen." Berlin, Carl Curtius. 1916. — Jan Kucharzewski: „L'Europe et le Problème Russo-Polonais." Lausanne 1916. — Dr. Felix Mlynarski: „The problems of the coming peace." — Benjamin Segel: „Die polnische Judenfrage". Verlag Georg Stilke, Berlin 1916.

Dr. Georg Jahn, z. Z. Brüssel: Volksvermehrung und Bevölkerungspolitik nach dem Kriege.

Die Erscheinung des Geburtenrückganges in Deutschland, die in den letzten Jahren vor dem Kriege in wachsendem Grade die Aufmerksamkeit der Volkswirtschaftler und Politiker auf sich zog und bereits vielfach über den engeren Kreis der Sachverständigen hinaus in der Öffentlichkeit erörtert zu werden begann, hat durch den langen schweren Krieg und seine unabwendbaren bevölkerungspolitischen Folgen eine so wesentlich erhöhte Bedeutung gewonnen, daß sie die vermehrte Beachtung, die sie schon jetzt zu finden scheint, durchaus verdient. Die Tatsachen, die die Statistik ermittelt hat, dulden keinen Zweifel. Die absolute Geburtenziffer, die im Jahre 1870 1 635 646 und 1872 nach einem unbedeutenden, durch den Krieg verursachten Rückschlag 1 692 227 betrug, ist von da ab mit geringen Schwankungen fast unausgesetzt gestiegen, erreichte im Jahre 1901 mit 2 097 838 ihren Höhepunkt und sank dann allmählich, aber unausgesetzt wieder ab. 1910 war die Geburtenziffer noch 1 982 836, 1912 bereits 1 925 883, 1913 nur noch 1 894 589 und 1914: 1 874 389. Dieser absolute Rückgang scheint nicht beträchtlich, gewinnt aber ein anderes Aussehen, wenn man damit vergleicht, daß von 1901 bis 1914 die Bevölkerung Deutschlands von rund 57 Millionen auf rund 68 Millionen gewachsen ist, die Zahl der Eheschließungen zugenommen hat und in Verbindung damit eine Zunahme der bisher Ledigen unter den Heiratenden, eine Verringerung des mittleren Heiratsalters sowie eine Verlängerung der durchschnittlichen Ehedauer eingetreten ist. Im Verhältnis zur Bevölkerungszahl ist deshalb der Geburtenrückgang wesentlich stärker, als es nach den absoluten Zahlen den Anschein hat. Die sogenannte allgemeine Geburtenziffer, die im Jahresdurchschnitt 1871/80: 40,7 ‰, 1881/90: 38,2 ‰, 1891/1900: 37,3 ‰ betrug, war 1901, also im Jahre der größten absoluten Geburtenziffer, nur noch 36,9 ‰, im Jahresdurchschnitt 1901/10: 33,9 ‰ und sank in den Jahren 1911, 1912, 1913 und 1914 auf 29,5 ‰, 29,1 ‰, 28,3 ‰ und 27,6 ‰. Der relative Geburtenrückgang ist also doch recht erheblich.

Da die absolute Zahl der unehelichen Geburten sich seit 1901 ungefähr gleich geblieben und in ihrem Verhältnis zur Geburtenziffer sogar von 8,6 % auf 9,8 % im Jahre 1914 gestiegen ist, so entfällt der Rückgang in seinem ganzen Umfange auf die ehelichen Geburten, hat also seinen Grund in einem beträchtlichen Absinken der ehelichen Fruchtbarkeit. Dieses ist allem Anschein nach in den Städten wesentlich stärker als auf dem Lande. Denn wenn auch für die letzten Jahre vor dem Kriege keine genauen Zahlen vorliegen, so geben doch einige ältere preußische Be-

rechnungen einen gewissen Anhalt. Nach der einen derselben war die Zahl der ehelichen Geburten in Preußen auf 1000 Ehefrauen im Alter von 15 bis 50 Jahren in den Städten 269 im Durchschnitt der Jahre 1879/82 und sank auf 240 in 1894/97, 227 in 1899/1902 und 207 in 1904/07; auf dem Lande dagegen waren die entsprechenden Ziffern 288, 290, 287 und 269. Nach einer anderen Berechnung kamen auf 1000 Ehefrauen im Alter von 15 bis 45 Jahren in den preußischen Städten 1880/81 305 eheliche Geburten, 1890/91 297, 1900/01 266 und 1905/06 nur noch 241, in den Landgemeinden dagegen 1880/81 329, 1890/91 347, 1900/01 337 und 1905/06 317. Es liegen Ansichten dafür vor, daß die Entwicklung in Stadt und Land sich in den letzten Jahren vor dem Kriege in denselben Geleisen bewegt hat wie in der erfaßten Periode.

An dem starken Geburtenrückgang in den Städten haben weniger die oberen Schichten Anteil als vielmehr die mittleren und ein Teil der unteren, da die ersteren — ähnlich wie der Adel und die Großbauern auf dem Lande — von jeher aus Rücksicht auf die Vermögenszusammenhaltung die Kinderzahl stark beschränkt haben. Die geringste eheliche Fruchtbarkeit und die stärkste prozentuale Abnahme derselben hat nach einer Untersuchung von Leo Berger (Untersuchungen über den Zusammenhang zwischen Beruf und Fruchtbarkeit, Z. d. k. preuß. stat. Landesamtes 1913, Abt. 3) die Berufsabteilung E, also die Beamten und die Angehörigen der freien Berufe. Für einzelne große Beamtengruppen liegen besondere Untersuchungen vor, nach denen allerdings die Kinderarmut in diesen Kreisen geradezu erschreckend ist. So hat die Statistik der Reichspost- und Telegraphenverwaltung über den Haus- und Familienstand des Post- und Telegraphenpersonals festgestellt, daß nach dem Stande vom 1. 10. 1912 auf je einen verheirateten, verwitweten oder geschiedenen Beamten in der höheren Postlaufbahn durchschnittlich 1,7 Kinder, in der mittleren 1,9 und in der unteren 2,4 entfielen. Es erreichten also nur die unteren Postbeamten den Geburtendurchschnitt des französischen Volkes, und alle Kategorien blieben beträchtlich hinter dem 3,5 betragenden für ganz Deutschland zurück. Ein wenig besser liegen die Verhältnisse bei den preußischen Beamten, über die eine Familienstandsstatistik vom Jahre 1913 Auskunft gibt. Ein höherer Beamter hatte hiernach durchschnitlich 2,1 Kinder, ein mittlerer 2,4 und ein unterer 2,9. Obgleich die Verhältnisse also hier nicht unwesentlich günstiger lagen wie bei den Postbeamten, so bleibt doch der Gesamtdurchschnitt mit 2,7 immer noch stark hinter dem Reichsdurchschnitt zurück. Fast genau so wie bei den preußischen Beamten ist der Familienstand der Volksschullehrer, bei denen nach einer privaten Untersuchung der Kinderdurchschnitt vor dem Kriege knapp 2,6 war. Wie sehr sich die Verhältnisse in den beiden letzten Gruppen ähneln, zeigt sich z. B. daran, daß bei den preußischen Beamten 71,22 % und bei den Lehrern 72,58 % bis zu drei Kindern hatten, also das Ein- und Zweikindersystem bei ihnen stark verbreitet war. Wenn auch für die übrigen Beamtenschichten und für die Angehörigen der freien Berufe statistische Unterlagen nicht vorhanden

sind, so kann man doch nach der täglichen Erfahrung behaupten, daß namentlich bei den letzteren das Zweikindersystem fast schon zur allgemeinen Gepflogenheit geworden ist.

Gut unterrichtet sind wir weiterhin über die Familienstandsverhältnisse bei den Privatangestellten, jener neu heraufgekommenen Schicht, die mit rund 2 Millionen Erwerbstätigen schon einen recht bedeutenden Platz unter den Volksklassen einnimmt. Nach den größeren Untersuchungen, die über die einzelnen Angestelltengruppen im letzten Jahrzehnt gemacht worden sind, kamen auf einen verheirateten, verwitweten oder geschiedenen technischen Privatbeamten im Durchschnitt 2,0, einen Handlungsgehilfen 2,3 und einen Bureauangestellten noch nicht ganz 2,0 Kinder. Diese Zahlen bedeuten, daß die Herrschaft des Zweikindersystems sich hier bereits vollständig durchgesetzt hat. Ähnlich, wenn auch durchaus noch nicht so rasch verlaufen ist die Entwicklung bei der gelernten, hochqualifizierten und hochgelohnten Industriearbeiterschaft. Direkte Untersuchungen für einzelne Gruppen (wie z. B. die Buchdrucker) und die Bearbeitung indirekt gewonnenen Materials haben auch hier stark sinkende Durchschnitts-Kinderzahlen und bewußtes Kleinhalten der Familie als sicher ergeben.

So steht es fest, daß gerade die am stärksten wachsenden, aus dem modernen Wirtschaftsleben herausgeborenen Bevölkerungsschichten der Beamten, Privatangestellten und gelernten Arbeiter eine Geburtenbeschränkung ausüben, die — im ganzen Volke zur Gepflogenheit erhoben — uns in der Bevölkerungsvermehrung auf eine Stufe mit Frankreich bringen würde. Glücklicherweise steht es jedoch noch nicht so schlimm, und es gibt noch breite Volksschichten, wie besonders die Landarbeiter und Kleinbauern sowie die ungelernten Industriearbeiter, die bisher keinen wesentlichen Geburtenrückgang aufzuweisen haben. Ihnen ist es vor allem auch zu danken, daß wir immer noch einen sehr hohen Geburtenüberschuß hatten und als Volksganzes ständig gewachsen sind. Unser Geburtenüberschuß ist von 1870 bis zur Jahrhundertwende mit gewissen Jahresschwankungen unausgesetzt gestiegen, er betrug 1870 nur 451 331, 1880 bereits 522 970, 1890 560 247 und erreichte in den Jahren 1901 mit 857 824 und 1902 mit 902 243 seinen Höhepunkt. Seitdem hat er sich zwischen 800 und 900 000 gehalten, abgesehen von einzelnen Jahren (z. B. 1905 und 1911), in denen er infolge erhöhter Kindersterblichkeit unter 800 000 sank. Wenn der Geburtenüberschuß so auch über ein Jahrzehnt lang ungefähr auf seiner absoluten Höhe stehen geblieben ist, so darf doch nicht übersehen werden, daß auch er bereits relativ gesunken ist; denn während er im Jahre 1902 bei rund 59 Mill. Einwohnern 15,6 ‰ der Gesamtbevölkerung ausmachte, belief er sich 1913, im letzten Jahre vor dem Kriege, bei rund 68 Mill. Einwohnern nur noch auf 12,4 ‰.

Wir verdanken diese Aufrechterhaltung unseres Geburtenüberschusses angesichts des starken absoluten und relativen Geburtenrückganges einzig und allein der Tatsache, daß unsere allgemeine Sterblichkeitsziffer noch wesentlich rascher

gesunken ist. Während im Jahre 1870 die Zahl der Gestorbenen noch 29,0 ‰, 1880 27,5 ‰ und 1890 25,6 ‰ betrug, ist sie seit 1900, wo sie 23,2 ‰ der Gesamtbevölkerung ausmachte, unausgesetzt weiter gefallen. Sie war 1912 nur noch 16,4 ‰ und 1913 15,8 ‰. Einen wesentlichen Anteil an diesem Rückgange hat die Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit, die bis 1912 und 1913 auf 14,7 und 15,1 % der Lebendgeborenen zurückgegangen war, mit dieser Ziffer aber noch immer hinter den anderen Kulturstaaten wie z. B. der Schweiz mit 12,3 % (1911), Belgiens mit 12,0 % (1912), Frankreichs mit 11,1 % (1910), Dänemarks mit 10,6 % (1911), Englands mit 9,5 % (1912), der Niederlande mit 8,7 % (1912) Schwedens mit 7,5 % (1910) und Norwegens mit 6,5 % (1911) z. T. ganz wesentlich zurücksteht.

Über die Gründe des Geburtenrückganges ist in Deutschland vor dem Kriege in den Kreisen der Bevölkerungspolitiker vielfach und heftig hin- und hergestritten worden. Die einen glaubten die Erschwerung der Lebenshaltung, die Teuerung der Lebensmittel, die mangelhaften Wohnungsverhältnisse, die großen Kosten jeder höheren Ausbildung, die Höhe der öffentlichen Lasten, die Konkurrenz im Wirtschaftsleben, die Überfüllung der städtischen Berufe, die Schwierigkeiten des sozialen Aufstiegs infolge der Verbeamtung und Bureaukratisierung auch des Wirtschaftslebens, die Unmöglichkeit der Erlangung wirtschaftlicher Selbständigkeit u. dergl. mehr verantwortlich machen zu müssen. Andere schoben die Schuld auf die Bequemlichkeit der Eltern und ihr Streben nach einem genußreichen Leben. Eine dritte Gruppe wieder suchte den Grund in der Verfeinerung der Kindesliebe und dem gesteigerten Verantwortungsgefühl der Eltern dafür, daß die Kinder die Bedingungen einer erträglichen Existenz finden und es besser haben und weiter bringen sollten als sie selbst. Die letzten endlich erblickten die Ursache aller Schäden in dem Schwinden der kirchlichen Religiosität mit ihrem biblischen Gebot der ehelichen Fruchtbarkeit und bemühten sich, die Richtigkeit ihrer Behauptung durch die größere Geburtenhäufigkeit in streng katholischen, kulturell zurückgebliebenen Gegenden zu erweisen.

Alle diese Gründe, so einseitig sie manchmal verfochten worden sind, deuten doch im wesentlichen in eine ganz bestimmte Richtung, in der allein die Erklärung für den in der ganzen modernen Kulturwelt mehr oder weniger stark in die Erscheinung tretenden Geburtenrückgang zu suchen ist. Der Wille zur Kinderzeugung ist abhängig von der Lebensgesinnung, die eine ganze Kulturperiode beherrscht. Die unsere aber wird charakterisiert durch den Geist der Rechenhaftigkeit, der mit dem kapitalistischen Wirtschaftssystem in die Welt eingezogen ist. Er hat auch das Geschlechtsleben der Menschen nicht unberührt gelassen und die Kinderzeugung im wesentlichen auf die Basis rein verständnismäßiger Erwägung gestellt. Das Liebesleben steht unter rationalistischer Kontrolle. Und wenn der Kreis der diese Kontrolle Übenden heute erst 20 oder 30 % der sich sexuell Betätigenden umfassen mag, so werden es morgen 40 oder 50 und im übernächsten

Jahrzehnt vielleicht schon 60 oder 70 % sein. Das ist es, worauf vor allem Julius Wolff in seinen bevölkerungspolitischen Schriften mit Recht hingewiesen hat: Der Geburtenrückgang, die willensgemäße Beschränkung der Kinderzahl ist ein Ausfluß der beginnenden zielbewußten Beherrschung des generativen Automatismus und damit ein Teil jenes gewaltigen Rationalisierungsprozesses, der allmählich unsere gesamte Kultur durchdringt.

Daß daneben auch noch andere, namentlich sexualpsychologische und sozialpathologische Momente zur Erklärung des Geburtenrückganges heranzuziehen sind, ist gewiß. So läßt sich eine steigende Abnahme des Zeugungswillens und Fortpflanzungstriebes in den Kreisen mit verfeinerter Kultur nicht verkennen. Ebenso ist die Gebärfreudigkeit unserer Frauen zweifellos im Sinken begriffen, eine Erscheinung, die als Folge der sozialökonomischen Wertung der Frauenarbeit, des Eintrittes der Frau und Mutter in das Berufsleben und der indirekt und direkt damit im Zusammenhange stehenden somatischen und seelischen Umgestaltungen des Frauenkörpers anzusprechen ist. Der Frauentypus, den unsere Frauenbewegung in steigendem Grade anstrebt, ist einer den großen nationalen Volkszwecken angemessenen Fruchtbarkeit keineswegs günstig. Denn das Streben nach ökonomischer Selbständigkeit, das von dieser Frauenbewegung gestärkt und gefördert wird, bringt gerade diejenigen Frauen hoch, die die gesteigerte Rechenhaftigkeit der ganzen Lebensgesinnung unseres Wirtschaftszeitalters besitzen, und läßt sie zugleich aus vielfachen Gründen leichter zur Verheiratung gelangen. Auf der andern Seite aber begünstigt und bevorzugt unser Industriesystem in hohem Maße unter den weiblichen Arbeitskräften von vornherein den relativ viril angeborenen Typus mit schwachem Zeugungs= und Fortpflanzungswillen vor dem weiblichen Eigentypus mit ausgeprägtem Fortpflanzungstrieb, leidenschaflichem Gefühl und starker Erotik.*) Hierin liegt mit einer der tiefsten, mit dem Rationalisierungsprozesse unserer Kultur mittelbar zusammenhängenden Gründe für den Geburtenrückgang.

Auf einem anderen Blatte stehen die keineswegs zu unterschätzenden sozialpathologischen Momente. Hierher gehören vor allem der glücklicher Weise an Bedeutung abnehmende Alkoholismus und die wachsende Ausdehnung und Verbreitung der Geschlechtskrankheiten mit Fehl- und Totgeburten, Unfruchtbarkeit und konstitutioneller Vergiftung der Nachkommenschaft als Folgen, die gesundheitliche Schwächung zahlreicher Frauen durch Fabrik= und Heimarbeit und der Rückgang der Sitte und des Vermögens zum Stillen, die wachsende Verbreitung des Kindbettfiebers mit tödlichem Ausgang, die Vielgebärerei der proletarischen Frauen und endlich die geradezu ungeheuerliche Zunahme des kriminellen Abortus aus sozialökonomischen und sozialethischen Motiven.

---

*) Vergl. hierzu besonders den bedeutenden Aufsatz „Zum Sinn der Frauenbewegung" von Max Scheler (Abhandlungen und Aufsätze, Bd. II, Leipzig 1915).

Indessen, wie man auch immer den Geburtenrückgang zu erklären und zu verstehen suchen mag, als nationalpolitisches Problem behält er seinen bedrohlichen Charakter und ist durch den Krieg in seiner Bedeutung nur noch gesteigert worden. Für alle beteiligten Völker bedeutet der Weltkrieg namentlich infolge seiner Länge und der Hartnäckigkeit, mit der er auf allen Fronten geführt wird, einen ungeheuren Aderlaß, der in seinen Folgen nur schwer und langsam überwunden werden wird. Wir können heute noch nicht übersehen, wie groß die Zahl der Gefallenen und der an ihren Wunden oder an Krankheiten gestorbenen Volksgenossen ist. Es ist sicherlich eine erschreckend große Zahl, wenn sie auch hoffentlich hinter den Totenziffern unserer Gegner Rußland und Frankreich zurückbleibt. Ein sehr hoher Prozentsatz dieser Toten hat keinerlei Nachkommen hinterlassen oder ist nur in ungenügendem, unterdurchschnittlichem Maße zur Fortpflanzung gelangt. Dazu kommt eine erhebliche Zahl von Kriegskranken und Verstümmelten, die zwar nicht zeugungsunfähig geworden sind, aber wegen ihres körperlichen Zustandes überhaupt nicht heiraten oder doch die Kinderzahl in ganz ungewöhnlicher Weise beschränken werden. Den Gefallenen stehen die Hunderttausende von Witwen, deren Gebärtätigkeit der Krieg nach dem ersten oder zweiten Kinde unterbunden hat, und die noch gar nicht zu übersehende Menge von Mädchen gegenüber, die infolge des Mangels an Männern überhaupt nicht zu Ehe und Fortpflanzung gelangen können. Daß sich hieraus sehr einschneidende Folgen für die Bevölkerungsvermehrung ergeben müssen, ist ohne weiteres klar. Ja, diese sich auf lange Jahre hinaus erstreckenden Folgen werden sicherlich sehr viel stärker sein, als der unmittelbare Ausfall an Geburten während des Krieges, der auf die Abwesenheit der Männer zurückzuführen ist und an den man in der Regel bei der Erörterung der bevölkerungspolitischen Folgen des Krieges in erster Linie oder gar ausschließlich denkt. Auch über diesen, mit der Länge des Krieges wachsenden Ausfall läßt sich noch nichts Bestimmtes sagen, da die erforderlichen amtlichen Ziffern fehlen. Im vorigen Jahre ist seitens der Regierung im Reichstage behauptet worden, trotz der Geburtenabnahme und der starken Erhöhung der Sterbeziffern durch die gefallenen und an Wunden und Krankheiten gestorbenen Kriegsteilnehmer sei die Bevölkerungszahl stationär geblieben. Diese Annahme mag für einen früheren Zeitpunkt zutreffend sein, verliert aber mehr und mehr an Boden. Nach Angabe des Kgl. Sächs. Statistischen Amtes war die Geburtenziffer in Sachsen schon im Jahre 1915 um 26,5 % niedriger als 1914, obgleich die Wirkungen des Krieges auf die Gebärtätigkeit sich überhaupt erst vom Mai 1915 ab bemerkbar machen konnten. Und für Großberlin ist der Rückgang für das Jahr Mai 1915 bis April 1916 gegenüber der gleichen Periode 1914/15 auf 29,3 % berechnet worden. Da inzwischen fast die ganze, im zeugungskräftigsten Alter stehende männliche Bevölkerung eingezogen worden ist und im Felde steht oder in den weitgedehnten Etappengebieten tätig ist, so müssen sich diese Ziffern für die folgende Zeit noch beträchtlich erhöht haben. Die regelmäßigen Beurlaubungen der Frontsoldaten

vermögen daran gar nichts zu ändern, da kein gewissenhafter Mann, der täglich mit dem Abschluß seines Lebens rechnen muß, Kinder in die Welt setzen wird, wenn er es irgend verhindern kann. So müssen wir für mindestens 3 Jahre mit einem Geburtenausfall von vielleicht 40 bis 50 %, wenn nicht mehr rechnen. Das bedeutet gegenüber der Normalzahl an Geburten vor dem Kriege ein Minus von 750 bis 900 000 jährlich. Berücksichtigt man dazu noch, daß auch die Gestorbenenziffer nicht nur für die Kriegsteilnehmer, sondern infolge der mangelhaften Ernährung auch für die Heimatbevölkerung beträchtlich über das normale Maß hinaus gesteigert ist, so ergibt sich als sicher, daß wir für die Kriegsjahre nicht nur keinen Geburtenüberschuß, sondern sogar eine Bevölkerungsabnahme zu gewärtigen haben.

Ist zu erwarten, daß dieser Rückschlag in den nächsten Jahren nach dem Kriege überwunden wird, und vor allem, können wir hoffen, daß die rückläufige Tendenz der Geburtenbeschränkung in ihr Gegenteil umschlägt und einer erneuten Steigerung der Geburtenziffer Platz macht? Das sind die Fragen, von deren bejahender oder verneinender Beantwortung die bevölkerungspolitische Zukunft des Deutschen Reiches abhängig ist.

Was zunächst die erstere Frage betrifft, so ermutigt uns die geschichtliche Erfahrung zu einer optimistischen Antwort. Es ist eine nicht wegzuleugnende Tatsache, daß nach allen großen, Menschenleben vernichtenden Kriegen die Bevölkerungsvermehrung einen neuen, starken Anlauf nahm. Die ungeheuren Verwüstungen, die der Dreißigjährige Krieg nicht nur unter den Kämpfenden, sondern vor allem auch in nie wieder erlebter Weise unter der Bevölkerung angerichtet hatte, sind in wenigen Jahrzehnten ausgeglichen worden. Nach dem Siebejährigen Kriege erstarkte der ausgesaugte preußische Staat nicht nur wirtschaftlich sehr rasch, sondern nahm auch schnell an Bevölkerungszahl zu. Die siegreichen Befreiungskriege, denen doch fast ein Jahrzehnt verheerender Kämpfe vorangegangen war, hatten den ersten großen Bevölkerungsaufschwung des 19. Jahrhunderts zur Folge. Und nach dem deutsch-französischen Kriege endlich setzte, nach leichter Überwindung des geringen Geburtenausfalls während der Kriegszeit, jene große Periode stärkster Bevölkerungsvermehrung ein, die bis zur Jahrhundertwende anhielt und unter deren günstigen Wirkungen wir den gegenwärtigen Krieg führen.

So läßt sich erwarten, daß auch diesmal der Krieg mit seinen großen Menschenverlusten und seinem empfindlichen Geburtenausfall einen elementaren Anstoß zu einer neuen starken Bevölkerungsvermehrung geben wird. Hat er doch dem ganzen Volke aufs deutlichste zum Bewußtsein gebracht, daß wir mit all unserem Reichtume nichts sind, wenn wir den Feinden ringsum nicht einen starken Wall von Männern entgegenwerfen können. Mag auch die Überlegenheit der Technik auf unserer Seite sein, mögen wir auch über ein starkes moralisches Plus verfügen, letzten Endes und auf die Dauer entscheidet doch die elementare Volks-

kraft. Deshalb werden wir nur so lange eine steigende Macht sein, als wir an Menschenzahl zunehmen. Das sind Gedankengänge, die auch dem letzten Mann an der Front verständlich sind, wenn er sieht, wie die Russen an der Ostfront trotz ungeheuerer Verluste an Toten, Verwundeten und Gefangenen immer wieder neue Armeen aus dem Boden stampfen, oder an der Westfront die Engländer aus allen Teilen der Welt Truppen zusammenziehen, um sich die zahlenmäßige Überlegenheit je länger, je mehr zu sichern. Wenn es überhaupt etwas gibt, was den Willen zur Geburtenbeschränkung in der Masse des Volkes zu brechen vermag, so kann es nur diese elementare Erkenntnis sein, die jeder aus dem Schützengraben mit nach Hause bringt.

Die objektiven wirtschaftlich-sozialen Hemmungen, die den einzelnen vor dem Kriege zur Beschränkung der Kinderzahl antrieben, werden freilich damit nicht in Wegfall kommen, sondern gerade durch den Krieg an Schwere und Bedeutung ganz wesentlich gewinnen. Waren schon vor dem Kriege die wachsenden Steuerlasten in Reich, Staat und Gemeinde für die Masse des Volkes drückend, so werden sie durch die Verzinsung und Abtragung der Kriegskosten auf ein Schwindel erregendes Maß hinaufgetrieben. Ähnliches gilt für die Kosten der Lebenshaltung. Gewiß wird hier das Niveau des Krieges nicht dauernd bestehen bleiben, aber hohe Lebensmittelpreise und fürs erste auch wesentlich über das Friedensmaß hinausgesteigerte Preise für Industrieartikel werden wir für eine Reihe von Jahren sicherlich behalten. Ebenso ist mit einer Steigerung der Wohnungsmieten zu rechnen, da der Bau- und Wohnungsmarkt, dem es schon vor dem Kriege an flüssigen Mitteln fehlte, unter den Nachwirkungen der Kriegsanleihen und dem künftigen Kapitalbedarf der Industrie aufs stärkste zu leiden haben und angesichts der drohenden Erhöhung des Hypothekenzinsfußes zu einer Abwälzung auf die Mietpreise gezwungen sein wird. So werden alle wichtigen Posten im Haushaltungsbudget wesentlich höher sein als vor dem Kriege, ohne daß es gleichzeitig möglich erscheint, das Einkommen entsprechend zu steigern. Denn es ist sehr wahrscheinlich, daß nach dem Kriege die Löhne und Gehälter nicht nur infolge verstärkter Konkurrenz der Arbeiter und Angestellten untereinander, sondern namentlich auch wegen der Verlangsamung der Kapitalbildung und der Erschwerung der Produktionsbedingungen in der Industrie einem starken Drucke unterliegen und, wenn auch vielleicht nicht allgemein sinken, so doch kaum steigen werden. Ebenso ist mit einer Stabilität der Beamtengehälter zu rechnen, da angesichts der außerordentlich vermehrten Staatsausgaben die Schwierigkeiten für die Bewilligung angemessener Gehaltssteigerungen und -zulagen in die Augen springen.

Mit Recht ist demgegenüber darauf hingewiesen worden, daß es die Aufgabe einer großzügigen Bevölkerungspolitik sei, die hierin liegenden starken Hemmungen der im nationalen Interesse dringend erforderlichen Bevölkerungsvermehrung nach Möglichkeit auszugleichen. Man muß sich freilich hüten, von derartigen bevölke-

rungspolitischen Maßnahmen allzu viel zu erwarten. Vor allem vermögen sie niemals den Willen zur Geburtenbeschränkung zu brechen und diejenige Lebensgesinnung in den Menschen zu erwecken, die die Grundlage für jede Steigerung der Fruchtbarkeit ist. Das haben uns die vielfachen bevölkerungspolitischen Versuche, die Frankreich in den letzten Jahrzehnten unternommen hat, aufs deutlichste bewiesen. Eine Bevölkerungspolitik, die als ihren wichtigsten Behelf ein Verbot antikonzeptioneller Mittel betrachten würde, wäre deshalb durchaus auf dem Holzwege und ohne Zweifel von vornherein zur Wirkungslosigkeit verdammt. Politische Maßnahmen wirken eben niemals elementar, sondern können höchstens vorhandene Ansätze stützen und fördern und zu rechter Entfaltung bringen. Eine gesunde Bevölkerungspolitik wird sich deshalb zweckmäßiger Weise darauf beschränken, das Vorhandene, die einmal Geborenen besser als bisher zu erhalten, die Hemmungen der Bevölkerungsvermehrung zu beseitigen oder doch abzuschwächen und dem unterdrückten Zeugungswillen neue Anreize zu verstärkter Betätigung zu geben, und endlich den Urquell aller völkischen Kraft, der aus der unteren Landbevölkerung strömt, durch Unterstellung der inneren Kolonisation unter bevölkerungspolitische Gesichtspunkte neu zu öffnen.

Worauf hiernach zunächst in stärkerem Grade und in planmäßigerer Weise als bisher hingewirkt werden muß, das ist die Erhaltung der Zeugungskraft und -fähigkeit der Männer und Frauen als der Grundvoraussetzung aller Volksvermehrung. Ihre größten Feinde sind der Alkoholismus und die Geschlechtskrankheiten. Wenn der Alkoholismus auch nur in beschränktem Umfange eine Schwächung der Zeugungskraft oder völlige Sterilität im Gefolge hat, so sind doch seine Folgen für die Nachkommenschaft umso schlimmer. Sie sind bekannt genug und brauchen hier nicht weiter erörtert zu werden. Jedenfalls dürfen wir, wenn wir die Kindersterblichkeit verringern, die Skrophulose eindämmen, die Verbreitung geistiger und moralischer Minderwertigkeit unter den Kindern bekämpfen und unseren Irrenhäusern den Nachwuchs unterbinden wollen, den Kampf gegen den Alkohol, der ja gerade in der letzten Zeit vor dem Kriege bereits recht stattliche Erfolge erzielt hat — der Trinkbranntwein-Verbrauch in Deutschland ging von 1900 bis 1913 von 4,3 auf 2,8 l pro Kopf, also um 35 %, der Bierverbrauch von 118 auf 102 l, also um 14 % zurück — nicht vergessen, sondern ihn als wertvolles bevölkerungspolitisches Hilfsmittel mit allen Kräften fördern.

(Schluß folgt.)

Hans Sturm:
Gebet.

Über den Wassern
Der nachtumschatteten Erde
Schwebtest du schaffend
Am Morgen der Welt.
Aus den lodernden Feuern der Ferne,
Aus des Weltraums donnernden Tiefen
Rief dein weithinwanderndes Werde
Unsere Erde
Ins strahlende Licht!

Über die Zeiten
Des donnernden Heute
Hebe die dunkel
Umnachtete Welt.
Hebe sie über die blutigen Ströme,
Die um die morschen Gestade branden,
Hoch in das Sternland des heiligen Friedens,
In die seligen
Tage von Einst!

Über die Nächte
Jähhinsterbender Völker
Breite den Mantel
Am Abend der Welt.
In des Todes gähnende Tore
Flute des Lebens ewige Fülle,
Und dein weltengewaltiges Werde
Rufe die neue
Menschheit ins Licht!

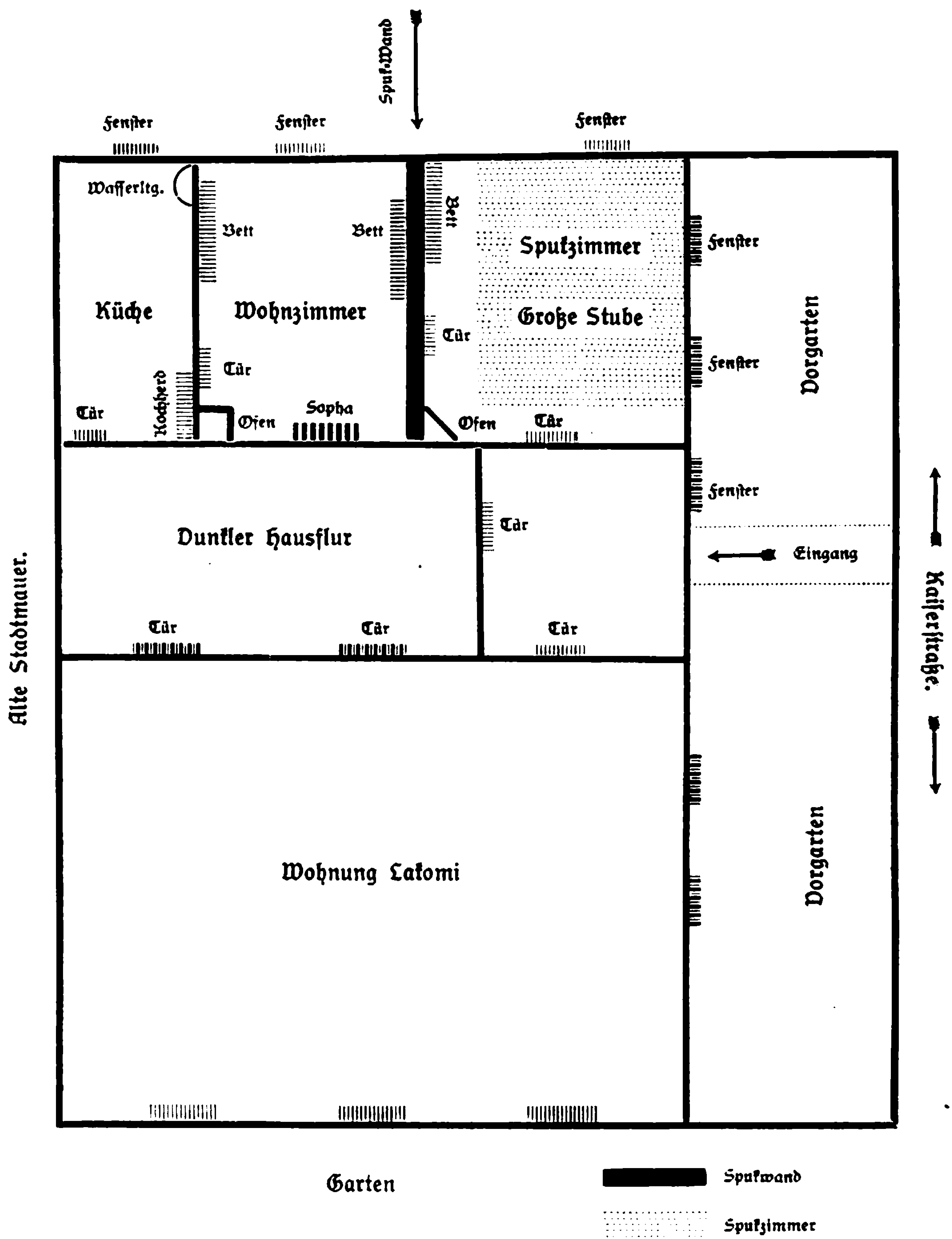
Rechtsanwalt Dr. Erich Bohn, Breslau:
Der Spuk in Oels.

Fortsetzung.

III. Der Spuk in Fenske's Wohnung.

Der Spuk in Fenske's Wohnung hat angeblich am 20. Januar 1916 begonnen und am 28. März — meinem Spuktag — geendet. Ich gebe zunächst eine Skizze der Fenske'schen Wohnung im ersten Stock. Flurnachbar Fenske's ist der pensionierte Gefangenaufseher Lakomi. Unter Fenske's wohnen im Erdgeschoß zwei Schwestern R., von denen eine schwerkrank ist; unter Lakomi wohnt ein Arbeiter Taube. In dem kleinen Hause wohnen also nur 4 Parteien. Unter dem Erdgeschoß liegen Keller. Über dem ersten Stock befinden sich Böden. Das Haus ist mit der Rückseite an die alte Stadtmauer angebaut. Es ist ein Rohbau, angeblich um 1880 gebaut. Auf der entgegengesetzten Seite, der Vorderfront, liegt ein breiter Vorgarten, den man von der Kaiserstraße aus betritt. Ihm gegenüber, durch die Straße getrennt, steht das erwähnte Seminar.

Hofseite nach der Brettschneider'schen Wohnung im Nachbarhaus.



Die erste geordnete Schilderung des Spuks gibt Fenske in der Klage, die er am 7. März 1916 zu Protokoll des Gerichtsschreibers erklärt. Die Klage ist also nicht von ihm selbst verfaßt, sondern der Gerichtsschreiber hat sie mit ihm durch-

gesprochen. Der Sekretär, der die Klage aufnahm, Namens Oerter, hat übrigens n a ch Aufnahme der Klage das Spukhaus besucht und ist auch als Zeuge vernommen worden.

Der Inhalt der Klage ist ein Kulturdokument. Es drückt dem kommenden Gerichtsverfahren seinen Stempel auf, preßt die regelspottende Welt der Spukgeister in das Gehäuse eines Mietsprozesses.

Das Schriftstück lautet:

Oels, den 7. März 1916.

Gerichtsschreiberei 1 des Königlichen Amtsgerichts.

Es erscheinen:

1. Der Ziegeleiverwalter Emil Fenske, jetzt Sergeant im Pferdelazarett Oels,
2. seine Ehefrau Emilie geb. Goltz von hier,
   Privatwohnung beider in Oels, Kaiserstraße 1 b,
   bei Geschwister Brettschneider,

und geben auf ausdrückliches Verlangen folgende Klage gegen:

1. die Hausbesitzerin unverehelichte Marta Brettschneider,
2. die Hausbesitzerin unverehelichte Anna Brettschneider, hier, Kaiserstraße 1 b,

zu Protokoll:

Wir haben gemeinsam von den Beklagten eine Wohnung in ihrem Hause Kaiserstraße 1 b zum vierteljährlich im voraus zu zahlenden Mietszins von 75,75 Mark gemietet.

Beweis: der schriftliche Mietsvertrag.

Die Miete ist immer am 1. September, 1. Dezember, 1. März und 1. Juni zu bezahlen und ist bis 1. Juni d. Js. bezahlt.

Beweis: die vorzulegende Quittung.

Wir haben die Wohnung am 1. September 1915 mit unseren beiden Kindern bezogen, wollen jedoch unverzüglich jetzt die Wohnung ohne Kündigung räumen, da sie nicht mehr bewohnbar ist und der weitere Aufenthalt darin schwere Gesundheitsschädigung, insbesondere Nervenzerrüttung, zur Folge haben wird.

Im Einzelnen führe ich zur Begründung folgendes an:

Seit etwa 20. Januar 1916 haben sich in unserer Wohnung Geräusche mannigfachster Art eingestellt, die nur übersinnlich zu erklären sind. Man hört zum Beispiel, und zwar besonders abends:

a) lautes Uhrenticken in den Wänden,
b) Zirpen in der Wand in etwa zwanzigfacher Stärke des Tones, den eine Heuschrecke hervorbringt,
c) Holzsägen und das Herunterfallen der zersägten Holzklötze,
d) das Stimmen von Geigenseiten,
e) Peitschenknallen,

f) Knallen von aufspringenden Korken,
g) Mäusequietschen,
h) lautes Kratzen,
i) jämmerliche, weinerliche Töne,
k) Schnalzen, Schwatzen, wie bei starker Kautätigkeit,
l) Aufknacken von Nüssen,
m) Trommeln an den Wänden, Fußböden, Bettstellen und an der Lampe,
n) Kuckuckrufen,
o) Scharren an Wänden und Fußböden,
p) Schaukelbewegung der Bettmatratzen,
q) mancherlei Ruftöne, teilweise Vogelrufen gleichkommend,

und vieles andere mehr.

Beweis, Zeugnis:

1. des Polizeikommissars Sabath in Oels und
2. dessen Ehefrau,
3. Unteroffizier Lauersdorf, im Pferdelazarett in Oels,
4. mein 14 jähriges Kind Elisabeth,
5. mein 13 jähriges Kind Gertrud,
6. mein 19 jähriger Sohn, der Goldarbeiter Artur Fenske, zur Zeit im städtischen Krankenhaus,
7. Fräulein N. in unserem Hause,
8. den pensionierten Gefangenaufseher Theophil Lakomi und seine Ehefrau, beide hier, Kaiserstraße 1 b.

Weitere Zeugen zu benennen behalten wir uns vor.

Durch die geschilderten Vorgänge sind unsere Nerven bereits aufs schwerste zerrüttet, besonders meiner Ehefrau Nerven.

Beweis: Zeugnis des Sanitätsrats Anton hier.

Auch unsere Kinder werden täglich ängstlicher und es ist sofortiger Wohnungswechsel notwendig. Die Beklagten lassen uns ohne Kündigung, bezw. ohne Zahlung des vollen Mietszinses nicht ausziehen.

Wir bitten daher, unter Abkürzung der Einlassungsfrist auf 24 Stunden ganz nahen Termin anzuberaumen. In diesem werden wir beantragen:

1. festzustellen, daß wir berechtigt sind, unsere Wohnung im Hause der Beklagten in Oels, Kaiserstraße 1b, sofort und ohne Kündigung zu räumen, und
2. den im Voraus gezahlten Mietszins für die Zeit vom 1. April bis 31. Mai 1916 mit 50,50 Mark an uns zurückzuzahlen;
3. die Kosten des Rechtsstreits den Beklagten aufzuerlegen;
4. das Urteil für vorläufig vollstreckbar zu erklären.

Wir bemerken noch, daß wir die Beklagten auch ausdrücklich auf die schweren Mängel der Wohnung hingewiesen haben, und daß sie uns zur Antwort

gaben, als wir um Abhilfe baten, wir seien selbst schuld an den Vorkommnissen, und lehnten jede Abstellung der Mängel ab, zumal sie dazu nicht imstande seien. Unsere Kinder wären hypnotisiert.

v. g.
gez. Emil Fenske,
gez. Emilie Fenske geb. Goltz.
Geschlossen.
gez. Oerter, Sekretär.

In dieser Klage ist die Wirkung des Spuks auf die Gesundheit von dem Gerichtsschreiber stark betont worden, weil das Bürgerliche Gesetzbuch sofortige Räumung der Wohnung zuläßt, wenn sie erheblich gesundheitsgefährlich ist.

Frau Fenske gab mir kurz darauf, am 15. März 1916, folgende Schilderung. Ich habe diese Schilderung aus ihr herausgefragt. Die Klageschrift kannte ich damals noch nicht.

„Am 20. Januar 1916 begannen rätselhafte Geräusche. Die Geräusche waren auf sämtliche Zimmer verteilt. Sie fingen sehr leise an und haben sich im Laufe der Zeit gesteigert. Die Geräusche traten anfangs nur des Nachts bei Dunkelheit auf, wenn wir uns schlafen legten. Ende Februar und Anfang März aber auch bei Tage und bei Lampenlicht. Die Geräusche hatten sozusagen alle 8 Tage ein neues Programm. Einmal klopfte und knackte es, dann zirpte es, dann hörte man Kauen und Schlucken, wie wenn ein Tier Hafer frißt und wiederkaut, Peitschenknallen, dann wie wenn ein Maurer mit dem Maurerhammer die Wände aufreißt, dann trommelte es. Man hörte Laute wie Kuckuckrufen, wie Geigenstimmen auf 4 Seiten, dagegen hörte man nicht Füßetrappeln und nicht Heulen. Aber man hörte furchtbares Kratzen, wie wenn ein Tier mit ganz großen Krallen kratzte. Wir hörten auch eine Art Miauen, einmal ein Knallen, wie wenn man eine Champagnerflasche öffnet, dann, als wenn in der Wand eine Uhr ging. Das Klopfen begleitete das Stundenschlagen unseres Regulators. Einmal hat es den Schlag der Turmuhr mit Klopfen begleitet. Es klopfte auch an den Türen, wie wenn jemand herein wollte. Wir haben im Anfang beim Klopfen deutlich kalte Zugluft gespürt. Auch Geräusche, wie den lauten Gang unserer Taschenuhr hörten wir. Dagegen hörten wir nicht Lachen und nicht Weinen, auch nicht das Geräusch von Fußtritten.

Ich und ein Zahlmeister Opatz aus dem Pferdelazarett in Oels haben in der Dunkelheit einen Funken gesehen, der im Zimmer schwebte. Er erlosch plötzlich. Es war ein kleines, bläulich-rotes Flämmchen. Als es verschwand, klopfte es. Mein Mann und meine Kinder haben wiederholt Funken gesehen. Die Funken sind den Kindern nachgefolgt. Zeugen haben dies gesehen. Mein Mann will Lichtscheine gesehen haben, wie Blitzschein. Die Geräusche haben uns geradezu

verfolgt, sodaß wir von einem Zimmer in das andere flüchteten. Wir haben schließlich auf der Erde gelegen und haben die Wohnung gekündigt, weil wir es nicht mehr aushalten.

Sanitätsrat Dr. Anton hat meine Kinder untersucht und gesund gefunden. Sie sollen nur nervös sein".

Das Amtsgericht hat am 9. März 5 Zeugen vernommen, und zwar eidlich, die folgendes ausgesagt haben:

1. Zeuge: Unteroffizier Lauersdorf.

Ich heiße Ernst Lauersdorf, bin 30 Jahre alt, evangelischer Religion, mit den Parteien weder verwandt noch verschwägert, Unteroffizier hier.

Ich bin am vorigen Sonntag, Abend gegen 8 Uhr, in der Wohnung der Kläger gewesen. Ich habe dort verschiedene Geräusche gehört, u. a. auch einen brummenden, langanhaltenden Ton in der Küche. Ferner habe ich dann in der einen Stube, nachdem sich die beiden Töchter der Kläger ins Bett gelegt hatten, ein Klopfen in der Bretterwand gehört, und zwar sowohl in der Kopf- und Fußwand, als auch in den Seitenwänden des Bettes. Ich kann mir diese Töne nicht erklären, bin aber der Überzeugung, daß sie nicht von den Kindern ausgegangen sind, obwohl ich anfangs diese Vermutung hatte. Außerdem hatte ich ein Scharren auf dem Fußboden, Kuckuckrufen und grunzende Töne gehört. Die Töne zeigten sich immer dort, wo die Kinder waren. Das Kuckuckrufen habe ich auch gehört, als die beiden Mädchen in meiner Nähe waren. Die Rufe gehen, soweit man es mit dem Gehör wahrnehmen kann, von verschiedenen Stellen des Zimmers aus, ohne daß man irgendwelche deutliche Wahrnehmungen an der Stelle machen kann. Ich selbst kann mir diese Vorgänge nicht erklären.

Die Wohnung ist, soviel ich gesehen habe, in gutem Bauzustande.

v. g.

2. Zeuge: Amtsgerichtssekretär Oerter.

Ich heiße Jakob Oerter, bin 38 Jahre alt, katholischer Religion, mit den Parteien weder verwandt noch verschwägert.

Nachdem zunächst die Ehefrau bei mir gewesen war und dann am nächsten Tage die beiden Kläger, war ich der Ansicht, daß es sich um zwei stark nervöse Personen handelt. Nachdem ich die Klage aufgenommen hatte, wollte ich mich selbst von den behaupteten Tatsachen überzeugen und bin am Dienstag und Mittwoch Abend bei den Klägern in der Wohnung gewesen. Ich habe an beiden Tagen verschiedene der behaupteten Tatsachen beobachtet. Am Mittwoch Abend waren noch verschiedene andere Personen zugegen. Ich habe zunächst am Dienstag in der linken vorderen Ecke des ersten Zimmers ein Rauschen gehört, das dem eines elektrischen Zimmerventilators gleicht. Sodann habe ich im zweiten Zimmer am Fußende des Bettes mehrfach starkes Klopfen vernommen und auf Klopfen

meinerseits ein deutliches und lautes Zurückklopfen gehört. Bald darauf setzte Schnarren und Kratzen ein, das ich von allen Geräuschen für am aufregendsten hielt. Wenn die Uhr schlug, klopfte es am Bett im Takt mit. Einmal habe ich ferner deutlich Kuckuckrufen und Stimmen einer Geige in der Tonleiter abwärts wahrgenommen. Bei fast allen Geräuschen habe ich und die Mitzeugen die Kinder beobachtet. Doch deren Beteiligung habe ich in keiner Weise feststellen können, ebensowenig die Beteiligung der Kläger. Im Gegenteil, zeigten besonders die Kinder und die Ehefrau bei allen Geräuschen mehrfach große Aufregung und die Kinder schwitzten oft vor Angst. In etwa 3 Fällen habe ich noch deutlich einen etwa erbsengroßen, bläulichen Funken wahrgenommen, der durch die Stube zog und sich besonders dann zeigte, wenn die Kinder ihr Bett wechselten. Die Funken haben auch andere Zeugen wahrgenommen. Alles dies spielte sich in den Abendstunden zwischen 8 und 1/2 11 Uhr ab, und zwar meist in verdunkeltem Zimmer.

Eine Erklärung für all diese Wahrnehmungen habe ich nicht. Die Wohnung liegt im ersten Stock.

v. g.

3. Zeugin: Frau Oerter.

Ich heiße Walli geb. Behrmann, bin 32 Jahre alt, katholischer Religion, mit den Parteien weder verwandt noch verschwägert.

Ich bin am Dienstag und Mittwoch Abend ebenfalls mit meinem Ehemann in der Wohnung der Kläger gewesen und habe dort Wahrnehmungen gemacht. Ich habe insbesondere auch das Klopfen und das Summen, sowie das Kratzen am Bett gehört. Bei dem Klopfen in dem Bett habe ich mich überzeugt, daß die Kinder nicht in Frage kommen. Ferner habe ich gesehen, daß ein bläulicher Funke aus dem einen in das andere Zimmer schwebte. Eine Erklärung für diese Tatsachen habe ich nicht.

4. Zeuge: Amtsgerichtssekretär Laßmann.

Ich heiße Fedor Laßmann, bin 39 Jahre alt, evangelischer Religion, mit den Parteien weder verwandt noch verschwägert.

Ich war gestern Abend in der Wohnung der Kläger. Ich habe an den Bettstellen das Klopfen ganz deutlich gehört. Ich bin der Überzeugung, daß die Kinder daran ganz unbeteiligt sind; der Oberjäger Herzog hatte den Kindern die Hände festgehalten, wie er mir sagte.

Das Klopfen zeigt sich in hellen Tönen, die durch ein Klopfen z. B. mit den Zehen oder dem Fuße nicht hervorgebracht werden können. Dem Klange nach war es, als ob die Töne von außen an dem Bett erzeugt würden; sie waren oft trommelartig.

v. g.

5. Zeuge: Oberjäger Herzog.

Ich heiße Paul Herzog, bin 36 Jahre alt, katholischer Religion, mit den Parteien weder verwandt noch verschwägert.

Ich war gestern Abend in der Wohnung der Kläger und habe dort folgende Wahrnehmungen gemacht:

In dem Bett, in dem die Kinder schliefen, hörte ich erst ein leises Klopfen, das dann stärker wurde und zeitweise in Trommeln überging. Ich hatte zunächst Mißtrauen gegen die Sache und wollte mich selbst genau davon überzeugen. Ich habe ganz dicht am Bett gestanden und habe deutlich gehört, daß es am Kopfende des Bettes geklopft hat. Die Mädchen können auf keinen Fall dabei im Spiele gewesen sein, davon habe ich mich genau überzeugt. Ich habe auch die Geigenstimmen gehört und das Kratzen. Ich bin der Überzeugung, daß die Kinder nicht an den Geräuschen beteiligt sind, und kann sie mir nicht erklären. Den Funken habe ich selbst nicht gesehen, aber in meiner Gegenwart behauptete der Unterzahlmeister Opatz, daß er den Funken gesehen habe.

v. g.

Zeuge Oerter erklärt noch nachträglich:

Beim Nennen bestimmter Namen setzt das Klopfen nicht ein; wenn ich aber die Namen „Brettschneider" und „R." nannte, dann klopfte es besonders stark. (R. wohnt im selben Hause.)

Der Zeuge Herzog erklärt: das ist richtig.

v. g.

Die 5 Zeugen leisteten den Zeugeneid.

Die Angaben der Fenske'schen Eheleute sind nicht immer gleich geblieben. Sie haben zwischen einer natürlichen und einer übersinnlichen Erklärung geschwankt und danach ihre Aussagen unbewußt gefärbt. Auf diese Abweichungen komme ich im weiteren Laufe der Untersuchung zu sprechen.

Bis zu diesem Zeitpunkt steht eine geschlossene Zeugengruppe für die Übersinnlichkeit des Spuks ein. Fünf Zeugeneide besiegelten und bekräftigten, daß in dem kleinen Öls ein großes Welträtsel geboren wurde.

IV. Gutachten.

Über die Richtlinien des Gutachtens müssen einige allgemeine Bemerkungen vorausgeschickt werden. Der vorliegende Fall ist in vieler Hinsicht typisch. Von vornherein bildeten sich zwei Gruppen, die ihn nach ihrer Weise zu untersuchen und zu beurteilen unternahmen. Auf der einen Seite die Aufklärungs-Gruppe, deren Führer in diesem Falle der Steinmetzmeister Seidel ist. Sie bezeichnen von vornherein den Spuk als einen Unfug und suchen diesen Unfug zu beweisen. Auf

der andern Seite stehen die Okkultisten, die von vornherein ein übersinnliches Phänomen in dem Spuk sehen und — wie die Spiritisten — ihn durch die Geister-hypothese zu erklären suchen. Das Vorgehen beider Parteien ist gleich unfruchtbar. Man kann derartige Ereignisse nicht von vornherein als Unfug oder als übersinnliche Erscheinungen ansehen, sondern muß die Erscheinungen an sich nehmen und auf Grund wissenschaftlicher Methodik zu erklären versuchen. Was dabei herauskommt, ist gleich. Die Aufgabe der Wissenschaft ist nicht eine vorweggenommene Ansicht — (Unfug oder Übersinnlchkeit) — zu beweisen, sondern die Tatsachen ohne Voreingenommenheit zu erklären. Die Wissenschaft prüft erst und urteilt dann. Die Voreingenommenheit urteilt sofort und prüft garnicht. Nebenbei bemerkt kann natürlich auch die Arbeit der beiden erwähnten Gruppen zufällig ein brauchbares Ergebnis haben, aber das beweist nicht etwa die Richtigkeit ihrer Methodik, die durch und durch falsch bleibt. — Über Spukerscheinungen ist eine reiche Literatur vorhanden. Männer wie Lombroso haben sich eingehend damit beschäftigt und die Tatsächlichkeit der Spukerscheinungen bejaht. Kulturgeschichtlich ist bemerkenswert, daß zu allen Zeiten und bei allen Völkern der Glaube an Spukerscheinungen vorhanden ist. Man kann daher nicht von vornherein behaupten, daß Spukerscheinungen nicht bestehen, sondern man wird diese Hypothese ebenso wie die Unfugshypothese zu prüfen haben.

Deswegen ist auch die „philosophische" Begründung des amtsgerichtlichen Urteils verfehlt. Das Kausalitätsgesetz gilt auch für die metapsychischen Erscheinungen. Sie sind Wirkungen von Ursachen. Wenn wir Klopflaute hören, so müssen sie eine Ursache haben: Anschlagen von einem Gegenstand, Explosionslaute, Geräusche, die eine unbekannte Kraft verursacht. Wenn man Geigentöne hört, so brauchen sie nicht von einer Geige herzurühren: man kann sie auf Blasinstrumenten täuschend nachahmen. Viele der Spukgeräusche sind allerdings nur durch einen intelligenten Urheber zu erklären — womit das Problem beginnt, nicht, nach der Ansicht des Amtsgerichts, endet.

Der Leitsatz des Amtsgerichts, „daß in der Welt alles gesetzmäßig zugeht", ist richtig, beweist aber nichts gegen einen Spuk. Auch der Spuk hat seine Gesetze. Er mag die supranormalste aller metapsychischen Erscheinungen sein: gesetzlos ist er deswegen nicht. Ich muß dabei hypothetisch sprechen, weil ich ja nicht weiß, ob es echte Spukvorgänge gibt. Aus zahlreichen Berichten kann man sich aber ein Bild machen, wie ein Spuk aussieht, wenn er wirklich existiert. Typisch ist ihm ein Programm. Eine bestimmte, begrenzte Reihe von Vorgängen, die sich automatisch immer wieder von neuem abspielen — wie ein Schaustück, das immer neu aufgeführt wird: Ein Mord, der sich jede Nacht wiederholt, Türenschlagen und Fußtapfen, die nächtlich in einem Zimmer gehört werden. Der Oelser Spuk hat kein festes Programm, er wechselt es wie ein Kino wöchentlich. Wie eine Geisteskrankheit ein bestimmtes Bild von Symptomen bietet und nicht Melancholie und Größenwahn sich in einer Person vereinigen, so scheint auch der Spuk ein

einheitliches Bild darzustellen und es ist für einen Laien ebenso schwer einen Spuk zu simulieren wie eine Geisteskrankheit. Deswegen ist der Oelser Spuk mit seinem Programmwechsel von vornherein so verdächtig, wenn man ihn mit anderen Spukberichten vergleicht. Bei ähnlichen Spuks hört man Schläge auf Tischen und es bewegen sich Gegenstände. Die Entladung einer so gewaltigen Kraft äußert sich in Bewegungen: Stühle rücken, Steine fliegen, usw. Alles das fehlt beim Fenske-Spuk. Wenn er auch darum nicht unecht sein muß, so macht seine Regellosigkeit ihn doch sehr verdächtig.

a) Man findet oft Berichte von sogenannten Spukhäusern*). Das sind Häuser, an die der Spuk angeblich gebunden ist. Beispiel: Schlösser, in denen in einem Zimmer seit Jahrhunderten eine Gestalt erscheinen soll, oder bestimmte Geräusche, wie Fußtritte, Schlürfen, Klopflaute usw. sich hören lassen.

Auch die Fenske'sche Wohnung geriet in den Verdacht, eine solche Spukwohnung zu sein. Fenske erhielt am 13. März 1916 folgenden Brief:

> „Geehrter Herr Fenske! Wie ich in der Zeitung vom Geisterprozeß vor dem Amtsgericht gelesen habe, so will ich Ihnen mitteilen, daß wir in Ihrer Wohnung vor 3 Jahren unter ähnlichen Erscheinungen gewohnt haben, und bin bereit, als Zeuge vor dem Gericht aufzutreten.
>
> Rudolf Schneider."

Auf diesen Brief hin setzte ich mich mit Schneider in Verbindung. Schneider ist taubstumm, er versteht aber den Sprecher und vermag sich auch verständlich auszudrücken. Immerhin ist die Verständigung sehr schwierig und ich konnte nur folgendes verstehen:

Er hat vor 3 Jahren Kaiserstraße 1 b, hochparterre rechts, in der Wohnung gewohnt, die jetzt die Fräulein R. bewohnen, also unter der Fenske'schen Wohnung. Er und seine Frau haben nichts besonderes bemerkt.

Ein kleines Kind jedoch, das jetzt 5 Jahre alt ist, ist, soweit ich Schneder verstehe, mehrfach erschrocken. Es glaubte Schritte auf der Treppe zu hören, man fand aber dann niemanden.

Schneider hat mir dann am 25. März 1916 einen schriftlichen Bericht erstattet, der sich mit seinen Bekundungen vor dem Amtsgericht Oels deckt. Vor dem Amtsgericht Oels hat er am 27. April 1916 folgendes ausgesagt:

---

*) Neue Litteratur: Lombroso: Hypnotische und spiritistische Forschungen 1909. Stuttgart. S. 303—345. — Puls: Spuk-Geschichten, Berlin 1889. — Goodrich Freer: The Alleged Haunting of B. House, London 1900. — Aksakoff: Vorläufer des Spiritismus, Leipzig 1898. — Papus: La maison hantée de Valence-en-Brie. Paris 1896. — Illig: Der Spuk in Großerlach, Göppingen 1916. Viele Berichte findet man in den occultistischen Zeitschriften. In Deutschland: Übersinnliche Welt, Berlin, und Psychische Studien, Leipzig.

1. Sind Sie der heute geladene Zeuge Rudolf Schneider? Ja.
2. Sind Sie taub? Ja. Seit wann? Seit dem 3. Lebensjahre. Sie sollen als Zeuge in dem Rechtsstreit des Ziegeleiverwalters Emil Fenske und seiner Ehefrau, jetzt in Oels,

gegen

die Hausbesitzerinnen Marta und Anna Brettschneider in Oels,

vernommen werden und müssen Ihre Aussage nachträglich dahin beschwören, daß Sie die reine Wahrheit gesagt und nichts verschwiegen haben. Durch den Eid, der eine heilige Handlung ist, rufen Sie Gott zum Zeugen der Wahrheit Ihrer Aussage an. Durch eine falsche Aussage machen Sie sich einer Sünde schuldig und setzen Sie sich der Gefahr einer Bestrafung mit Zuchthaus oder Gefängnis aus. Auch die Angaben, die Sie über Ihre Person (Name, Alter usw.) machen, fallen unter den Eid.

Sind Sie sich über die Bedeutung des Eides klar?

gez. Rudolf Schneider.

Zur Person:

Wie heißen Sie? Rudolf Schneider.

Wie alt sind Sie? 36.

Was sind Sie? Lederzuschneider.

Sind Sie mit den Parteien verwandt oder verschwägert? Nein.

Zur Sache:

1. Haben Sie einen Brief des Inhalts wie Blatt 39 der Akten an Fenske geschrieben? (Unter Vorlegung des Briefes.) Ja.
2. Aus welchem Grunde?
   Hat Sie jemand dazu aufgefordert? Nein.
3. Woher haben Sie erfahren, daß ein solcher Prozeß schwebt? Aus der Oelser Zeitung.
4. Haben Sie in der Wohnung hier, Kaiserstraße 1 b, bei den Geschwistern Brettschneider gewohnt? Ja.
5. In welcher Zeit? Vom Juli 1912 bis Juni 1913.
6. Kennen Sie den Kläger Fenske und seine Frau? Nein.
7. Haben Sie in derselben Wohnung gewohnt wie Fenske? Ich weiß nicht.
8. Woher wissen Sie, in welcher Wohnung Fenske wohnt? Aus der Oelser Zeitung.
9. Haben Sie in Ihrer Wohnung irgend welche Wahrnehmungen gemacht, die denjenigen ähnlich sind, welche Sie in der Zeitung gelesen haben? Dürfte ich meine schriftlichen Berichte vorlegen? Der Zeuge legte den anliegenden Bericht vor, der vorgelesen wurde.
10. Ist Ihre Frau auch taub? Ja.
    Oder auch stumm? Nein.

11. Ist Ihre Tochter Lotte taub? Nein.
    Oder stumm? Nein.
12. Haben Sie den Bericht selbst abgefaßt? Ja.
13. Allein oder mit fremder Hilfe? Allein.
14. Sind Sie ausgezogen, weil die Wohnung zu dunkel war? Ja.
    Oder weil sich das Kind fürchtete? Ja.
15. Kann Ihre Frau sich ebenso schriftlich verständigen wie Sie? Ja.
16. Haben Sie oder Ihre Frau den Geschwistern Brettschneider Mitteilung gemacht, was Sie an Ihrem Kinde beobachtet haben? Nein.
17. Anderen Leuten? Nein.
18. Wie haben Sie die Geräusche (die Sie in Ihrem Bericht angegeben haben, z. B. Zuschlagen der Türen, Knarren der Wetterfahne, Plätschern des Wassers) wahrgenommen? Ich habe selbst gesehen.

Sie müssen jetzt Ihre Aussagen beschwören in der Weise, daß Sie die rechte Hand zu Gott erheben und das Nachstehende laut ablesen:

> Sie schwören bei Gott dem Allmächtigen und Allwissenden, daß Sie nach bestem Wissen die reine Wahrheit gesagt und nichts verschwiegen haben.
> Ich schwöre es, so wahr mir Gott helfe.

Der Zeuge las die vorstehende Eidesform mit Formel ab.
gez. Schrader. Hansel.

Ich, Rudolf Schneider, gebe einen Bericht ab über unsere Erlebnisse und Beobachtungen an unserer Tochter Charlotte. Wir wohnten vom Juli 1912 bis Ende Juni 1913 auf der Kaiserstraße 1 b bei Geschwister Brettschneider im hinteren Hause, Hochparterre rechts. Unsere Tochter, mit Lotte gerufen, war 1½ Jahre alt, immer geweckt und lustig. Zu unserem Staunen stürzte das Kind mitten aus dem Spiele an meine und meiner Frau Beine und klammerte sich fest, und blickte fortwährend nach der Wand. Meine Frau glaubte, jemand kommt die Treppe herauf, ging bald hinaus. Niemand war zu sehen. Ebenfalls erschrak Lotte auch auf dem Arme meiner Frau, drehte sich heftig herum und sah auch nach der Wand. Wir glaubten, es kommt alles vom Geräusche draußen. Die Eingangstür vom Closett, sowie Kellertür schlagen sich heftig bei jedem Windstoß, so daß Geschwister Brettschneider darüber schimpften, daß die Mieter die Tür nicht fest zugemacht haben, oder die Bäume, Weintrauben und knarrende Wetterfahne verursachten Geräusche, die unheimlich auf das Kind wirkten, daß das Kind nicht wagte, allein zu sein. Es folgte und hängte immer an dem Rock seiner Mutter. An einem Waschtage war ich auf dem Wäscheboden und fand einige Eimer, 4—5 an der Zahl, halb voll Wasser. Das Regenwasser lief durch das Dach und plätscherte auf das Wasser im Eimer, die Geräusche verursachten. Auch haben wir uns gewundert, daß unser Kind am Mittag, Abend, in der Nacht nicht gut geschlafen hatte. Es war sehr oft. Wir sahen in der Nacht bei Licht große ängst-

liche Augen des Kindes und lag ganz still. Von den Geistern haben wir keine Ahnung, den Funken haben wir nicht gesehen. Einmal vergaß ich den Hausschlüssel, und da die Haustür verschlossen war, ging ich durch die offene Kellertür vom Hofe hinein im Keller und die Flurtreppe hinauf. Es überkam mich kein Grauen. Wenn es mir damals in den Sinn gekommen wäre, was die Geister heißen, hätte ich mit Hilfe der hörenden Bekannten den Spuren nachgehen können, woher die Geräusche gekommen wären. Schon nach $^1/_4$ Jahren haben wir von Geschwistern Brettschneider die Lösung des Mietskontraktes gefordert, was Geschwister Brettschneider ablehnten. Weil die Wohnung dort für uns zu düster war. Wir waren froh, nach 1 Jahr umziehen zu können. In der neuen Wohnung schlief Lotte zu unserer Freude viel besser und gut, trotz des starken Wagenverkehrs auf der Gartenstraße. Es sind alles die Wahrheiten, was ich geschrieben habe." —

Wenn man diesen Bericht mit der ersten Postkarte vergleicht, so fällt der Unterschied in die Augen. Nach der Postkarte mußte man annehmen, es handle sich um einen ähnlichen Spuk wie bei Fenske. Nach dem Berichte erklärt sich der Spuk auf recht harmlose Weise. Ich hebe das besonders hervor. Wäre Schneider kritiklos von einem Offenbarungsspiritisten vernommen worden, so wäre aus der Fenske'schen Wohnung sofort ein Spukhaus geworden und hätte die literarischen Beispiele mehrerer Jahrhunderte um ein weiteres vermehrt. Es bedarf mitunter wirklich nur geringer Mühe, um Schilderungen ihres erborgten phantastischen Gewandes zu entkleiden und sie auf die Nacktheit der Tatsachen zurückzuführen. Nicht die geringste Tatsache spricht dafür, daß die Fenske'sche Wohnung eine Spukwohnung ist.

Unter diesem Gesichtspunkte wird man nun auch noch prüfen müssen, ob etwa der Spuk durch rein objektive, mechanische Geräusche zu erklären ist. Solche objektive Geräusche könnten sein: der Fall von Regentropfen, das Schlagen von Türen, das Rauschen der Wasserleitung usw. In der Tat sind solche objektive Geräusche nachweisbar. Zum Beispiel das Uhrenticken. Ich habe festgestellt, daß das Uhrenticken an einer bestimmten Wand des Spukzimmers zu hören war und daß in der unteren Wohnung an derselben Wand eine laut tickende Uhr hängt. Die Wände des Hauses sind sehr dünn gebaut. Ebenso kann das Knallen und Knacken durch Wärmeveränderungen entstanden sein. Besonders interessant ist das Rauschen, das von vielen Zeugen gehört wurde. Der Zeuge Lauersdorf hat einen brummenden, lang anhaltenden Ton in der Küche gehört; der Zeuge Oerter in der linken, vorderen Ecke des ersten Zimmers, — das ist dieselbe Stelle, — ein Rauschen, das dem eines elektrischen Zimmerventilators gleiche. Ich habe dieses Geräusch sofort an der bezeichneten Stelle feststellen können. Es tritt immer an der Wasserleitung auf, wenn jemand im Erdgeschoß den Hahn öffnet. Als ich das Rohr noch während des Rauschens untersuchte,

konnte ich eine deutliche Erschütterung des Rohres feststellen, die vom Untergeschoß herkam. Man hörte dort an der Wasserleitung hantieren. Das Rauschen ist nichts anderes als das Geräusch der Wasserleitung, wenn ein Hahn geöffnet wird. Auf diese so einfache Erklärung ist kein Zeuge verfallen! Der Gefangenwärter Lakomi hat sie mir bestätigt. Wir können uns ein Bild von der Befangenheit der Zeugen machen, wenn ihre Beobachtungsgabe schon bei einer so einfachen Tatsache versagte.

Wenn wir also auch einen Teil der Geräusche objektiv zu erklären vermögen, so scheitert diese Erklärung doch bei andern Geräuschen, die von einem intelligenten Urheber herrühren. Wenn beispielsweise das Schlagen der Turmuhr von regelmäßigen Schlägen begleitet wird, so muß ein intelligenter Urheber vorhanden sein.

b) Wenn die Erscheinungen nicht rein objektiv sind, so muß ein Täter vorhanden sein. Es kann sein, daß dieser Täter bewußt wirkt, also bewußt einen Unfug verübt. Es könnte sein, daß er ein Medium ist, bei dem gewisse psychische Kräfte sich spontan entladen. Es könnte sein, daß telepathische — fernwirkende — Vorgänge vorliegen. Diese Hypothesen sind nun einmal aufgestellt worden und müssen geprüft werden. Der Ausgangspunkt für unsere Untersuchung werden aber immer die Geräusche an sich bleiben. Wir müssen feststellen, wie und wo sich eigentlich der Spuk ereignet. Wir fragen zuerst nach der Tat, dann nach dem Täter. Hierfür brauchen wir Zeugenaussagen. Es ist nur sehr bedauerlich, daß ich selbst keine Wahrnehmungen von Klopflauten oder irgendwelchen Geräuschen mit einer einzigen Ausnahme machen konnte. Ich bemerke hierzu, daß mein Kommen in die Spukwohnung immer von den Bewohnern des Hauses und des Nachbarhauses kontrolliert werden konnte, weil ich über einen breiten Vorgarten gehen und dann eine dunkle Treppe hinaufsteigen mußte. Die Wände des Hauses sind auch so dünn, daß jeder Besuch von den Bewohnern des Hauses kontrolliert werden kann. Hierzu trat, daß mein Kommen durch den Prozeß in Oels bekannt geworden war, daß also die mutmaßlichen Täter alle Ursache zur Aufmerksamkeit hatten. Als ich bei meinem ersten Besuch am 20. März nach zweistündiger Unterhaltung mit Fenskes mich einmal in den Hof entfernte und dann wieder die dunkle Treppe hinaufging, rief hinter mir deutlich eine weibliche Stimme „Gucuck". Die Frauenstimme kam von der Tür der R.'schen Wohnung im Erdgeschoß her. Es war der klare Ruf eines Menschen, er hatte nichts Spukhaftes an sich. Ich habe den Ruf den Fenske'schen Eheleuten sofort genau wiedergegeben, und sie erklärten mir, daß die Geisterstimme ebenso rufe. Das war die einzige Wahrnehmung, die ich machen konnte.

Im übrigen ist unsere Untersuchung also auf Zeugenaussagen angewiesen. Bei Bewertung solcher Zeugenaussagen ist große Vorsicht geboten*). Es ist grund-

*) Vergleiche: Erich Bohn, Der Fall Rothe. Breslau, 1901.

falsch, anzunehmen, man könne Spukphänomene mit dem gesunden Menschenverstand untersuchen. Die Technik des Spuks wie überhaupt aller metapsychischen Erscheinungen ist überaus kompliziert. Sie setzt Vorkenntnisse und Erfahrung voraus. Ebensowenig wie jemand mit seinem gesunden Menschenverstande eine Krankheit untersuchen kann, kann er es mit den Spukerscheinungen. Er kann vielleicht eine richtige Beobachtung machen, aber wirklichen Wert haben doch nur die Beobachtungen von spezialwissenschaftlich vorgebildeten Beobachtern. Allgemeine Bildung, ärztliche oder juristische Vorbildung berechtigen noch lange nicht zu einem endgültigen Urteil. Wir wissen nicht, ob die 5 Zeugen, die das Amtsgericht vernommen hat, wirklich geeignete Beobachter waren. Es ist eine alte Erfahrung, daß Zeugen, die das erste Mal mit metapsychischen Erscheinungen in Berührung treten, unrichtig beobachten. Sie unterliegen der Aufregung des Ereignisses, sie sind unbekannt mit der Technik der Erscheinungen, leicht geneigt, dort etwas Wunderbares zu sehen, wo die Spezialwissenschaft bekannte Erscheinungen sieht. Wichtig ist auch die zeitliche Entfernung, die zwischen der Beobachtung und ihrer Wiedererzählung liegt. Diese Entfernung ist im vorliegenden Falle günstig, weil die Beobachter bald hinter den Ereignissen vernommen wurden. Günstig ist es auch, daß die Beobachter unter der Verantwortung des Eides standen. Andererseits leiden die Vernehmungen unter der Abwesenheit eines Sachverständigen. Das Amtsgericht Oels hat mit anerkennenswerter Objektivität sich bemüht, den Tatbestand zu klären. Es muß rühmend hervorgehoben werden, daß es an die Ereignisse mit solcher Ruhe und Sachlichkeit herangetreten ist und unbefangen das Möglichste getan hat, um die Ereignisse zu klären. Die Versuche des Gerichts konnten aber zu keiner Aufklärung führen, weil dem Gericht ein Sachverständiger fehlte. Der Sachverständige hätte die Zeugen anders vernommen, er hätte aus ihnen vieles herausgefragt, was dem Laien entgeht. Beispielsweise geht aus den Vernehmungen die Örtlichkeit des Spuks nicht immer genau hervor. Es ist nicht angegeben, daß der Zeuge Oerter wegen Augenleidens in ärztlicher Behandlung ist und wo er sich bei der Beobachtung der Lichterscheinung befand. Bei allen solchen Ereignissen bilden sich Parteien, und wo die Parteinahme anfängt, endet die Unbefangenheit. Die erste Partei ist immer die Polizei, denn sie sucht als Behörde einen Täter — sie unterstellt also einen Menschen mit Zielen, wo vielleicht nur objektive Tatsachen vorliegen. Der Verdacht, getragen von amtlicher Autorität, beeinflußt die Aufklärung, und leider oft in falscher Richtung. Aber auch die Zeugen haben ihre eigene Meinung. Gerade hier wurden sie zur unbewußten Parteinahme gedrängt, weil der Mietsprozeß ein Parteiprozeß ist. Wirklich wenden sich die Fräulein Brettschneider auch an den Hausbesitzerverein und der Hausbesitzerverein nimmt die Aufklärung gegen den Mieter in die Hand! Man schiebt unbewußt die Tatsachen hin und her, nur um sie auf eine Seite herüber zu zerren. Eine Partei verdächtigt die andere. Lakomi, Brettschneider, R.,

Fenske stehen der Reihe nach gegenseitig im Verdacht, den Spuk hervorzurufen. Man sucht und findet bei jeder Partei ein Motiv hierfür. Nichts ist leichter, als Motive zu finden. Demgegenüber habe ich mich bemüht, die Tatsachen von den Wahrnehmungen möglichst loszulösen und zu einem objektiven Ergebnis zu gelangen.

Die Zeugenaussagen sind also vorsichtig zu bewerten, wenn sie die Übersinnlichkeit der Ereignisse schildern. Dieselbe vorsichtige Kritik muß man aber auch anwenden, wenn sie die Täterschaft der Fenskes verneinen. Es ist sehr einfach, im Halbdunkel einen Spuk hervorzurufen. Man braucht nicht einmal ein gewandter Taschenspieler zu sein, um das zu können. Wer mit physikalischen Medien experimentiert hat, weiß, wie unendlich schwer es ist, die bewußte oder unbewußte Mithilfe des Mediums auszuschalten. Das Medium braucht dabei nicht einmal bewußt zu betrügen. Unter dem autosuggestiven Wunsche, Klopflaute hervorzurufen, können automatisch betrügerische Handlungen ausgelöst werden. Die 5 Zeugen des Amtsgerichts mögen mit dem Wunsche, die größte Vorsicht zu gebrauchen, an die Prüfung herangetreten sein. Sie mußten 4 Personen zu gleicher Zeit beobachten und es gehört schon eine außergewöhnliche Schärfe der Wahrnehmung und außergewöhnliches Verständnis für die Spukerscheinungen dazu, um ganz sicher sagen zu können, daß die Mitglieder der Familie Fenske nicht an dem Spuk mitgearbeitet haben. Der gefährliche Punkt für alle derartigen Untersuchungen ist die ungeschulte Beobachtungsgabe der Zeugen. Deswegen lösen sich die meisten Untersuchungen schließlich in der Unmöglichkeit auf, wirkliche Tatsachen festzustellen. Besonders vorsichtig sind die Aussagen der verdächtigen Personen aufzunehmen. Als Täter wird im strafrechtlichen Verfahren Fenske beschuldigt, seine Frau und seine beiden Töchter nehmen juristisch die Stelle von Zeugen ein. Das nahe verwandtschaftliche Verhältnis dieser Zeugen zu dem Täter nötigt den Juristen zum Mißtrauen. Für den Psychologen sind auch die Aussagen dieser Personen unentbehrlich. Er wird sie mit größter Vorsicht behandeln, aber er kann sie nicht schlechthin übergehen. Ihre Glaubwürdigkeit hängt ganz von der Bewertung der Persönlichkeiten ab. Wenn ich im folgenden in gewissem Umfange die Aussagen der Familie Fenske herangezogen habe, so liegen hierfür gute Gründe vor. Seit 25 Jahren beschäftige ich mich mit dem fraglichen Gebiet. Ich habe hunderte von Sitzungen mit Medien und Pseudomedien abgehalten, ich bin mit der Technik der Taschenspielerei vertraut und eine 15 jährige Tätigkeit als Rechtsanwalt und Verteidiger von Kriminalfällen bringt Erfahrungen mit sich. Man lernt Persönlichkeiten bewerten und die Erfahrung, die neben der eigentlichen Vorbildung für die Prüfung solcher Tatsachen erforderlich ist, steht mir zu Gebote. Die Familie Fenske hat meine Untersuchungen bereitwilligst erleichtert. Sie wußte nicht, daß sie scharf beobachtet wurde, auf Schritt und Tritt wurden ihr von mir Fallen gestellt. Alle diese Prüfungen führten zu demselben Ergebnis, daß die Gutgläubigkeit dieser Leute nicht anzuzweifeln sei. Diese Leute

haben ihr möglichstes getan, um die Aufklärung zu erleichtern, sie haben Sachverständige gewünscht, während die Gegenpartei des Mietsprozesses die Sachverständigen ablehnte.

c) Die einzelnen Tatsachen:

1. Lichterscheinungen.

Als Lichterscheinungen wurden in etwa 3 Fällen ein erbsengroßer, bläulicher Funken wahrgenommen, der durch die Stube zog und sich besonders dann zeigte, wenn die Kinder ihr Bett wechselten; ferner ein Lichtschein. Zeugen hierfür: das Ehepaar Oerter. Die Fenske'schen Eheleute haben auf genaues Befragen mir zugegeben, daß eine Täuschung möglich sei. Der Lichtschein sei von der Straße hergekommen und es habe vielleicht jemand mit einer Blendlaterne geleuchtet. Bei dem Funken habe sich der Zeuge Oerter allein im dunkeln Kabinett neben dem Spukzimmer befunden. Im Spukzimmer war nebenan Licht. Durch das Schlüsselloch des Kabinetts kann ein Lichtschein aus dem Spukzimmer in das Kabinett gefallen sein; vielleicht habe auch jemand eine Lampe bewegt. Ich gebe persönlich auf Lichtwahrnehmungen, wenn sie nicht ganz genau kontrolliert und möglichst photographisch festgehalten sind, nichts. In hunderten von Fällen haben Zeugen Lichterscheinungen, namentlich Lichtscheine und schwebende Funken gesehen, trotzdem durch die photographische Platte festgestellt wurde, daß nirgends eine Lichterscheinung war. In meiner Gegenwart sind sehr oft solche Fälle vorgekommen. Die Lichterscheinung kann eine subjektive Vorstellung der Zeugen gewesen sein. Selbst wenn objektiv eine Lichterscheinung vorlag, spricht doch nichts dafür, daß sie absichtlich hervorgerufen worden ist oder daß sie auf eine übersinnliche Quelle zurückzuführen sei.

2. Zugluft.

Anfänglich will Fenske ein Kältegefühl wahrgenommen haben, wenn der Spuk begann. Später nicht mehr. Er meint, es sei wohl auf seine Angst zurückzuführen. Zwar wird bei manchen metapsychischen Vorgängen Zugluft und Kältegefühl beobachtet, aber im vorliegenden Fall spricht alles für eine subjektive Empfindung „es läuft einem vor Angst kalt über den Rücken". Weitere Erklärungen erübrigen sich.

(Schluß folgt.)

Ilse Reicke:
Karl von Rochows letzte Verzückung.

Schluß.

Dieselben Worte wiederholte vierzehn Tage später Geheimrat Piepert seinem Patienten, und riet ihm dringend, das Ferienvierteljahr in den hohen, staubfreien Bergen zu verbringen, — falls er nicht riskieren wolle, die Vorlesungen für den nächsten Winter plötzlich absagen zu müssen.

Nur diese letzte Möglichkeit war es, die Karl von Rochow bewog, den Rat des Geheimrats zu befolgen und sich zu der kostspieligen Reise in ein Sanatorium der Schweiz zu entschließen. Krankheit kannte er bisher nicht, sie erschien ihm als etwas Verächtliches, Schimpfliches, und der Aufenthalt in einem jener bekannten, für gewisse Krankheiten reservierten „Kurorte" hatte für ihn, wie für manche anderen, etwas durchaus Anrüchiges.

Zugleich mit einer großen Bücherkiste traf er dennoch Anfang August dort oben ein. Er lebte bald in steter Fehde mit dem Arzt, deren Gegenstand die Streitfrage war, ob er arbeiten dürfe oder nicht; er war gereizt über die anstaltsmäßige Knebelung seiner persönlichen Freiheit — hatte er doch früher niemand um seine eigene Lebensweise zu befragen brauchen —, dann verletzte ihn die unerhörte Kostspieligkeit dieses gemaßregelten Lebens, und zuletzt reiste er vor der Zeit, weit früher, als Geheimrat Piepert ihm bewilligt, in seine Universitätsstadt zurück.

So war es also mit der „Erholung" und „Besserung", die der berühmte Mediziner für so dringend nötig befunden, wieder schnell zu Ende.

Dies Erlebnis trug vor allem dazu bei, in Karl von Rochow einen gewissen ererbten Eigensinn, in allem, was seine Person anging, noch zu bestärken. Er, der früher gefügig war wie ein Kind, da niemals jemand in seine eigenen Angelegenheiten, sei es auch nur zu seinem eigenen Besten, hineingeredet hatte, — einfach, weil niemand sich dafür interessierte — er vertrug diesen plötzlichen Wechsel nicht, wollte nichts von allen gutgemeinten Ratschlägen wissen, und so ließ er die ernsten, besorgten Vorstellungen seiner Freunde, der Kollegen und des Arztes geduldig und aufmerksam über sich ergehen, jedoch nur, um sich nachher nicht im geringsten darum zu bekümmern.

Der Herbst kam, mit seinen Nebeln und feuchten Winden, und dem oft Tage lang währenden Regen. Karl von Rochow ließ es sich nicht anfechten, ganz so wie sonst, trotz des Hustens, seine Spaziergänge in der frühen Dämmerstunde zu machen.

Er wollte mit Gewalt, daß alles so sei wie einst, ehe er auf der sommerlichen Insel dem Banne des hellbraunen Buches und allem, was damit zusammenhing, verfallen war. Er hielt seine frühere Lebensform mit starrem Eigensinn aufrecht, — und fühlte dennoch, mit wehmütiger und süßer Genugtuung, daß seine Seele eine andere sei wie einst und nimmermehr die alte werden könnte noch wollte.

Er glich einer Pflanze, die lange Jahre hindurch in frischem Grün und ernstem Blattschmuck gestanden und die nun ihre einzige späte und geliebte Blüte mit dem sanften, süßen Sterben des ganzen Stammes bezahlt.

* * *

Man war wieder im Wintersemester. Die Wirtinnen in der Stadt hatten neue Mieter in den frisch hergerichteten Stuben, die Examina fanden statt, und wieder schloß sich der Kreislauf eines Jahres über dem ernsten Städtchen mit den drei roten Backsteinkirchen, zwischen den weiten Wiesen und dem beweglichen Wasser.

Eines Tages — nasser Schnee lag und bildete täppisch die zierlichen Formen der Büsche und des gotischen Denkmals vor der Universität nach — eines Tages traf Professor Kämpe vor der Bibliothek mit seiner Spektabilität, dem Dekan der philosophischen Fakultät zusammen.

„Das ist ja ausgezeichnet, lieber Professor, daß ich Ihnen begegne", rief Kämpe schon von weitem und lüftete den Hut in großem Bogen. „Ich war nämlich gerade auf dem Wege zu Ihnen. Haben Sie einen Moment Zeit? Dann erzähle ich's Ihnen gleich hier."

Der Dekan versicherte, vollauf Zeit zu haben.

„Gewiß, Herr Geheimrat, die Zeit wächst ja in unserer teuren Gegend wie's liebe Unkraut."

Die beiden Herren lachten kurz auf und gingen zusammen in der kühlen Schneeluft auf und nieder und, nachdem er sich die Nase mit einem blendend weißen Tuche geputzt, fing Professor Kämpe an:

„Es handelt sich um den Rochow. Sie wissen wohl, es geht ihm nicht zum Besten, und Kollege Neumann — er wohnt ja Haus an Haus mit mir — trifft ihn neulich beim Mittagessen. Der Mann kommt ihm nicht ganz geheuer vor, — Sie kennen ihn ja, reden läßt er nicht mit sich über diesen Punkt — na kurz und gut, Neumann, der Bescheid weiß, lädt ihn einfach zum Kaffee ein. Unser Rochow sucht natürlich Ausflüchte, aber Kollege Neumann — er ist ein energischer Herr — läßt nicht locker, nun, und dann hat er Rochow nach dem Kaffee glücklich so mürbe gekriegt, daß er sich nochmals untersuchen läßt."

Geheimrat Kämpe hielt eine Weile inne, denn mit gleitenden Schritten, den verkürzten Fuß ein wenig nachziehend, kam durch den tiefen Schnee der auf sie zu, der Gegenstand ihres Gespräches war.

Karl von Rochow blickte hinter seinen beschlagenen Brillengläsern erschreckt und ein wenig mißtrauisch, wie es schien, die Kollegen an, riß hastig den Schlapphut herunter, stand einen Augenblick unsicher, ob er sie anreden solle oder nicht, und setzte dann in seinem weißbeschneiten Mantel, gesenkten Blickes, den Weg fort.

„Nun", die Herren machten kehrt und Professor Kämpe räusperte sich, „nun ist die Sache die, daß es recht schlimm steht. Der arme Kerl müßte schon längst ins Bett gesteckt sein, aber es ist ihm ja nicht zuzureden! Darum heißt es eben, Gewalt anwenden. Neumann sagt also, sobald wie möglich mit ihm in eine Anstalt, lieber heut wie morgen, wenn es hier nicht zu einer Katastrophe kommen soll! Er läßt Sie bitten, doch heut noch, mit ihm, wenn es geht, zur Magnifizenz zu gehen, damit das Nötige veranlaßt wird. Ist's Ihnen recht, Herr Kollege? Professor Neumann kommt um zwölf direkt aus der Klinik herüber".

„Ja, selbstverständlich. Ich warte dann im Vorzimmer auf ihn. Sie schließen sich doch an, Herr Geheimrat?"

„Ja gewiß, das kann ich tun, wenn Ihnen daran liegt."

Es klingelte vom Auditoriumsgebäude, mit eiliger Verneigung, den Hut mit einer seiner großen, energischen Bewegungen lüftend, empfahl sich Professor Kämpe, und der Dekan schritt langsam, den Kopf schüttelnd nach ihm die Stufen zur Universität hinauf.

Im Rektorzimmer, von dessen Wänden — sie waren rosa wie die einer Mädchenschlafstube — in dunklen Oelbildern die mittelalterlichen Hüter der Wissenschaft an dieser Hochschule auf ihre Nachfahren im Geiste niederblickten — in jenem Zimmer war es, daß die Würfel über Karl von Rochows weiteres Lebensschicksal fielen. Die vier Herren waren sich bald einig und die Magnifizenz mit dem gütigen Fürstenantlitz versprach, alles selber in die Wege zu leiten, und mit dem Kollegen von Rochow persönlich zu reden.

Als dieser das Ansinnen vernahm, das man ihm stellte, war er tief verletzt und erklärte, nimmermehr zum zweiten Male eine solche Leidensfahrt wie damals jene in die Schweiz zu unternehmen. Das Ganze sei ihm, abgesehen von allem andern, zu kostspielig, und es sei am Ende *seine* Angelegenheit, wo er zu Grunde gehe, und man müsse es doch wohl ihm überlassen, ob er inmitten seines Heimes, seiner Bücher, und der ihm lieb gewordenen Stadt sterben wollte, oder irgendwo in einer fremden Heilanstalt!

Nach dieser Unterredung, welche die Magnifizenz an einem späten Abend im Arbeitszimmer Karl von Rochows mit ihm führte, waren die Freunde

ebenso ratlos, wie der Patient selber, dem der hitzige, verzweifelte Ton seiner Worte erschreckend und fremd an sich selbst erschien.

Nimmermehr indes hätte er sich zu jener Reise bereit gefunden, wenn nicht das Schicksal selber, oder besser, Karl von Rochows vernachlässigter, versagender Körper seine Stimme gebieterisch erhoben hätte: ein schlimmes Fieber warf ihn, der mit scharfen Reizmitteln und übermenschlicher Willensanstrengung die letzten Wochen hindurch sich aufrecht erhalten hatte, von neuem auf das Krankenlager. Tagelang drohte die höchste Gefahr, und als Karl von Rochow wieder aufstand, schien der Kampf zwischen Leben und Vergehen in ihm ausgerungen, war der gewaltige Wassersturz zwischen den beiden Welten passiert, und auf still gewordener Fläche trieb nun sein Schifflein den jenseitigen Ufern entgegen.

Nun beleidigte und kränkte ihn die Fürsorge der Freunde nicht mehr. Mit Dankbarkeit und Rührung empfing er, was Teilnahme und treusorgende Freundschaft für ihn taten, für ihn, der Zärtlichkeit und Hingebung für einen Menschen nur kurze Zeit empfunden und selbst nie hatte erfahren dürfen. Er ließ es geschehen, daß man ihn in der Heilanstalt anmeldete, den Tag der Abreise festsetzte, und an seinen getreuen Freund Gustav Lange schrieb, der in der Hauptstadt des Reiches Oberlehrer war und umgehend sich erbot, die Fahrt mit ihm zu machen.

* * *

Am Tage vor der Abreise saß Karl von Rochow noch lange auf, über den Schreibtisch gebeugt, um den weiteren Plan für sein großes Marienwerk aufzuzeichnen, das er zunächst nicht vollenden konnte. Die Petroleumlampe warf ihren gütigen, warmen Schein über die aufgeschlagenen glatten weißen Bücher, das sorgfältige Manuskript, über die blinkende Tinte, und füllte die übrigen Ecken des Zimmers mit dämmerigem, webendem Lichte. Nichts regte sich mehr im Hause, nur das geschäftige, leise Knirschen der Feder war zu hören.

Endlich legte der einsame Schreiber den Halter bei Seite, schloß den Deckel des mächtigen Tintenfasses, erhob sich und begann, das Manuskript in braunes Packpapier einzuschlagen, das er am Morgen schon sich sauber zurecht gelegt hatte. Er verschnürte die Blätter mit Sorgfalt und schrieb mit Blaustift Namen und Inhalt darauf. Nun war er fertig. — Fertig?

Er lehnte am Bücherregale, wieder liebkoste sein Blick sie, die seine Freude, sein Glück gewesen: die Bücher, — von denen aber auch seines Lebens Schmerz und Wende ihm gekommen waren. Wieder nahm er den einen oder den andern Band heraus, um liebkosend in den Fingern die

Leibhaftigkeit dieses geistigen Besitzes zu fühlen. — Er strich mit den Händen an den Rücken entlang:

„Ihr sollt alle ihr gehören, dennoch ihr, — alle, alle," sprach er leise mit einem plötzlich aufleuchtenden Lächeln; dann ließ er sich schwer am Schreibtische nieder und drückte die Augen auf den Ärmel seines Rockes.

Als er sich erhob, lag ein heimlicher Triumph in seinen Zügen. Er schritt zum Ofen, neben dem der kleine Kochapparat auf dem Tische stand, nahm die Spiritusflasche vom Fußboden auf und füllte behutsam den Behälter bis auf den letzten Tropfen — die Flasche war leer. Er entzündete die Flamme, goß aus der Karaffe, die er aus dem Schlafzimmer herbeiholte, Wasser in den Aluminiumtopf, — dann schüttete er Tee in die gelbe Porzellankanne, legte das Sieb auf die gelbe Tasse und ging zum Fenster.

Draußen stand der düstere Nikolaiturm in der samtschwarzen Winternacht. Karl von Rochow stieß das Fenster auf: kühl und klar zog die Luft herein. Er lehnte sich hinaus und sah oben um die Spitze der Kirche die Sterne glitzern. Die kahlen Wipfel der Linden neigten sich leise davor im Nachthauche. Der Schritt eines einsamen Wandrers hallte fern auf dem Pflaster der kleinen, verlassenen, schwarzen Straßen. Niemand war zu erblicken . . .

Die Schritte kamen näher, wurden ganz laut und deutlich, so daß er erschrak, und wanderten dann weit, weit hinaus in die Ferne. Oben löste sich lautlos und leuchtend eine Sternschnuppe . . .

Er kam zurück, schloß das Fenster, bereitete sich den Tee und stellte die dampfende Tasse auf den Schreibtisch. Aus der Schublade zog er einen verschlossenen Briefumschlag hervor, auf dem eine längst vergangene Jahreszahl stand. Nachdem er ihn erbrochen, legte er den darin enthaltenen beschriebenen Bogen neben sich und begann auf einem anderen Bogen etwas niederzuschreiben, wobei er am Anfang einige Male nach der Vorlage hinüberblickte. Als er geendet, schloß er das neue Schriftstück sorgfältig in einen starken Umschlag, siegelte ihn, und schrieb mit fester Hand darauf: Letzter Wille.

Dann zerriß er das Testament von einst, warf die Fetzen in den Papierkorb und löschte die Lampe . . . .

Der nächste Morgen — kühl und grau lag er auf der Stadt — ließ ihn nicht mehr zur Besinnung kommen. Allerlei war noch anzuordnen und zu erledigen, Rechnungen waren zu begleichen, und dann ging es zum Bahnhof, wo Gustav Lange mit dem Gepäck schon wartete.

Der Rektor, Professor Engel und Fräulein Bernegg, Fräulein Hooge, Fräulein Deißler und Herr Keier hatten sich eingefunden. Sie halfen ihm, einen Abteil suchen, reichten Schirm und Reisetasche, und Fräulein Hooge gab ihm als Abschiedsgruß einen Strauß gelber Osterlilien — die einzige Blume, die um diese Zeit in der Stadt zu haben war. Dann ließ der Zug,

der aus der nordischen Hauptstadt kam und nicht Lust hatte, in dem bescheidenen Städchen sich lange aufzuhalten, ein ungeduldiges Zischen hören und setzte sich langsam ins Rollen. Noch ein Händedruck, ein paar ermunternde Abschiedsworte, vier wehende weiße Tücher, — Karl von Rochow beugte sich aus dem Fenster und sah die teure kleine Stadt sich zusammenschieben und kleiner werden unter den drei ragenden Türmen.

Die Wundheit des Abschieds befiehl ihn, wo das eben, vor zwei Minuten Erlebte schon Geschichte, schon Erinnerung geworden ist, und dahinten schon liegt, was wir doch noch festzuhalten glauben.

Karl von Rochow blickte trotz der starken Zugluft und des Widerspruches von Freund Gustav aus dem Fenster, bis auch die Türme plötzlich fort waren — nun sah man noch den Kirchturm des Fischerdörfchens über den Wiesen und ein Stück des Bodens. Der kleine Kirchturm wanderte getreulich mit, eine lange, lange Zeit, dann schnellte plötzlich ein Stück Wald darüber und fremdes, immer neues, fremdes Land schob sich in rasender Eile unter seinen Blicken dahin.

Karl von Rochow ging hinein in das Abteil, Freund Gustav bettete ihn sorgsam in die Polster und plauderte ihm von den gemeinsamen heiteren Studienjahren.

Den Rest des Tages und die Nacht über blieb Karl von Rochow in Berlin als Gast Gustav Langes. Er lernte dessen Frau und seine Kinder kennen — die Mutter hatte den Kleinen vorher eingeschärft, daß sie dem fremden Onkel nicht zu nahe kommen und ihn nicht küssen durften —, dann, nach einem Abend um den behaglichen Sofatisch, ging am nächsten Morgen die trostlose Fahrt durch die graue, winterliche Mark nach der Heilstätte an.

Es war kalt im Zuge, ein paar schwächliche Jungen im Kellneranzuge hielten Bier und Würstchen feil an den mürrischen Stationen, — kein Tee war für den Kranken so schnell zu beschaffen, und mit steigender Sorge langte Gustav Lange endlich, nach allzulanger Fahrt, an dem Bestimmungsorte an.

Die Heilstätte lag einige Kilometer entfert von der Bahnstation. Man hatte zwei Leute mit einem Feldbettwagen herausgeschickt, um den Kranken in Empfang zu nehmen. Der Wind pfiff kalt um den kleinen grauen Bahnhof, wo die beiden Männer von der Anstalt Karl von Rochow auf das Bett legten, in wollene Tücher hüllten und das Verdeck aus Segeltuch emporschlugen. Dann setzte man sich in Bewegung.

Vorn zog der eine der Leute, hinten schob der andere, Freund Gustav schritt bald rechts, bald links, wie der Weg es erlaubte, neben dem Wagen, und der kleine schwarze Anstaltspudel begleitete mit seinen Sprüngen den traurigen Zug. Der Weg verließ bald die Stadt und führte auf einer breiten Straße, die mit kahlen Bäumen bestanden war, zwischen flachen Feldern dahin. Der Wind hing klagend in den Telephondrähten, die an

dem Wege sich entlang zogen. Graue Wolken liefen unablässig über das graue, nackte Land.

„Da, — jetzt sehen Sie dahinten bei dem Walde schon den Turm von der Anstalt", sagte einer der Männer und deutete mit der Hand geradeaus.

Gustav Lange blickte einen Moment dort hin, dann wandte er den Kopf beiseite und seine Augen bohrten sich krampfhaft in einen unsichtbaren Punkt am Horizont, während er die Lippen bitterlich aufeinanderpreßte...

* * *

Die Heilstätte war ein großes, helles Gebäude, dreistöckig, und wie ein Schloß um einen geräumigen Hof gebaut. Ein Geruch von peinlicher Sauberkeit schwebte durch die hellen, luftigen Korridore und die weißen Krankenzimmer. Schwestern in hellblauen Kleidern mit weißen Häubchen und Schürzen bewegten sich flink in den Räumen, auf den weißlackierten Treppen und in dem großen Speisesaal, den formenfroher Architektengeist mit gothischen Bogen, wie das Refektorium eines Klosters, ausgestattet hatte.

Draußen lag der neue Obst- und Gemüsegarten, in dem die Kranken zuweilen selber arbeiteten, die Erde umgruben und gossen, auf der anderen Seite befanden sich freundliche Parkanlagen, die allmählich in den märkischen Kiefernwald übergingen, der zu der Anstalt gehörte. Auf den weiten Hof hinaus, in dem Rasen und junge Fliedersträucher angepflanzt waren, öffneten sich die Liegehallen, und dort ließen die Kranken, auch bei kaltem Wetter in ihren Stühlen ausgestreckt, mit dem Geplauder des kleinen Springbrunnens ihre Stunden gleichförmig verrinnen und verplätschern.

Karl von Rochow fühlte sich wohl in dieser ruhigen, immer gleichen Umgebung. Mitunter lächelte er in dem Gedanken, daß er, der immer wieder die Geschichte und das Leben der mittelalterlichen Klöster voll leidenschaftlichen Anteils studiert hatte, nun selber in einer solchen, klösterlich abgeschiedenen Stätte seine letzte Einkehr hielt. Stille und in Frieden gingen seine Tage dahin.

Er lag draußen in seinem Stuhle und lauschte dem Stecknadeltönchen, das der stark zugedrehte kleine Springbrunnen mit seinem schwachen Strahle noch hören ließ; sein großes dunkles Haupt war der blassen Wintersonne zugewandt. Sie gleißte auf den Brillengläsern und machte die Furchen in seiner hohen, steil ansteigenden Stirne sichtbar. Die Haut zog sich gelblich-weiß und schlaff über die Stirne, die allzubreite Nase und zwei zarte Stellen auf den Wangenknochen, — alles übrige bedeckte der dichte und dunkle Vollbart, in den sein Haupthaar überging. Nur die tiefliegenden dunklen Augen

bewegten sich noch voll unruhigen Lebens in dem stillgewordenen Antlitz...
So behielten ihn die in Erinnerung, denen es vergönnt war, Karl von Rochow in seinen letzten Lebenstagen noch ein paar flüchtige Stunden zu sehen.

Einmal, zu seiner unaussprechlichen Freude, hatte der große weltberühmte Gelehrte aus Berlin ihn besucht, und sie hatten bis zuletzt von ihrer Arbeit, der vollendeten wie von den Plänen, mit einander gesprochen. — Dann war ein andermal, an einem Sonntag, Gustav Lange mit seiner Frau und den Kindern gekommen und sie gingen im Kiefernwalde mit einander spazieren.

Weihnachten, der Frost und der Schnee stellten sich ein, und als langsam das Licht zu wachsen begann und der Erde den harten Panzer löste, da erlöste es sanft und gnädig auch Karl von Rochow von der Schwere irdischen Daseins...

Am Abend vorher noch hätte er in Gedichten gelesen, in einem schmalen hellbraunen Bande, den er oft mit sich getragen, — und dann, am nächsten Mittag, wäre es still mit ihm zu Ende gegangen. So erzählte einige Tage später die Krankenschwester den Freunden, die hergereist waren, auf dem letzten Wege den Verblichenen nicht allein zu lassen.

Der große Gelehrte aus Berlin befand sich darunter, drei Kollegen aus der kleinen Universitätsstadt am Meere und ein paar Offiziere, — Verwandte, von denen bisher niemand gewußt und mit denen keiner sich recht abzugeben verstand. Der älteste von ihnen, ein breitschultriger Oberst mit weißem Haupte und warmen blauen Augen, hatte das Testament an sich genommen, in dem sein Vetter Karl eine durchaus unbekannte Dame, aus einer östlichen Provinzstadt, ein alleinstehendes Fräulein, das, wie es hieß, eine hervorragende Dichterin sein sollte, zur Erbin seiner gesamten, kostbaren Bibliothek eingesetzt hatte.

Der Zug bewegte sich zwischen winterlich braunen Wiesen und frisch umgebrochenen Äckern, die des Samens harrten, dahin zu dem kleinen Kirchhof. Er war überragt von einer bescheidenen Kapelle, die ihre ernsten Glockentöne in die weite, einförmige Landschaft sandte. Wolken hasteten grau über den Himmel und wehten durcheinander, wie schwarze und weiße Schleier.

Nun ging der Zug den kleinen Hügel zum Friedhof hinauf, einer nach dem andern verschwand durch die Pforte, — nun waren sie alle nicht mehr zu erblicken, — und jetzt waren sie wohl schon zur Gruft gelangt...

Langsam verklang eine Glocke im Lande.

Rundschau

Staatsbürgerliche Rundschau.

Von P. Hoche.

Staatsbürgerliche Belehrungen.

Es war zu begrüßen, daß jenes Schlagwort von der staatsbürgerlichen Erziehung die Wandlung durchmachte, wonach man sich nicht nur mit bürgerkundlichen Belehrungen begnügte, etwa in einem besonderen Fache, Bürgerkunde genannt, sondern daß man tiefer drang und einer allseitigen Erziehung zum echten Staatsbürger das Wort redete. Nun ist allerdings nicht zu übersehen, daß die rechte Staatsgesinnung und ihre Betätigung im guten Handeln ein gewisses Verstehen und ein bestimmtes Wissen zur notwendigen Voraussetzung hat. Wieviel wird von dem einzelnen immer wieder gefehlt, weil ihm eben die richtige Einsicht in die Welt der Wirklichkeit mangelt.

Aus diesem Grunde waren die „Staatsbürgerlichen Belehrungen in der Kriegszeit" willkommen, die vom Landesgewerbeamt in Carl Heymanns Verlag, Berlin, herausgegeben wurden und deren zweiter Band als Abschluß erschienen ist.

Unendlich stark sind die Anregungen, die dieser Krieg der Erziehung gibt, und gerade die Staatsbürgerkunde wird erst Leben sein, wenn sie von dem warmen Blute unserer Zeit durchströmt sein wird. An bürgerkundlichen Büchern fehlte es bisher keineswegs, aber sie sind durch diesen Krieg vielfach veraltet, denn sie lassen manches vermissen, dessen hoher Wert erst in unseren Tagen erwiesen wurde. Das ist aber gerade die Bedeutung des vorliegenden Werkes, daß es aus der Zeit entstanden und für die Zeit geschrieben ist, und seine schnelle und weite Verbreitung darf wohl als Kriterium für seinen Wert gelten.

Neun berufene Männer haben den Stoff sorgfältig zusammengestellt und ihn im vaterländischen Geiste dargeboten (im ersten Bande). Es ist hier nicht gut möglich, alle Kapitel durchzugehen, wie sie die nähere Bekanntschaft vermitteln mit unserem eigenen Staate, so wie er im Heerwesen, in Gewerbe und Handel, in der Ernährung, im Verkehr und im Geld- und Rechtswesen in der Zeit bis zum Kriege geworden ist. Hingewiesen sei nur auf den ersten Beitrag „der Krieg" von Rohrbach und den letzten „der Krieg und die Jugendlichen" und die „unterrichtliche Verwertung der Stoffe" von Schulinspektor Haumann. Rohrbach betont den Wert der deutschen Schulung und zeigt, wie uns England um diese Bildungsarbeit von der Volksschule bis zur Universität beneidet und sie am liebsten vernichten möchte, Haumann dagegen zeigt den heutigen Jugendlichen als Staatsbürger. Er verlangt, daß das Gemeinschaftsleben im Staate den Ausgangspunkt für die staatsbürgerlichen Belehrungen bilde. Der Zusammenhang zwischen dem einzelnen und dem Ganzen muß in den Gesichtspunkt des Schülers gerückt werden, und er muß zur Erkenntnis seiner Pflichten gegen sein Volk gebracht werden. Es ist meines Erachtens überhaupt der große Wert dieses

Buches, daß es zwar eine Unmenge von Belehrungen gibt und doch darin nicht aufgeht, daß es als Erziehungsziel aufstellt: Nicht nur staatsbürgerliches Wissen, sondern Tugenden, Gesinnungen. Die deutsche Schulerziehung war in den letzten Jahrzehnten schon in der Gefahr, der Herrschaft des einseitigen Intellektualismus zu erliegen. Schon vor dem Kriege und jetzt erst recht kam uns zum Bewußtsein, daß wir den ganzen Menschen erfassen müßten, wenn wir alle Volksglieder zu höchster Lebenstüchtigkeit bringen wollten. Das trifft nun aber auf die staatsbürgerliche Erziehung ganz besonders zu; hier heißt es erst recht: Wissen und Einsicht sind gut und notwendig, aber Wollen und Handeln sind das letzte Ziel der Erziehung.

Der zweite Band führt zunächst über den eigenen Staat hinaus zu jenen Völkern, die mit uns im Bunde stehen oder als Feinde jetzt gegen uns kämpfen. Die Verfasser, O. Hoetzsch und P. Rohrbach, gehen den geschichtlichen, besonders den politischen und wirtschaftlichen Beziehungen zwischen uns und unsern Verbündeten und Gegnern nach und zeigen, was für Möglichkeiten sich daraus für unsere Zukunft ergeben. Mit diesem Wissen gilt es in der Tat fühlbare Lücken auszufüllen, die in unserer politischen Bildung überall klaffen. Der Krieg hat es uns zum Bewußtsein gebracht, oft in schmerzhaftester Weise, wie wir wirtschaftlich von den übrigen Ländern abhängig sind. Diesen verzweigten inneren Zusammenhängen gilt es nachzugehen und die Einsicht dafür auch schon bei dem heranwachsenden Geschlecht zu erwecken. In dieser Beziehung harren des Geographie- und Geschichtsunterrichts tatsächlich neue Aufgaben. Das vorliegende Werk aber will zu diesem Zweck sicher nicht erschöpfend belehren, sondern nur anregen.

Durch den gegenwärtigen Krieg ist das Interesse für eine Fülle von Fragen lebendig geworden, die das staatliche Leben der Gegenwart berühren und denen der tiefer nachgehen möchte, der eben den Krieg und unser Schicksal innerlich miterlebt. So erfahren wir durch kundige Federn, wie sich unter dem Einfluß des ungeheuren Krieges unser Wirtschaftsleben umgestaltet hat und zur Kriegswirtschaft geworden ist. Wir hören ferner von der großzügigen Fürsorge für alle Bedürftigen dieser Zeit, insbesondere für die Verwundeten, für die Hinterbliebenen und für die Invaliden.

Dieser Krieg ist eine Leistung des ganzen deutschen Volkes; auch die Frau hat daran ihren starken Anteil. Mit Geschick stellt G. Bäumer dar, was die Frau im besonderen geleistet, gelitten hat und welches ihre Aufgaben und Hoffnungen für die Zukunft sein werden.

Ebensowenig wie der erste, will der zweite Band ein abgeschlossenes Ganze sein. Er will nur die Fragen herausheben und beleuchten, die besonders zeitgemäß sind und für die eine eingehende Belehrung erwünscht sein dürfte. Es ist ja auch klar, daß die Dinge vielfach noch im Flusse sind, und ein abschließendes Urteil deshalb erst später möglich sein kann.

Jedenfalls wäre zu wünschen, daß das Buch in weiten Kreisen wirkte. Es ist zwar ebenso wie der erste Band für die Hand der Lehrer bestimmt, denen es den nötigen Stoff und die Anregung für den staatsbürgerlichen Unterricht, wie er alle Fächer zu durchdringen hat, bieten soll, aber ich möchte seine Aufgabe weiter bestimmt sehen. Es handelt sich hier um ein Buch, das tatsächlich von allen Kreisen unseres Volkes gelesen werden kann und soll. Denn auch unter den Erwachsenen wird es so manchen geben, der über vieles, was hier dargestellt ist, im Unklaren schwebt oder in Unwissenheit steckt und der sich aus den fesselnd ge-

schriebenen Aufsätzen über das unterrichten kann, was ihn doch füglich mit am meisten auf der Welt angeht, nämlich über sein eignes Volk.

Rundschau der Kriegsliteratur **XXVII.**

Von **Dr. iur.** Kurt Ed. Imberg.

Bereits des öfteren haben wir an dieser Stelle Gelegenheit gefunden darauf hinzuweisen, daß in den letzten Jahren dankenswerterweise in unserer politischen und wirtschaftlichen Literatur eine Lücke ausgefüllt zu werden beginnt, die sich leider in unangenehmer Weise bemerkbar gemacht hat. Wir meinen die Kenntnis unseres östlichen Nachbars: Rußlands. — Neuerdings sind nun wiederum einige Bücher erschienen, die sich diesem Ziele widmen, und die zweifellos geeignet sind, uns unsere Nachbarn im Osten näher zu bringen. Zunächst sei eine Sammlung von selbständigen Aufsätzen genannt, die Prof. M. Sering unter dem Titel „Westrußland in seiner Bedeutung für die Entwicklung Mitteleuropas" im Verlage von B. G. Teubner (Leipzig) herausgegeben und mit einer interessanten Einleitung versehen hat. In dieser Sammlung werden alle die Probleme, die durch den Weltkrieg in den Vordergrund des Interesses gerückt sind, in gründlichen und wissenschaftlichen, aber doch allgemein verständlichen Darlegungen behandelt. Die finnische, baltische, litauische, ukrainische und polnische Frage werden von sachkundigen Verfassern untersucht und in anschaulicher Weise geschildert. Weitere Kapitel beschäftigen sich mit dem deutschen Kolonistentum in Rußland, seiner kulturpolitischen Bedeutung für Rußland, der oft behandelten, aber noch immer nicht gelösten Ostjudenfrage und schließlich mit der Agrarfrage und Agrarreform. Wir wünschen dem Buche einen vollen Erfolg; möge es in weiteste Kreise dringen und dazu beitragen, daß wir bei den künftigen Friedensverhandlungen die positiven und negativen Faktoren im Osten richtig ab- und einzuschätzen vermögen.

Dasselbe können wir auch von dem zweiten Werke wünschen; es ist dies der 4. Band von Perthes' „Kleiner Völker- und Länderkunde": „Polen". **Dr.** E. Zivier, einer der besten Kenner der Geschichte Polens, gibt in diesem Bande einen ausgezeichneten Abriß der polnischen Geschichte. Er zeigt, wie Polen seit Jahrhunderten durch die individualistische Staatsauffassung seines Adels fast immer in innerer Zersplitterung gelebt, und wie schwer diese Uneinigkeit im Innern auf seine politische Stellung nach außen gewirkt hat. Seit mehreren Jahrhunderten trug Polen den Keim seiner Zersetzung in sich, nur von Zeit zu Zeit fand es einen Herrscher, der die Einigkeit des Adels wenigstens für einige Zeit herzustellen vermochte, und der kraft seiner Persönlichkeit oder seiner verwandtschaftlichen Verbindungen mit andern Mächten das polnische Staatswesen zu Ansehen und Blüte brachte. Die Geschichte Polens sollte ein Lehrbuch sein für die Lösung der polnischen Frage. —

Im Anschluß sei auch auf die neueste Veröffentlichung der „Freien Vereinigung für Staatswissenschaftliche Fortbildung in Wien" hingewiesen, die unter dem Titel „das Königreich Polen vor dem Kriege" zehn Vorträge enthält, die auf Veranlassung der genannten Gesellschaft im März dieses Jahres in Wien gehalten worden sind. Diese von **Dr.** Ludwig Cwiklinski im Verlage von Franz Deuticke (Wien-Leipzig) herausgegebene und mit einer Einleitung versehene Sammlung gibt dem Leser ein gutes Bild von Land

und Leuten Polens, seiner Geschichte in den letzten hundert Jahren, seiner Landwirtschaft und Industrie, seinem Bank- und Finanzwesen. Die von genauen Kennern der polnischen Verhältnisse gegebenen Ausführungen, die selbstverständlich nicht als erschöpfende Darstellungen gelten wollen, bieten einen sehr lesenswerten, interessanten Überblick, mögen einzelne Verfasser auch manchmal die Lage durch eine etwas zu optimistische Brille beschauen.

In 2. Auflage liegt die „Geschichte Rußlands" von Th. H. Pantenius vor, die in R. Voigtländers Verlag in Leipzig erschienen ist. Der 1915 verstorbene Verfasser, ein geborener Kurländer, gibt in diesem Werke eine gründliche, trotzdem gut lesbare Darstellung der russischen Geschichte von der Entstehung des Reiches bis zur Zeit vor dem Weltkrige. Selbstverständlich war es nicht die Absicht Pantenius', eine ausführliche Geschichte des russischen Reiches zu geben, dazu wären mehrere dicke Bände erforderlich gewesen. Das Ziel, das er sich in diesem Werke gesetzt hat, ist lediglich, dem deutschen Publikum auf Grund der schwer zugänglichen russischen historischen Literatur und der wenigen brauchbaren in anderen Sprachen geschriebenen Werke über russische Geschichte eine knappe, allgemein verständliche Schilderung der Geschichte unseres östlichen Nachbars zu geben, um auf diesem Wege der Unkenntnis über russische Zustände abzuhelfen. Das Buch, dem eine Karte Rußlands beigegeben ist, die das Verstehen der Ausführungen wesentlich erleichtert, kann warm empfohlen werden. Wir hoffen, bei Gelegenheit ausführlicher auf das Buch zurückkommen zu können.

Im Verlage von Hugo Bruckmann in München ist ein neues Buch des schwedischen Gelehrten Rudolf Kjellén erschienen: „Studien zur Weltkrise", das eine Reihe während des Krieges geschriebener Aufsätze enthält. Es ist in dieser Rundschau schon wiederholt auf die hervorragende, klare, wissenschaftliche Art Kjelléns hingewiesen worden, mit der er alle politischen Probleme zu erfassen und darzulegen versteht. Auch die neue Sammlung, die in Dr. Friedrich Stieve einen trefflichen Übersetzer gefunden hat, wird zweifellos dazu beitragen, das Ansehen, das der Professor von Upsala schon jetzt mit Recht genießt, in Deutschland immer mehr zu vergrößern und zu verallgemeinern. Von Interesse dürfte besonders der Aufsatz „Deutschlands Irrtum" sein, an dessen Schluß Kjellén erklärt: „Ich glaube an Deutschlands Zukunft so stark wie überhaupt an irgend etwas in der politischen Welt. Aber ich zweifle nunmehr daran, daß diese Zukunft auf dem Meere liegt. Mit zunehmender Klarheit vermeine ich zu sehen, daß Deutschlands Zukunft auf dem Lande liegt: nicht in einer Teilung des Meeres mit England, sondern in einer Befreiung vom Meere und von England". —

„Das Ende des kolonialpolitischen Zeitalters" betitelt sich eine Schrift aus der Feder von Dr. Karl Hoffmann, die soeben im Verlage von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschienen ist. Leider ist es uns an dieser Stelle nicht möglich, so ausführlich auf die lesenswerten und interessanten Ausführungen des Verfassers einzugehen, wie wir gern möchten, und wie die Schrift es verdient. Wir müssen uns darauf beschränken, einzelnes herauszugreifen, und es im übrigen unseren Lesern selbst überlassen, das Buch in die Hand zu nehmen und den Gedankengängen Hoffmann's nachzugehen. Wie Hoffmann u. a. ausführt, muß sich die deutsche Nation jetzt entscheiden, „wo der Schwerpunkt ihrer Entwicklungsrichtung künftig liegt: ob in der kolonialinterozeanischen, an die man sich gewöhnt hatte und die man aus

der europäischen Vergangenheit kennt, oder in jener anderen, von der wir die Witterung haben, daß sie etwas Neues bedeutet". Hoffmann entscheidet zugunsten der letzteren Richtung: „es gilt an die Stelle unserer bisherigen Kolonialpolitik, die Fiasko machte, einen anderen Imperialismusgedanken zu setzen", oder wie er am Ende seiner Ausführungen sagt: „Unsere Entwicklung hat ihre Zukunft entweder in der Richtung, die ihr der europäische Kontinent in seinem Einssein mit der Alten Welt anweist, d. h. zunächst und vor allem in mitteleuropäisch-vorderasiatischer Richtung, oder wir haben überhaupt keine Zukunft". Der Verfasser tritt also mit aller Entschiedenheit für den mitteleuropäischen Gedanken im weiteren Sinne, für das „Berlin-Bagdad" ein, ohne jedoch ganz das Kolonialwesen aufgeben zu wollen und zu beseitigen. Dieses soll aber nur ein „wirtschaftliches Hilfsunternehmen für materielle Absichten und Zwecke", nur „die Ergänzung der wirtschaftsorganischen Mitteleuropa- und Kontinentalpolitik" sein, nicht aber umgekehrt.

Es ist schon oft, auch an dieser Stelle darauf hingewiesen worden, wie viele Hemmungen und Klippen vorhanden sind, die diesen, auch von Hoffmann erstrebten Weg äußerst beschwerlich, vielleicht unpassierbar machen. Auch Hoffmann scheint diese Schwierigkeiten, die keineswegs nur in wirtschaftlicher Richtung zu suchen sind, sondern im Gegenteil meist auf politischem Gebiete liegen, nicht ganz richtig einzuschätzen. Das von ihm und anderen erstrebte Ziel, so schön es wäre, ist mehr oder weniger auch eine Frage der Politik, und in dieser spielen bekanntlich die Imponderabilien eine größere Rolle, als man gewöhnlich glaubt. Doch das ist ein Thema, über das wir hier nicht handeln wollen. Wir hoffen, später noch einmal Gelegenheit zu finden, eingehender auf die Hoffmann'sche Schrift zurückkommen zu können.

Interessante Kapitel zur Vorgeschichte des Krieges enthält das bei Max Kirstein in Berlin erschienene Buch „Belgien als französische Ostmark" von dem bayrischen Landtagsabgeordneten O. P. Dirr. Der Verfasser hat mit diesem Buche der Kriegsliteratur einen guten Dienst erwiesen. Er stützt sich bei seinen „Studien" in erster Linie auf belgische und französische Quellen, was seiner Arbeit ein erhöhtes Maß von Unparteilichkeit und deshalb von Wert verleiht. An Hand dieser Quellen, die wohl kaum in den Verdacht der Deutschfreundlichkeit kommen dürften, zeigt Dirr, daß Belgien immer mehr in das französische Fahrwasser hinüber segelte, und wie die Französierung auf allen Gebieten von Tag zu Tag stärker und umfassender, wie das an Kopfzahl stärkere, wirtschaftlich und politisch aber schwächere Vlamentum von dem wallonischen Element immer mehr an die Wand gedrückt wurde. Die Folge dieser Französierung war dann, daß auch die Politik ihre Hauptstütze im Westen suchte und sich ganz und gar in Frankreichs Arme warf. Die Dirr'sche Schrift birgt eine reiche Fundgrube für alle, die sich mit dem belgischen Problem befassen wollen. —

Als Band I. der im Verlage für Sozialwissenschaft (Berlin) von Parvus neu herausgegebenen „Sozialwissenschaftlichen Bibliothek" liegt eine Arbeit von Paul Umbreit über „die deutschen Gewerkschaften im Weltkrieg" vor. In zwölf Abschnitten behandelt der Verfasser in der Hauptsache die Arbeit der Gewerkschaften, auf dem Gebiete der Kriegsfürsorge für die Kriegerfamilien, die Arbeitslosen, Kriegsbeschädigten und Hinterbliebenen auf dem Felde der Ehre gefallener Arbeiter, sowie die Lebensmittelversorgung der Gewerkschaftler

und ihrer Angehörigen. Weitere Kapitel beschäftigen sich mit der Kriegswirtschaft, der Sozialpolitik im Kriege, mit dem Hilfsdienstgesetz u. s. w., während das Schlußkapitel über die Gewerkschaften nach dem Kriege spricht.

Einen außerordentlich interessanten Beitrag zur Lösung des Staatsschulden-Problems hat Rudolf Goldscheid in seinem im Wiener Anzengruber-Verlage erschienenen Buche „Staatssozialismus oder Staatskapitalismus" geliefert. Der durch viele Schriften bereits bekannte Verfasser versucht in diesem neuen Werke zu zeigen, wie Überraschendes wir leisten könnten, „wenn umfassende Repropriation des Staates und auf dieser aufgebaute systematisch durchorganisierte Erweiterung der Gemeinwirtschaft die Antwort auf das Erlebnis des jetzigen Krieges bildete". Die Schrift enthält nun, wie Goldscheid im Vorwort ausführt, den „Programmentwurf für eine derartige, das Wohl des Ganzen garantierende Staatsrepropriation" und legt gleichzeitig dar, aus welchen Gründen bei Aufrechterhaltung des überkommenen verschuldeten Steuerstaates die Lösung der sozialen Frage künftig noch weit mehr erschwert sein müßte als je zuvor.

Wenn wir auch nicht in allen Punkten den Ausführungen Goldscheids beipflichten können, zumal sich sicherlich bei ihrer Umsetzung in die Praxis sehr große Hemmungen und Widerstände erheben werden, die zu überwinden außerordentlich schwer, vielleicht unmöglich sein dürfte, trotzdem enthält auch dieses neue Werk des Wiener Gelehrten wiederum eine Fülle wertvoller Gedanken, die den Leser zum Nachdenken anregen, und denen sicherlich wenigstens zum Teil auch bei der künftigen Ordnung der innerstaatlichen Verhältnisse Rechnung getragen werden wird. —

Im Falken-Verlage in Darmstadt hat Dr. Willy Moog zwei kleine Schriften veröffentlicht, die in allgemeinverständlicher Form geschrieben, aber dennoch streng wissenschaftlich gehalten, die Ansichten unserer großen Philosophen Kant und Fichte über den Krieg wiedergeben. Beide Schriften, die sich „Kants Ansichten über Krieg und Frieden" und „Fichte über den Krieg" betiteln, enthalten viele wertvolle Ausführungen, die gerade in der heutigen Zeit nicht ohne Interesse sein dürften.

Geschichtswissenschaftliche Rundschau.

Von August Friedrich Krause.

Eines, glaube ich, kann man heute schon als sicheren geistigen Gewinn des Weltkrieges buchen: Eine Weckung und Vertiefung des historischen Sinnes bei den breiten Massen der Gebildeten. Wer so wie wir die ungeheuren Weltgeschehnisse miterleben durfte, die schicksalbestimmend für die ganze Welt sein werden, wer so, wie das gegenwärtige Geschlecht, Blicke tun darf in das geheime Walten historischer Kräfte, dem muß von selbst das Verlangen in der Seele wachsen, zu wissen: Wie wurde das alles? Was will daraus werden? Ohne geschichtliches Wissen ist aber keine Klarheit zu gewinnen, ist kein tieferes Eindringen in die innersten Zusammenhänge der gegenwärtigen Ereignisse mit denen der Vergangenheit und Zukunft möglich. Mancher wird darum zu seiner verstaubt auf einem Brett seines Bücherregals stehenden Weltgeschichte greifen, um Antwort auf Fragen zu finden, die der Weltkrieg in ihm lebendig gemacht hat. Unter den volkstümlich-wissenschaftlichen Werken werden die historischen an Beachtung und Verbreitung gewinnen.

Wie gerufen kommt darum die Neuauflage eines Werkes, das schon

bei seinem ersten Erscheinen als der bewußte Anfang neuer Weltgeschichtsschreibung begrüßt wurde: Hans F. Helmolts, im Verlage des Bibliographischen Instituts herausgegebene „Weltgeschichte“, deren zweite Auflage, von Armin Tille besorgt, kurz vor Ausbruch des Weltkrieges zu erscheinen begonnen hat. Das Werk soll in dieser zweiten Auflage von neun auf zehn Bände wachsen, von denen zurzeit drei vorliegen. Wahrscheinlich soll mit der Herausgabe der weiteren Bände bis nach Beendigung des Weltkrieges gewartet werden, um die großen Ereignisse und Umwälzungen, die er bringt, in den einzelnen Teilen, die noch ausstehen, mit berücksichtigen zu können und so einen natürlichen Abschluß des großzügigen Werkes zu gewinnen.

Von allen bisher erschienenen „Weltgeschichten“ ist nicht eine das, was sie in ihrem Titel verspricht, eine Geschichte der Welt, oder genauer gesagt, der Menschheit. Auch die neueste, die von Pflugk-Hartung im Ullsteinschen Verlage herausgegebene, die sich stolz eine Darstellung der „Entwicklung der Menschheit in Staat und Gesellschaft, in Kultur und Geistesleben“ nennt, wandelt im großen und ganzen die alten Bahnen. Sie alle geben nur Geschichte der Kulturvölker, meist vom europäozentrischen Standpunkte aus. Wer aus ihnen die Geschichte eines Volkes oder Ländergebietes kennen lernen will, muß sie sich aus den verschiedenen, chronologisch geordneten Hauptabschnitten zusammensuchen und fand sie, ausgenommen in der Ullsteinschen, zumeist gegeben ohne jede Berücksichtigung des Landes und seiner Bodenverhältnisse, in dem sie sich vollzogen hatte. Mit diesem gleichförmigen Konservativismus der Weltgeschichtsschreibung hat Helmolt bei dem Entwurf des Planes zu seinem großen Werke bewußt und vollständig gebrochen und hat als erster den Versuch gemacht, die Weltgeschichtsschreibung auf völlig neue Grundlagen zu stellen.

Nachdem Ranke die philosophische Weltgeschichtsschreibung auf eine zuvor nie geahnte Höhe gebracht hatte, schien eine Weiterentwicklung kaum möglich. Doch waren die neuen Bahnen, in die nun eingelenkt werden sollte, schon vorbereitet. Karl Ritter hatte als einer der ersten die Geographie auf wissenschaftliche Grundlage gestellt und den Vergleich zur Methode dieser Wissenschaft gemacht. Er wollte nicht nur die Länder unter sich, sondern auch jedes Land auf den verschiedenen Stufen der Entwicklung mit sich selbst verglichen haben, und stellte durch diese Art der Behandlung einen notwendigen Zusammenhang her zwischen Erdbeschreibung und Geschichtsbeschreibung. Letztere sollte der ersteren dienstbar gemacht werden und die geschichtlichen Beobachtungen hatten bei Ritter im wesentlichen den Zweck, die Natur und die Eigentümlichkeiten des Landes, das ihm Gegenstand der Untersuchung war, aufzuhellen und schärfer erkennbar zu machen. War für ihn die Tatsache der Wechselbeziehungen zwischen Land und Volk, zwischen dem Boden und seiner Geschichte nur ein Mittel für die Methode seiner Betrachtungsweise, so wurde sie für Friedrich Ratzel, der die Ideen Ritters vertiefte und weiter entwickelte, zu einer Erkenntnis von höchster Bedeutung. Nach seinen Anschauungen ist die Verbindung zwischen Menschheit und Erde die denkbar innigste. Indem er uns in dem Satze: „Die Menschheit gehört zur Erde wie ein Stück von der Erde“ die Erkenntnis der Einheit von Menschheit und Erde gewann, stellte er zugleich die innigsten Beziehungen zwischen Geographie und Geschichtsschreibung her. Bisher war dem Historiker der Boden nur die Bühne gewesen, auf dem sich die dargestellten geschichtlichen Vorgänge abspielten; seit Ratzel ist es nicht mehr

angängig, die Geschichte eines Volkes oder Kulturkreises zu schreiben, ohne zuvor das Land und seine eigentümliche Natur, seine Abschließung von den übrigen Kulturkreisen und seine Verbindungen mit ihnen kennen gelernt zu haben. So wurde durch Ratzel die Weltgeschichtsschreibung auf geographischer Grundlage vorbereitet. Hans F. Helmolts Verdienst ist es, diese Ideen in einer groß angelegten Weltgeschichte praktisch zur Durchführung gebracht zu haben, sowohl was die Anordnung des Stoffes, als auch was die Betrachtungsweise anlangt. Die Gliederung in die berühmten drei Hauptgruppen: Altertum, Mittelalter und Neuzeit und innerhalb derselben in chronologisch geordnete Abschnitte mußte der Anordnung nach geographischen Gesichtspunkten weichen. Bei dieser Gliederung nach Ländern und Kulturkreisen schien es nicht von Belang, mit welchem Teil der Erde der Anfang gemacht wurde. Helmolt wählte aus praktischen Gründen für die erste Auflage Amerika. Indem der Herausgeber der zweiten Auflage, Armin Tille, der im übrigen die bewährten Grundsätze im Plan des Werkes und in der Betrachtungsweise beibehielt, für den Anfang Ostasien wählte und über Hoch- und Westasien zu Afrika und den Mittelmeerländern weiterschritt, gewann er eine auch historisch begründete einheitlichere Anordnung des Stoffes. Infolge der Fruchtbarmachung der Ideen Friedrich Ratzels wurde der Rahmen der Weltgeschichte weiter gespannt als bisher; die Weltgeschichte wurde nun wirklich, was sie längst schon hätte sein sollen: eine Geschichte der gesamten Menschheit — nicht nur der Kulturmenschheit. So wurde nicht nur mit der bisher üblichen Darstellung vom europäozentrischen Standpunkte aus gebrochen, sondern auch mit der Anschauung, als wären nur die großen Kulturnationen mit ihrer reichen Kulturentwicklung einer historischen Betrachtung wert. Zum ersten Male wurde im Rahmen einer Weltgeschichte nicht nur die Entwicklung der Wilden zu Halbkulturvölkern in die Darstellung einbezogen, sondern auch die sogenannten „geschichtslosen" Völker wurden behandelt. Die Länder- und Völkerkunde trat in den Dienst der Weltgeschichtsschreibung, und neben den Historiker stellten sich gleichberechtigt der Paläontolog, der Ethnolog, der Geograph, um das, was wir bisher als Geschichte anzuerkennen pflegten, zu ergänzen, zu erweitern und zu vertiefen.

Solange im Mittelpunkt der weltgeschichtlichen Darstellung eine philosophische Idee stand, und die historischen Vorgänge dem Geschichtsschreiber nur dazu dienten, die Wahrheit dieser Idee zu erweisen, konnte eine Weltgeschichte nur das Werk eines Verfassers sein. Seitdem aber der Rahmen der Weltgeschichte so viel weiter gespannt ist, und in ihren Dienst andere wissenschaftliche Disziplinen getreten sind, die eine volle Menschenkraft für sich allein in Anpruch nehmen, mußte eine größere Zahl von Mitarbeitern sich vereinigen, um ein solches Werk zustande zu bringen. Unter Helmolts, und nun, für die zweite Auflage, unter Armin Tilles Leitung sammelte sich eine Schar von zweiundvierzig der bedeutendsten deutschen Gelehrten, unter denen wir nicht wenige Namen finden, die Weltruf besitzen. Es besteht bei dieser Arbeitsverteilung naturgemäß die Gefahr, daß dem Gesamtwerk die Einheitlichkeit verloren geht, und es ist auch nicht zu leugnen, daß sich in einzelnen Abschnitten Wiederholungen und Widersprüche geltend machen. Ersteren ist soviel als möglich durch zahlreiche Vor- und Rückverweisungen vorgebeugt; letztere sind nicht störend. In bewundernswerter Disziplin haben sich, soweit die bis jetzt erschienenen ersten drei Bände ein Urteil zulassen, alle Mitarbeiter dem Grundgedanken des Werkes unter-

geordnet und so dazu beigetragen, das Unternehmen als einheitliches Ganzes erscheinen zu lassen. Mögen im einzelnen wissenschaftliche Anschauungen auseinander gehen; nirgends wird doch der Versuch gemacht, die subjektive Weltanschauung als allgemein gültige und notwendige dem Leser aufzuzwingen. Dies gerade erscheint mir als ein großer Vorzug der Helmolt'schen Weltgeschichte: Dem Leser wird die Freiheit der Meinung vollauf gewahrt; nirgends wird sie zu Gunsten irgendeiner sogenannten geschichtlichen Wahrheit oder Idee vergewaltigt. Die Verfasser tragen nur den historischen Tatsachenbericht so, wie er ihnen erscheint, vor; die geschichtsphilosophischen Gedanken muß der Leser selbst aus ihnen folgern. Die große Volkstümlichkeit des Werkes liegt begründet in der Art des Vortrages dieser Tatsachen, nicht in der Vermittlung von Meinungen. Es bedarf keiner besonderen Erwähnung, daß in der zweiten Auflage überall die Darstellung der Ereignisse bis in die jüngste Vergangenheit fortgeführt wird.

Der erste der drei Bände behandelt nach einem einleitenden Überblick über die Geschichte der Weltgeschichtsschreibung und nach einer Darstellung der Vorgeschichte der Menschheit die Geschichte Chinas, Japans und Koreas, die Geschichte Hochasiens und Sibiriens, die wir bisher in keiner Weltgeschichte zu finden gewohnt waren, die Geschichte Indiens und Indonesiens und schließt mit einem besonderen Abschnitt über die geschichtliche Bedeutung des Indischen Ozeans. Es ist bedauerlich, daß die so interessanten und wichtigen Aufsätze von Helmolt, Kohler und Ratzel, die den ersten Band der ersten Auflage einleiteten, der zweiten Auflage vorenthalten wurden. Wenn auch inzwischen die Anschauungen über Weltgeschichtsschreibung auf geographischer Grundlage viel an Boden gewonnen haben, so enthalten diese Aufsätze doch so bedeutende und grundlegende Gedanken, daß es schade ist, wenn sie nicht auch weiterhin fruchtbar gemacht werden. — Der zweite Band ist Westasien gewidmet und behandelt das alte Westasien, Westasien im Zeichen des Islam, Armenien, die Entstehung des Christentums und seine östliche Entfaltung und die Kreuzzüge. Der dritte Band führt hinüber zu Afrika und bringt außer einer ethnographisch-historischen Darstellung der wilden und halbwilden Negervölker die Geschichte Nordafrikas und Ägyptens und behandelt nach einem Aufsatz über den inneren geschichtlichen Zusammenhang der Mittelmeervölker die Geschichte der Pyrenäenhalbinsel und Altgriechenlands.

Hohes Lob verdient wieder die Ausstattung des Werkes mit wertvollen Bildern, Tafeln und Karten, die um vieles reicher ist, als die der ersten Auflage. Außer einer größeren Anzahl farbiger und schwarzer Tafeln in verschiedenen Wiedergabe-Techniken, sind auch dem Text zahlreiche Abbildungen eingefügt, die der erzählenden Darstellung oft wesentlich zu Hilfe kommen. Es ist bei einem historischen Werk dieser Art und Bedeutung selbstverständlich, daß besonderer Wert auf zeitgemäßes Bildermaterial gelegt worden ist. Wenn, wie bei dem Rufe des Herausgebers und seiner Mitarbeiter, sowie des Bibliographischen Instituts bestimmt zu erwarten ist, die folgenden Bände inhaltlich und in der Ausstattung auf gleicher Höhe stehen, ist für das deutsche Haus ein volkstümliches historisches Werk gewonnen, wie es eigenartiger, vollständiger und bedeutender nicht gewünscht werden kann. Es dürfte in keiner Hausbibliothek Gebildeter fehlen, und wer sich in historische Vorgänge und Zusammenhänge welcher Zeiten und Völker auch immer vertiefen will, wird es kaum entbehren können. —

Schlesische Rundschau.

Von Dr. Walter Meckauer.

Seit meinem letzten Bericht über schlesische Literatur sind viele Monate vergangen. Wieder liegt ein Bücherberg schlesischer Autoren vor mir, aus dem es das wesentlichste herauszuholen gilt. Nicht wie das letztemal handelt es sich um Werke von ausgesprochen literarischem Charakter. Zum Teil fallen sie in das Gebiet der Unterhaltungsliteratur, der Dialektkunst und der Literaturgeschichte. Als wertvollste Erscheinungen nenne ich die Bücher von Ludwig Marck, Paul Keller und Kurt Münzer. Im Verlage von S. Schottlaender hat der Bruder des verstorbenen Breslauer Referendars Lutz Marck eine Auswahl seiner dichterischen Versuche herausgegeben. Diese Gedichte, die sowohl zeitlich wie räumlich weit auseinander zu liegen scheinen, offenbaren bei aller Verschiedenheit im Stil einen zielbewußten Willen zu künstlerischer Gestaltung. In den schwingenden Rhythmen der „Lieder des Mönchs" geigt die verhaltene Inbrunst Rilkescher Hingabe. Die „Lieder des Städters" glühen verlangend in melancholischer Süße Verlainescher Schwermut und manchmal voll impressionistischen Taumels Verhaerenscher Pathetik. Unter den „Liedern des Wandernden" finden sich Zeilen und Strophen von eigenstem Klang und Glanz. So das wundervolle Gedicht „Ernte", das vielleicht der Höhepunkt des ganzen Buches genannt werden kann. In dem völlig freien, im Motiv wie in der Formgebung und im Gesang der Reime selbständigen „Morgen am Meer" wird ein landschaftliches und ein seelisches Geschehen aufs glücklichste verbunden. Der Wind, der Meerwind, der Morgenwind weht durch diese rasch aneinandergefügten, sich überhastenden Verszeilen. Angefügt ist dem Bande ein Teil Prosa, der besser als „Gedichte in Prosa" zu bezeichnen ist. Diese kleinen Prosastücke haben alle den Ton warmer Religiosität. Besonders schön sind die beiden Stücke „Todesstunde" und „Frühlingsfahrt".

Von Paul Keller sind im Bergstadtverlage von Wilhelm Gottlieb Korn in Breslau eine Anzahl seiner kleinen Geschichten und Skizzen in Auswahl für Feldpostsendungen erschienen. Das Bändchen, das „Von Hause ein Päckchen Humor" ins Feld bringen will, enthält gute alte Bekannte aus den vielgelesensten Werken Kellers. Die Geschichten sind aus dem Seminartheater, aus dem Letzten Märchen, den Stillen Straßen, den Fünf Waldstädten, dem Sohn der Hagar und den Ferien vom Ich entnommen. Keller schreibt in seinem Vorwort: „Der Humor ist noch nicht beschlagnahmt. Und schließlich ist ja ein wenig Humor für einen Kriegsmann wohl zu gebrauchen. Vom Kriege erzähle ich euch nichts. Der Krieg erzählt euch selbst beide Ohren und die Seele voll. Ich will euch lustige Geschichten erzählen, nicht grelle Witze und beißende Satiren, lauter Heimatklänge. Und wenn sie in euch widerklingen sollten, findet ihr wohl, daß die Glocken zuhause hängen — in eurer eigenen Jugend." Ein Paketchen Humor von zu Hause: als solches sei diese Sammlung Kellers empfohlen.

Einen kleinen Künstlerroman bietet ein neues Buch des aus Gleiwitz gebürtigen Novellisten Kurt Münzer. Es ist der Roman eines Pseudo-Künstlers, betitelt „Die Heimkehr des Tobias Hug", der als 68. Band der „Zeitbücher" (50 Pfg.) bei Reuß & Itta in Konstanz herauskommt. Münzer giebt das Schicksal eines jungen Menschen, der infolge einer vorgefaßten Meinung seiner Eltern an der Erfüllung seines von der Natur ihm vorgeschriebenen Schicksals verhindert wird. Die Mutter dieses Beklagenswerten, der von Kindheit an mit Sprachen, Mathematik und Wissen aller Art geplagt wird, hat sich in den Kopf

gesetzt, daß ihr Sohn dem „Ideal" entsprechen müsse, das sie sich von einem Künstler macht. Mit halber Ironie wird nun die Laufbahn dieses künstlich großgezogenen „Dichters" verfolgt, dem alle eine glänzende Zukunft prophezeien und der Kraft seiner zur Schau getragenen Genialität und seines sicheren Selbstbewußtseins sogar die Anerkennung und Empfehlung eines maßgebenden Kritikers besitzt. Schließlich aber — und das ist das Ende der erbaulichen Geschichte — endigt er wie der selige Jobs im grauen Alltäglichen, wo es am allergrausten ist. Und jetzt erfüllen sich die Schicksale, die ihm verheißen waren: Er heiratet die Jugendgefährtin seines entlegenen Heimatsstädtchens, er zeugt drei Buben und führt das Kolonialwarengeschäft seines Vaters weiter. „Die Hugs blieben ein zünftiges Bürgergeschlecht, das niemals einen Dichter in die Welt entließ" — mit dieser beruhigenden Bemerkung schließt die Irrfahrt des Tobias Hug.

Im Verlage von Theodor Gerstenberg in Leipzig veröffentlicht der Redakteur der Schlesischen Dorfzeitung Olaf Heinemann einen Band Novellen „Der Teufel im Weibe". Es sind eine Anzahl kleiner unterhaltend erzählter Geschichten. Der Liegnitzer Schriftsteller Hans Zuchhold, der schwerverwundet in russische Gefangenschaft geraten war, gibt bei August Scherl in Berlin ein Kriegsbuch heraus, das er „Aus der Hölle empor" betitelt. In ihm schildert er die Erlebnisse eines aus russischer Gefangenschaft Ausgetauschten. Es sind Tagebuchblätter, die seine Abenteuer in Rußland bis zu seiner Erlösung behandeln. Einen literarischen Streifzug in Schlesiens Nachbargebiet unternimmt Oskar Hellmann in seinem im Verlage Hellmann (Glogau und Leipzig) erschienenen Buche, das den sachlich wenig glücklichen Titel „Das ist Altöstreichs Siegesschritt!" trägt. Um die Namen des Prinzen Eugen, General Laudon, Erzherzog Karl und Graf Radetzky kreisen die Lieder der österreichischen politischen Dichter. In seinem Überblick führt Hellmann durch ein mannigfaches historisches Material, das mit den ältesten Zeiten beginnt und die literarischen Bestrebungen des Nachbarstaates bis zu Peter Rosegger zeigt. Hans Rößler, der als Verfasser von Dialektgedichten in Schlesien einen Namen gewonnen hat, gibt eine neue Geschichte in schlesischer Mundart „Der Förschter-Hons" heraus. Hier ist der Versuch zu einem Dialektepos gemacht, das in wechselnder Versform die Geschichte eines Liebespaares erzählt (Verlag S. Schottlaender, Breslau).

Einer besonderen Besprechung bedürfte ein Buch, das wenig in die Gesellschaft mehr oder weniger literarischer Erscheinungen hineinpaßt. Es würde bei Vertiefung und Eingehen einen eigenen Artikel fordern. Wir können es daher hier nur seinem Titel nach erwähnen, um diesen Überblick über Neuerscheinungen in Schlesien zu vervollständigen. Es ist ein philosophisches Buch des Breslauer Oberlehrers Dr. R. Kynast: eine wissenschaftstheoretische Untersuchung über „Das Problem der Phänomenologie". (Verlag Trewendt & Granier, Breslau). Ein anderes philosophisches Werk: „Philosophie des Altertums" des Breslauer Universitätsprofessors Dr. Richard Hönigswald sei hier auch nur dem Titel nach genannt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Berkó), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.



Hoffmann
Oberst u. Chef des Gen. Stabes
des Oberbefehlshabers Ost.

Bildnis und eigenhändige Unterschrift des Chefs des Generalstabes des Oberbefehlshabers Ost.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker. München — Berthold Sutter. Berlin W. 10. Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.
Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

42. Jahrgang. Band 163. Heft 519. Dezember 1917.

Professor Dr. Ludwig Stein: Die Grenzen der Wissenschaft.

Die religiöse Wahrheit unterscheidet sich grundwesentlich von der wissenschaftlichen durch ihre größere Subjektivität. Die wissenschaftlichen Wahrheiten, die logisch-mathematischen Gesetze, die „Mathematik der Natur", wie sie bei den Romantikern hieß, haben transsubjektive Geltung, wenn sie auch, wie Kant annimmt, nur subjektive Bedingungen sind. Die Naturgesetze, so führte ich einmal aus, sind Beispiele wissenschaftlicher Wahrheiten, die Menschen nicht gefunden, sondern vorgefundeu haben. Bevor es Menschen auf unserm Planeten gab, übten diese Gesetze ihre unfehlbare Wirkung aus. Anders die religiöse Gewißheit; sie gilt nur von Menschen für Menschen. Die Naturgesetze sind früher als das Menschengeschlecht, das ja schon nach diesen Gesetzen ins Dasein trat und seine Entwicklungsrichtung von ihnen vorgezeichnet erhielt. Die Religionen aber sind vergleichsweise späte Erzeugnisse des menschlichen Bewußtseins. Denn Jahrtausende haben unsere halbtierischen Vorfahren ohne jede Religion gelebt, und heute noch liegen die Dinge so, daß ein beträchtlicher Teil des Menschengeschlechts immer noch ohne Religion in höherem Sinne auskommt. Religionen und Kulte sind vielmehr so mannigfaltig und wechselvoll, so vielgestaltig und entwicklungsfähig wie Sprachstämme und Dialekte. Es gibt unzählige Idiome, ja im Grunde genommen spricht jedes entwickelte Individuum seine persönliche Sprache, wie es seinen eigenen Stil schreibt. So wenig es, nach einem bekannten Schulbeispiel, das sich wohl zuerst bei den Stoikern findet, später aber durch Euler populär geworden ist, zwei Blätter in der Welt gibt, die sich in allen Stücken gleichen, ebensowenig gibt es zwei kultivierte Menschen, die mit dem Gedanken an Gott genau dieselben Vorstellungen und Begriffe verbänden. Jedem offenbart sich sein Gott in der individuellen Weise, die seiner Fassungskraft und Gemütsbeschaffenheit angemessen ist. Und deshalb ist Religion nicht bloß Privatsache, wie eine politische Partei dogmatisch kündet, sondern privateste Sache, das Allerheiligste unseres Selbst, das intimst Persönliche, das wir kennen. Das Bouffonsche Wort „le style c'est l'homme" gilt doppelt und

dreifach in der Biegung: **La religion c'est l'homme.** Wie in Sprache und Stil, so gelangt der tiefste Kern der menschlichen Persönlichkeit in der Regelung ihrer Beziehungen zum Übersinnlichen oder Göttlichen zu markantester Ausprägung.

Soll dies heißen, daß die religiöse Wahrheit, die Offenbarung von innen, der Gott in der Menschenbrust, in dem Sinne individuell ist, daß kein gemeinsamer Grundstock religiöser Gesamtüberzeugung vorhanden wäre? Offenbar nein! Denn mag auch jeder Gebildete seine persönlich gefärbte Sprache reden oder seinen nur ihm eigentümlichen Stil schreiben, so hat er doch für alle Fälle den Regeln der Grammatik sich unterzuordnen, den phonetischen und semasiologischen, vollends den Gesetzen der formalen Logik sich zu unterwerfen. Was die Grammatik für die Sprache ist, nämlich jenes ordnende Prinzip, das der Willkür der Individualität Schranken setzt, das sind die Zeremonielle und Kulte für die einzelnen religiösen Bekenntnisse: das gemeinsame Band, das zusammenhaltende Prinzip, die Einheit des äußeren Kultus in der Mannigfaltigkeit individueller Glaubensschattierung. Kultvorschriften und Zeremonielle sind, wie Sitten und Bräuche in der Soziologie, gleichsam die Grammatiken des religiösen Denkens, und sie verhalten sich zur Religion wie das Sprechen zum Denken, das Lautbild zum Gedankenbild. Ein Kultzwang hat nur den Sinn einer konventionellen Regel, wie Gruß, Händedruck oder jede sonstige durch stilles Übereinkommen sanktionierte Höflichkeitsbezeugung. Es ist ein äußeres Gebot der Schicklichkeit, der Sitte, des Kultgebrauchs, der Familientradition, aber bei Leibe keine innere Nötigung wie etwa die religiöse Überzeugung von einem allwaltenden Vernunftprinzip in Natur und Geschichte. Es gibt viele Sprachen, aber nur eine einzige Logik für alle Menschen, ja sogar für die Tiere (animalische Logik), weil wir ein identisch organisiertes Zerebralsystem mit identischen Erfahrungen haben. Derselbe Begriff (z. B. Haus) hat mannigfache Lautsymbole; es heißt in jeder Sprache anders. Die Axiome hingegen sind logische, auf dem Satz Identität beruhende ewige Wahrheiten, weil sie zeitlose und überräumliche Geltung haben. Ihr Gegenteil ist undenkbar.

Bei logisch-mathematischen Wahrheiten gibt es keinen individuellen Spielraum wie bei Sprachen, Rechtsformen, Moralnormen oder kirchlichen Bekenntnissen. Ein Euklidisches Axiom gilt für einen Mathematiker nicht um ein Haar mehr als für jeden Laien in der Mathematik. Eine solche überpersönliche Wahrheit, die für jedes denkende Wesen ausnahmlos gilt, die jede Veränderung oder Entwicklung ausschließt, endlich weder einer Erfahrung zu ihrer Beglaubigung bedarf, noch jemals von irgend einer denkbaren Erfahrung aufgehoben oder umgestoßen werden kann, das nennen wir objektive, d. h. transsubjektive, an keine Bedingung, keine Zeit, kein Volk, vollends an kein Individuum gebundene Wahrheit. Mit den Sinnen erfaßt man die

Wirklichkeit, mit dem Verstande die Wahrscheinlichkeit, mit der Intuition die „Wahrheit"; jene bieten sinnliche, diese logische Gewißheit. Die Sinne zeigen uns nur die Gegenwart, der vergleichende, unterscheidende, zusammensetzende Verstand lehrt uns hingegen auf der einen Seite die Vergangenheit kennen und verstehen, auf der anderen gar die Zukunft ahnen oder auch, wie bei astronomischen Voraussagen, mit unfehlbarer Sicherheit künden. In seiner höchsten Potenz, der Vernunft, der ratio intuitiva, welche das Ganze nicht aus seinen Teilen aufbaut, sondern als unaufgebbares logisches Postulat setzt oder fordert, so daß das Ganze früher ist als seine Teile — für diese intuitive Erkenntnis allein giebt es ein Überall und Immer, ein Notwendiges und Allgemeingültiges. Erst hier gibt es „ewige Wahrheiten."

Giebt es nun eine zeitlose Religion ebenso, wie es eine zeitlose Wissenschaft gibt? Läßt sich die religiöse Wahrheit zu jenem Grad überpersönlicher, also transsubjektiver Gültigkeit steigern, wie es die Mathematik für Raum, Zeit und Zahl in demjenigen Ausschnitt ihrer Leistungen vollbracht hat, den man die „Mathematik der Natur" genannt hat? Läßt sich die religiöse Gewißheit, die auf einem Anschauungszwang beruht, in die Nachbarschaft der logisch-mathematischen Sicherheit bringen, die ihre Legitimation einem unausweichlichen Denkzwang verdankt? Und wieder bietet uns das Verhältnis von Sprechen und Denken einen wertvollen Fingerzeig. Auch das Sprechen ist nicht reine Willkür, sondern, wie wir wissen, den Regeln der Grammatik, weiterhin phonetischen Grundgesetzen untertan. Aber das grammatikalisch richtige Sprechen hat nur den Charakter der Konventionalregel, nicht den einer Legislation. Es gibt viele Menschen, die ungrammatikalisch sprechen, ohne damit aufzuhören, Menschen zu sein, wie es viele Gläubige einer Konfession gibt, die das vorgeschriebene Zeremoniell nicht befolgen, ohne dadurch aufzuhören, dem betreffenden Bekenntnis zugezählt zu werden. Zeremonien sind wie alle Konventionalregeln nur Etikettenfragen der Konfession. Nicht so in der Logik. Hier ist das individuelle Belieben sehr bald ausgeschaltet. Einen kleinen Denkfehler verzeiht man vielleicht im täglichen Umgang noch leichter als einen syntaktischen Fehlgriff. Aber wer dauernd Denkfehler begeht, wessen Denkvermögen logisch nicht funktioniert, den schließen wir als Geistesgestörten aus unserer Mitte aus. Wie wir Vergehen gegen Leben und Eigentum mit Gefängnis und Zuchthaus bestrafen, so konsequentes Versagen der Logik mit Irrenhaus. Wer ungrammatikalisch spricht, wird nur aus der Liste der gebildeten Menschen gestrichen, wer aber irre redet, d. h. seine logische Funktion einbüßt, der wird aus der Gemeinschaft der gesunden Menschen gewaltsam entfernt.

Jeder Anspruch auf Ausschließlichkeit, Auserwähltheit, Einzigkeit und Unvergleichlichkeit, den einzelne positive Religionen oder Nationen einst erhoben haben, mußte angesichts der vergleichend-geschichtlichen Betrachtung

entweder ganz fallen gelassen oder auf ein zum schwächlichen Symbol verdünntes Surrogat herabgemindert werden. Weltreiche, die für die Ewigkeit gehämmert schienen, gingen unter. Völker und Nationen, die einst der gesamten bekannten Welt ihren imperatorischen Machtwillen diktierten und den unterjochten Stämmen den Fuß auf den Nacken setzten, schwanden dahin. Weltsprachen, die einst die gebildeten Umwohner des gesamten Mittelmeerbeckens im Bann hielten, haben ihre lebendige Triebkraft eingebüßt und führen heute nur noch ein welkes, mumifiziertes Dasein in Grammatiken, Enzyklopädien und Lexicis. Und vor dieser unübersehbaren Totenstadt untergegangener Sprachen und Sitten, Lehrmeinungen und Überzeugungen, Einrichtungen und Überlieferungen, vor diesen Trümmerfeldern von begrabenen Hoffnungen und zerschellten Illusionen sollte die Wissenschaft den Mut haben, in dogmenstarrer Selbstsicherheit den Menschen ein herrisch-apodiktisches „So ist es" oder gar ein despotisch-kategorisches „So muß es sein" entgegenzuschleudern?

Stolz und hochgemut darf sich die Wissenschaft des bisher Errungenen ehrlich freuen. Sie hat die uns zugängliche Natur mitsamt dem Planetensystem gewissenhaft inventarisiert und katalogisiert; sie hat den Umkreis des Erfahrbaren mit unermüdlicher Forschergeduld von Tag zu Tag erweitert und bereichert; sie entlockt mit sinnreichen Apparaten, mit wunderbar vervollkommneten Instrumenten und Arbeitsmethoden der Sphinx ein Geheimnis nach dem anderen. Das Unerkennbare, das nach Kant hinter allen Offenbarungsformen der unseren Sinnen zugänglichen Welt sich verbirgt, wird durch beharrliches Erforschen und Belauschen von unseren größten Denkern und Trachtern genötigt, immer wieder neue Seiten seines Wesens, die unseren Vorfahren noch durch den Schleier der Maja verhüllt waren, zu offenbaren. Dem großen Weltgeheimnis wird in unablässigem Ringen ein Mysterium nach dem anderen abgetrotzt. Aus dem Halbdunkel von Ahnungen und Visionen, wie sie Auguren und Propheten erfüllten, aus jenem „Urmythos", der es unseren Neuromantikern angetan hat, wird das Mysterium in das helle Tageslicht des Experimentes gerückt und an die Stelle von Weissagungen treten mathematische Formeln. Wie einst die Propheten den Willen des einzig-einzigen Gottes kündeten, so weissagen uns heute die Priester der Wissenschaft, was in der Zukunft Schoß ruht. Nicht Priester, sondern Naturforscher erwecken in uns heute „Erwartungsgefühle für die Zukunft." Sie künden auf Grund astrophysischer Berechnungen Sonnen- und Mondfinsternisse an; sie formulieren uns Naturgesetze, die nach Ernst Mach nichts anderes bedeuten als „Einschränkungen, die wir unter Leitung der Erfahrung unserer Erwartung vorschreiben." Wie Prophezeiungen in religiöser, so sind Naturgesetzte in wissenschaftlicher Richtung immer nur der Ausdruck des der Zukunft harrenden Gefühls. Wer dem Prophetenwort glaubt, ist überzeugt, durch dieses Gesetz habe Gott seinen ewigen Willen

offenbart. Jede neue Einsicht in das wunderbare Getriebe und Gewebe der Natur, jeder neue Einblick in die streng gegliederte und kausal verkettete Entwicklungsrichtung der Naturgeschehnisse und der Geschichtszusammenhänge bestärkt den Mann der Wissenschaft in der Überzeugung, daß das Universum kein blindes Willkürspiel von zufällig im Weltenraum umherwirbelnden Atomen oder Korpuskeln darstellt, daß vielmehr Plan und Sinn, Methode und System, Ordnung und Zusammenhang im Fugenbau dieser Weltmaschine, wie sie Newton nennt, oder dieses Weltorganismus, wie Schelling ihn begreift, obwalten müssen.

Mit dem berechtigten Stolz der Wissenschaft auf das schon Erreichte verbindet sich die bescheidene Demut vor dem noch zu Erreichenden oder vielleicht niemals Erreichbaren. Den mutwilligen Traum des ungeschichtlich denkenden achtzehnten Jahrhunderts, das dem starren Dogma der Kirche ein ebenso starres rationalistisches Dogma der Vernunft trotzig entgegensetzte, mußte das geschichtlich orientierte neunzehnte Jahrhundert preisgeben. Was Enzyklopädisten und Freidenker einst vermeint und marktschreierisch verkündet haben: ihnen sei endgültig gelungen, das „System der Natur" restlos zu enthüllen, alle Rätsel des Daseins in Mathematik, Physik und Chemie aufzulösen, alles Organische, Lebendige, ja sogar das geschichtlich-gesellschaftliche Leben auf bloße Mechanik der Atome zu reduzieren, kurz all das materialistisch-naturalistische Schellengeklingel und phraseologische Kinderplappergeräusch hat sich angesichts der historischen und soziologischen Forschungen des neunzehnten Jahrhunderts als der phantastische „Traum eines Geistersehers" entpuppt. Der Materialismus als Weltanschauung ist tot und begraben; und der verständnisinnige Nekrolog, den ihm Friedrich Albert Lange gewidmet hat, erzählt uns die Geschichte seiner dialektischen Tragik. Im zwanzigsten Jahrhundert hat die Wissenschaft nicht mehr jenen kecken, siegesgewissen Wagemut, jene naiv zupackende Tollkühnheit, wie sie das vorkantische, an den Geschichtsproblemen mit verbundenen Augen vorübergehende Aufklärertum ausgezeichnet haben. Das neunzehnte Jahrhundert, das vor allen zwei Wissensgebiete in den Mittelpunkt menschlicher Forschung geschoben hat: die Geschichte und die Biologie (insbesondere die Biochemie), hat die historisch und biologisch gebildete Menschheit Bescheidenheit gelehrt.

Wir sehen heute, nach hundert Jahren, ein, was unsere Großen, Kant und Fichte, Schelling und Hegel, vernehmlich genug gekündet haben: die Wissenschaft ist nicht das letzte, sondern im günstigsten Fall nur das vorletzte Wort. Gegen unseren unstillbaren Wissensdurst schöpfen wir Meerwasser, dessen Salzgehalt den Durst nicht nur nicht löscht, sondern immer aufs neue reizt. Der Wissenschaft schien gelingen zu wollen, das Unerforschliche zu erforschen, das Unergründliche zu ergründen, das Unerschöpfliche zu erschöpfen. Am Ende ist's doch das alte Danaidenfaß. Au dessus de dieu, il y a le divin,

rief einmal Ernest Renan aus. Das Exempel Welt geht nicht restlos auf in Physik und Chemie. Ein Residuum bleibt, ein Unableitbares, ein Unerklärbares, das die Romantiker im mystischen Gefühlüberschwang durch intuitives Schauen greifbar zu fassen vermeinen. Wir lehnen dieses dialektische Saltomortale ab, obgleich wir für die psychologischen Beweggründe der Romantiker Verständnis haben, weil wir der Gefahr entrinnen möchten, auf dem Umweg weichseliger Gemütsstimmungen Positionen zu verlieren oder gradezu preiszugeben, die sich der menschliche Verstand in seinem weltgeschichtlichen Ringen gegen die erdrückende Autorität der Kirche in Humanismus, Renaissance und Reformation mühselig genug erobert hat. Von den Triumphen des Intellektes über das zu Boden geworfene mittelalterliche Weltbild möchten wir zu Gunsten romantischer Sentimentalität nicht einen preisgeben. Angesichts der nicht wegzuleugnenden Tatsache, daß die wissenschaftlichen Theorien und Systeme von Tag zu Tag wandeln, wechseln, einander ablösen und verdrängen, ergänzen und vervollkommnen, gebietet uns aber die Ehrlichkeit, den Gedanken einer alleinseligmachenden Wissenschaft als intellektuelle Hybris ebenso abzuweisen, wie die Wissenschaft selbst den Ansprüchen auf alleinseligmachende Kirchen oder Nationalitäten unbarmherzig entgegengetreten ist. Jenseits der Welt der Tatsachen, die uns die Wissenschaft demonstriert und deren Umkreis sich von Tag zu Tag erweitert, liegt das gewaltige Reich des Unbetretenen; hinter der wirklichen birgt sich die wahre Welt. Ich sage nicht mit Du Bois-Reymond: die Welt des Ignorabimus, sondern nur mit Virchow: das Gebiet des Ignoramus. Wir fassen dieses unbetretene Gebiet des Übersinnlichen nicht als Unerkennbares, sondern als Unerkanntes, mit unseren bisherigen Forschungsmethoden Unerreichbares auf, wobei wir dem fortschreitenden Menschengeist das Zutrauen schenken, besonders seinem metaphysischen Bedürfnis die Fähigkeit zusprechen, den Zipfel des Unerkannten mit der Hilfe unserer Forschungsmethoden immer mehr zu lüften. Von diesem Unerkannten selbst aber gibt es noch kein Wissen; nur einen Glauben an seine Existenz. Der Glaube an einen vernünftigen Weltengrund, von dem unsere eigene Menschenvernunft eine Ausstrahlung ist, heißt: Religion. Diese Religion wird in verschiedene Konfessionen gespalten, durch Symbole versinnbildlicht, durch Riten veranschaulicht. Konfessionen erhalten sich zur Religion in unserem Sinn wie die verschiedenen Sprachen zur Logik.

Otto Boldt:

Der Reichsfinanzbedarf nach dem Kriege und seine Deckung.

Noch stehen wir seit nunmehr länger als drei Jahren in dem gewaltigen Ringen um unsere nationale Existenz. Noch gilt es in einmütigem, festgeschlossenem Zusammenstehen alle Kräfte einzusetzen für die Erkämpfung des endgültigen Sieges und schon nehmen die Zänkereien über die Neu-Gestaltung unseres öffentlichen Lebens nach dem Kriege immer mehr überhand. Auffallenderweise scheint man sich dabei im allgemeinen über die doch am Ende allerwichtigste Frage, woher alles das Geld kommen soll, das nach dem Kriege gebraucht wird, vorläufig nicht den Kopf zu zerbrechen. Erst in letzter Zeit haben lebhaftere öffentliche Erörterungen über Einzelfragen eingesetzt. Aber im Zusammenhang ist das gesamte Finanzproblem, (soweit Verf. weiß), noch nicht behandelt worden, und doch wäre es hierzu wohl an der Zeit. Zwar tappt man noch immer über dem Zeitpunkt im Dunkeln, an welchem der Krieg beendet sein wird. Immerhin scheint er in sein letztes Stadium eingetreten zu sein. Ein paar Monate längerer oder kürzerer Kriegsdauer dürften also im Vergleich zu der Riesensumme der Gesamtkosten so viel nicht ausmachen, zumal ja heute noch keine genaue Abrechnung aufgemacht, sondern nur ein ganz ungefährer Überschlag gewonnen und die Aufmerksamkeit weiterer Kreise darauf hingelenkt werden soll, welche ungeheueren Schwierigkeiten die Deckung des Finanzbedarfes bieten wird. Denn nicht nur das Reich, sondern auch die Einzelstaaten, sowie die öffentlich-rechtlichen Organisationen aller Art und Gemeindeverbände höherer und niederer Ordnung werden einen gewaltigen Geldbedarf haben. Das gesamte Erwerbsleben wird riesenhafte Ansprüche an den Geldmarkt stellen, namentlich, wenn der fast allgemein erhoffte große wirtschaftliche Aufschwung gleich mit dem Friedensschlusse einsetzen sollte. Dieser Aufschwung aber ist im Interesse unserer gesamten Volkswirtschaft, nicht zuletzt in dem der arbeitenden Klassen, welche reichliche Arbeitsgelegenheit bei hohen Löhnen unbedingt brauchen, durchaus erforderlich. Denn die Ernährungsschwierigkeiten werden nach Lage der Dinge noch längere Zeit andauern; die Preise nicht bloß für die Nahrungsmittel, sondern auch für die vielen sonstigen Lebensbedürfnisse, zu welchen die Rohstoffe aus dem Auslande eingeführt werden müssen, — selbst wenn es nach dem sehr beachtenswerten Vorschlage von Prinz Loewenstein-Riedt gelingen sollte, den sofortigen Bezug in ausreichenden Mengen im Friedensvertrage zu sichern, — besten Falles nur sehr allmählich zurückgehen. Überhaupt wird die ganze

Lebenshaltung wohl auf die Dauer sehr erheblich teurer bleiben, als sie vor dem Kriege war. Das Reich wird daher ängstlich darauf bedacht sein müssen, daß es den Einzelstaaten und den nachgeordneten öffentlichen Verbänden nicht alles Wasser abgräbt und auf die eigenen Mühlen leitet. Auch im Erwerbsleben muß volle Bewegungsfreiheit bleiben. Nur dann wird man sicher sein können, daß es schon aus sich heraus trotz aller Schwierigkeiten Mittel und Wege finden wird, Kapitals- und andere Nöte siegreich zu überwinden. Der Krieg dürfte in den ersten 2 1/2 Jahren seiner Dauer, außer dem Aufbrauchen der bei seinem Beginn vorhanden gewesenen Kriegsmittel und Vorräte und abgesehen von den Naturallieferungen und Barkontributionen der besetzten feindlichen Gebiete, monatlich 2 1/2 Milliarden, d. h. in 30 Monaten 75 Milliarden gekostet haben. Inzwischen sind die monatlichen Kriegskosten auf 3 Milliarden Mark gestiegen. Auf eine ganze Dauer von 3 Jahren, und 7—8 Monaten wird man sich wohl gefaßt machen müssen. Und obschon er in der letzten Zeit abflauen, und daher auch nicht so ungeheure Unsummen für Munition usw. verschlingen dürfte, wie gerade jetzt, würde man wohl noch weitere 42 Milliarden auszugeben, d. h. auf 117 Milliarden direkter Gesamtkriegskosten zu rechnen haben. Hierzu kämen aber zunächst noch die Kosten der Fürsorge für die Kriegsbeschädigten und die Hinterbliebenen der Gefallenen. Zu diesem Zwecke würde einmal, um in geeigneten Fällen einzelnen Kriegsbeschädigten durch einmalige Kapitalsabfindung statt der jährlichen Rentenzahlung zur Gründung einer Existenz zu verhelfen, ein Kapital von etwa 10 Milliarden bereit gestellt werden müssen und ferner zu fortlaufenden Rentenzahlungen für den Anfang ein allmählich immer geringer werdender Jahresbetrag von 1 Milliarde aufzubringen sein. Andere Schätzungen gehen freilich über diesen Betrag weit hinaus und betonen dabei, daß es die erste Ehrenpflicht des Reiches sei, hier nicht zu kargen, sondern warmherzig im ausgiebigsten Maße alle erforderlichen Mittel zur Verfügung zu stellen. Von dieser Überzeugung ist selbstverständlich auch Verf. vollständig durchdrungen. Trotzdem hält er seine, auf Faktoren, deren einzelne Aufführung hier zu sehr aufhalten würde, beruhende Schätzung, noch für reichlich bemessen. Außerdem würden in die Kriegskostenrechnung einzusetzen sein nach Riedt'schem Ausdruck erstens die Kosten für den Wiederaufbau Ostpreußens und Elsaß-Lothringens, zweitens die Entschädigung der Privatpersonen, drittens die Instandsetzung der Kolonien, soweit wir nicht auf einzelne, z. B. Kiautschau gegen genügendes Aequivalent verzichten wollen; wofür zusammen auch wohl 8 Milliarden draufgehen würden.

Endlich müßte nach Friedensschluß sofort mit der Herstellung unserer neuen Kriegsbereitschaft energisch vorgegangen werden. Dabei wäre unsere Neu-Rüstung den gemachten Kriegserfahrungen und neu hervorgetretenen Kriegsbedürfnissen ohne Rücksicht auf den Kostenpunkt genau anzupassen und

überhaupt so stark und lückenlos zu gestalten, wie es nach menschlichen Begriffen möglich ist. Eine Schätzung dieser Unkosten entzieht sich naturgemäß dem Urteil des Laien. Trotzdem möchte sich Verfasser mit der Vermutung hervorwagen, daß man unter 20 Milliarden schwerlich davon kommen würde. Die Notwendigkeit dieser Ausgabe wird nun zwar von den Sozialisten und anderen Pazifisten ganz oder wenigstens zum Teil bestritten werden, denn sie leben einmal in dem Wahne, daß nach dem jetzigen Weltenbrande das Zeitalter des ewigen Friedens anbrechen wird. Alle Streitigkeiten sollen künftig durch Schiedsspruch der unbeteiligten Mächte geschlichtet werden. Aber leider sind nur bei derartigen Zwistigkeiten zwischen zwei Mächten von einiger Bedeutung — von großen Weltmächten ganz zu schweigen — doch auch alle anderen Staatswesen der zivilisierten Welt mehr oder minder interessiert, so wie sie auch mit Recht von der einen oder andern Partei wegen Befangenheit als Richter abgelehnt werden könnten. Woher sollen also die Mitglieder für den unparteiischen Areopag zur Schlichtung der Welthändel eigentlich kommen? Wie soll übrigens der Urteilsspruch, falls eine Partei sich nicht gutwillig fügt, ohne Gewaltanwendung vollstreckt werden, d. h. also, ohne daß man als **ultima ratio** wieder zum Kriege greift? Alle diese Probleme haben sich die unklaren Schwärmer wohl noch keinen Gedanken kosten lassen. Die Erde wird also in Zukunft nicht mehr von unvollkommenen Menschen bewohnt. Haß, Mißgunst und Neid sind unbekannte Gefühle, auch bei den lieben Engländern. Damit ist alles in schönster Ordnung — für die Utopisten. Kurz, von diesem letzten Rechnungsposten wird sich schlechterdings nichts abhandeln lassen. Denn darüber kann leider kein Zweifel obwalten, daß England auf seine bisherige Weltmachtstellung noch lange nicht verzichten wird, selbst wenn diese, wie wir zuversichtlich hoffen dürfen, jetzt eine mehr oder minder starke Erschütterung davon tragen dürfte. Es wird jedenfalls sofort wieder losschlagen, sobald sich ihm einige Aussicht auf Erfolg zu bieten scheint. Und dieser Fall kann früher eintreten, als man vermutet. Der denkbar stärkste Rückhalt am Angelsachsentum in Nord-Amerika, mindestens unbegrenzte, finanzielle Unterstützung und ausgiebigste Versorgung mit Munition und sonstigem Kriegsmaterial ist ihm jederzeit sicher. Ebenso haben wir von der staunenswerten Geschicklichkeit seiner Politik, andere Völker seinen Interessen dienstbar zu machen, im jetzigen Kriege wahrlich mehr empfunden und gesehen, als uns lieb sein könnte. Die eingeführte Wehrpflicht wird es beibehalten und wahrscheinlich noch weiter ausgestalten.

Wenn dann womöglich noch der Vorsprung, den wir jetzt unseren U-Booten verdanken, durch irgend eine Erfindung auf englicher Seite wieder wett gemacht wird, ist der neue Krieg da. Es bleibt also dabei, daß das deutsche Volk nach dem Kriege einer Mehrschuldenlast von 117 + 10 + 8 + 20 = 155 Milliarden Mark und einer jährlichen Mehrausgabe von einer Milliarde

gegenübersteht. Aber trotzdem uns Engländer und Franzosen durch die unflätigsten Schimpfereien, die elendsten Lügen und schändlichsten Verleumdungen, sowie sonstige Niederträchtigkeiten aller Art, besonders in der Behandlung unserer Gefangenen alles gebrannte Herzeleid angetan haben, hält selbst angesichts dieser ungeheueren Mehrbelastung, die vor dem Kriege als jeden Begriff und Gedanken übersteigend gegolten hätte, Herr Scheidemann an seinem Programm des Friedens „ohne Annexionen und Entschädigungen" fest. Leider beschränkt sich diese Verblendung nicht nur auf ihn und seine engeren Parteigenossen, sondern hat sich nachgerade zu einer vollständigen politischen Epidemie entwickelt, die immer weitere Kreise zu ergreifen droht. Gott sei Dank hat der Reichstag beim Friedensschlusse nichts mitzureden, sodaß es mit einem Scheidemann-Frieden wohl noch gute Wege hat. Denn nach Hindenburgs Urteil über die Kriegslage haben wir sichere Anwartschaft auf den Sieg, wenn wir nur nicht vorzeitig die Nerven verlieren, sondern mit unerschütterlichem Siegeswillen durchhalten. Daß aber unsere späteren Friedensunterhändler nicht zu kläglich versagen, dafür wird das deutsche Volk in seiner weitüberwiegenden Mehrzahl durch die nötige Rückenstärkung schon sorgen. Darauf darf man also immer noch hoffen, daß wir im künftigen Frieden wenigstens Belgien mit der flandrischen Küste fest in der Hand behalten und für uns und unsere Bundesgenossen eine ausreichende Kriegsentschädigung, d. h. auf unseren Anteil etwa 60 Milliarden durchsetzen könnten. Wenn dann die Scheidemann-Leute gegen ein solches Friedensergebnis eine Revolution ins Werk setzen wollen, so könnte man das mit einer gewissen Seelenruhe abwarten. Vielleicht würde sich sogar mancher bisherige Anhänger eines Scheidemann-Friedens mit dem Gedanken trösten, es sei am Ende doch ganz gut, daß ein solcher nicht zu Stande gekommen sei. Denn, betrachten wir die finanziellen Folgen einmal etwas näher. Wie wir gesehen haben, betrugen die Kriegskosten 155 Milliarden Mark ohne die laufende Mehrausgabe von einer Milliarde. 60 Milliarden sind bereits durch fest begebene Anleihen gedeckt. Ebenso darf man wohl mit aller Bestimmtheit annehmen, daß auch die 15 Milliarden, welche jetzt aufgelegt werden sollen, trotz der neusten politischen Vorgänge, welche freilich auf die Volksstimmung stark niederdrückend gewirkt haben, wiederum glatt werden gezeichnet werden. Dann blieben aber immer noch 80 Milliarden schwebender Schuld aus der Welt zu schaffen. Im neutralen Auslande würden wir nach einem so ungünstigen Frieden sicher wenig oder gar keinen Kredit finden. Durch freiwillige Inlandsanleihen wären aber 80 Milliarden wohl auch nicht aufzubringen. Man müßte also schon zur Gewaltmaßregel von Zwangsanleihen greifen. Das gesamte deutsche Volksvermögen wird auf 300—375, im Mittel etwa auf 340 Milliarden Mark geschätzt. Es steckt zum größten Teile im Grund und Boden, in Gebäuden, Maschinen usw. und ist nur zum kleinsten

Teile schnell flüssig zu machen, da ja selbst die vorhandenen Barbestände großenteils als Betriebskapital unentbehrlich sind. Ohne einen allgemeinen volkswirtschaftlichen Zusammenbruch mit unausbleiblicher Sicherheit herbeizuführen, würde man durch eine, etwa in drei Jahresraten zahlbare, sogenannte Zwangsanleihe schwerlich mehr als allerhöchstens 50 Milliarden aus dem Inlande herauspressen können. Dann bliebe aber immer noch ein Fehlbetrag von 30 Milliarden. Dieser würde durch vermehrte Ausgabe von Reichsbanknoten, — die dazu erforderliche Abänderung der Satzungen der Reichsbank ließe sich ja leicht bewerkstelligen — Papiergeld, Reichsschatzwechsel, Bankvorschüsse, Schuldverschreibungen aller Art und ähnliche Maßregeln äußerster Not, durch welche wenigstens ein offener Bankrott vermieden würde, aus der Welt zu schaffen sein. Die 50-Milliarden-Zwangsanleihe bedürfte außerdem der Genehmigung des Reichstages, die aber jedenfalls gesichert wäre, da nicht zum wenigsten die Sozialdemokraten, die nach ihrem Grundsatze die Staatslasten auf die leistungsfähigen Schultern abgewälzt sehen wollen, mit Freuden dafür stimmen würden. Ganz zinsenlos dürfte man allerdings die Zwangsanleihe auch nicht lassen. Zahlte man dafür aber auch nur 2% Zinsen, — was übrigens einer glatten Vermögenskonfiscation von 30 Milliarden, d. h. stark 9% des gesamten Volksvermögens gleich käme so kostete die Verzinsung der Kriegsschulden für 75 Milliarden freiwilliger Anleihen zu 5% $3^3/_4$ Milliarden, für 50 Milliarden Zwangsanleihe zu 2% 1 Milliarde, zusammen $4^3/_4$ Milliarden, weiter mindestens $^1/_4$ Milliarde für die letztgedachten Kriegskredite, im ganzen 5 Milliarden. Diese 5 Milliarden und die eine Milliarde zu Rentenzahlungen für die Kriegsbeschädigten = 6 Milliarden müßten also nun durch laufende Mehreinnahmen jährlich aufgebracht werden. Durch die während des Krieges bereits erfolgten Geldbewilligungen: Warenumsatz-, Fracht-, Urkunden-, Kohlen-Steuer, Erhöhung der Post- und Telegraphengebühren, die Kriegsgewinnsteuer und Reichsbankabgabe sollen zwei Milliarden gedeckt werden. Hiervon gilt allerdings die Kohlensteuer nur bis zum 31. Juli 1920. Sie wird aber zweifellos mit einigen Modifikationen, die sich in der Probezeit als notwendig oder wünschenswert herausstellen sollten, dauernd beibehalten werden; während andererseits Reichsbankabgabe und Kriegsgewinnsteuer naturgemäß in Wegfall kommen, soweit sie nicht etwa als integrierende Bestandteile der künftigen Vermögensbesteuerung fortleben. Vorläufig mag man also mit diesen zwei Milliarden rechnen. Dann blieben aber immer noch 4 Milliarden laufende Mehreinnahmen zu beschaffen.

Mit direkten Steuern könnte man, nachdem die Vermögenssteuern schon bis an die letzte Grenze der Möglichkeit angespannt werden, diesem ungeheuren Bedarf nicht beikommen. Junggesellen- und ähnliche Steuern, von denen jetzt viel die Rede ist, sollte man ruhig den Einzelstaaten überlassen, die ohnehin nicht ein noch aus wissen, woher sie die Mittel zur Tragung ihrer

besonderen Kriegslasten nehmen sollen. Aus dem gleichen Grunde müssen ihnen auch die Einkommensteuern voll belassen werden. Allenfalls könnte man durch Erhöhung der Erbschaftssteuer und Einführung eines Erbrechtes für das Reich, in Fällen, wo nur entfernte Verwandte hinterbleiben, einige Mehreinnahnen erzielen. Auch bei dieser Neuregelung des Erbschaft-Steuerwesens sollte man die betreffenden Einzelstaaten mindestens prozentual an dem Ertrage beteiligen.

Auch von den Monopolen, welche vielfach als Allheilmittel angesehen werden, vermag sich Verfasser nicht viel zu versprechen. Einmal ist zu bedenken, daß die erste Einrichtung eines Monopoles meist sehr viel Geld kostet, sodaß bei der durch einen Verzichtfrieden herbeigeführten Finanznot viele Monopole schon aus diesem Grunde scheitern müßten, zweitens hat jedes Monopol, da es mehr oder minder in das freie Erwerbsleben eingreift, viele volkswirtschaftliche und soziale Schattenseiten, sodaß es nur da seine Rechtfertigung findet, wo es gar kein anderes Mittel gibt, aus einer vorhandenen Einnahmequelle annähernd so große Erträge herauszuholen. Nun gar eine ganze Reihe von Monopolen, die schon in Vorschlag gebracht sind, müßten durch die Lahmlegung des kaufmännischen Unternehmungsgeistes auf unsere gesamte Volkswirtschaft geradezu verheerend wirken und uns so weit in den sozialen Staat hineintreiben, daß die volle Durchführung des sozialistischen Zukunftsstaates nicht mehr lange ausbleiben könnte.

Nur ein einziges Monopol wäre nicht nur nicht von der Hand zu weisen, sondern im Gegenteil mit großer Freude zu begrüßen, nämlich das Elektrizitätsmonopol. Doch käme auch dieses nur in Beziehung auf die Erzeugung und Hochspannungsfortleitung der elektrischen Kraft in Frage. Letztere kann billiger durch große Kraftwerke erzeugt und durch Hochspannung den jetzigen Erzeugungsstellen zugeführt werden, als sie bisher von diesen selbst erzeugt werden konnte. Diese Zusammenfassung großer Gebiete zu einer einheitlichen Elektrizitätswirtschaft ist aber wegen der vielen entgegenstehenden rechtlichen Schwierigkeiten nur dem Reiche möglich. Das Monopol würde daher erstens die elektrische Kraft verbilligen und vor allen Dingen zweitens den großen Vorteil bieten, daß auch abgelegenere und ärmere Landesteile, deren Versorgung mit Elektrizität durch eine Einzelanlage ausgeschlossen ist, weil entweder das Werk oder der einzelne Stromabnehmer nicht auf seine Kosten kommen würde, so sehr leicht der Segnungen der Elekrizität teilhaftig werden könnten; in ähnlicher Weise, wie bei der Verstaatlichung des Eisenbahnwesens verschiedene Gebiete durch Bau von Nebenbahnen dem Verkehr erschlossen worden sind. Zwar würde das Monopol für den Anfang noch keinen großen Ertrag liefern, da man mit dem Erwerbe der bereits bestehenden und für die Monopolverwaltung wünschenswerten Kraftlieferungsstellungen nur sehr allmählich vorgehen könnte, damit das Projekt nicht von

vornherein an seiner Unerschwinglichkeit scheiterte. Dagegen böte es volle Gewähr, in Zukunft ein großartiges Mittel zur Hebung des Volkswohlstandes und zu einer mit jedem Jahre immer reichlicher fließenden Einnahmequelle für die Reichsfinanzen zu werden. Man denke nur an die geplanten großen Kanalbauten, die schon zur Entlastung der Eisenbahnen notwendig sind, und stelle sich dann Deutschland vor mit einem einheitlichen Netz von Starkstromleitungen überspannt, so eröffnen sich wirklich glänzende Perspektiven für unsere wirtschaftliche Zukunft. Freilich stehen der Durchführung des Projektes auch große Schwierigkeiten gegenüber. Die Energiequellen stehen im Eigentum der Einzelstaaten und diese sind in der Entwicklung der Elektrizitätsversorgung für ihre Landsgebiete teilweise schon weit vorgeschritten. Mit ihnen muß sich das Reich wegen Überlassung ihrer Energiequellen und Anlagen einigen. Auch die technische Ausgestaltung des Monopols stellt ein außerordentlich schwieriges Problem dar. (Siehe alles nähere die vortreffliche Broschüre von Dr. phil. Richard Hartmann „Das Reichs-Elektrizitäts-Monopol", Verlag von Julius Springer, 1917.) Indessen, das Reichs-Elektrizitätsmonopol muß zu Stande kommen, und wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Da das Reich sich nicht nur auf die Zukunft vertrösten lassen kann, sondern schon für die Gegenwart gewaltiger Mittel bedarf, so muß die Elektrizität, um dies gleich anzuschließen, von vornherein durch scharfe Besteuerung zur Deckung der Reichslasten herangezogen werden. In welcher Weise dies am besten geschehen kann, mag hier eine offene Frage bleiben. Jedenfalls würde sie 500 Millionen bringen müssen und hierzu auch nach Sachverständigen-Urteil im Stande sein.

Im geraden Gegensatz zum Elektrizitätsmonopol könnte sich Verfasser keine verhängnisvollere Maßregel denken, als die Einführung des Brotgetreidemonopols, eine Ansicht, deren nähere Begründung er sich hier versagen muß, weil sie viel zu weit führen würde. An dieses Monopol hat man auch wohl nur gedacht, um im äußersten Notfalle, der ja bei einem Verzichtfrieden vorliegen würde, aus dem Brot-, Backwaren- und Mehl-Verbrauch eine Einnahme von wenigstens 500 Millionen herauszuholen, und dieses Ziel ohne Monopol durch bloße Steuerauflagen für unerreichbar hält. Verfasser glaubt nun aber einen Weg gefunden zu haben, der auch ohne Monopol zum Ziele führen könnte und zwar durch Fortbildung eines sehr sinnreichen Vorschlages, welchen der Kommerzienrat Gumpel-Hannover nach Blankenstein'scher Mitteilung in seinem Heft I der „Reichsfinanzquellen" (Berlin 1917, Verlag A. Winzer) diesem letzteren gemacht hat. Nicht das Getreide, sondern das Fabrikat daraus, soll nach diesem Vorschlag besteuert werden.

„Die Steuer ist in einer Höhe von 5 Mark für den Doppelzentner Mehl von der Mühle zu zahlen, die dazu vom Steueramt Plomben mit Band zum Zubinden der Säcke verwendet. Die Entwertung der

Säcke geschieht durch eine Zange. Jeder Sack, der die Mühle verläßt, ist mit dem Steuervermerk in ein Kontrollbuch einzutragen. Die Mühle muß soviel Plomben bezogen und entwertet haben, als Säcke Mehl abgefertigt sind."

Blankenstein bemerkt hierzu: „Von den deutschen Mühlen waren vor dem Kriege 90% Lohnmühlen, die ausschließlich für die Selbstversorgung arbeiteten. Gerade diese Mühlen sind nun gewiß nicht in der Lage, die Steuer selbst zu tragen. Sie werden daher den Betrag auf den Mahllohn aufschlagen und infolgedessen hat der Selbstversorger, der Landwirt und der Deputatarbeiter, den vollen Betrag der Steuer zu zahlen. Also gerade der Erzeuger des Brotgetreides wird in erster Linie von der Steuer getroffen. Die sich hieraus ergebende Mißstimmung böte unzweifelhaft einen Anreiz zur Umgehung der Steuer, und eine wirksame Kontrolle der kleinen Mühlen, die sich auf etwa 30000 Betriebe erstrecken müßte, wäre nicht durchführbar." — Aber alle diese Bedenken fielen weg, wenn man die über 37500 kleinen Mühlen, welche höchstens eine Tonne täglich vermahlen können und im Wesentlichen bloß sogenannte „Kundenmüllerei" betreiben, d. h. der umwohnenden Landbevölkerung aus dem ihnen gebrachten Getreide Mehl und außerdem — und zwar in größeren Mengen — Schrot herstellen und die bei der Vermahlung gewonnene Kleie zurückliefern, zu einem mäßigen Aversum einschätzte, durch dessen Zahlung sie zum Betriebe der Müllerei berechtigt würden. Diese Einschätzung müßte einmal nach der Leistungsfähigkeit der einzelnen Anlage und der, bei dem Kundschaftskreise der einzelnen Mühle zu erwartenden täglichen Mehlerzeugung erfolgen, wobei das Verhältnis der Mehl- und Schrotherstellung gebührend Berücksichtigung zu finden hätte. Ein großer Ausfall an der Mehlsteuer dürfte selbst bei sehr mäßiger Festsetzung des Aversums nicht zu befürchten sein. Die Mahlkunden würden gern teureres Mehl verwenden, da sie dadurch nahrhafteres Brot und gehaltsreichere Kleie erhielten. Man denke dabei an die vor dem Kriege aus gleichem Grunde bevorzugte russische Kleie gegenüber derjenigen der deutschen Mühlen, — trotz der vielfach höheren Preise. Kurz, die Nachteile einer Mehlsteuer würden gegenüber einem Brotgetreide-Monopol minimal sein. Zu dieser Mehlsteuer würde man sich freilich auch nur unter dem Zwang eines Verzichtfriedens, — trotz der schwersten Bedenken gegen jede Brotbesteuerung, welche die großstädtischen Arbeitermassen bei jedem Broteinkauf täglich neu verärgern müßte — notgedrungen entschließen dürfen.

Auf die nach Vorstehendem fehlenden 4 Milliarden wären sonach durch die Elektrizitäts- und Mehlsteuer mit Ach und Krach eine Milliarde beschafft. Von den übrigen Einnahmequellen sind die ergiebigsten Zucker — leider auch ein unentbehrliches Nahrungsmittel, — Tabak und Branntwein schon so ziemlich erschöpft. Immerhin dürfte aus ihnen durch Erhöhung der Einfuhr-

zölle und der inländischen Besteuerung noch je 100 Millionen herauszupressen sein, obwohl die Wirkung der Steuererhöhung durch eine entsprechende Einschränkung des Konsums möglicherweise fast ganz oder doch zu einem erheblichen Teile vereitelt werden könnte.

Auch der Wein müßte durch Besteuerung aller inländischen Weinerzeugung — die sich ergebenden Modalitäten brauchen erst bei der Verwirklichung dieses Projektes erörtert werden, — ferner durch Erhöhung der Einfuhrzölle auf ausländische, sowie Einführung von Ausfuhrzöllen auf einheimische Weine, durch Erhöhung der Schaumweinsteuer usw. auf einen Mehrertrag von mindestens 100 Millionen zu bringen sein. Dieses ergäbe dann weitere 400 Millionen.

Ziegel- und Cement-Fabrikation könnten eine Besteuerung in Höhe von zusammen 50 Millionen vertragen, allerdings nach einer, mangels jährlicher statistischer Unterlagen, recht unsicheren Schätzung.

Kali könnte bei entsprechender Steuer und besonders Ausfuhrzollerhöhung höchstwahrscheinlich 50 Millionen mehr abwerfen. Auch die Stickstoff-Fabrikation würde nach dem Kriege eine beachtenswerte Einnahmequelle bieten.

Die schon erwähnte Erweiterung der Erbschaftssteuer und eine neu einzuführende, allgemeine Quittungssteuer müßten auch Einnahmen bringen, die immerhin einigermaßen zu Buche schlügen. Ferner wäre eine Steuer auf Trockenkartoffeln, Sondersteuern auf einzelne Maschinenfabrikate, wie Automobile, Waggons für Personenbeförderung im Straßen- und Ferneisenbahnverkehr, für Boote jeder Gattung, Luxussteuern aller Art, Erhöhung bezw. Neu-Einführung von Einfuhrzöllen auf Frischgemüse, Eier zum menschlichen Genuß, auf Erbsen, Linsen, sowie Oelfrüchte und deren Erzeugnisse ins Auge zu fassen. Kurz, 1750 Millionen laufende Mehreinnahmen müßten im Notfalle noch neu zu beschaffen sein. Endlich könnte man unter dem Drucke einer finanziellen Notlage, wie die geschilderte, da an die Möglichkeit einer baldigen, erneuten Kriegführung doch nicht zu denken wäre, mit der Neu-Rüstung langsamer vorgehen und aus den Zinsen des hierfür bereitgestellten Kapitals 500 Millionen für die laufenden Ausgaben jährlich verwenden. Immerhin blieben auch dann noch gegenüber den errechneten 6 Milliarden $1^3/_4$ Milliarden ohne Deckung. Letztere könnte schließlich nur erzwungen werden durch eine Erhöhung aller Stempel- und Verkehrssteuern, Post- und Telegraphengebühren usw. Ob freilich der Verkehr auch noch diese Belastungsprobe aushalten würde, ist wohl mehr als zweifelhaft.

Daß also bei einem Verzichtfrieden Zeichen und Wunder geschehen müßten, um das deutsche Volk vor einer völligen Verelendung zu bewahren, wird wohl kein verständiger Mensch in Abrede stellen wollen. Wie ganz anders ständen wir nach einem Friedensschluß da, durch welchen wir die Vormachtstellung in Belgien behalten und 60 Milliarden Kriegsentschädigung

erkämpft hätten. 60 Milliarden Kriegsentschädigung würden die Kriegsschulden um den gleichen Betrag verringern. Von den verbleibenden 95 Milliarden wären inzwischen 75 Milliarden durch Anleihen gedeckt. Eine Schlußanleihe von 20 Milliarden würde beim deutschen Volke nach einem siegreichen Ausgange des Krieges sicher auf keine Schwierigkeiten stoßen. Außerdem würde wohl mit einer Beteiligung des neutralen Auslandes zu rechnen sein. Der Zinsendienst würde dann 5% von 95 Milliarden = 4¾ Milliarden, dazu die Invalidenfürsorge mit 1 Milliarde, beides zusammen 5¾ Milliarden erfordern. Wenn man sich entschlösse, auf die Brotsteuer und einzelne andere, nur aus der Not geborene Besteuerungsvorschläge zu verzichten, behielte man die während des Krieges bewilligten 2 Milliarden und ungefähr eine Milliarde neue Steuern zur Verfügung. Der Fehlbetrag von 2¾ Milliarden könnte durch eine dauernde Vermögenssteuer gedeckt werden, welche im Durchschnitt eine jährliche Vermögensabgabe von ungefähr 0,8% des Vermögensbestandes oder 25% des bisherigen, auf 10 Milliarden geschätzten jährlichen Vermögenszuwachses bedeuten, also zur Not erträglich sein würde.

Bei dieser Verteilung der Kriegslasten hätten freilich besonders die breiten Massen der Bevölkerung allen Grund zufrieden zu sein, denn sie würden nur durch die Verbrauchs- und Verkehrssteuern getroffen, welche letztere schließlich auch auf dem Verbraucher hängen bleiben. Einmal sind indirekte Steuern schon weit weniger fühlbar wie direkte, weil sie nicht an einem bestimmten Termin bar auf den Tisch gelegt werden brauchen, sondern zu jeder beliebigen Zeit entrichtet werden können, je nach dem Tage, an dem der Steuerpflichtige die betreffenden Einkäufe vornimmt, ja ihm sogar in gewissen Grenzen, je nach der Ausdehnung oder Einschränkung seines Verbrauches die eigene Bemessung seiner Steuerpflicht ermöglichen. Außerdem erstreckt sich diese Belastung über alle Volkskreise ganz gleichmäßig. Die arbeitenden Klassen haben sogar noch den Vorzug, daß sie auch diese Belastung nach Lage der Dinge sicherlich auf ihre Arbeitgeber voll und ganz werden abwälzen können. Die für die Besitzenden vorgeschlagene neue Vermögenssteuer würde für diese eine ungleich drückendere Belastung darstellen, von ihnen aber hoffentlich in patriotischer Gesinnung getragen werden. Jedenfalls ginge das gesamte Erwerbsleben des deutschen Volkes bei dieser Regelung der Dinge einer glückverheißenden Zukunft entgegen.

Professor Dr. Max Apt, Berlin: Nationaldemokratie.

Worauf es im neuen Deutschland ankommt, ist die Überführung des Obrigkeitsstaates in einen Volksstaat. Mit Recht sagt einmal Walter Rathenau, daß nicht Einrichtungen, nicht Verfassungsparagraphen und Gesetze den Volksstaat schaffen, sondern Geist und Wille. „Ist die Gesinnung gewonnen, so folgen die Einrichtungen, so weit es ihrer überhaupt bedarf, gefügig nach. Es gibt altertümliche, formal erstorbene Gesetzesschalen, die mit freiem Lebensinhalt erfüllt sind, es gibt neuzeitliche, elastische Verfassungen, die durch eigenen Willen zur Unfreiheit erstarren." Daraus folgt, daß der Schaffung neuer Verfassungs-Einrichtungen die Schaffung des entsprechenden Geistes und des entsprechenden Willens vorausgehen muß. Schon deshalb, weil Staatsverfassungen nach einem treffenden Ausspruch Wilhelm v. Humboldts sich nicht auf Menschen, wie Schößlinge auf Bäume pfropfen lassen. „Wo Zeit und Natur nicht vorgearbeitet haben, da ist es, als binde man Blumen mit Fäden an, die erstr Mittagssonne versengt sie." Der erforderliche Geist und Wille kann aber nue geschaffen werden durch eine Parlamentsmehrheit, die ihre sonstigen Meinungsgegensätze zurückstellt zugunsten der Durchsetzung des großen Zieles der Schaffung eines Volksstaates. Ist es möglich diese Parlamentsmehrheit zu schaffen?

Die Parteiverhältnisse in Deutschland sind zwar durchaus noch nicht so zerklüftet wie in manchen anderen Ländern, aber doch zerklüftet genug, um eine derartige Mehrheitsbildung zu erschweren. Insbesondere leidet unsere Parteibildung daran, daß neben den alten politischen Hauptrichtungen: Konservativ und Liberal, sich zwei mächtige Parteien gebildet haben, die im Grunde genommen einen anderen als politischen Charakter tragen: Zentrum und Sozialdemokratie. Die Zentrumspartei ist eine konfessionelle Partei, zusammengehalten durch die Interessen der katholischen Konfession, woran auch dadurch nichts geändert wird, daß der konfessionelle Standpunkt des Zentrums in den Programmpunkten nicht zum Ausdruck gebracht wird und daß das Zentrum auch zeitweise Protestanten als Hospitanten gehabt hat. Die zweite Anomalie finden wir in der Sozialdemokratie, die so, wie sie sich entwickelt hat, keine politische, sondern im Grunde genommen eine Wirtschaftspartei ist, zur Vertretung der Interessen einer ganz bestimmten Klasse, der Arbeiterklasse. Diese Anomalien erklären sich geschichtlich. Sowohl das Zentrum wie die Sozialdemokratie sind als Kampfparteien entstanden, als Reaktion gegen konfessionelle und soziale Zurücksetzung. In der Zentrumspartei sind alle politischen und

wirtschaftlichen Richtungen vertreten vom Feudal-Adel bis zum einfachen Arbeiter, vom Konservativen bis zum Demokraten. Die theoretische Möglichkeit, daß das Zentrum im Laufe der Zeit in einen konservativen und demokratischen Flügel auseinander fällt, ist vorhanden. Daß diese theoretische Möglichkeit zur Wirklichkeit wird, ist aber wenig wahrscheinlich. Denn eine Partei, die den Wert des Zusammenhalts kennen gelernt und in entscheidenden Augenblicken den Gang der Politik maßgebend beeinflußt hat, wird ihre Macht nicht freiwillig aufgeben, auch wenn sie die prinzipielle Anomalie ihrer Gesamtstellung einsieht. Die Zentrumspartei kommt daher für eine organische Eingliederung in eine Linksmehrheit nicht in Betracht, zumal ihre kirchlichen Interessen sie sehr oft auf die rechte Seite führen werden. Dagegen ist der demokratische Einschlag in der Partei so stark, daß verhältnismäßig oft eine Kooperation der Linksparteien mit dem Zentrum möglich sein wird. Für das Problem der Bildung einer großen Linkspartei kommen in erster Reihe die Vertreter des Bürgertums in Stadt und Land in Betracht, vertreten durch die Nationalliberalen und Fortschrittliche Volkspartei, in Verbindung mit der Vertretung der Arbeiterklasse, vertreten durch die Sozialdemokratie. Denn diese drei Parteien sind vor allem daran beteiligt, ein neues Deutschland zu schaffen und die Schranken zu beseitigen, die der Erreichung dieses Zieles entgegenstehen. Daß dieser gewaltige Weltkrieg, der so viele ungeahnte Umwälzungen herbeigeführt hat, am deutschen Parteiwesen spurlos vorübergehen sollte, ist nicht anzunehmen, es sei denn, das sich auch hier das Wort des Fürsten Bülow bewahrheiten sollte, daß dem deutschen Volke neben der reichen Fülle seltener Vorzüge und großen Eigenschaften gerade das politische Talent versagt geblieben ist. In meiner im Herbst 1914 erschienenen Broschüre über den Krieg und die Weltmachtstellung des Deutschen Reiches habe ich ausgeführt, inwiefern der Krieg die Vorbedingung für eine große liberale Einheitspartei geschaffen habe. Dieser Gedanke ist von den Zentral-Organisationen der beiden liberalen Parteien abgelehnt worden, wohl von der Erwägung ausgehend, daß auch ohne eine organisatorische Konzentration bei getrenntem Marschieren ein vereintes Schlagen möglich sei. Allein mit einer einfachen Ablehnung kann doch der Grundgedanke nicht als erledigt gelten, vielmehr sollte dieser Gedanke, wozu bereits in Süddeutschland in der liberalen Arbeitsgemeinschaft Anfänge gemacht worden sind, mit dem größten Ernst weiter verfolgt werden.

Vom Zentrum kann man lernen, daß eine große politische Partei Mitglieder der verschiedensten gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Richtungen in sich vereinen kann, und daß nicht notwendigerweise jede Frage wirtschaftlicher und sozialer Natur in den Parteiprogrammen ihre definitive Lösung finden kann. Wohin hat die politische Intoleranz in vergangenen Zeiten

geführt? Denken wir daran, wie die Frage Freihandel oder Schutzzoll die liberale Partei gesprengt und die Aktionsfähigkeit des Liberalismus auf Jahrzehnte hinaus gelähmt hat. Und doch hätte die Frage Freihandel oder Schutzzoll niemals den Grund der Zerklüftung für große politische Parteien abgeben dürfen. Nicht auf Freihandel und Schutzzoll an sich kommt es an, sondern darauf, ob der bestehende Freihandel oder Schutzzoll richtig angewendet und in Einklang gebracht wird mit den berechtigten Interessen der Allgemeinheit. Die Zollpolitik muß in den engsten Zusammenhang gebracht werden mit den großen Zielen eines Zeitalters. Die Konservativen waren in den 60er und 70er Jahren ausgesprochene Freihändler, in der Zeit, wo sie die Interessen der auf den Export angewiesenen Großgrundbesitzer vertraten. Sie wurden Schutzzöllner in dem Augenblick, wo durch die Verhältnisse auf dem Weltmarkt die Landwirtschaft dem Ansturm des mit geringen Produktionskosten gewonnenen Getreides erliegen mußte. Während des Krieges haben wir aus der Notwendigkeit der Gesamtlage heraus die Zölle aufgehoben, und wenn die weltwirtschaftlichen Beziehungen wieder normale sein werden, so werden wir in unserem eigenen Interesse der Landwirtschaft wiederum den Schutz geben müssen, ohne den sie nach Maßgabe der Weltlage erweislich nicht existieren kann. Und wenn der Gedanke einer mitteleuropäischen Wirtschaftsgemeinschaft Leben gewinnen soll, wird man nicht die volkswirtschaftlichen Theorien von Freihandel und Schutzzoll zu Grunde zu legen haben, sondern man wird diejenige Regelung vornehmen, die nach sorgfältiger Prüfung der gegenseitigen tatsächlichen wirtschaftlichen Verhältnisse in den beteiligten Ländern nötig ist. So wie die Dinge im Laufe der letzten Jahrzehnte sich gestaltet haben, wird auch der überzeugteste Freihändler der gegebenen Situation bis zu einem gewissen Grade Rechnung tragen und nicht einen plötzlichen und unvermittelten Rückgang zum Freihandel fordern, weil damit die auf der Grundlage der Schutzzölle entstandenen Industrien zerstört werden würden. Nicht einmal die Sozialdemokratie ist in der Frage der Zollpolitik einheitlich.

Treffend sagt Friedrich Naumann über die spätere Entwicklung, daß wir zu einem Freihandel nur dann kommen werden, wenn er aus dem Gewerbe heraus als Hilfsschrei ohne alle Theorie kommt. Damit ist am besten zum Ausdruck gebracht, daß die einzelnen Gewerbe am besten wissen müssen, was ihnen frommt. Die Aufgabe einer politischen Partei kann nur die sein, zu verhüten, daß die Allgemeinheit geschädigt wird auf Kosten einzelner Unternehmer.

Auch die Verschiedenheiten in der Auffassung der Steuerfragen werden nicht erheblich ins Gewicht fallen. Die Anforderungen nach dieser Richtung werden nach dem Kriege so ungeheuer sein, daß alle Theorien über direkte oder indirekte Besteuerung über den Haufen geworfen werden.

In nationalliberalen Äußerungen wird darauf hingewiesen, daß die Erfahrungen von 1867 eine Warnung bilden müßten für ein Zusammengehen mit der fortschrittlichen Volkspartei. Allein ist denn die Zeit von 1867 bis 1917 an beiden Parteien so spurlos vorübergegangen, daß man noch immer an das Jahr 1867 anknüpfen muß? Professor Brandenburg weist in seiner kürzlich erschienenen Denkschrift auf die drei hauptsächlichsten damaligen Differenzpunkte hin. Nach ihm bedeutet die Gründung der nationalliberalen Partei die entschlossene Abkehr des Liberalismus vom parlamentarischen System. Zeigen die von nationalliberaler Seite im Verfassungsausschuß gestellten Anträge und die Vorgänge der letzten Zeit nicht deutlich, daß auch die nationalliberale Partei im Prinzip auf den Boden des parlamentarischen Systems oder, wie man abschwächend sagt, auf den Boden des Parlamentarismus treten will? Und wenn Brandenburg als weiteren Gegensatz hinstellt, daß die älteren Liberalen geglaubt hätten, daß ihre Ideale nur auf dem Wege verwirklicht werden können, daß eine wahrhaft liberale Regierung an das Ruder kommt und Politik und Gesetzgebung des Staates von Grund auf nach einheitlichen Gesichtspunkten gestaltet wird, gehen die Reden Schiffers und Stresemanns im deutschen Reichstag, die Geneigtheit Friedbergs, die Stellvertretung des preußischen Ministerpräsidenten zu übernehmen, der Eintritt nationalliberaler Führer in die Reichsverwaltuung nicht gerade nach dieser Richtung? Denn wenn nationalliberale Parlamentarier in hervorragende Regierungsstellen einrücken, so leitet sie doch offenbar der Gesichtspunkt, daß nur auf diese Weise mit der Zeit eine einheitliche liberale Regierung geschaffen werden kann. Und wenn als dritter Gesichtspunkt die größere Würdigung des Staatsmachtsgedankens bezeichnet wird, so ist dieser Gesichtspunkt gerade durch die Erfahrungen dieses Weltkrieges in seiner Bedeutung bis tief in die Reihen der Sozialdemokratie erfaßt und begriffen worden.

So führte Hugo Poetsch in dem Sozialistischen Monatshefte vom 14. März 1917 aus: „Die Staatsnotwendigkeiten sind von der Sozialdemokratie im weitesten Ausmaß nicht nur anzuerkennen, sondern zu erfüllen. Heer, Flotte, Kolonien, das Reichsbudget wie die Landesbudgets müssen aufhören in unserm Vorstellungskreis als Forderungen der Regierung zu figurieren; sie müssen unsere eigenen Forderungen sein, die wir dann natürlich auch entsprechend zu gestalten haben werden. Denn sie sind ja bestimmt, unser eigenes Volk und Land, seine Produktivkraft und damit vor allem seine Arbeiterklassen zu schützen und einer größeren Zukunft entgegenzuführen."

Und an einer anderen Stelle: „Von einer prinzipiellen Ablehnung der Wehrnotwendigkeit wird in Zukunft keine

Rede mehr sein können. Daß wir das System der Landesverteidigung in Einklang mit unseren demokratischen Forderungen zu bringen versuchen werden, ist freilich nicht minder selbstverständlich. Damit würden wir nicht nur eine Parteiforderung erfüllen, sondern der Nation selber dienen, da gerade dadurch die moralische Kraft des Heeres zur vollständigen Wirksamkeit kommt."

Mit den eben behandelten Fragen ist die Frage Fortschrittspartei und Nationalliberalismus nicht erschöpft. Denn selbst wenn eine Übereinstimmung in programmatischer Hinsicht festzustellen wäre, würde immer noch darauf hingewiesen werden können, daß die hinter den einzelnen Parteien stehenden sozialen und wirtschaftlichen Schichten so verschieden seien, daß sie eine verschiedene politische Vertretung erfordern. Unter diesen Schichten tritt die Schwerindustrie in den Vordergrund. Nur wird die Frage die sein, ob die Schwerindustrie, die schon dem Hansabund den Rücken gekehrt hat, nicht auch im weiteren Verlaufe dem Liberalismus den Rücken kehren wird.

Werner Sombart hat einmal in seinem Werk „Die deutsche Volkswirtschaft im neunzehnten Jahrhundert" ein Bild von unserer reich gewordenen Bourgeoisie gegeben, das für die Richtung unserer Schwerindustrie nicht ohne Interesse ist, ohne überall zuzutreffen:

„Unserer Bourgeoisie höchstes Ziel ist es geblieben, — Junker zu werden, d. h. sich adeln zu lassen und (soweit es geht!) seigneurale Denkweise und ritterliche Allüren anzunehmen. Dadurch aber ist die feudale Klasse einem unausgesetzten Verjüngungsprozeß unterworfen. Sie empfängt immer neuen Zuzug aus bourgeoisen Kreisen, den sie rasch assimiliert. Bei dem Kreuzungsvorgange zwischen Gentilhommerie und Bourgeoisie erweist sich bei uns jene immer als das stärkere Element. Ihre Töchter heiraten Klassenangehörige, ihre Söhne führen der Klasse frisches Blut durch Verheiratung mit reichen Erbinnen zu. Die reich gewordenen Bourgeois aber suchen so bald wie möglich ihre Herkunft zu vergessen und in dem Grundadel oder wenigstens dem feudalen Grundbesitzertum aufzugehen. Das kapitalistische Unternehmen, das den Reichtum der Familie begründet hatte, wird veräußert; die Söhne und Enkel kaufen sich im Lande an, stiften ein Majorat, verschwägern sich mit altadeligen Familien, lassen ihre Nachkommen bei der Gardekavallerie dienen und bei den Saxoborussen eintreten und denken nicht mehr daran, einen Sohn als Lehrling in ein kaufmännisches Geschäft zu geben."

Das Kraftgefühl, welches unserer Schwerindustrie ihre gewaltigen Erfolge und ihr ständig wachsender Reichtum verleiht, läßt es erklärlich erscheinen, wenn sich in ihr eine Herrennatur entwickelt, die der Herrennatur des Feudaladels kongenial ist. Dazu kommt der wirtschaftliche Interessengegensatz

zur Arbeiterschaft, der als so tiefgehend empfunden wird, daß er die politischen Berührungspunkte weitaus in den Hintergrund schiebt. Ein derartiger politischer Berührungspunkt, der Arbeiterschaft und Schwerindustrie zusammenführen könnte, wäre die Modernisierung unserer Verfassung und Verwaltung. Und es wäre an sich durchaus denkbar, daß Vertreter der Schwerindustrie sich mit den Vertretern der Arbeiterschaft zusammentäten, um erst einmal diesen Grundsatz in der Staatsverwaltung zur Verwirklichung zu bringen und die Durchkämpfung der wirtschaftlichen Interessengegensätze den wirtschaftlichen Kampforganisationen zu überlassen. Allein, diese Vorurteilslosigkeit in der Scheidung politischer und wirtschaftlicher Gegensätze ist offenbar noch nicht vorhanden und muß erst entwickelt werden. So wird man sich einstweilen damit bescheiden müssen, die Schwerindustrie immer mehr nach rechts rücken zu sehen. Die Frage der Zukunft wird die sein, ob die Nationalliberale Partei diese Rechtsschwenkung mitmacht oder unter Abstoßung der Schwerindustrie sich dem Block der Linken anschließt.

Von nationalliberaler Seite wird auf die segensreichen Aufgaben einer Mittelpartei, die zwischen links und rechts steht, hingewiesen. Gewiß hat es Zeiten gegeben, in denen die nationalliberale Partei, wenn sie nicht nur Mittelpartei, sondern liberale Mittelpartei gewesen ist, ihre großen Verdienste gehabt hat. So lange die politischen Kräfteverhältnisse so gelagert waren, daß die konservative Richtung die Oberhand hatte, konnte ein Fortschritt nur durch Kompromisse erreicht werden. Die Verdienste, die auf diesem Gebiet eine Kompromißpartei sich erwerben kann, muß man anerkennen. Allein, auch diese Dinge haben sich unterdes geändert. Die Wahlen von 1912 haben gezeigt, daß $7^1/_2$ Millionen Wähler links und nur $4^1/_2$ Millionen Wähler rechts stehen. Bei richtiger Wahlkreiseinteilung hätten rund 250 Abgeordnete der Linken 150 der Rechten gegenüberstehen müssen. Dieses Verhältnis wird sich durch den Krieg noch weiter zugunsten der Linken verschoben haben. Unter diesen Umständen hat eine Mittelpartei nicht mehr die Bedeutung wie früher, sie würde im Gegenteil, wenn sie die Kompromißpolitik fortsetzt, für die Weiterentwicklung des politischen Lebens hemmend wirken. Es muß der Zeitpunkt kommen, wo eine liberale Mittelpartei entschlossen sich auf die linke Seite stellen muß, weil gegenüber dem Ansturm von rechts nur eine geeinigte Linke politische Fortschritte von entscheidender Bedeutung erzielen kann. Gewiß können zwei Parteien, die durch die Entwicklung der Dinge sich mit ihren Grundanschauungen so nahe gekommen sind, trotz getrennten Marschierens vereint schlagen. Allein die Aktionskraft und die Anziehungskraft einer geeinigten Partei auf die große Masse derjenigen Bürger, die sich einer Partei bisher nicht angeschlossen haben, würde ungleich größer sein, und die Nachteile ausgleichen die durch eine Rechtsschwenkung der Schwerindustrie entstehen

könnten. Ein geeinigter Liberalismus könnte eine stärkere Parteiorganisation sowohl in der Zentrale wie im Lande schaffen, die richtig ausgebaut, eine wirkliche Macht darstellen würde.

Darin hat Walter Rathenau recht, daß das Leben der Parteien mit Ausnahme der agrarischen und sozialistischen schlecht und kleinlich organisiert und ausgestattet ist. „Neben dem Stammtischgast, dem Vergnügungs- und Berufspolitiker und Zeitungsleser müßte die ganze denkende und wirksame Intelligenz des Landes in Klubs und Vereinen, in Vortrags- und Wahlversammlungen sich zusammenfinden, um das Schicksal des Staates zu beraten; die stärksten politischen Kräfte des Volkes müßten in ständigem Austausch mit ihren Freunden und Mandanten bleiben, aus Kannegießerei und Personalkritik müßte Mitarbeit werden.“ Diesen Zielen würde man durch eine liberale Einheitspartei erheblich näher kommen, denn so wie die Dinge jetzt liegen, werden die gleichen Berufskreise mit liberaler Grundanschauung im Lande künstlich gespalten. Der Rechtsanwalt und der Stadtrat, der Kaufmann und der Industrielle, der Arzt und der Apotheker werden durch die Parteizersplitterung in einem gegenseitigen künstlichen Mißtrauen erhalten, während sie bei einer Zusammenfassung der liberalen Kräfte mit größerem Schwung sich der Förderung der liberalen Grundanschauung hingeben können. In früheren Zeiten haftete dem Freisinn das Bismarcksche Stigma der Reichsfeindschaft an, und es war für weite Kreise des Bürgertums gefährlich, sich einer solchen Partei anzuschließen. Davon kann jetzt keine Rede sein.

Die beiden liberalen Parteien sollen das Bürgertum in Stadt und Land vertreten, sie kämpfen im Grunde genommen um die Seele der gleichen sozialen und wirtschaftlichen Schichten. Ob die eine oder die andere Richtung nach mühevollem, die Kräfte zersplitternden Kampfe zwei oder drei Sitze mehr oder weniger hat, ist für die Bedeutung des gesamten Liberalismus gleichgültig. Wenn dieselben Kräfte, die jetzt zersplittert sind, von vornherein zu einem gemeinsamen Kampfe gegen die Gegner der modernen Entwicklung zusammengefaßt werden, so würde das Ergebnis für die Förderung der Gesamtinteressen des Liberalismus ein ungleich größeres sein. Die bestehende Absonderung führt aber auch naturgemäß dazu, daß bei der einen oder der anderen Richtung sich eine gewisse Einseitigkeit einstellt, die das gegenseitige Verstehen erschwert. Es ist ein großer Unterschied, ob von Fraktion zu Fraktion verhandelt wird, ob die einzelne Fraktion sich in der Regel gefaßten Beschlüssen der anderen Fraktion gegenübersieht, oder ob eine gemeinsame Beratung im großen Kreise der beiden Richtungen stattfindet. Bei dieser gemeinsamen Beratung würden die Teilnehmer viel mehr in die Beweggründe der einzelnen Auffassungen hineinsehen und ein größeres Verständnis für die verschiedenen Auffassungen und damit auch einen größeren Respekt vor den

einzelnen Auffassungen erhalten. Daraus würde sich dann auch die größere Möglichkeit eines Ausgleiches ergeben. Denken wir an die Frage der preußischen Wahlrechtsreform. Die Zeit liegt noch nicht weit zurück, wo verkündet wurde, daß die Nationalliberalen es für zwecklos erachteten, mit den Fortschrittlern über diese Frage in Beratung zu treten, weil diese das gleiche Wahlrecht erstreben. Heute wird auch für die Nationalliberalen kein Zweifel darüber obwalten können, daß ohne ein gleiches Wahlrecht eine befriedigende Wahlrechtsreform nicht zustande kommen kann. Der Führer der nationalliberalen Landtagsfraktion Friedberg ist sogar ausersehen, die Wahlreform in diesem Sinne durchzuführen. Bei gemeinsamen Beratungen hätten sich beide Parteien längst bereits auf dem Boden des gleichen Wahlrechts zusammenfinden können, wenn sie zu gleicher Zeit sich in dem Gedanken geeint hätten, als notwendiges Korrelat zum gleichen Wahlrecht für das Abgeordnetenhaus eine Minderheitsvertretung und außerdem ein Herrenhaus zu fordern, welches durch berufsständische Gliederung den einzelnen Ständen diejenige Vertretung sichert, die ihrer Bedeutung im Staatsganzen entspricht. Denken wir an die Vorgänge, die sich bei Beginn der Hertling'schen Kanzlerschaft in der Frage der Berufung liberaler Parlamentarier abgespielt haben. Würde diese Frage nicht eine von Anfang an bestimmtere Lösung gefunden haben, wenn eine liberale Einheitspartei bereits bestanden hätte?

An sich müßte die Anregung zur Gründung der liberalen Einheits-Partei von den Führern selbst ausgehen, sie wäre dann leicht durchführbar. Leider ist die Hoffnung hierauf zur Zeit noch gering. Ebenso gering ist die Hoffnung, daß aus der derzeitigen Wählerschaft heraus dieser Gedanke mit so elementarer Kraft nach oben dringt, daß die Führer sich genötigt sehen, diesem Verlangen nachzukommen. Denn wir sind im Grunde ein unpolitisches Volk, und betrachten die Politik noch zu sehr vom Standpunkte des Stammtisches. Wenn aber weder das Eine noch das Andere zur Herbeiführung des Zieles führt, dann ergibt sich als trübe Prognose, daß eine Aenderung nur dann eintreten wird, wenn die Erfahrungen und Enttäuschungen der nächsten Wahlen die Unterlassungen der Vergangenheit auch demjenigen vor Augen führen werden, der heute diesem Gedanken teils ohne Verständnis, teils mit Spott gegenübersteht.

Die Vertreter des Bürgertums allein sind aber nicht in der Lage, eine Modernisierung unserer Verfassung und unserer Verwaltung zu erzwingen. Sie bedürfen des Hinzutretens der Arbeiterklasse. Hier aber befindet sich infolge der Spaltung der sozialdemokratischen Partei alles im Fluß, sodaß die voraussichtliche Zukunftsentwicklung noch im Dunkel liegt. Indes hat hier der Weltkrieg in erfreulicher Weise manchen Schutt hinweggeräumt, der

bisher zwischen Liberalismus und Sozialdemokratie lag. Daß eine besondere politische Organisation der Arbeiterklasse sich überhaupt bilden konnte, ist auf die mangelnde Einsicht der liberalen Kreise der 60er Jahre zurückzuführen. Männer wie Bebel und Ferdinand Lassalle haben den Anschluß an die damalige liberale Partei gesucht, sind aber nicht verstanden und zur Selbsthilfe getrieben worden. Ob der so entstandene Riß angesichts der machtvollen Organisation der Sozialdemokratie und der hinter ihr stehenden Gewerkschaften eine Rückbildung erfahren kann, steht dahin. Für die nähere Zukunft ist jedenfalls darauf nicht zu rechnen. Es ist auch zuzugeben, daß keine Partei ein Zusammengehen mit den liberalen Parteien so erschwert hat, wie die Sozialdemokratie. Sie hat Programmforderungen aufgestellt, die utopistisch und unerfüllbar waren. Zwar hat einer der sozialdemokratischen Führer mit voller Offenheit in einer interessanten Broschüre auseinander gesetzt, daß die Sozialdemokratie, wenn sie neben dem Liberalismus sich Existenzberechtigung habe schaffen wollen, naturgemäß radikalere Forderungen hätte aufstellen müssen. Der Fehler war nur, daß diese Forderungen in den ersten Jahrzehnten von den andern Parteien ernst genommen worden sind, und daß die Gegenagitation unter Bezugnahme auf diese Forderungen wirksam geführt werden konnte. Deshalb hat die vaterländische Gesinnung, die die Sozialdemokratie in diesem Kriege gezeigt hat, in vielen Kreisen überrascht, obgleich für diejenigen, die seit jeher die Programmpunkte der Partei nicht so blutig ernst genommen haben, klar war, daß die Partei so handeln würde, wie sie in ihrer großen Mehrheit gehandelt hat. Nun ist der Hauptvorwurf der Vaterlandslosigkeit erledigt. Daß ihr rechter Flügel aber sich auch offen zur Monarchie bekannt hat und so der schöne Traum von Friedrich Naumann über Demokratie und Kaisertum zur Wirklichkeit geworden ist, bildet eine fruchtbare Grundlage zu gemeinsamer politischer Tätigkeit. Und was die Umänderung unserer Gesellschaftsordnung anlangt, hat die Sozialdemokratie aus dem Weltkriege gelernt, daß der Gegenwartsstaat viel stärker ist als sie geglaubt hat, und daß die wirtschaftliche Umgestaltung nicht durch die Sozialdemokratie hervorgerufen werden kann, sondern aus dem Gange der wirtschaftlichen Entwicklung sich mit Naturnotwendigkeit von selbst ergibt. Durch diesen Weltkrieg ist es der Arbeiterklasse zum Bewußtsein gekommen, daß Arbeiter und Unternehmer ein gleiches Interesse haben an der Erhaltung unserer kommerziellen und industriellen Machtstellung.

„Wir müssen, so führt August Winnig in dem Sozialistischen Monatshefte vom 28. Februar 1917 aus, zu einer positiven Stellung zum Wirtschaftsleben kommen. Wir müssen die Lehren des letzten Vierteljahrhunderts endlich für unsere Politik fruchtbar machen. Die Wahrheit, daß die deutsche Wirtschaftsentwicklung: Einfuhr notwendiger Rohstoffe, Ausfuhr gewerblicher

Waren, Kräftigung des innern Marktes, Erweiterung des Außenhandels, nicht nur eine Angelegenheit des Kapitals, sondern in nicht weniger ernsthaftem Sinne auch der Arbeiterschaft ist, muß endlich durch unsere ganze Politik ihre Anerkennung finden. Wenn wir in den früheren Jahren so häufig erkennen mußten, daß zwischen der Partei und den Gewerkschaften starke Abweichungen in der Beurteilung der politischen Notwendigkeiten bestanden, so waren sie fast alle auf die verschiedenartige Stellung zu den Interessen der deutschen Volkswirtschaft zurückzuführen. Die Auffassung, daß es der Arbeiterschaft gleichgültig sein könne, wie es um das Ganze der Volkswirtschaft stehe, war vielleicht berechtigt oder doch erklärlich in einer Zeit, wo die Lage der Arbeiterklasse auch von Prosperitätsperioden nicht profitierte, wo sie stets gleich elend und gedrückt blieb, unberührt von dem Auf und Ab der Konjunktur. In der Gegenwart, wo die Arbeiterklasse durch ihre Organisation Anschluß an den Wellengang der Konjunktur erhalten hat, wo sie Perioden des Aufschwungs auch ihrem eigenen Aufstieg nutzbar machen kann, hört eine solche Ansicht auf diskutabel zu sein. Das unverkennbare Interesse der Arbeiterschaft an der Entwickelung des nationalen Wirtschaftslebens wird zwar am unmittelbarsten von den Gewerkschaften empfunden; aber indem hier die Voraussetzungen aller Erfolge der Arbeiterbewegung geschaffen werden müssen, muß die Arbeiterklasse in ihrem Gesamtbestreben von der Förderung der nationalen Wirtschaftsinteressen ausgehen."

Der Staat wird, so meint an anderer Stelle Hugo Poetsch, immer mehr zum Wirtschaftsstaat, der den Verkehr, den Handel, die Industrie in entscheidender Weise beeinflußt, zu einem großen Teil selber betreibt. „Die Sozialdemokratie, die das Interesse Hunderttausender von Arbeitern in den Monopolbetrieben wahrzunehmen hat, kann schon darum allein nicht beiseitestehen. Sie muß tätig eingreifen; nicht nur, wie früher, mit Kritik und mit Forderungen, sondern mit eigener schaffender Arbeit. Und aus der bloßen Interessenvertretung jener Arbeiter erwächst ihr dann die Erkenntnis der gesamtwirtschaftlichen Zusammenhänge und damit die Mitverantwortung für den Gesamtkomplex des Staatswesens überhaupt."

Kluge Köpfe in der Sozialdemokratie fordern eine innere Reform ihres Programms, das sie befähigt, aus einer Arbeiterpartei eine wirkliche Volkspartei zu werden. Wilhelm Kolb hat kürzlich diesen Gedanken in sehr beachtenswerter Weise entwickelt. In dem Maße, wie durch die Akkumulation des Kapitals, so meint er, die Proletarisierung fortschreitet, entwickeln sich die proletarischen Klasseninteressen zu allgemeinen Volksinteressen. Man rechnet auf den Zustrom des proletarischen

Mittelstandes; man erkennt, daß die Arbeiterklasse allein eine politische Macht im Staat nicht bilden kann. So bereitet sich in der Sozialdemokratie das Streben vor, aus der Arbeiterpartei eine größere Ziele verfolgende politische Partei zu werden. Die deutsche Sozialdemokratie hat, wie Poetsch ausführt, während des Weltkrieges die Konsequenz der 2½ Jahrzehnte inneren Parteikampfes ziehen müssen. Sie wird aus dem Kriege als politische Partei hervorgehen. Die gesammelte Macht ihrer Organisation, die sie in früheren Jahren vorwiegend wieder zu Organisationszwecken verwandt hat, wird sie jetzt zur Inangriffnahme ihrer großen politischen Aufgaben verwenden müssen, deren Existenz ihr allmählich zum Bewußtsein gekommen ist. Einen ähnlichen Gedanken hat in bemerkenswerter Weise Paul Lensch im Augustheft 1917 der Neuen Rundschau entwickelt.

So lange dieser Entwicklungsprozeß in der Sozialdemokratie sich vollzieht, wird diese Partei schwerlich heute bereits als ein Faktor in Ansatz zu bringen sein, der organisatorisch einem größeren Parteiverbande eingegliedert werden kann. Aber wenn das Bürgertum sich immer mehr sozialisiert und die Sozialdemokratie sich nationalisiert d. h. auf den Boden des Gegenwartsstaats tritt und Gut und Blut zu seiner Verteidigung hergibt, so ergibt sich eine Grundlage zur fruchtbaren Annäherung. Diese Annäherung zu fördern liegt gleicherweise im Interesse der liberalen Parteien wie im Interesse der Sozialdemokratie, weil ein politischer entscheidender Fortschritt in Deutschland nur durch ein Zusammenarbeiten von Bürgertum und Arbeiterklasse herbeigeführt werden kann. Dieser politische Fortschritt kann auch dann angestrebt werden, wenn auf rein wirtschaftlichem Gebiete die Kämpfe zwischen Kapital und Arbeit auch nach dem Kriege nicht nur fortbestehen, sondern an Heftigkeit voraussichtlich zunehmen werden. Denn diese Kämpfe werden im Grunde durch die wirtschaftlichen Organisationen — Arbeitgeberverbände, Gewerkschaften — zum Austrag gebracht werden müssen.

So wird der Krieg nicht ohne Einfluß bleiben auf die Zukunftsentwicklung unseres Parteiwesens. Die Richtlinien dieser Zukunftsentwicklung treten deutlich in den Vordergrund. Ob diese Entwicklung bereits so reif geworden ist, daß sich aus ihr eine parteibildende Wirkung ergibt, kann zweifelhaft sein. Wohl aber gibt diese Entwicklung eine genügende Grundlage, um bereits für die kommenden Wahlen einen Block zu bilden, den ich als national-demokratischen Block bezeichnen möchte. Das Nationale ist an sich selbstverständlich. Es bedeutet eine Staatsgesinnung, die durchdrungen ist von dem Gedanken, alles zu bewilligen, was der Existenz, Größe und Wohlfahrt des Vaterlandes dient. Der Block muß ein demokratischer sein. Er soll keine Demagogie erstreben, wohl aber die praktische Anteil-

nahme des Volkes an der Regierung und die Einheit von Volk und Staat. Welche Aufgaben im einzelnen aus diesen beiden Grundlagen erfließen, braucht an dieser Stelle nicht dargelegt werden. Die Grundrichtung liegt für die Anhänger des Gedankens der Überleitung des Obrigkeitsstaates in den Volksstaat klar zu Tage. Diese Bildung eines national-demokratischen Blocks sollte noch während des Krieges in Angriff genommen werden, damit die nächsten Wahlen bereits unter diesem Zeichen stattfinden können. Wenn die zu diesem Block gehörenden Parteien darauf verzichteten, Wahlstatistik zu treiben, und sich dahin einigten, bereits im ersten Wahlgang geschlossen dem gemeinsamen Gegner gegenüber zu treten, dann wird sich im nächsten Reichstag eine parlamentarische Mehrheit ergeben, die auch ohne tiefgreifende Änderung der Verfassung dem Gedanken des Parlamentarismus und der Demokratisierung zum Siege verhilft.

Dr. Paul Ostwald:

Das neue Rußland und die westlichen Fremdvölker.

Eine der wichtigsten Fragen, welche die neue Regierung in Rußland bald in irgend einer Form wird lösen müssen, ist die Stellung der Fremdvölker in dem auf völlig veränderter Grundlage neu aufzubauenden Staate. Selbstverständlich handelt es sich hierbei nicht um die mongolischen und tartarischen Steppen- oder Nomadenvölker Süd- und Ostasiens. Diese sind unterworfene Kolonialvölker, sie stehen infolge ihrer geringeren Kultur zu Rußland in gleichem Verhältnis wie die Negerstämme Afrikas zu den europäischen Kolonialreichen. Die Änderung der Regierungsform Rußlands wird somit für sie daher kaum von Belang werden; die Grundlage ihres Verhältnisses zu dem russischen Staate bleibt jedenfalls dieselbe. Anders dagegen steht es mit den stammfremden Völkern an der Westgrenze des russischen Staates.

Es ist nicht das eigentliche Rußland, was hier im Westen an die anderen europäischen Staaten grenzt. Von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer zieht sich vielmehr eine Kette von Völkern, die von Rußland zwar unterworfen, ihm aber durch ihre Kultur überlegen sind. Sie stehen der europäischen Kultur um vieles näher als das eigentliche Rußland. Finnland ist altes schwedisches, das Baltenland altes deutsches Kolonisationsgebiet; die

Polen sind zwar wie die Russen Slawen, haben aber durch ihre römisch-katholische Religion viel früher und weit mehr Anschluß gefunden an die westeuropäische Kultur als die griechisch-orthodoxen Russen; nicht viel anders steht es mit den Ukrainern, die zwar auch Slawen und durch die griechische Religion eng an den russischen Kern gebunden sind, die aber durch ihre Zugehörigkeit zu Polen bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts an Kultur mehr von Westeuropa als von Rußland übernahmen.

Eine kulturelle Grenze zieht sich so im Westen des russischen Reiches von Nord nach Süd; diese mit der politischen in Einklang zu bringen hat sich das alte Rußland sehr angelegen sein lassen. Sein Vorgehen in dieser Hinsicht entsprach natürlich seiner Regierungsform, dem Absolutismus. Dieser kennt nur einen Herrscher und ein Volk; nur ein Wille, der des Herrschers ist maßgebend, und alle „Untertanen" sind vor ihm gleich. Die Folgerung aus diesem Grundprinzip des Absolutismus für das Verhalten der alten russischen Regierung zu den Fremdvölkern ergibt sich von selbst. Eine Verschiedenheit der „Untertanen" durfte es nicht geben, ganz gleich, woher diese entsprang. Daß ein Finne, daß ein römisch-katholischer Slawe ein ebenso getreuer Untertan und Staatsbürger sein konnte wie ein Russe, ein solcher Gedanke mußte dem absolutistischen Regiment des Zaren völlig fern liegen. Das ist der eigentliche Kern des Strebens, das wir gewöhnlich als Panrussismus bezeichnen. Es ist nicht etwa die Furcht, daß diese stamm- und kulturfremden Völker dem Staat durch Abfall und Erheben gefährlich werden können, als Antriebskraft der panrussischen Bewegung anzusehen. Wo wir vielmehr solche Gelüste und Absichten, die auf Befreiung von der russischen Herrschaft hinzielen, treffen, da sind es nur die Folgeerscheinungen des oben gekennzeichneten absolutistischen Prinzips. Denn selbstverständlich hinderte gerade die Höhe der Kultur diese westlichen Fremdvölker daran, sich allen Befehlen der russischen Regierung, die auf Abschaffung von Eigenarten ihrer nationalen Abstammung, ihrer Religion, ihrer Kultur abzielten, so ohne weiteres und in Gleichgültigkeit zu fügen. Dazu kam, daß gerade das 19. Jahrhundert überall das nationale Bewußtsein unter den Völkern hob und schärfte, und dieser über ganz Europa sich erstreckenden Bewegung konnten sich auch die Finnen, Balten, Polen und Ukrainer nicht entziehen. Der Wunsch, auf Erhaltung ihrer nationalen Eigenart in Religion, Kultur und Sprache wurde nur noch stärker in ihnen und eifriger von ihnen verfochten. Es liegt auf der Hand, daß es zwischen dem Zartum und den Fremdvölkern des Westens ein friedliches Zusammengehen nicht geben konnte. Zwischen den von beiden Seiten verfochtenen Prinzipien gab es keine Brücke; es gab nur eine Lösung dieses Zwiespaltes: die Macht des Stärkeren.

Wer in diesem Kampfe auf die Dauer der Stärkere war, das konnte nicht zweifelhaft bleiben. Gegen die rohe Gewalt, die das Zartum, gestützt

auf seine Heere, anwandte, waren die Fremdvölker machtlos. Sie mußten sich fügen, daß man die Rechte ihrer nationalen Verfassung beseitigte, daß man ihnen ihre Muttersprache nahm und gegen ihre Religion vorging. Doch es war nur ein äußerliches Sichfügen, ein Weichen vor der Macht, im Herzen dieser Völker lebte der nationale Gedanke weiter, ja er wurde zum Trotz, da Druck bekanntlich immer Gegendruck erzeugt. Äußerlich genommen war die Regierung des Zartums dem Ziel, das sie hier im Westen des Reiches erstrebte, in den letzten Jahren auch ziemlich nahe gekommen. Aber es war doch ein morscher Bau, der hier errichtet war. War früher nur der Wunsch nach Erhaltung der nationalen Eigenart bei diesen westlichen Fermdvölkern vorhanden gewesen, ohne daß sie damit irgendwelche Gedanken des Abfalls oder der Untreue gegen den Zaren verbanden, so sahen sie jetzt ihre Rettung vor der Gefahr einer völligen Russifizierung nur noch in einem „Los von Rußland", und zwar entweder durch eigene Hilfe oder mit Unterstützung von außen. Zwischen dem Zartum und den westlichen Fremdvölkern war also eine völlige Entfremdung eingetreten. Völker, die in früheren Zeiten dem russischen Staate die hervorragendsten Männer auf dem Gebiete der Politik, der Wirtschaft und der Wissenschaft geschenkt hatten, waren jetzt zu einer schweren inneren Gefahr geworden. Männer mit klarem Blick für die inneren Nöte ihres Vaterlandes sahen das auch ein und forderten Umkehr. So schrieb z. B. Fürst Trubetzkoi, den man wahrlich keinen untreuen Diener des Zartums nennen kann, in seiner 1910 erschienenen Arbeit: „Rußland als Großmacht": „Ohne diesen Umschwung, wie überhaupt ohne eine Umkehr auf dem Gebiete der inneren nationalen Fragen zum Zwecke der Versöhnung mit den Fremdvölkern und der Befestigung des allgemein russischen Patriotismus, wird Rußland den Zustand der Schwäche, die seine äußere Macht paralysiert, nicht überwinden."

Der Ausbruch des Weltkrieges und die Siege der deutsch-österreichischen Heere ließen nun die Fremdvölker neue Hoffnung auf die Erreichung ihrer nationalen Ziele schöpfen. Doch schienen sich diese nur für die Polen und vielleicht einen Teil der Balten erfüllen zu sollen; für die andern, besonders für die Finnen und Ukrainer verschärfte sich die schlimme Lage. Gab doch der Kriegszustand der russischen Regierung in diesen Gebieten nun erst recht Gelegenheit dazu, mit allem Nichtrussischen gründlich aufzuräumen und alle Vorkämpfer für die nationale Idee ihres engeren Vaterlandes unschädlich zu machen. Da kam ihnen nun die Revolution und der Sturz des absoluten Zarenregimentes zu Hilfe. Sowohl in der Ukraine wie in Finnland hat man klar das Gebot der Stunde erkannt. „Jetzt oder nie", das ist dort zur Parole geworden für die Errichtung und Neugestaltung eines freien nationalen Staates. Eine Loslösung beider Gebiete vom russischen Reiche wäre für dieses allerdings ein schwerer Schlag, für uns und ganz Mittel-

europa aber eine Befreiung von der russischen Gefahr, die nach wie vor von Osten droht. Denn der Sturz des Zartums hat durchaus nicht zur Folge, daß Rußland auf seine alten Eroberungspläne verzichten wird. Wie das alte Rußland, so strebt auch das neue danach, die Ostsee zu einem russischen Binnenmeere zu machen, und im Süden ist nach wie vor Konstantinopel das Ziel der russischen Patrioten. Das Schicksal Finnlands sowohl wie das der Ukrainer ist darum für uns jetzt von größtem Interesse und von größter Wichtigkeit. Gelingt es Finnland, ein selbständiger Staat zu werden, so ist Rußland eine der wichtigsten Grundlagen entzogen, an der Ostsee zu einer beherrschenden Stellung zu gelangen. Eine Bedrohung und Umklammerung Schwedens ist zur Unmöglichkeit gemacht, zugleich ist Rußland für immer der Weg nach dem atlantischen Ozean und dem ersehnten Hafen Narwik verlegt. Rußland würde im Besitze von Ingermanland und eines Teils der baltischen Ostseeprovinzen nur eine bescheidene Rolle in der Ostsee spielen können, es müßte sich begnügen, sich mit den andern Mächten gleichzustellen. Da weiter die Finnen mit ihrer ganzen Kultur im germanischen Abendlande wurzeln, so würden und müßten sie sich nach Erlangung ihrer Selbständigkeit hingezogen fühlen zu den anderen germanischen Ostseereichen; das Bollwerk gegen das Vordringen slawischer Kultur im Gebiete der Ostsee wird dadurch um ein Bedeutendes wachsen. *)

Eine selbständige Ukraine aber würde Rußland den Weg nach Galizien und Konstantinopel für immer verlegen.**) Es sei hier nur daran erinnert, was in durchaus richtiger Weise der ukrainische Reichstagsabgeordnete Dr. L. Cehelskyj ausführt: „Die russische Expansionspolitik", so sagt er, „bewegt sich in Europa in zwei Richtungen: in der Linie Kiew—Lemberg—Budapest—Triest und in der Linie Kiew—Sebastopol—Konstantinopel—Dardanellen. Die erste Linie führt zur Adria und berührt unterwegs Galizien—Slowakei und die adriatischen Südslawenländer, die zweite hat den Ausgang ins Mittelmeer und noch mehr die Beherrschung Vorderasiens bis zum persischen Meerbusen im Auge. Und für beide Linien ist nur Kiew der Ausgangspunkt und nur die Ukraine ist die Ausgangsbasis für beide. Die Abtrennung Finnlands, Kurlands, Litauens und Polens, ja sogar eines Teils der Nordwestukraine beiderseits des Bug kann an diesem Expansionsdrang Rußlands nach Süden gar nichts ändern und gar nichts gefährden, da die Basis dieses Expansionsdranges unversehrt in den Händen Rußlands bleibt, ein russischer Vorstoß gegen Ostgalizien ebenso wie im August 1914 von Kiew aus ausführbar ist und über den Balkanstaaten, wie auch über Konstantinopel ebenso die russische Gefahr hängt, wie es bis jetzt der Fall ist."

---

*) Vgl. meine Arbeit: „Rußland und Finnland." Nord und Süd 1915, Dezemberheft.

**) Vgl. meine Arbeit: „Rußland und die Ukraine". Nord und Süd 1916, Oktoberheft.

Die Selbständigkeitserklärungen der Ukrainer und Finnländer haben auch bei den Letten und Weißrussen als ansteckendes Beispiel gewirkt und die auch dort schon vorhanden gewesenen nationalen Bestrebungen schärfer hervorgekehrt. Ob allerdings hier begründete Aussicht auf die Entstehung eines nationalen Staates vielleicht mit Hilfe der Neutralmächte vorhanden ist, läßt sich augenblicklich nicht beurteilen. Die nationalen, religiösen und kulturellen Verhältnisse liegen hier im Gegensatz zu Rußland nicht so einfach und klar wie etwa in der Ukraine oder gar in Finnland. Hier wird erst der Frieden die Verhältnisse klären.

England hat die Revolution in Rußland begünstigt, und der Sturz des Zartums ist mit sein Verdienst. Zu neuen Kraftanstrengungen wollte es das durch die Revolution umgeschaffene Rußland gegen uns veranlassen, und neue blutige Opfer hat das neue Rußland auch wirklich dem um seine Weltmachtstellung kämpfenden England gebracht. War das auch England geglückt, hat es die Revolution auch für einen verstärkten Machteinfluß auf Rußland für sich ausnützen können, so hat es andererseits auch uns, abgesehen von anderem, gerade durch die infolge der Revolution besonders verschärfte Fremdvölkerfrage einen gar nicht hoch genug zu bewertenden Dienst erwiesen. Die nationalen Bewegungen lassen sich jetzt nicht mehr aufhalten; mögen sie auf die eine oder die andere Weise ihre Lösung finden, so ist doch heute schon so viel sicher, daß dem Vorrücken des Slawentums bis vor die Tore des eigentlichen Westeuropas ein kräftiger Riegel vorgeschoben ist.

Privatdozent Dr. H. Ehrenberg: Weltkrieg, Geschichtsstaat und Judenfrage.

1.

Ein großer um Existenz und Zukunft geführter Krieg ist das Intensivste, was ein Volk in seiner Gemeinsamkeit erleben kann. Daher steigert jeder Krieg das nationale Selbstgefühl zu einem einmütigen Kraftbewußtsein, wie es die Völker der modernen Welt sonst nicht mehr kennen. Aus der Steigerung des Gefühls fließen dann allerdings auch phraseologische Zuckungen und Verkrümmungen des Denkens, die für die große Anspannung der Kräfte überflüssig sind. Die Einseitigkeit des Lebenszustandes im Kriege pflanzt in hemmungslose Seelen maßlose Empfindungen, die gedankenlos in Theorien

umgewandelt werden. Auch die Besonnenheit des Deutschen hat ihn vor Auswüchsen der nationalen Intensität nicht geschützt. Es ergeht vielen so, als wären sie in einem hypnotischen Zustande. So stehen sie gebannt vor ihrer Landkarte und verteilen die Länder, so sehen sie auf ihre Mitmenschen im eigenen Volke und ächten jede scheinbare Fremdvölkischheit in Gebahren und Ausdrücken. Das kämpfende Heer findet dergleichen ein wenig lächerlich und besiegt den Feind auch auf Grund von Befehlen und Reglements, die von Fremdwörtern strotzen; aber es läßt der Heimat gerne diesen „Ersatz“ des Kampfes, wendet sich aber mit Entschiedenheit, ja Zorn gegen die ziellosen Kriegszielgedanken der am Kampf Unbeteiligten. Nationalismus und Chauvinismus sind wirklich grundverschiedene Seelenzustände; wären sie nur graduell unterschieden, so würden wir im Heere mehr vom Chauvinismus derer merken, die zu Hause sitzen. Das Heer hat wohl auch seine unbesonnenen Gedanken; es sagt: das, was mit dem Blut unserer Kameraden gewonnen wurde, darf nicht wieder an den Feind zurückfallen; aber so unbesonnen dieser Gedankengang gescholten werden mag, so ist er wenigstens doch auf das Mitmachen begründet und hat seine innere Lebendigkeit. Diese fehlt solchen hypnotischen Gedankenexcessen, wie wir sie etwa in der ersten Nummer der neuen alldeutschen Zeitschrift finden. Wenn diese Herren einmal sich die Vorstellungen zu Gemüte führen wollten, die im deutschen Heere über sie gehegt werden, dann würden sie vielleicht sich doch noch besinnen und ihr frevelhaftes Spielen mit der deutschen Volkskraft einstellen.

Die Kämpfer des Heeres sehen mit Trauer, daß in der Heimat jene freie Leidenschaft, die wir draußen schätzen, fast unbekannt ist; zwischen Schwarzseherei und unfreien Zielexcessen sehen wir die meisten Menschen der Heimat hin und her schwanken. Nur wenige vermögen sich zu Hause zugleich Liebe zum Volke und Freiheit des Sehens und Denkens zu bewahren. Werden im Kriege die Bestandteile eines Volkes, Klassen und Stämme, durch das gemeinsame Erleben fest aneinandergeschmiedet, so ist es eine fast naturgesetzlich eintretende Reaktion, wenn der nicht kämpfende Teil des Volkes sich auf die Weise am Kampfe zu beteiligen sucht, daß er der Volksgeschlossenheit theoretische Würde zu verleihen trachtet und sich daher nebenbei gegen solche rassenmäßig halb oder ganz fremden Teile seines Volkes wendet, die eben durch den Kampf mit ihm so viel enger verbunden werden. Da sich besonders in Kriegszeiten nur wenige Menschen den Reaktionen entziehen können, die naturgemäß auftreten, so ist auch im gegenwärtigen Kriege die angedeutete Reaktion in die Erscheinung getreten. In diesem Zusammenhange können wir das ziemlich unvermutet mitten im Kriege eintretende Wiederauftauchen der Judenfrage begreifen.

Das wäre nun kaum ein Anlaß, sich ausgiebig mit alten Streitigkeiten, die jetzt aufgewärmt werden, zu beschäftigen. Aber ein Fall hat vor kurzem

gezeigt, wie auch solche Deutsche, von denen wir nach ihrer bürgerlichen Aufgabe eine freiere Stellung zu den Reaktionen der Kriegskrankheiten erwarten könnten, sich keineswegs von ihnen frei halten und in dem Aufwärmen jener alten Streitideen eine sogar noch vaterländische Tätigkeit erblicken. Da erscheint es doch wahrhaft angemessen, warnend die Stimme zu erheben.

Es ist in einer philosophischen Gesellschaft, also anscheinend am fernliegendsten Punkte der geistigen Organisation unseres Volkes, wo dergleichen zu Tage getreten ist. In der Kantgesellschaft ist ein Streit entstanden, der zum Rücktritt des Herausgebers der Zeitschrift „Kantstudien", Herrn Prof. Bauch, geführt hat. Wäre durch den Vorgang nicht jene Stimmung beleuchtet, die die Einheit der Nation gefährdete, so wäre Stillschweigen angebracht; so aber erheischt der Fall seine Besprechung und zwar von einer Seite, die — mag sie auch in allgemeinem Sinne als Partei zählen — nicht zu einer der beiden entzweiten Parteien rechnet.

Herr Prof. Bauch hat im Kriege es für angemessen gehalten, zuerst eine allgemeine Abhandlung über den Begriff der Nation zu veröffentlichen, sodann in einem ursprünglich privaten Briefe, dessen Veröffentlichung er duldete, die Folgerungen zu ziehen, die sich aus seinem Nationalismus für die Judenfrage ergeben. An jene Abhandlung, die in den Kantstudien erschien, schloß sich der angedeutete Hausstreit der Kantianer an. Die Abhandlung zeigt allerdings nur beispielweise Auslassungen über die Judenfrage, die aber zusammengefaßt als Wiedergabe des bekannten Rassentheorems des theoretischen Antisemitismus anzusehen sind, und findet dann außerdem in dem genannten Briefe eine vollständige Ergänzung nach dieser Seite, die zur Genüge zeigt, daß die beispielweise Heranziehung der Judenfrage für den Verfasser selbst eine im deutschvaterländischen Sinne bedeutsame Rolle einnimmt und nur bei einer allgemein-begrifflichen Darstellung zurücktritt. Wer ohne Begründungen den Juden schlankweg als eine Nation unter anderen Nationen behandelt, wer dementsprechend von jüdischem und deutschem Geistesleben, von deutschen und jüdischen Gelehrten sprechen kann, der bewegt sich ohne Zweifel in den Bahnen derer, die mit Hilfe des Rassenbegriffes dem deutschen Juden das Recht und die Pflicht seiner Deutschheit abstreiten und die man im öffentlichen Leben, ohne ihnen eine allgemeinmenschliche Feindschaft gegen Juden nachsagen zu wollen, als theoretische Antisemiten anspricht. Insoweit haben Mitglieder der Kantgesellschaft vollständig Recht, wenn sie Bauch als Antisemiten ansehen. Aber wie die Kantgesellschaft hieraus die Folgerung ziehen konnte, Bauch vor die Alternative einer Ehrenrettung persönlich nicht beleidigter jüdischer Mitglieder der Kantgesellschaft oder des Rücktrittes von der Redaktion der Kantstudien zu stellen, das bleibt mir unerfindlich, und ich kann hierin nur eine höchst bedauerliche Abirrung des

Gefühls erblicken. Gewiß hat Bauch den Streit verschuldet, aber doch nicht gewollt, gewiß hat er auch nachträglich durch die nach seinem Rücktritt von den Kantstudien im „Panther" (Februarheft) gegebene Erklärung die Meinung über seine Stellung zur Judenfrage vollkommen bestätigt, aber deswegen ist es nicht zu billigen, daß er wegen einer Anschauung, die philosophisch eine abliegende ist, vor das Tribunal einer philosophischen Gesellschaft gestellt und ihm die Fortsetzung der mit Erfolg geführten Leitung der Kantstudien unmöglich gemacht wird. Da ich selbst ebenso der Kantgesellschaft wie dem Kantianismus in toto fern stehe, so berührt mich der Hausstreit der Kantianer nicht persönlich, aber sowohl um der Gerechtigkeit willen, wie um Mißverständnisse zu vermeiden, muß ich Bauch gegen ein Verfahren in Schutz nehmen, das weder gesellschaftlich noch menschlich gerechtfertigt ist und das eine bedenkliche Neigung zu terroristischer Denkweise verrät. Ich kann mir wohl vorstellen, daß selbst Gegner Bauchs durch das gegen Bauch gerichtete Verfahren sich veranlaßt sehen könnten, aus einer auf diese Weise cliquenhaft regierten philosophischen Gesellschaft auszutreten. Um so mehr gerade fühle ich mich veranlaßt, mich mit dem philosophischen Nationalismus Bauchs auseinanderzusetzen, damit die Kritik seiner Ideen nicht etwa nur seinen Gegnern von der Kantgesellschaft überlassen bliebe. Mein Bestreben ist es, gegen die von Bauch erhobene Stimme der Spaltung, die von der Kantgesellschaft in gleichem Sinne aufgenommen wurde, die Stimme der Einheit zu erheben; vielleicht gelingt es mir, die Problemstellung zu vertiefen und dadurch die patriotische Leidenschaft, die in diesen Streit hineingezogen wird, für die Dinge frei zu machen, in denen sie gestaltet. Sammlung der Kräfte im Gefäß der einzelnen Seele — ohne Ablenkung — ist gegenwärtig so überaus nötig, daß sachliche Vertiefung auch den Wert seelischer Beruhigung besitzt; wir erfahren dies Bedürfnis nach Sachlichkeit heute ja täglich in allen Dingen.

2.

Bauchs Abhandlung über den Nationalitätsbegriff, von der wir ausgehen müssen, weil er die im Panther ausgeführten Ansichten über die Judenfrage als Anwendungen seiner Theorie vorträgt, bewegt sich in den bekannten Bahnen der Rassentheorie, die aus dem Gedankenschatz des Idealismus einen noch näher zu charakterisierenden Zusatz erfährt; Bauch selbst beabsichtigt augenscheinlich auch gar nicht eine neue Auffassung zu lehren, sondern will nur einer bekannten Theorie eine begrifflich abgerundete Gestalt geben. Daß er hierbei analytisch verfährt, ist angesichts der bewußten Kritiklosigkeit, mit der die Voraussetzungen der naturalistischen Nationaltheorie übernommen werden, verständlich. Der Kritiker wird allerdings es nicht vermeiden können, die unbesehen übernommenen Voraussetzungen zu betrachten, weil er nur

durch einen Vergleich der begrifflichen Darstellung mit den sachlichen Voraussetzungen den Wert der begrifflichen Analyse beurteilen kann. Und in diesem Sinne ist eine Kritik Bauchs allgemein lehrreich.

Die Lehre des Nationalismus läßt sich etwa folgendermaßen in wenigen Leitsätzen darstellen: Die Ausbildung des eigenen Lebens und der eigenen Kultur ist das höchste Ideal eines jeden Volkes; die Menschheit differenziere sich in ihren Einzelvölkern zu vielfältigster reichster Bildung; entwickelt sich jede Nation nach ihrer Eigenart, ohne nach der anderen zu schauen, so sind die allgemeinen Einheitsziele der Menschheit am besten aufgehoben. Innernationaler Individualismus, kultureller Polytheismus der Menschheit, der Eigenart des Volkes ohne Feindschaft prägend die Stärke ungebrochner Eigenkraft ohne das Laster kultureller Unduldsamkeit aufweist, dies sind die Methoden der nationalen Idee auf den Wegen der kulturellen Geschichte.

Indem die nationalistische Lehre sodann zu den inneren Elementen, zu den Bausteinen der Nation übergeht, zählt sie verschiedene entscheidende Gestalten des nationalen Daseins auf, stets beginnend mit der physischen Grundlage, der Rasse. Zu dieser fügt sie dann die Elemente der Sprache, der Geschichte, des Staates, der Kultur hinzu. Indem auch Bauch das Element der Rasse für den Aufbau der Nation causal benutzt, die Begriffe der Geschichte und der Kultur dagegen teleologisch, im Physischen also die dinglichen Ursachen, im Geistigen die ethischen und historischen Aufgaben des Volkslebens erblickt, vermissen wir sogleich einen entscheidenden Hinweis darauf, in welcher Sphäre, in welchem Punkte das nationale Leben sich zu der Intensität concentriert, in der wir es heute im Kriege gerade so allumfassend kennen lernen. Mit dem bloßen Begriffzergliedern ist uns gerade heute nicht zur genüge gedient. Wo ist eigentlich das Sammelbecken, in dem die individuellen Kräfte eines Volkes, das nur ihm Gehörende, zusammenfließen? Weder die Rasse, die unter unserem wirklich gelebten Dasein gleichsam unterirdisch lebt, noch die Kultur, die über die Grenzlinien der Völker übergreifend eine bereits zu allgemeinmenschliche Stellung einnimmt, kann dieses Sammelbecken bilden. Und da überhaupt des Gemeinsamen zwischen den Völkern Legion ist und der völkische Differenzierungsprozeß eine Erklärung benötigt, so ist zu untersuchen, wo im Völkerleben das Gemeinsame der Völker vor dem Individuellen verschwindet und dadurch dann Volksindividualität gegen Volksindividualität umrissene Gestalt gewinnt.

In jedem Volke finden wir eine innere Übereinstimmung der Seelen, die nicht durch Worte und bestimmte Vorstellungen zu fassen ist. Es handelt sich um ein unbestimmtes und doch ganz intensives einheitliches Fühlen und Denken, ein Schwingen von Saiten zwischen den Einzelnen, ohne daß ein

Ton verbindend von einem zum anderen wallt. Wo ist der Sitz dieses **je ne sais quoi**, das ein Füllhorn von Erlebnissen der Groben und Feinen ist; wo liegt der Resonanzboden für diese seelische Resonanz der Gemüter in einem Volke? Bauch, der die Tatsache dieser seelischen Resonanz bemerkt und sogar unterstreicht, begnügt sich jedoch sie durch Wendungen wie Blut von unserem Blut auf eine Abhängigkeit von der Rasse festzulegen. Damit ist dem forschenden Geiste nicht gedient, so einfach liegen die Dinge nicht. Denn die Jugend der Völker kennt noch kein einheitliches Volksgefühl, erst mit der Geschichte wachsen die getrennten Organe zu einem einheitlichen Resonanzorgan zusammen. Überall ist erst das gemeinsame Erlebnis, das wir Schicksal oder Geschichte nennen, dasjenige, das Völker bildet und Volksseelen formt. Gewiß die rassenmäßigen Ausgänge eines Volkes geben der gemeinsamen Geschichte den Schwung, der ein Volk in seiner Entwicklung vorwärtstreibt. Fern liegt es uns, ihre Wertschätzung auszuschalten; das Natürliche bleibt immer das rassenmäßig einheitliche Volk, einheitlich weniger durch die Keime der Rasse als durch ihre einheitliche Durchmischung —, aber die Volksseele ist die Verkörperung anderer Vorgänge. Die gemeinsamen Volkserlebnisse sind es, die die Volksseele schaffen. Das schweißt die Menschen zusammen: zusammen zu handeln und zusammen zu leiden, zusammen zu leisten und zusammen zu opfern, zusammen zu empfinden und zusammen Ideale zu verfechten. Und unter den Volkserlebnissen ist das Kriegserlebnis das stärkste; Völker, die keine Volkskriege erlebt haben, zeigen eine eigentümliche schwächliche Art von Volksstruktur. Die Geschichte ist stärker als die Rasse; sie löst die Bande, die die Rasse geknüpft hatte, und knüpft Bande, an denen die Rasse keinen Anteil hat. So kommt es, daß die gemeinsame Volksseele zerfällt, sobald die gemeinsame Geschichte unterbrochen wird, und ebenso kommt es so, daß Völker entstehen, die sich aus verschiedenen Rassen zusammensetzen, sobald ein gemeinsames Geschick durchgreifend und dauernd sie ergreift.

So sind die Deutschschweizer trotz ihrer rassenmäßigen Reinheit und trotz der sprachlich-künstlerischen Gemeinschaft mit den Reichsdeutschen ein Volk, das wir zwar als nahverwandt, nicht aber als Blut von unserem Blut ansehen können, während die drei Rassenteile des Schweizervolkes infolge einer jahrhundertelangen gemeinsamen Geschichte ein gemeinschaftliches Grundorgan besitzen, das zwar durch die rassenmäßige Teilung abgeschwächt ist, gleichwohl aber die charakteristischen Eigenschaften jenes **je ne sais quoi** der Volksseele — von dem Bauch glaubt, es sei nichts als ein Ausdruck der Volksrasse — aufweist. Die angelsächsischen Amerikaner haben nach einer ein und einhalbjahrhundert langen Eigengeschichte trotz zahlreicher Berührungspunkte gemeinsamer Ideen und Kulturwertungen doch den untersten, unfaßbaren Grundton der Volksseele mit ihrem Mutterlande nicht mehr gemein, vielmehr ist bei

ihnen gerade die rein gefühlsmäßige Abweichung bei theoretischer Übereinstimmung oft außerordentlich überraschend. Und die Auslandsengländer bleiben nur deshalb Engländer, weil sie im überseeischen Lande nicht aus dem Bereiche der englischen Geschichte austreten, während der Überseedeutsche gerade, weil den Deutschen eine überseeische Geschichte des Volkes bislang mangelte, den Zusammenhang mit seinem Lande einbüßte. So sehr ohne Zweifel das Natürliche ein rassenmäßig einheitliches Volk ist und in einem solchen die seelische Concentration gemeinsamer Elemente am stärksten sich ausbilden wird, so sehr erkennen wir doch, daß das seelische Gemeinsamkeitsorgan auch bei Völkern vorhanden ist, die sich aus verschiedenen Rassenteilen zusammensetzen, und daß Volksteile, die aus der gemeinsamen Geschichte ihrer Nation scheiden, damit auch aus dem Teilhaben an dem seelischen Grundschatz ihres Volkes austreten.

Nirgends ertönt der Eigenton der Völker so laut und zugleich so eigen, wie in ihrem nach außen gerichteten Handeln und Leiden, im Kriege. Kriege sind die Höhepunkte der Volksgeschichten, in ihnen tritt das Allgemeinmenschliche in einem Grade zu Gunsten der Volksindividualitäten zurück, daß die seelischen Grundorgane, die doch sonst unsichtbar sind und sich mehr in grundsätzlichen Nuancen als in Hauptsachen kundtun können, sichtbare Gestalt gewinnen und die Völker auf einmal nichts anderes zu sein scheinen als Verkörperungen ihrer Einzelseelen, und das hat seinen Grund nicht im Kampfe, denn nicht nur die Feinde werden sich im Kriege vollkommen fremd, sondern auch die Freunde entfernen sich von einander, und höchst paradoxer Weise verschärfen sich in einem Kriege auch innerhalb ein und desselben Volkes die Spannungen der Stammcharaktere. Wie geschlossene Persönlichkeiten werden die Völker in einem Volkskriege; nicht nur die Not, sondern die gemeinsame Tat erzeugt die Einheit; stolz und monumental stehen sie dann da gleich griechischen Göttergestalten, ein jedes für sich und abwehrend alle Vermischung und alles Aussichherausgehen. Alle Vorgänge in einem kämpfenden Volke laufen in seine eigene Seele zurück, hier schafft sich deshalb Geschichte, weil ein und dasselbe Ereignis, der Krieg, auf die verschiedenen Völker so verschieden, so schlechthin individuell wirkt, daß die Welt und Menschheit nach einem Volkskriege wirklich revolutioniert ist.

So ist Geschichte im weiteren Sinne die Form, in der sich die Volksseelen herausbilden. Der Geschichtsstaat ist die Kategorie, mit der wir den Kern der inneren Erlebensgemeinschaft eines Volkes erfassen. Und fragen wir mit der nationalistischen Lehre, was eine Nation sei, dann müssen wir antworten: Ein durch den Geschichtsstaat geeintes Volk. Und er, der deutsche Geschichtsstaat, fordert von uns, daß wir ihm die Ehre geben, deshalb die trübe Reflexion auf einst getrennte Ausgangspunkte fallen lassen und in einer Zeit des völkischen Reichtums ohne gleichen den Reichtum in uns an-

legen, anstatt seine Kraft durch theoretisches Fixieren zu entmannen. Wenn wir es fassen: Nation ist keine Natur-, sondern eine Geschichts- und Geistessache, dann wird unser Denken ehrfürchtig vor der Wirklichkeit schweigen und nicht die allgemeine Einheit des völkischen Lebens durch „Erklärungen" gefährden. Die wahre Erkenntnis führt wieder in das Leben zurück und beläßt keinen lastenden Rest des Gedankens. Die wahre Erkenntnis ist es, in der Erlebensgemeinsamkeit, im Geschichtsstaat die innere Volkseinheit, das uns brüderlich Einende zu sehen, und diese Erkenntnis will nicht in das Leben unseres Volkes trennend eingreifen, sondern allein die Einheit selbst im Abbilde wiedergeben, und so der Einheit selber lebendig dienen.

3.

Über der Rasse steht der Geschichtsstaat, und wie deshalb die in der Rasse deutschen Blutsgenossen der Schweiz und Amerikas in diesem Kriege nicht zu uns gehören und an dem großen Leben der Zeit keinen Anteil haben, so haben alle die ihren vollen Teil an ihm, die in dem Kriege selbst an Tun und Leiden voll beteiligt sind, ob sie nun der Rasse nach zur Masse der Deutschen gehören oder nicht. Der deutsche Jude, Teil des kämpfenden Deutschlands, gehört voll und ganz zum Deutschtum, um so mehr als dieser Kampf bei weitem nicht sein erster Vollanteil am deutschen Leben ist. Man mißverstehe mich nicht! Ich spreche nicht etwa im Sinne eines unwürdigen Belohnungsstandpunkts, der den deutschen Juden wie ein fremdes Hilfsvolk behandeln wollte, sondern aus der Seele des deutschen Geschichtsstaates heraus, zu dessen gültigen Gliedern auch die deutschen Juden gehören.

Wenn gleichwohl der theoretische Antisemitismus gerade im Kriege wieder sein Haupt erhebt, so ist dies aus der, sagen wir, mangelnden nationalen Beschäftigung der zu Hause Gebliebenen einigermaßen erklärlich. Auf der Suche nach Betätigung für die deutsche Sache ist der Rassegedanke immer ein naheliegendes Requisit der vorhandenen Ideen. Befremdend aber ist immerhin doch, wenn diese Wirkung auch bei Denkern von Beruf auftritt und sie den nationalen Ausschluß der Juden als eine selbstverständliche Folge einer nationalen Weltanschauung betrachten. So erklärt Bauch, daß die Juden eine Nation wie andere Nationen seien, womit dann ihre Deutschfremdheit entschieden wäre. Ohne also auch nur die seelische und geistige Kompliziertheit der Judenfrage zu streifen, werden die Juden unter das nach Bauch entscheidende Element der nationalistischen Lehre, — die Rasse — rangiert. Hier werden die naturalistischen Grundlagen der Ansicht Bauchs schneller sichtbar als in seinen farblosen allgemeinen Auseinandersetzungen. Hier sehen wir sogleich, wie wenig tief er in die lebendige Wirklichkeit der

deutschen Gegenwart hineingestiegen ist, wie er an ihr nur den dereinstigen Ausgangspunkt wiedererkennt, von dem das deutsche Volk ausging.

Es ist ja allerdings ein Erbstück der alldeutschen Lehre, Deutschland wie ein kleines Kind zu behandeln, das erst eben in die Welt eintrete, und dann ist es naheliegend, wie bei einem Kinde die Familienzugehörigkeit so beim deutschen Volke die Rasse in den Vordergrund zu stellen. Das deutsche Volk ist aber längstens erwachsen und hat sich von der Position seiner Geburt durch viele Schicksale hindurch weit entfernt, und auf den Wegen und Wanderungen seiner Geschichte hat es auch manches Fremde in sich aufgenommen, hat es verarbeitet und sich so — mehr als andere Völker — in die göttliche Schöpfung hineingelebt. Wie wäre das heutige Deutschtum ein Gebilde von durchgreifender Bedeutung für die ganze Welt, wenn es noch das Naturvolk mit seinen gegebenen Anlagen wäre? So ist auch nichts Verwunderliches daran, daß im deutschen Juden ein rassemäßig nicht angeschlossener Teil des Deutschtums existiert.

In dem Bestreben, den deutschen Juden einfach unter die allgemeine Kategorie der eignen Nation zu bringen, beruft sich Bauch auf den Zionismus. Beide denken vom Rassenstandpunkt, daß der Jude ebenso wie der Russe, Engländer, Deutsche seine nationale Aufgabe habe. Darin, den Juden einfach den anderen Nationen gleichzustellen, liegt immer der theoretische Kern des Antisemitismus. Antisemitismus und Zionismus sind Kinder desselben Zeitgeistes, der teils offen teils verdeckt naturalistisch die Nation nicht als eine geistige Angelegenheit nimmt bez. die materialistische Seite der Völker allein vergeistigen will. Nun halte ich es in keiner Weise für zulässig, die Übereinstimmung des Antisemitismus mit dem Zionismus durch einen Hinweis auf die geringfügige Minorität der Zionisten unter den deutschen Juden entkräften zu wollen; es ist Bauchs Recht, den Zionismus für die wertvolle Vertretung des Judentums zu erklären; das Majoritätsprinzip kann in Kulturfragen nicht entscheiden.

Zugleich sei dem Antisemitismus zugestanden, daß es in keinem Falle angängig ist, die jüdische Frage als Religionsfrage zu behandeln, wie es dem älteren Liberalismus beliebte, der die Schwierigkeit der nationalen Kompliziertheit der Judenfrage nicht sehen wollte und den politischen Sinn des Problems leugnete. Bloße Staatsbürgergleichheit schafft nie ein einheitliches Volk. Sowohl der Antisemitismus wie der Zionismus haben durchaus recht, die religiöse Seite der Judenfrage zu vernachlässigen. Für die Probleme der nationalen Idee fällt die Religion überhaupt aus, da die Religion keinen nationalistischen Individualismus dulden könnte und daher, sobald sie ernsthaft anerkannt wird, das nationale Ideal als Kulturideal überhaupt bröcklig machen würde. Allerdings könnte die Judenfrage auch unter einem vor-

herrschend religiösen Gesichtspunkt erscheinen, der aber nur für gläubige Christen oder Juden und daher nicht für die geistig bestimmende, überwältigende Mehrheit der Antisemiten und Zionisten in Frage kommen kann. Jedoch innerhalb des politischen Kreises der nationalen Lehre hat die religiöse Frage in jedem Falle zu ruhen. Wie könnte sonst auch z. B. ich als überzeugter Christ jüdischer Abstammung mich durch die von Bauch vertretene Ansicht auch nur im geringsten getroffen fühlen! Mein Getroffenheitsgefühl hierüber mag ja auch nicht sehr tief gehen; ich bin viel zu sehr davon überzeugt, daß die religiöse Wiedergeburt, der Deutschland langsam, aber sicher entgegen geht, den unheiligen Primat des nationalistischen Ideals beseitigen wird, der uns in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts aus den entweihten Ländern Westeuropas importiert wurde und von den großen Kriegsführern unseres Volkes, von Kaiser und Kanzler, nicht vertreten wird. Aber auch dann, wenn die Zeit einer wahrhaft deutschen Kultur wieder angebrochen und mittelst der Kraft einer neu lebendigen Religion doch von einer übertriebenen Kultivierung der eigenen Sonderart bewahrt sein wird — auch dann wird die Judenfrage auf deutschem Boden nicht voll gelöst sein. Und überhaupt — so wenig tief mich der Gedankengang Bauchs trifft, so läßt er mich immerhin nicht gleichgültig, sonst würde ich ihm nicht antworten.

Die jüdische Frage auf deutschem Boden besteht zu recht; das muß der Ausgangspunkt jeder sinnvollen Diskussion über sie sein; und jeder hat das Recht sich zu ihr zu äußern; es kommt nur darauf an, wieviel Geist und Disziplin er dabei zur Anwendung bringt. Nun erwähnte ich bereits, daß Bauch sich die Lösung der Judenfrage außerordentlich leicht macht, indem er mit rücksichtslosem Schematismus den allgemeinen, an welthistorischen Kulturvölkern der Gegenwart gebildeten Nationsbegriff auf die Juden überträgt. Nach Bauch muß es gleichgültig sein, daß die Juden seit bald zwei Jahrtausenden nicht mehr gemeinsam leben, infolgedessen in einem zuerst noch geringem, später immer mehr um sich greifendem Maße verschiedenen Erlebnissen, verschiedenen Geschicken ausgesetzt waren, daß nach Auflösung des Geschichtsstaates der Juden sich auch die Schicksalsgemeinschaft auflöste und seit Beginn des weltlichen Zeitalters des christlichen Europas, also seit vierhundert Jahren auch die Kultur- und Sprachgemeinschaft der Juden so sehr in die Brüche ging, daß heute nicht einmal mehr Trümmer von ihr vorhanden sind. Es bleibt also die Bluteinheit, und das genügt für die naturalistische Denkweise.

Die üblichen, von Bauch selbst keineswegs verkannten Begriffsinhalte des Nationsbegriffes werden bei Behandlung der Judenfrage von ihm fallen gelassen; es tritt hier aus dem idealistischen Mantel der naturalistische Pferdefuß hervor. Gleichgültig sei es auch, daß Juden und Nichtjuden auf deutschem

Boden gemeinsam arbeiten und schaffen, gemeinsam leben und leiden; für die deutschen Juden sei das etwas Äußerliches, und diese Schicksalsgemeinschaft sei keine Schicksalsgemeinschaft. Neben der Bedeutung des Blutes, das wir doch nur an seinen Taten erfassen, kämen eben dann diese Taten selbst nicht mehr in Betracht. Die heutige Kultur-, Geschichts-, Arbeits-, Leistungs- und Leidensgemeinschaft wie die kriegerische Opfergemeinschaft und die Gemeinschaft der Ideale würde danach vollkommen schattenhaft sein und so kraftlos, daß sie nur dem Schein nach beständen, während in Wahrheit da wären eine jüdische Sprache mit deutschen Lauten, deutschen Dichtungen und Gedankenwerken, eine jüdische Kultur mit deutschen Geschichtserlebnissen, jüdische Tote mit deutschen Gewehren — etwa vergleichbar den Gurkhas der Engländer oder den Senegalen der Franzosen.

Das wären die Konsequenzen eines ernsthaften Antisemiten, und um sie, nur um sie und ihre Berechtigung könnte sich ein Streit erheben. Sie zu beweisen, wäre Beweispflicht des Antisemiten, wenn er auf Allgemeingültigkeit Anspruch erheben will. Bedenken wir die Tatsachen: Seit Jahrtausenden zerstreut hat das Judentum alles verloren, was zur Einheit eines Volkes gehört. Es unterscheidet sich dadurch nicht nur von anderen sich selbst angehörenden Nationen, sondern auch von alle den Nationssplittern, die Bauch mit dem Ausdruck Gastvolk belegt. Es hat sich mehr oder weniger anderen Völkern assimiliert, mehr oder weniger tief in das Schicksal seiner Mitlebenden eingegriffen, lebendiger oder unlebendiger in dem Lebensstrom seiner Umwelt mitgeschwommen. Es ist heute von einer Einheit weiter entfernt als je, es verspritzt sein Blut heute nicht etwa für die Zukunft eines Jüdischen Volkes, sondern die deutschen Juden für Deutschland, die anderen für ihre Völker, und sicher die deutschen Juden, die mich allein angehen, nicht bloß aus Pflichtgefühl eines braven Staatsbürgers, sondern mit derselben Leidenschaft, mit der alle Deutschen in diesem ihrem Kampf um ihr Volkstum streiten. Es ist ein vollkommen ungelöstes Problem, ob eine Blutsgemeinschaft bei derartigen Scheidungen aller Seelen- und Geisteserscheinungen des Lebens noch eine historisch und ethisch bedeutsame Größe darstellt. Zum mindesten müßte jeder sich als wissenschaftlich gebärdende Antisemitismus hier einhaken und eine Zersetzung der jüdisch-deutschen Lebensgemeinschaft vornehmen. Aber nichts dergleichen tut der Antisemitismus; er nimmt einfach die Nuance als Hauptsache und die Lebensgemeinschaft für das daneben Unwichtige, das bei grundsätzlicher Erörterung zu vernachlässigen wäre. Das heißt, auch das tut Bauch nicht, weil er überhaupt nichts als jene nackte Übertragung der nationalen Idee auf die Judenfrage unternimmt, und ist sich vor allem nicht im geringsten bewußt, welche Verpflichtung er auch nur durch das Anschneiden des ganzen Komplexes auf sich nahm. Anstatt sich zu fragen, ob er es fertig bringen würde, etwa an einem Vergleich seines eigenen Kantianismus

und des Kantianismus des im Kriege gefallenen Emil Lask die Nationalitätsbegriffe Deutsch und Jüdisch wenigstens für ein gewähltes, philosophisch gebildetes Publikum zu demonstrieren, spricht Bauch in gleicher Weise wie der sonstige Antisemitismus leichtherzig einem nicht kleinen Teil seiner Mitlebenden, von denen viele draußen auch für ihn mit kämpfen, einfach das Recht ihrer Ideale ab, obwohl diese Ideale die gleichen sind wie seine eigenen, und behauptet gleichwohl eine rein sachliche Auseinandersetzung zu vollziehen, abgesehen davon, daß er augenscheinlich überzeugt ist, eine national wertvolle Geisteshandlung auszuüben. Die Sachlichkeit Bauch's scheint mir allerdings nur in der naiven Selbstverständlichkeit seiner schematischen Schlüsse zu liegen. Dazu bedürfte es keines Philosophen — und es ist längst von Politikern gesagt worden — daß die Juden wie eine Nation unter anderen Nationen zu beurteilen und zu behandeln seien.

Bauch bleibt so sehr an der Oberfläche des von mir nicht etwa gelösten, sondern nur genauer aufgezeigten Problems, daß er die Tatsachen, die sich aus dem Faktum der Lebensgemeinschaft der Juden mit den anderen Deutschen ergeben, gar nicht bemerkt, wenigstens nicht in antisemitischer Richtung erläutert und auch nicht diese Lücke etwa durch eine besondere Absicht erklärt. Ich erblicke zu meinem Befremden, wie ein deutscher Gelehrter eine nach seiner Aussage nicht politische, sondern wissenschaftliche Ansicht vertritt, die vielen Mitkämpfenden unter uns das Recht und die Pflicht, Deutsche zu sein, abstreitet, ohne diese angeblich wissenschaftliche Untersuchung auch nur in die Tiefe gelangen zu lassen, die ihm die einfachsten Tatsachen aufnötigen. Ich frage mich, wo liegt hier noch Sachlichkeit? und sosehr ich davon durchdrungen bin, daß Bauch überzeugt und ohne jedes Bewußtsein des eigentlichen Inhalts seiner Kundgebung mit dem vollsten Bestreben zur Sachlichkeit handelt, sosehr erstaune ich zu sehen, daß Bauch die frivolen Konsequenzen seiner Ansicht gar nicht bemerkt. Es liegt hier augenscheinlich eine jener Verirrungen des Gefühls vor, die mit der besten Absicht gerade das Gegenteil von dem unternimmt, was sie erreichen will.

Dabei erkläre ich ausdrücklich, daß ich mich mit dem Fall gar nicht befassen würde, wenn Bauch's Gedankengänge nicht den Mantel der Wissenschaft umgeworfen hätten. Die übliche Erregung gegen jeden Rassen-Antisemitismus liegt mir vollkommen fern; ich bleibe doch wahrhaft Deutscher in Gefühl, Leben und Handeln trotz antisemitischer Ansichten, die mein Wesen und meine Seele nur dann verändern würden, wenn ich mich in leidenschaftlicher Weise in einen Streit mit ihnen einlassen würde. Die Empfindlichkeit, die in manchen Seelen deutscher Juden erklärlicher, aber doch nicht entschuldbarer Weise herrscht, finde ich mehr als kleinlich; auch Bauch's Gegner in der Kantgesellschaft scheinen dieser Empfindlichkeit erlegen zu sein: das ist eine bedauerliche Schwäche und Mangel an Kraftbewußtsein.

Ich betone durchaus zu verstehen, daß die Blutgemeinschaft der Juden oder unverschmolzene Reste in ihrem Wesen resp. Reaktionserscheinungen auf die Umstrittenheit ihrer deutschen Stellung rein gefühlsmäßig von manchen so stark empfunden werden, daß sie aus diesen Tatsachen antisemitische Konsequenzen ziehen. Ich streite dem einzelnen nicht im geringsten das Gefühlsrecht ab, gewisse bestehende Tatsachen mehr oder weniger uneingeschränkt auf seine Empfindungen uud Leidenschaften wirken zu lassen, dem stehen dann andere Empfindungen und Leidenschaften entgegen, und das schafft sich schon seinen Ausgleich. Auch bei Kulturgebilden kann es einen Sinn haben, von jüdischen oder nichtjüdischen Merkmalen zu sprechen, und ich tue das unter Umständen auch selber. In der Tat würde ich Prof. Bauch keineswgs bei der Äußerung seines Geschmackes und seiner kulturellen Überzeugungen entgegentreten. Aber Prof. Bauch verwendet die Würde der Wissenschaft, um seine subjektiven Ansichten als objektiv bedeutsam erscheinen zu lassen, und er zieht die gekennzeichneten Folgerungen, die den Juden Deutschlands zur Seelenlosigkeit seines deutschen Lebens verurteilen würden. Kaum die sorgfältigste Voruntersuchung gebe jemandem das Recht, dem deutschen Juden, gar dem kämpfenden Soldaten jüdischer Rasse so sein himmlisches Gesicht zu zerreißen und mit einer solchen Teufelsfratze dazwischenzufahren. Gegen einen solchen „wissenschaftlichen" Angriff gehört eine wissenschaftliche Parade und ein wissenschaftlicher Gegenhieb.

Dabei läuft bei Bauch wie bei den meisten Antisemiten eine große Unkenntnis des deutschen Juden mit unter; sonst würde Bauch über die verletzende Wirkung seiner Gedanken nicht so erstaunt sein. Man muß schon außerordentlich dickfällig sein, wenn die Aburteilung des Deutschtums gleichgültig lassen soll; allerdings sollte die Verteidigung auch unsererseits nicht ins Unbesonnene wachsen und sachliche Gesichtspunkte wahren.

Bis jetzt ist der Antisemitismus überhaupt immer falsch beurteilt worden, weil gerade seine politische Gestalt verworfen und mit einem Makel behängt wurde. Dagegen soll der theoretische Antisemitismus berechtigt sein, so denkt auch Bauch. Soweit es ihm dabei auf die Anerkenntnis dessen, daß er selber ein, sagen wir, feiner Antisemit sei, ankommt, sei ihm diese bereitwilligst bewilligt. Im übrigen aber müssen wir betonen, daß Haß sich als das gibt, als was er ist, und daher keiner Kritik bedarf, weil er seine Gegenhandlung schon ohnehin findet; er hat das Recht aller Praxis, ist Politik wie andere Politik. Anders dagegen die Theorie! Sie stellt sich vor den Laien und vor die Jugend als Ergebnis sachlicher Forschung, vor allem tritt sie dem Aufsteller der Theorie selbst als Forderung entgegen; und deshalb hat die Kritik über sie zu wachen, damit sie keinem Mißbrauch verfällt. Haß verdirbt nicht, dagegen eine gewissenlose Theorie vergiftet das Leben, das von ihr berührt wird. Der Einfluß einer solchen, zugleich

lebensfremden Theorie mag geringfügig sein, trotzdem dürfen wir über ihren Anruf nicht schweigen, denn dieses Schweigen könnte mehr wirken als ihr Anruf.

Im übrigen hoffen wir, daß Deutschland es nicht mehr nötig hat, angerufen zu werden; der beschämend sterile Kulturruf wird an die Kräfte, aus denen die Taten und Werke entstehen, so wie so nicht heranlangen; die Kraft unseres Volkes darf uns durch ein von den alternden Westnationen übernommenes Ideal nicht verrunzelt werden. Wohl ist unser Volk über manche Blütezeit schon hinaus, besitzt von seiner Religion, die Luther geschaffen, nur noch Trümmer, und ist in Kunst und Philosophie einer neuen Reifezeit noch keineswegs gewiß. Jedoch viele Reiser am deutschen Stamme grünen schon, und unter ihnen auch der aufgepfropfte des deutschen Juden. Der deutsche Jude ist als Deutscher jünger denn der Deutsche, so führt er der deutschen Kultur neue jüngere Kräfte zu, und seine begeistert gläubige Kraft zum deutschen Wesen hat dem manchmal schon zweifelnden Deutschen bereits über einige brüchigen Stellen seines Weges hinweggeholfen; es ist meine persönliche Überzeugung, daß dies auch weiterhin der Fall sein wird.

Das Gebot der Stunde gibt sichtlich kein anderes Zeichen als das der Einheit; denn Einheit gibt nicht nur Kraft, sondern lebendige Liebe des Volkes zu sich selbst. Für unsere Volksseele ist es wohl der größte Gewinn dieses Krieges, daß er uns diese Liebe zu uns selbst beschert hat. Sie ist noch ein zartes Gewächs, gefährden wir sie nicht durch unzeitgemäße Erregungen und Überspannungen. Wir wollen sie nicht sogleich durch Überpflege ins Kraut schießen lassen, denn dann wird sie zum Unkraut und verliert den Duft und die Würze der wahren Empfindung. Ein jeder Einzelne mäßige und bescheide sich und stelle die Geltung seiner Idee hinter das Durchdringen der Tat zurück. Dies sage ich beiden Parteien in dem auf diesen Seiten besprochenen Streite. Der Gedanken sind vielerlei, aber der Weg, das ist ein altes Gesetz der Geschichte, ist auf den Höhepunkten der Menschheitsgeschichte immer nur Einer.

Dr. Georg Jahn, z. Z. Brüssel: Volksvermehrung und Bevölkerungspolitik nach dem Kriege.

Schluß.

Besonderes Augenmerk verdient der Alkoholismus vor allem auch deshalb, weil er die weitaus wichtigste Gelegenheitsursache für die Übertragung der Geschlechtskrankheiten ist, deren Folgen für die Zeugungskraft der Erkrankten und die Gesundheit und Lebensfähigkeit ihrer Nachkommenschaft bekanntlich noch weit verderblicher sind als beim Alkoholismus. Nach dem verstorbenen Breslauer Professor Neißer führt der Tripper, die verbreitetste Geschlechtskrankheit, beim Manne zur Herabsetzung und Vernichtung der Zeugungskraft, bei der Frau zu totaler Gebärunfähigkeit oder zur sog. „Einkind-Sterilität", die Syphilis dagegen weniger zu vollkommener Sterilität als zu Unterbrechungen der Schwangerschaft, Aborten und Früh- oder Totgeburten. Auch sind die Kinder syphilitischer Eltern gewöhnlich sehr schwach und kränklich und vermehren vielfach nur die Zahl der im ersten Lebensjahre sterbenden; kommen sie aber durch, dann dienen sie oft selbst wieder als Infektionsquelle und tragen zur Weiterverbreitung der Syphilis bei. Für die Schwächung der Zeugungskraft gilt übrigens der Tripper als gefährlicher, da hier der Schaden, wenn er sich erst einmal eingestellt hat, unheilbar ist, während er bei der Syphilis durch geeignete Behandlung behoben werden kann.

Der Geburtenausfall, der auf die Verseuchung unseres Volkes durch Geschlechtskrankheiten zurückzuführen ist, wird von medizinischen Autoritäten als recht erheblich bezeichnet. Von den ca. 11 % sterilen Ehen in Deutschland soll die Hälfte ihre Sterilität dem Tripper verdanken. Prinzing hat auf Grund dieser Behauptung die Schädigung unserer jährlichen Geburtenziffer durch den Tripper auf 200 000 beziffert. Der Schaden, der durch die Syphilis in der Gebärtätigkeit der Syphiliterfamilien angerichtet wird, wird auf mehr als 50 % der Schwangerschaften geschätzt, wobei die Kinder, die im ersten Lebensjahre an durch Syphilis verursachter „Lebensschwäche" zugrunde gehen, natürlich nicht mitgerechnet sind. Diese Angaben mögen übertrieben sein. Es handelt sich aber sicherlich um beträchtliche Ausfälle, und es ist nicht ausgeschlossen, daß wir bei Auslöschung der Geschlechtskrankheiten und ihrer üblen Folgen für die Zeugungsfähigkeit einen Geburtengewinn von 200 000 jährlich erzielen würden. Denn es handelt sich bei den betreffenden Ehen wohl durchweg um solche, deren Kinderlosigkeit oder Kinderarmut eine durchaus ungewollte ist und die deshalb jeden Gewinn an Kindern willkommen heißen werden.

Der Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten ist also bevölkerungspolitisch sehr vielversprechend und verdient in die erste Linie gerückt zu werden. Was früher auf diesem Gebiete seitens der deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten an Aufklärung und durch die medizinische Wissenschaft an Verbesserung der Heilmethoden und Heilmittel geleistet worden ist, verdient zwar hohe Anerkennung, kann sich aber der nötigen Massenerfolge noch nicht rühmen. Das Großzügigste, was bisher zu verzeichnen war, sind die erfolgreichen Vorkehrungen der Militärverwaltung gegen eine weitere Verbreitung der Geschlechtskrankheiten in Heer und Marine während des jetzigen Krieges. Wie jeder geschlechtskranke Soldat sofort in Behandlung genommen wird, so ist beabsichtigt, mit Ende des Krieges keinen solchen Mann eher aus dem Militärdienste zu entlassen, als bis eine Verbreitung der Krankheit durch ihn ausgeschlossen erscheint. Aber nicht genug damit, hat die Militärverwaltung auch den Anlaß dazu gegeben, daß sich die Organe der Sozialversicherung unter der Leitung des Reichsversicherungsamtes mit der wichtigen Angelegenheit befaßt und allgemeine Grundsätze für die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten festgelegt haben. Vor allem soll in Zukunft die Behandlung der Geschlechtskrankheiten in das Heilverfahren der Invaliden- und Angestelltenversicherung aufgenommen werden, deren Organe die erforderlichen Anstalten unter Berücksichtigung der besonderen Verhältnisse ihrer Versicherten zu treffen haben. In gemeinschaftlichen über ganz Deutschland verstreuten Beratungsstellen beabsichtigt man Zentralen für eine systematische und gründliche Heilung der Geschlechtskrankheiten zu schaffen, denen zunächst die Kriegsteilnehmer nach ihrer Entlassung aus dem Heere zugeführt werden sollen. Später sollen hieraus Mittelpunkte für die allgemeine Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten entwickelt und ihr Wirkungsbereich auf die gesamte versicherungspflichtige Bevölkerung und die dieser sozial nahestehenden Kreise ausgedehnt werden. Wird dieser wahrhaft großzügige Plan durchgeführt, so kann ein großer bevölkerungspolitischer Gewinn nicht ausbleiben.

In zweiter Linie muß die Bevölkerungspolitik ihr Hauptaugenmerk auf die Verstärkung des Säuglings- und Mutterschutzes richten. Unsere Säuglingssterblichkeit ist, worauf bereits oben hingewiesen wurde, noch immer weit höher als in den meisten anderen westeuropäischen Kulturstaaten und bildet kein Ruhmesmal in unserer kulturellen Entwickelung. Dank dem Netz von Säuglingsfürsorgestellen, das meist mit öffentlichen Mitteln in den letzten Jahrzehnten über ganz Deutschland gebreitet worden ist, und der privaten Wohltätigkeit, die sich in den Dienst des Mutterschutzes und der Säuglingspflege gestellt hat, ist freilich auch bei uns manches besser geworden. Die Mittel dieser Organisationen sind aber leider unzulänglich und ihre Arbeiten deshalb nicht durchgreifend genug. Sehr viel mehr verspricht demgegenüber die Ausdehnung der gesetzlichen Krankenversicherung auf Säuglings- und Mutterschutz. Wir könnten hier bereits wesentlich weiter sein, wenn bei der Beratung der Reichsversicherungsordnung seiner Zeit

die Forderungen der Sachverständigen erfüllt worden wären. So hat uns die Reichsversicherungsordnung nur das Wochengeld für versicherte Frauen als Regelleistung der Krankenkassen gebracht und es im übrigen der Freiwilligkeit der Krankenversicherungsorgane überlassen, eine weitergehende Wochenhilfe zu schaffen. Es ist in den letzten Jahren vor dem Kriege von den großen leistungsfähigen Kassen viel auf diesem Gebiete getan worden, hatten doch nach dem Berichte des Hauptverbandes deutscher Ortskrankenkassen (388 Kassen mit ca. 3 Millionen Mitgl.) für 1914 72,4% der Mitglieder Anspruch auf Hebammen- und ärztliche Geburtshilfe, 36,3 % auf Schwangerengeld, 54,3 % auf Hebammendienste und ärztliche Hilfe bei Schwangerschaftsbeschwerden, 20,2 % auf Stillgeld und 23,5 % auf Wochenhilfe für ihre versicherungsfreien Ehefrauen. Diese Zahlen betreffen zwar nur die leistungsfähigeren Ortskrankenkassen, zeigen aber doch immerhin an, was bei ausreichenden Mitteln getan werden kann.

Einen wesentlichen Fortschritt hat der Krieg dadurch gebracht, daß der Bundesrat in richtiger Erkenntnis der großen Bedeutung einer ausreichenden Unterstützung der Wöchnerinnen gerade in der teuren Kriegszeit die gesamte pflichtmäßige und freiwillige Wochenhilfe der Reichsversicherungsordnung zur Regelleistung erhob und gleichzeitig die daraus erwachsenden Kosten in zweckmäßiger Weise auf die Krankenkassen und das Reich verteilte. Es ist sicher, daß durch diese ausgezeichnete Maßnahme uns viele, während des Krieges geborene Kinder erhalten worden sind, die sonst aus einfachem Mangel zugrunde gegangen wären. Die Erhaltung dieser Errungenschaft über den Krieg hinaus, d. h. die Erhebung der Kriegswochenhilfe zur Regelleistung der Krankenkassen kann als die gemeinsame Forderung der gesamten Praxis gelten. Darüber hinaus bleibt ihr Ausbau zu einer wirklichen Mutterschaftsversicherung im Rahmen der gesetzlichen Krankenversicherung dringend zu wünschen. Dieser hätte sich in folgenden Richtungen zu bewegen: für versicherte Frauen Gewährung eines Wochengeldes für die Dauer von insgesamt 8 Wochen nach der Entbindung in Höhe von 75 % des Lohnes sowie eines Schwangerengeldes von gleicher Höhe bis zur Dauer von 6 Wochen für den Fall einer durch die Schwangerschaft herbeigeführten Erwerbsunfähigkeit oder Arbeitslosigkeit; für versicherte Frauen und nicht versicherte Ehefrauen (also im Rahmen der sog. Familienversicherung) Gewährung von ärztlicher Hilfe und von Hebammendiensten bei Schwangerschaftsbeschwerden und der Entbindung, Stellung einer Hauspflegerin bei Mangel an Familienhilfe oder Gewährung von Anstaltspflege bei unzulänglichen häuslichen Verhältnissen bis zur Dauer von 14 Tagen, sowie Gewährung eines Stillgeldes an stillende Mütter bis zur Dauer von 8 Monaten in Höhe von 1/4 des Lohnes oder mindestens 50 Pfg. täglich. An der Aufbringung der für die Durchführung dieses Vorschlages erforderlichen, nicht unerheblichen Mittel müßte sich mit Rücksicht auf die große nationale Bedeutung des Säuglings- und Mutterschutzes das Reich mit mindestens einem Drittel beteiligen.

Es ist selbstverständlich, daß daneben auch die privaten und kommunalen Einrichtungen zur Säuglingspflege durch vermehrte Errichtung von Fürsorgestellen und Wöchnerinnenheimen, Anstellung von Gemeinde- und Hauspflegerinnen u. dgl. mehr, teils zur Ergänzung der Krankenversicherungseinrichtungen, teils im Interesse der nicht versicherungspflichtigen Bevölkerung weiterentwickelt und ausgebaut werden müssen. Besondere Beachtung verdienen dabei die unehelichen Mütter und Säuglinge, die bisher viel zu sehr vernachlässigt worden sind. Die unehelichen Kinder stammen zumeist von jungen, gesunden Eltern und sind deshalb körperlich nicht weniger tüchtig und brauchbar als die erstgeborenen unter den ehelichen. Die ungünstigen Verhältnisse, unter denen sie jedoch in der Regel geboren werden, richten unter ihnen sehr viel Unheil an. So sind Totgeburten bei den unehelichen ein Drittel bis ein halb mal häufiger als bei den ehelichen, und die Sterblichkeit im ersten Lebensjahre ist gar doppelt so groß und bleibt bis zur Volljährigkeit stets größer als die der letzteren. Auch die Militärtauglichkeit ist wesentlich geringer wie bei den ehelich Geborenen. Denn während nach dem Geburtenverhältnis unter 100 Soldaten 10 unehelicher Geburt sein müßten, trugen vor dem Kriege tatsächlich nur 4 des Königs Rock. Das bedeutet bei einer Gesamtzahl von 6 Millionen gedienter, im wehrfähigen Alter stehender Männer einen Ausfall von etwa 360 000 Mann. Eine erhöhte Fürsorge für die unehelichen Kinder, die zunächst nur auf eine Annäherung ihrer Sterblichkeit an die der ehelichen hinzuarbeiten brauchte, würde bei den 180 000 unehelichen Geburten, die wir in jedem Jahre in Deutschland haben, alljährlich allein etwa 20 000 Kinder am Leben erhalten, ein Gewinn, der die damit verbundene Arbeit und Mühe gewiß verlohnen würde.

Gegenüber dem Kampfe gegen Alkoholismus und Geschlechtskrankheiten und der Förderung des Säuglings- und Mutterschutzes treten andere, oft empfohlene bevölkerungspolitische Maßnahmen an Bedeutung weit zurück. Das gilt vor allem für die von manchen Seiten im bevölkerungspolitischen Interesse geforderte Verbilligung der Lebenshaltung durch eine Neuorientierung unserer ganzen Wirtschaftspolitik. Eine solche kommt wenigstens für die nächste Zeit nicht in Frage, denn uns wird durch den Krieg die Richtung unserer Wirtschaftspolitik geradezu aufgezwungen. Es ist nach den Erfahrungen dieses Krieges gar nicht daran zu denken, etwa der Landwirtschaft ihren bisherigen Zollschutz zu nehmen oder auch nur zu schmälern; und wahrscheinlich wird auch manche in der Kriegszeit notleidend gewordene Industrie eines erhöhten Schutzes bedürfen, um über den Berg zu kommen.

Eher möglich ist es dagegen schon, die Steuerpolitik stärker als bisher nach bevölkerungspolitischen Gesichtspunkten zu orientieren. Vor allem würde es dabei darauf ankommen, das Prinzip der Abstufung der direkten Steuern nach der Leistungsfähigkeit restlos durchzuführen. Das heißt aber, alle Einkommens- und Vermögenssteuern sind nicht nur nach der Größe des Einkommens und Ver-

mögens progressiv zu gestalten, sondern zugleich nach der Zahl der zu unterhaltenden Familienangehörigen degressiv zu staffeln, also so abzustufen, daß bei gleichem Einkommen der Junggeselle die meisten Steuern zahlt und dann hintereinander der kinderlose Ehemann, der Familienvater mit drei, vier, fünf, sechs usw. zu unterhaltenden Köpfen folgt. Eine gewisse Entlastung für kinderreiche Familienväter würde hierin sicherlich liegen; ob aber damit ein ernsthafter Anreiz zur Vergrößerung der Kinderzahl gegeben würde, ist immerhin zweifelhaft, es sei denn, daß die Degression eine sehr starke wäre.

Von großer Bedeutung erscheint in diesem Zusammenhange ein Vorschlag, den der Naumburger Arzt Dr. G. M. Schiele in mehreren Aufsätzen und Vorträgen gemacht hat und der auf eine gerechtere Verteilung der Schullasten abzielt. Schiele sagt darüber in einer seiner Schriften*): „Gegenwärtig zahlt das preußische Volk an Kommunal-Schullasten genau so viel, wie es an den Staat an Einkommensteuer zahlt, also eine bedeutende Summe, die ganz gewaltig zu Buche schlägt. Es zahlt aber diese Last höchst ungleich. In den reichen und Vorzugsgemeinden zahlt der einzelne ungeheuer viel zu wenig, und in den agrarischen Gemeinden zahlt der einzelne, gemessen an seiner Steuerkraft, ungeheuer viel zu viel. Wenn nun die Schullast für den Staat aufgebracht würde derart, daß jeder Einkommensteuerzahler nach seiner Steuerkraft gleichmäßig zahlte, so würde das gesamte preußische Volk keinen Groschen mehr zahlen, wohl aber in den reichen Gemeinden der einzelne reiche Steuerzahler sehr viel mehr und in den armen Gemeinden die ärmeren Steuerzahler sehr viel weniger. Der Staat würde dann dieses Geld auf den Kopf des Kindes mit 55 Mark an die Gemeinden wieder auszahlen; es würde also sozusagen jeder Gemeinde ihre Leistung auf diesem Gebiete bar bezahlt, und die Gemeinden hätten die Freiheit, mit diesem Zuschusse zu wirtschaften" (S. 76). Daß die Durchführung dieses Planes namentlich in Verbindung mit der oben angedeuteten degressiven Staffelung der direkten Steuern nach der Kinderzahl eine wirkliche Erleichterung der kinderreichen Familien und Gemeinden sein würde, erscheint gewiß, weshalb der ganze Vorschlag bei den Bevölkerungspolitikern ernsthafteste Beachtung verdient.

Viel geredet wird neuerdings von der Gewährung von „Erziehungsgeldern" in Form einer Zulage zum Gehalt. Man hat sogar von einem „Familiengehalt" für Privatangestellte und von einem „Familienlohn" für Arbeiter gesprochen. Solche Forderungen zeugen von einer vollkommenen Unkenntnis und Verkennung der Grundlagen der Gehalts- und Lohnbildung im freien Wirtschaftsleben. Würde man versuchsweise etwa das „Familiengehalt" für Privatangestellte in irgend einem Industrie- oder Handelszweig zur Durchführung bringen, so würde

*) G. M. Schiele, Wenn die Waffen ruhen! Beiträge zur Bevölkerungspolitik nach dem Kriege. München 1916, J. F. Lehmann.

man zweifellos als Ergebnis eine Verdrängung der verheirateten und kinderreichen Angestellten zugunsten der unverheirateten und deshalb billigeren Arbeitskräfte erzielen, also gerade das Umgekehrte von dem erreichen, was man mit der ganzen Maßnahme erstrebte. Sinn hat der ganze Gedanke der „Erziehungsgelder" oder „Kinderzulagen" nur für eine Neuordnung der Beamtengehälter. Das Gehalt unserer Beamten ist bekanntlich nicht nach der Leistungsfähigkeit abgestuft, wie z. B. das der Privatangestellten, sondern ist so bemessen, daß jede Beamtenklasse damit ihren traditionellen, standesgemäßen Lebensunterhalt bestreiten kann. Es ist also gewissermaßen eine Aufwandsentschädigung, aber kein Arbeitsentgelt im strengen Verstande des Wortes. Im Sinne dieser Idee würde es deshalb durchaus liegen, wenn bei der Abstufung der Beamtengehälter nicht nur auf die soziale Schicht, den Rang jeder Klasse Rücksicht genommen würde, sondern auch auf den Umfang des standesgemäßen Aufwandes, der sich aus der Größe der zu unterhaltenden Familie ergibt. Das würde zu einem vollkommenen Neuaufbau des Beamtengehalts führen, sodaß es sich in Zukunft etwa zusammensetzen würde aus dem Grundgehalte, d. h. demjenigen Betrage, der als eine genügende Bezahlung betrachtet wird, um einem Junggesellen die standesgemäße Lebensführung zu ermöglichen, aus einem Zuschlage, der dem Verheirateten zu gewähren ist und der dem erhöhten Aufwande desselben entspricht, und aus den Zuschlägen, die für jedes Kind zu zahlen sind und einen festen Prozentsatz des Grundgehaltes ausmachen müssen. Dieses Prinzip der Abstufung ist übrigens bereits bei der Bemessung der Hinterbliebenengelder und zum Teil auch bei der Abstufung des Wohnungsgeldes berücksichtigt worden. Seine restlose Durchführung in der angedeuteten Weise würde zweifellos der großen Kinderarmut unserer Beamten entgegenwirken; denn es ist eben heute so, daß die Gehälter den Beamten nur dann die Führung der ihrem Stande wirklich oder vermeintlich entsprechenden Lebenshaltung gestatten, wenn sie die Familie klein halten. In der gleichen Richtung würde eine Heraufsetzung der Anfangsgehälter wirken, da hierdurch den Beamten eine frühere Eheschließung ermöglicht würde, sowie eine zeitigere Erlangung des Höchstgehaltes, das jetzt regelmäßig erst mit 55 bis 60 Jahren erreicht wird, also in einem Alter, in welchem die Kinder bereits erwachsen sind und der Bedarf des Beamten infolgedessen im Abnehmen begriffen ist. Endlich kann gerade den größeren Beamtenfamilien manche Erleichterung auch durch den Anschluß an Bezugsvereine und Konsumgenossenschaften gewährt werden; ihre Gründung, zu denen die Beamten an sich voll berechtigt sind, sollte deshalb nicht zuletzt aus bevölkerungspolitischen Gründen eher gefördert als erschwert werden, was bisher leider nur sehr selten geschehen ist.

Ein weiteres, gerade jetzt wieder stark in den Vordergrund gerücktes Fragengebiet, das auch bevölkerungspolitisch von allergrößter Bedeutung ist, ist das der Wohnungsreform. Viele Köpfe sind ja heute tätig, um an der Lösung dieses schwerwiegenden sozialen Problems mitzuwirken. Ob freilich hier so schnell etwas

nach dem Kriege zu erzielen sein wird, wie die Wohnungsreformer in ihrem Optimismus hoffen, ist eine andere Frage. Wahrscheinlich wird es schon für die Befriedigung des normalen Wohnungsbedarfes so stark an Kapital fehlen, daß in den nächsten Jahren kaum noch ein übriges getan werden kann. Vom Standpunkte des Bevölkerungspolitikers aus wäre dies allerdings sehr zu bedauern, denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß namentlich die Verringerung der Säuglingssterblichkeit und die Verlängerung der durchschnittlichen Lebensdauer in allerstärkstem Grade von einer durchgreifenden Gesundung der Wohnungsverhältnisse der breiten Massen abhängen. Ebenso haben die großstädtischen Dezentralisationsbestrebungen und die Gartenstadtbewegung mit ihrer Absicht, Licht und Luft und Sonne in die Wohnungen hineinzubringen und sie weiträumiger zu machen, eine hohe Bedeutung für die Volksvermehrung. Denn es ist sicher, daß heute in der Großstadt bei den meisten Familien die Anschaffung eines weiteren Kindes zugleich die Aufrollung der Wohnungsfrage bedeutet und daß man dem wachsenden Kindersegen nicht so ängstlich entgegensehen würde, wenn Raum und Luft genug vorhanden wären. Das ist ja der Vorzug des Lebens auf dem Lande, daß die Familie hier nicht so eng zusammengedrängt sitzt wie in der Großstadt und ein Kind mehr oder weniger nicht gleich alle Dispositionen über die Lebenshaltung umwirft.

Es wäre trotzdem ein großer Irrtum anzunehmen, daß durch eine weitgehende Dezentralisation der Großstädte ohne weiteres einer neuen starken Bevölkerungsvermehrung die Bahn freigemacht und der Geburtenrückgang zum Verschwinden gebracht würde. Denn auch auf dem Lande ist die Geburtenbeschränkung nichts Unbekanntes, sondern ein alter Brauch, der namentlich vom Bauerntum im Interesse der Besitzerhaltung weithin geübt wird. Trotzdem war und ist die Landbevölkerung von jeher die Quelle aller Volksvermehrung und allen Geburtenüberschusses. Aber es sind eben auch hier nicht die Großen, von denen der Segen kommt, sondern die Kleinen, die Tagelöhner und Instleute, die Kätner und Häusler und die Kleinbauern, die heute wie immer Überfluß an Kindern haben. Aber gerade diese eigentliche Basis unserer Volksvermehrung ist von Jahr zu Jahr schmäler geworden, weil unsere agrarische Schutzpolitik nur immer für die Rente arbeitete und um der Billigkeit willen die ausländische Arbeitskraft der einheimischen vorzog. So ist es gekommen, daß wir vor dem Kriege eine Million slawischer Wanderarbeiter im Reiche hatten, die drauf und dran waren, den Born unserer Volksvermehrung völlig zu verschütten. Wären wir seiner Zeit dem Rate Bismarcks gefolgt und hätten im nationalen Interesse die Hereinlassung ausländischer Arbeiter einfach verboten, so hätten wir, wie G. M. Schiele in seiner bereits erwähnten lesenswerten Schrift treffend bemerkt, „gegenwärtig keine Million ausländischer Arbeiter, keine Verödung des Landes, kein Sinken der Geburtenziffer, keine Lücke im Heeresersatz, sondern statt dessen vielleicht eine Drittel Million deutscher Familien mehr, eine innere Kolonisation, die von selber geht,

und eine überschäumende Volkskraft, mit der wir über unsere Grenzen hinausgreifen könnten" (S. 82).

Deshalb müssen wir nach dem Kriege hier den Hebel ansetzen und unsere innere Kolonisation nach bevölkerungspolitischen Gesichtspunkten umorientieren. Die Frage des größtmöglichen Bodenertrages darf nicht allein mehr den Ausschlag geben, die innere Kolonisation muß zugleich den Weg zur Kindervermehrung frei machen. Es gilt, die Million slawischer Arbeiter, sei es durch Sperrung der Grenzen, sei es durch eine kräftige Besteuerung der ausländischen Kräfte, so bald wie irgend möglich zu verdrängen, den Gutsbesitzern die Abtretung von Land zur Schaffung von Kleinsiedlungen aufzuerlegen und einen neuen Landarbeiterstand zu schaffen, der, auf eigenem Boden sitzend, der Landwirtschaft die fehlenden Kräfte stellt und zugleich als Quell der Volksvermehrung dient. So, aber auch nur so wird es möglich sein, das Gespenst des Geburtenrückganges dauernd zu bannen und der lauernden „slawischen Gefahr" einen wirksamen Damm entgegenzusetzen!

Paul Günther:

Fronleichnamsprozession in Cöln.

Es geht die Prozession — —
Fahl glänzt der helle Sommertag
Auf Menschen, die voll Staunen stehn,
Auf Dinge, die so seltsam sehn,
Daß man das Wunder glauben mag
Von Gottes totem Sohn.

Viel weiße Kleidchen, Kindergesang,
Und dünner Kerzen Schein.
Und Frauen, andachtsvoll und bang,
Ziehn müd den weiten Weg entlang
Und Männer ernst, mit schwerem Gang
In endlos langen Reihn — —
Die engen Gassen füllt ihr Sang,
Und Glockenklang um Glockenklang
Fällt schwer von oben drein.

Der Weihrauchduft mit einem Mal
Umnebelt alles licht:
Die goldnen Priester ohne Zahl
Mit weißem Steingesicht,
Die schwer und ernst, nach Rang und Wahl
Langsam vorüber ziehn — —
In grellem Rot der Kardinal
Unter dem Baldachin.

Er trägt das allerhöchste Gut
Der Gnade ohne gleichen:
„Dies ist mein Leib, dies ist mein Blut,
Des neuen Bundes Zeichen" —
Das einz'ge Heil in aller Not,
Der Herr der Welt, der euch gebot:
„Seid mir getreu bis in den Tod — —"
Der Herr der Welt in Wein und Brot —!

Kniet hin und betet! — —

Rechtsanwalt Dr. Erich Bohn, Breslau: Der Spuk in Oels.

Schluß.

3. Schriften.

An drei Innentüren der Fenske'schen Wohnung befinden sich eingekratzte Worte, die schwer leserlich sind. Tür I etwa „Geh hin" deutsch geschrieben; Tür II unleserlich; Tür III „Bleib", deutsch geschrieben, dann ein Buchstabe wie ch oder römisches d, dann unleserliche Kratzer und ein deutscher Buchstabe wie g. Alle diese Worte sind undeutlich und ungelenk gekratzt. Es ist möglich, daß sie auch anders heißen. Über der Schrift befinden sich Kreuze, die offenbar von anderer Hand herrühren, wahrscheinlich mit Kreide geschrieben und dann weggewischt worden sind. Der Ehemann Fenske gibt zu, aus Frömmigkeit Kreuze gegen den Spuk mit Kreide über den Türen angebracht zu haben. Die anderen Inschriften hätte er nicht angebracht. Von diesen Inschriften hat Herr Seidel Photographien aufgenommen. Er ist der Meinung, daß die Schrift Ähnlichkeit mit der Schrift einer der Fenske'schen Töchter habe. — Von wem die Schriften angebracht sind, wissen wir nicht. Wir wissen nicht, ob sie von einem früheren Mieter der Wohnung herrühren. Die handschriftliche Untersuchung der Schriften des Ehepaares Fenske und der beiden Töchter ergab nicht den geringsten Anhalt dafür, daß sie der Handschrift einer der Mitglieder der Familie Fenske ähnele. Ich verweise auf mein Buch „Geisterschriften und Drohbriefe", in dem ich die spezielle Technik der Untersuchung von solchen Handschriften festgelegt habe.*) Man kann graphologische Analysen nicht mit dem „gesunden Menschenverstand" allein vornehmen. Psychologisch aber ist es interessant, daß die „Aufklärungspartei" eine Ähnlichkeit mit der Handschrift einer Fensketochter findet, ohne einen Sachverständigen für nötig zu halten. Wer sucht, der findet.

4. Geräusche.

Ich habe mit dem Ehepaar Fenske und den Töchtern, ferner mit Herrn Lakomi, wiederholt stundenlang an Ort und Stelle festzustellen versucht, wo die Geräusche gehört wurden. Das Ergebnis war folgendes: Die Kuckucksrufe und das Winseln wurden am offenen Fenster des „Spukzimmers" gehört — es kann also jemand vom Hof aus gerufen haben. Die Klopflaute und ähnliche Geräusche werden fast ausschließlich in dem von mir als Spukzimmer bezeichneten Raume wahrgenommen. Man hört sie zwar auch in dem benachbarten Zimmer, am deutlichsten aber in dem Spukzimmer,

*) Erich Bohn und Hans H. Busse: Geisterschriften und Drohbriefe. München 1902, Verlag Karl Schüler.

und zwar so deutlich, daß man glaubt, auch ihr Ursprung wäre in diesem Zimmer. Sie lassen sich größtenteils noch weiter lokalisieren in der von mir als Spukwand bezeichneten Wand. An dieser Wand steht das Bett der Kinder und Fenske's meinen, daß man nicht genau sagen könne, ob die Geräusche in dieser Wand oder an der hölzernen Bettstelle ertönen. Bei den Klopflauten spürten Fenske's die Erschütterung in der „Spukwand". Die Lokalisierung von Schallgeräuschen auf wenige Zentimeter Entfernung ist beinahe unmöglich und es kann wohl niemand genau feststellen, ob ein Geräusch in der Wand oder in der daran stehenden Bettstelle ertönt. Diese Lokalisierung der Geräusche ist aber überaus wichtig. Wenn mediale Geräusche vorliegen, so würde man annehmen müssen, daß diese Geräusche dem Medium folgen. Hier aber sehen wir diese Geräusche an ein ganz bestimmtes Zimmer gebannt. Niemals ist einwandsfrei ein Schlag auf den Tisch gehört worden, niemals hat sich ein Gegenstand bewegt, wie es bei mediumistischen Vorgängen der Fall ist. Es blieb nun festzustellen, ob dieser Raum zugleich Absende- und Empfangsstation des Geräusches ist, oder ob etwa die Absendestation an einem anderen Punkte zu suchen ist. Dies ist der Kernpunkt der objektiven Untersuchung. Wenn im „Spukzimmer" die Geräusche verursacht und gehört werden — Sendestation und Empfangsstation zusammenfallen — so muß ein Mitglied der Familie Fenske der Täter sein. Liegen sie aber getrennt, so fällt jeder Beweis für die Täterschaft der Fenske's zusammen. Dann bleiben nur Möglichkeiten gegen Fenske's übrig, die sie mit anderen Verdächtigten teilen. Am 21. März stellte ich fest, daß im Hause zwei getrennte Kellergruppen vorhanden sind: Die Waschküchenräume und der äußere Keller unter der R.'schen Wohnung (von mir „Spukkeller" genannt). In den Wänden dieser Keller befinden sich Rohre von Wasserleitungen, die zum Teil nicht mehr benutzt werden. Ferner Ofenrohre und Schornsteine. Alle diese Leitungen gehen aufwärts durch das Haus und auch durch die Wände der Fenske'schen Wohnung, ohne daß man sie dort sieht. Die Spukwand ruht auf der Wand des Spukkellers. Über dem Spukkeller liegt ein Teil der Wohnung R., darüber das Spukzimmer. Ich habe nun systematisch geprüft, ob diese Kellerwände und Leitungen und welche Wände und Leitungen, Geräusche nach dem Spukzimmer übertragen. Zu diesem Zweck habe ich eine Tabelle von Spukgeräuschen aufgestellt und nun in dem Hause an verschiedenen Stellen versucht, die Geräusche hervorzurufen. An diesen Versuchen habe sich außer mir beteiligt: Herr Seidel, der Maler Leistikow und meine Frau, zeitweise auch Lakomi. Alles nähere ergibt sich aus den anliegenden 9 Tabellen. Das Ergebnis ist verblüffend. Es schalten gänzlich aus die Wohnung Lakomi und der Bodenraum. Die Absendestation muß entweder in der R.'schen Wohnung oder in dem darunter liegenden Keller, vielleicht auch in der Waschküche liegen.

Der äußere Keller ist beiläufig bemerkt zur Zeit des Spuks jedermann zugänglich und unverschlossen gewesen. Von dem „äußeren Keller" aus erfolgt die Übertragung der meisten Geräusche deutlich. Sie ist von den Fenske'schen Eheleuten und deren Töchtern, auch von Lakomi, als völlig dem Spuk gleich bezeichnet worden. Als ich das erste Mal die richtige Absendestation gefunden hatte und dort „arbeitete", war der Spuk so naturgetreu, daß andere Hausbewohner glaubten, an diesem Tage sei ein Großspuktag ersten Ranges gewesen. Durch diese Versuche ist bewiesen, daß die Absendestation des Spuks an den beiden erwähnten Orten liegt. Es wäre wünschenswert gewesen, die vom Amtsgericht vernommenen Zeugen dieser neuen Tatsache gegenüberzustellen und von ihnen zu hören, ob auch sie nunmehr die Identität des von ihnen gehörten Spuks mit dem künstlichen Spuk bestätigen würden. Es erscheint mir aber nicht notwendig. Meine Versuche beweisen *objektiv*, daß man vom Keller aus die Spukgeräusche im Spukzimmer hervorrufen kann. Da der künstliche Spuk als eine natürliche Erklärungsquelle ausreicht, ist es für den Juristen nicht notwendig, eine weitere Erklärungsquelle heranzuziehen. Die Überraschung der Familie Fenske durch den künstlichen Spuk war vollkommen und machte den Eindruck größter Natürlichkeit. Sie zweifelten anfangs in der Tat, ob der künstliche Spuk nicht doch echt gewesen sei. Noch ein weiterer Umstand spricht dafür, daß der Täter vom Keller aus gearbeitet hat. Als nämlich der Keller abgeschlossen und plombiert wurde, *war es mit dem Spuk zu Ende*. Der Täter konnte von dort aus nicht mehr den Keller betreten.

Versuch vom 28. März. Waschküche. Der Agent arbeitet am Wasserrohr.

Agent.: Bohn in Gegenwart Seidel. Beobachter: Leistikow im Spukzimmer in Anwesenheit Frau Fenske und Töchter.

		Der Beobachter hört:
1.	00 — 00 — 00 — — —	deutlich, ausgesprochen tief unten,
2.	0000000000	deutlich, ausgesprochen tief unten, Frau Fenske erklärt die kurzen Klopflaute für am ähnlichsten.
3.	Scharren	nicht.
4.	Trompete	nicht.
5.	— 00 — 00 — 00 — 00	undeutlich gehört.
6.	Trommeln	nicht.
7.	— — — — —	nicht feststellen können.
8.	Schnarre	nicht.
9.	0000 — 00000 — 00 — 0 — — — 0	nicht feststellen können.
10.	Kuckuckrufen	auf der Treppe gehört.
11.	Winseln	auf der Treppe gehört.

12. Klopfen „Muß i denn"	deutlich gehört.
13. Bellen	auf der Treppe gehört.
14. — 000 — 0 — 00 — 0000000000	deutlich, spukähnlich.
15. Trompete	nicht.
16. Scharren, Trompeten, großer Lärm	nicht.

Ergebnis: Die Klopflaute werden nicht ganz sicher übermittelt. Die anderen Geräusche fallen aus.

Versuch vom 28. März. Waschküche. Der Agent arbeitet am Ofen und Schornstein.

Agent.: Bohn und Leistikow. Beobachter: Seidel in Gegenwart Frau Fenske und Töchter.

	Der Beobachter hört:
1. 00 — 00 — 00 — — —	deutlich.
2. 000000000	deutlich.
3. Scharren	gehört.
4. Trompete	nicht.
5. — 00 — 00 — 00 — 00	deutlich.
6. Trommeln	deutlich.
7. — — — — —	? nicht notiert
8. Schnarre	sehr schwach.
9. 0000 — 00000 — 00 — 0 — — — 0	deutlich.
10. Kuckuckrufen	deutlich.
11. Winseln	deutlich.
12. Klopfen „Muß i denn"	deutlich.
13. Bellen	? nicht notiert.
14. — 000 — 0 — 00 — 0000000000	deutlich.
15. Trompete	nicht.
16. Scharren, Trompeten, großer Lärm	nicht.

Ergebnis: Die Übertragung erfolgt ziemlich gut, besser wie durch das Wasserrohr.

Versuch vom 28. März. Waschküche. Der Agent arbeitet an der Wand.

Agent.: Seidel. Beobachter: Bohn in Gegenwart Leistikow, Frau Fenske und Töchter.

	Der Beobachter hört:
1. 00 — 00 — 00 — — —	deutlich.
2. 000000000	deutlich.
3. Scharren	deutlich.

4. Trompete	sehr leise.
5 — 00 — 00 — 00 — 00	ganz genau.
6. Trommeln	ganz genau.
7. — — — — — —	ganz genau.
8. Schnarre	?
9. 0000 — 00000 — 00 — 0 — — — 0	ganz genau.
10. Kuckuckrufen	nicht.
11. Winseln	nicht.
12. Klopfen „Muß i denn"	ganz genau.
13. Bellen	nicht.
14. — 000 — 0 — 00 — 0000000000	ganz genau.
15. Trompete	nicht.
14. Scharren, Trompeten, großer Lärm	ja.

Ergebnis: Klopflaute werden sehr gut übertragen, andere Geräusche nicht. Die mechanische Erschütterung der Wand durch Berührung mit einem Gegenstande ist also notwendig, um den Klopflaut im Spukzimmer hörbar zu machen.

Versuch vom 28. März. Äußerer Keller. Der Agent arbeitet an der Leitung. Agent.: Bohn und Seidel. Beobachter: Frau Bohn in Gegenwart Leistikow, Familie Fenske

	Der Beobachter hört:
1. 00 — 00 — 00 — — —	deutlich.
2. 000000000	deutlich.
3. Scharren	deutlich.
4. Trompete	nicht.
5. — 00 — 00 — 00 — 00	deutlich.
6. Trommeln	nein.
7. — — — — — —	? nicht notiert.
8. Schnarre	deutlich.
9. 0000 — 00000 — 00 — 0 — — — 0	? nicht notiert.
10. Kuckuckrufen	deutlich
11. Winseln	deutlich.
12. Klopfen „Muß i denn"	deutlich
13. Bellen	deutlich.
14. — 000 — 0 — 00 — 0000000000	deutlich.
15. Trompete	nicht notiert.
16. Scharren, Trompeten, großer Lärm	uicht notiert.

Ergebnis: Die Übertragung der meisten Geräusche findet statt.

Versuche vom 28. März. Äußerer Keller. Der Agent arbeitet an der Wand. Agent.: Leistikow in Anwesenheit Seidel. Beobachter: Bohn im Spukzimmer in Gegenwart Frau Fenske und Töchter.

Leistikow klopft mit einem großen Holzlöffel, scharrt mit einem Blechtopf.

	Der Beobachter hört:
1. 00 — 00 — 00 — — —	deutlich
2. 000000000	deutlich.
3. Scharren	deutlich genau wie Spuk.
4. Trompete	sehr schwach.
5. — 00 — 00 — 00 — 00	sehr deutlich.
6. Trommeln	sehr deutlich.
7. — — — — — —	sehr deutlich.
8. Schnarre	? (nicht beobachtet).
9. 0000 — 0000 — 00 — 0 — 000 —	sehr deutlich.
10. Kuckucksrufen	deutlich, nicht wie Spuk.
11. Winseln	nicht.
12. Klopfen „Muß i denn"	sehr genau, wie Spuk.
13. Bellen	deutlich, nicht wie Spuk.
14. — 000 — 0 — 00 — 0000000000	sehr deutlich
15. Trompete	sehr fern.
16. Scharren, Trompete, großer Lärm	deutliches Klopfen.

Ergebnis: Sehr gute Übertragung der meisten Geräusche.

Versuch vom 28. März. Wohnung der Familie R.

Agent.: Bohn in Gegenwart Seidel. Beobachter: Leistikow in Gegenwart Familie Fenske im Spukzimmer.

	Die Geräusche wurden gehört:
1. 00 — 00 — 00 — — —	deutlich, genau wie Spuk.
2. 000000000	deutlich, genau wie Spuk.
3. Scharren	wenig.
4. Trompete	nicht.
5. — 00 — 00 — 00 — 00	deutlich.
6. Trommeln	deutlich.
7. — — — — — —	deutlich.
[8. Schnarre	ausgelassen.]
9. 0000 — 0000 — 00 — 0 — 000 —	deutlich.
10. Kuckucksrufen	deutlich, von F. genau wie Spuk bezeichnet.
11. Winseln	deutlich, nicht wie Spuk.
12. Klopfen „Muß i denn"	deutlich.

13. Bellen	deutlich, unverkennbar in der unteren Wohnung.
14. — 000 — 0 — 00 — 0000000000	deutlich.
15. Trompete	nicht.
16. Scharren, Trompete, großer Lärm	nicht.

Im Mittelzimmer der Wohnung steht an der Spukwand ein Bett. Die Bettstelle ist aus Holz und hat eine Bettwand, die über die Höhe des Bettes hinaufragt. Ich habe an die Wand und die Bettwand mit dem Finger geklopft. — Geräusche, die ich durch den Ofen vermittelte, waren ohne Erfolg. — Fenskes meinen, die Geräusche klängen genau wie der Spuk, nur mitunter etwas schwächer. Fenskes waren sehr aufgeregt, weil die Geräusche so sehr dem Spuk glichen.

Vor diesem Versuche haben Leistikow und Seidel in der Küche gegen das Wasserleitungsrohr die Programmgeräusche ausgeführt. Versehentlich konnte ich als Beobachter nicht genau protokollieren. Die Geräusche waren deutlich am Ausguß der Fenske'schen Küche zu hören.

Versuch vom 28. März. Taubes Wohnung.
Agent.: Seidel. Beobachter in der Waschküche: Leistikow und Herr Fenske.
Beobachter im Spukzimmer: Bohn in Gegenwart Frau Fenske und Töchter.
In der Waschküche hört man die Geräusche:

1. 00 — 00 — 00 — — —	sehr schwach, hohl, nicht wie Spuk.
2. 000000000	nicht.
3. Scharren	nicht.
4. Trompete	deutlich von der Treppe her.
5. — 00 — 00 — 00 — 00	deutlich, ähnlich wie Spuk.
6. Trommeln	deutlich, ähnlich wie Spuk.
7. — — — — —	nicht.
[8. Schnarren	wurde ausgelassen.]
9. 0000 — 0000 — 00 — 0 — 000 —	deutlich.
10. Kuckuckrufen	deutlich, wie Spuk, von der Treppe her. Fenske meinte, es klingt wie Spuk.
[11. Winseln	wurde ausgelassen.]
12. Klopfen „Muß i denn" u. s. w.	deutlich.
13. Bellen	deutlich, Treppe.
14. — 000 — 0 — 00 — 0000000000	deutlich.
15. Trompete	Treppe.
16. Scharren, Trompete, großer Lärm	nein.

Alle Geräusche klingen gedämpfter wie Spuk. Die Taube'sche Wohnung schaltet aus, denn in Fenskes Wohnung wurde nichts gehört.

Versuch vom 28. März. Wohnung Lakomi.

Agent.: Bohn in Anwesenheit von Seidel. Beobachter: Leistikow im Spukzimmer in Gegenwart Familie Fenske. Die Geräusche wurden im Ausguß und im Wasserrohr hervorgerufen.

Die Geräusche wurden gehört:

1. 00 — 00 — 00 — — —	nicht.
2. 000000000	nicht.
3. Scharren	nicht.
4. Trompete	schwach, Treppe.
5. — 00 — 00 — 00 — 00	nicht.
6. Trommeln	nicht
7. — — — — — —	nicht.
[8. Schnarren	nicht, ausgelassen]
9. 0000 — 0000 — 00 — 0 — 000 —	nicht.
10. Kuckuckrufen	schwach, Treppe.
11. Winseln	schwach, Treppe.
12. Klopfen „Muß i denn"	nicht.
13. Bellen	schwach, Treppe.
14. — 000 — 0 — 00 — 0000000000	nicht.
15. Trompete	schwach, Treppe.
16. Scharren, Trompete, großer Lärm	nicht.

Ich habe auch noch an die Schränke geklopft, die an der Kabinettwand stehen. Der Beobachter hörte nichts.

Die Wohnung Lakomi schaltet aus.

Versuch vom 28. März. Bodenraum.

Ich klopfte in Gegenwart von Seidel in dem Bodenraum über dem Spukzimmer an den Schornstein und an Holzlatten, die am Schornstein befestigt sind. Leistikow zeichnete im Spukzimmer die Laute auf. Geklopft wird mit einem Schlüssel. Im Spukzimmer: Familie Fenske.

Die Laute wurden gehört:

1. 00 — 00 — 00 — — —	deutlich, wie in der Wohnung.
2. 000000000	nicht.
3. Scharren	nicht.
4. Trompete	nicht.
5. — 00 — 00 — 00 — 00	deutlich.
6. Trommeln	nicht.
7. — — — — — —	deutlich.
8. Schnarre	deutlich, vom Boden her.
9. 0000 — 0000 — 00 — 0 — 000 —	deutlich.

10. Kuckuckrufen	deutlich vom Boden her.
11. Winseln	deutlich vom Boden her.
12. Klopfen „Muß i denn"	nicht.
13. Bellen	nicht.
14. — 000 — 0 — 00 — 0000000000	nicht.
15. Trompete	nicht.
16. Scharren, Trompete, großer Lärm	nicht.

Schritte auf dem Boden wurden sehr deutlich gehört. Die Klopflaute wurden hart und deutlich gehört, es ist nicht festzustellen, daß sie vom Boden kommen. Sie hören sich an, als ob sie aus der Wand des Spukzimmers kommen, an der der Ofen steht.

Nach Ansicht des Ehepaares Fenske gleichen diese Laute nur wenig den Spukgeräuschen.

d) Der Täter.

Als Ergebnis dieser Untersuchung ist festgestellt, daß der Spuk von dem Keller, wahrscheinlich vom Außenkeller aus, verursacht worden ist. Es entsteht die weitere Frage, wer ist der Täter?

Grabinski und andere Personen in Oels sind der Meinung, daß jemand den Spuk fernwirkend hervorgerufen habe. Die Fälle, in denen fernwirkend ein Spuk von derartigem Umfange lange Zeit hervorgerufen ist, sind überaus selten. Ich möchte behaupten, daß sie in Wirklichkeit nicht existieren. Nur die Unkenntnis des Wesens telepathischer Wirkungen kann hier Telepathie annehmen. Der fernwirkende Agent müßte über eine ungeheure mediale Kraft verfügen, die ihm jederzeit zur Verfügung steht. Er müßte fernhörend die Fragen des Zeugen Oerter gehört haben und fernwirkend sie durch Echo mit Klopfen beantwortet haben. Wochenlang müßte dieses Medium auf dem Posten gewesen sein. Ein solches Medium hat es nicht gegeben und kann es nicht geben. Denn die mediale Kraft hat ihre Gesetze. Ebensogut könnte man behaupten, daß Geister den Spuk hervorgerufen haben. Mit Fernwirkung und Geistern läßt sich alles erklären. Aber für die Wissenschaft kommt es nicht auf die Erklärungsmöglichkeit, sondern auf die Erklärungswahrscheinlichkeit an.

Es wäre weiter denkbar, daß Fenske oder ein Mitglied seiner Familie ein Medium ist und daß ohne sein Wissen die mediale Kraft diese Erscheinungen hervorruft. Alle Prüfungen, die ich vorgenommen habe, sprechen dagegen. Die Fenske'sche Familie ist zwar etwas suggestibel, aber irgendwelcher Anhaltspunkt für mediale Kräfte fehlt. Ich habe zu diesem Zwecke eingehend mit den einzelnen Familienmitgliedern zusammen und getrennt experimentiert. Ich habe Versuche in Oels und in Breslau vorgenommen; auch nicht das geringste Anzeichen einer medialen Veranlagung war festzustellen.

Es war nicht einmal eine leichte Hysterie nachweisbar. Die vier Leute sind etwas aufgeregt, das ist aber auch alles, was man von ihnen sagen kann, und daß eine Familie, die wochenlang durch solche Aufregungen gehetzt wird, schließlich nervös wird, ist nicht verwunderlich. Merkwürdig ist es auch, daß der Spuk am späten Abend aufhört. Ganz natürlich, weil dann der Täter schlafen geht.

Es bleibt also nur die Möglichkeit übrig, daß abgesehen von zufälligen Geräuschen jemand einen Unfug verübt hat. Wer aber ist der Täter gewesen?

1. Die Ermittelungen über das Vorleben des Fenske, die ich durch einen Detektiv und durch Erkundigungen einzog, lauten für Fenske günstig. Er wird als ehrenhafter und gewissenhafter Charakter geschildert, keinem seiner Familienmitglieder will jemand einen derartig boshaften Unfug zutrauen. Der persönliche Eindruck der Leute ist sehr gut. Durch Wochen hindurch habe ich mit den Leuten in Verbindung gestanden. Ich habe sie durch Detektivs beobachten lassen, in jeder Weise sie auszuhorchen versucht, und bin immer zu demselben Ergebnis gekommen. Die beiden Eltern sind unklare Köpfe, die mit abergläubischen Vorstellungen vollgepfropft sind. Sie sprechen sehr viel, zu viel, und Mann und Frau suchen oft einander zu überbieten, zum so und so vielten Male alte Geschichten zu wiederholen. Der „Spuk" beherrscht ihr ganzes Denken und Empfinden. Sie sind unglücklich, daß gerade über sie ein solches Unglück hereinbrach. Sie leiden als gläubige Christen schwer unter dem Verdacht, der auf ihnen ruht und ihren Frieden stört. In ihren endlosen Erzählungen sind unschwer Stimmungswidersprüche festzustellen. Sie pendeln zwischen Aufklärungsfieber und Geisterschauer hin und her. Diese Leute sind sehr fromm, geistergläubig und kritiklos. Schon in Kurzebrack sprachen sie von Erscheinungen. Sie kamen dann nach Oels, hörten von dem Spuk im Seminar und ihre Neigung zu phantastischen Vorstellungen wurde aufs neue genährt. Sie mögen zufällige Geräusche, wie Uhrenticken, Knacken, aus ihrer Geistergläubigkeit heraus als Spuk angesprochen haben. Das mögen sich andere zu Nutze gemacht haben, die einen Unfug verüben wollten, und mögen gelegentlich etwas nachgeholfen haben. Damit wuchs die Aufregung, und als erst das große Gerede von dem Spuk losging, mag der ursprüngliche Täter erst recht Lust zu weiteren Taten bekommen haben. Dabei ist es garnicht notwendig, *einen* Täter anzunehmen; es können mehrere Personen mitgewirkt haben. Einer mag einmal mit der Blendlaterne geleuchtet haben, ein anderer hat geklopft, einige Seminaristen, die gegenüber wohnen und Geige spielen, mögen für die Geistergeigen gesorgt haben. *Nichts weist daraufhin, daß Fenske selbst den Spuk hervorgerufen hat.* Die Hypothese von den elektrischen Drähten, die bei solchen Spukuntersuchungen immer wieder aufs neue hervorgeholt wird, braucht nicht erst diskutiert zu werden, denn es sind solche Drähte nicht vorhanden. Die Unwissenheit sucht gewöhnlich nach solchen elektrischen Hypothesen, weil sie von der Elektrizität nichts versteht

und glaubt, man könne damit alles erklären. Als Motiv dafür, daß Fenske der Täter ist, gibt man an, er hätte die Wohnung schnell los werden wollen, um eine bessere Wohnung zu erhalten. Das setzt ein sehr raffiniertes Denken voraus, das im Widerspruch zu der mäßigen Intelligenz Fenskes steht. Der Beweis dafür, daß Fenske wirklich den Spuk inszenierte, um eine neue Wohnung zu bekommen, ist nicht erbracht worden. Ebensowenig ist erwiesen worden, daß Fenske in Kurzebrack die Spukerzählungen gemacht habe, um eine neue Wohnung zu erhalten. Dies wurde ihm von der Aufklärungspartei unterstellt, hat sich aber als unbewiesene Vermutung erwiesen. Wer nach dem Motiv für eine Handlungsweise sucht, wird stets ein solches Motiv finden können. Das menschliche Leben erhält aus tausenden von Motiven seinen Antrieb.

Die beiden Töchter Fenske's sind junge Mädchen im Entwickelungsalter. Nun ist es Tatsache, daß Spukerscheinungen sehr oft in der Nähe solcher Personen beobachtet werden. Das Entwickelungsalter bringt Psychosen mit sich, die oft in allerlei Unfug ausklingen. Wenn man einen Spuk untersucht, wird man immer zunächst darauf das Augenmerk richten, ob etwa Personen in den Entwickelungsjahren dabei tätig sind. Es kann sein, daß Hysterien auftreten, es ist aber auch denkbar, daß die mediale Kraft, die in innigem Zusammenhange mit dem Geschlechtsleben steht, gerade in den Entwickelungsjahren sich spontan entlädt. Eine Untersuchung der beiden Mädchen auf Suggestionsempfänglichkeit ergab im Großen und Ganzen ein negatives Ergebnis. Die ärztliche Untersuchung hat Nervosität konstatiert, mediale Experimente, die ich anstellte, verliefen ergebnislos. Spuren von Hysterie hat der Arzt nicht festgestellt. Die Mädchen wurden auch von meiner Frau sehr genau beobachtet und der Eindruck, den wir alle erhielten, war der beste. Diese harmlosen verschüchterten halben Kinder sehen wirklich nicht danach aus, als ob sie einen Spuk in Szene setzen könnten. Wenn die Aussagen der amtsgerichtlichen Zeugen richtig sind, sind die Mädchen aufs genaueste beobachtet worden und der Spuk ist unabhängig von ihnen aufgetreten, aber, wie gesagt, diese Beobachtungen sind nicht einwandsfrei.

2. Während die Brettschneider-Partei Fenske als Urheber des Spuks verdächtigt, tut umgekehrt Fenske das Gleiche mit Brettschneider. Es hat irgend einmal eine Differenz zwischen Vermieter und Mieter gegeben, und natürlich wird diese sofort als Motiv für einen Spuk herangezogen. Welches Motiv sollten diese beiden Damen haben, den Spuk hervorzurufen? Sie verloren doch ihren Mieter, sie brachten die Wohnung in den Geruch einer Spukwohnung und erschwerten dadurch die Vermietbarkeit. Fenske hat eine große Anzahl von Tatsachen zusammengetragen, in denen er Verdachtsgründe gegen die Brettschneiders vorbringt. Auch hier dasselbe Bild wie bei der Gegenpartei. Es ist niemals schwer Verdachtsgründe zu finden, wenn man sie sucht. Auf den ersten Blick erscheint uns verdächtig, daß die Brettschneider die Sachverständigen ablehnten. Aber dies war

nur eine prozessuale Vorsichtsmaßregel, weil sie — wenn auch grundlos — fürchteten, die Sachverständigen könnten dem Prozesse eine günstige Wendung für Fenske geben. Es ist das gute Recht jeder Partei, alle Maßnahmen zu treffen, um ihren Prozeß zu gewinnen.

3. Als weitere Täter könnten — theoretisch — die beiden Geschwister R., ältere Damen, in Frage kommen. Ihre Wohnung, oder mindestens der darunter liegende Keller ist ja der Ausgangspunkt des Spuks. Man kann von der R.'schen Wohnung aus den Keller direkt betreten. Und in der Tat liegen eine Reihe von Gründen vor, die zunächst den Verdacht zu bestärken scheinen. Die eine der beiden Damen ist schwer herzkrank und, wie ich hörte, auch nervenkrank. Als ich das erste Mal den Spuk in Oels untersuchte, kam von der Tür der R.'schen Wohnung im Erdgeschoß der Ruf „Guckuck"! Als am 21. März 1916 eine Angestellte von mir Information in dem Hause einzog und die Treppe zu Fenske hinaufging, wurde die Tür der R.'schen Wohnung sehr leise und vorsichtig geöffnet. Am 28. März sah ich von Fenske's Wohnung unerwartet in den Hof hinunter. Die Tür der R.'schen Wohnung war geöffnet, eine Frauensperson stand dort und beobachtete die Fenske'schen Fenster. Als sie mich sah, lachte sie verlegen und verschwand in der R.'schen Wohnung. Ein Bekannter von mir, Rittmeister M., besuchte mit einem andern Offizier Fenske's, um den Spuk zu beobachten. Als der Offizier unvermutet in den Hof ging, traf er eine ältere Dame, die sich um das Haus herum zu schaffen machte und die nach seiner Ansicht eine der beiden R.'s war. Das sind alles Verdachtsmomente, die nicht übergangen werden dürfen. Ich führte sie an, um zu zeigen, wie leicht man zu falschen Schlüssen kommen kann. Es ist ganz natürlich, daß die beiden älteren Damen neugierig waren und sehen wollten, was in der Fenske'schen Wohnung vorging. Der Neugierige ist aber nicht der Unfugstifter. Von wem das Kuckuckrufen in der Nähe der R.'schen Wohnung herrührt, konnte nicht aufgeklärt werden. Vielleicht hat sich an diesem Tage jemand, der das Klopfen und Poltern in der Fenske'schen Wohnung hörte, einen Witz gemacht.

4. Als sonstige Täter wären noch zu erörtern Taube, Lakomi und die Seminaristen. Taube kommt nicht in Frage, denn er ist den ganzen Tag in Arbeit und es hat auch gespukt, als er nicht im Hause war. Lakomi ist ein pensionierter Gefangenwärter, er weiß mit Klopflauten Bescheid. Die Gefangenen pflegen sich in den Gefängnissen durch Klopflaute miteinander zu verständigen. Wer diesen ehrlichen alten Beamten gesehen und gesprochen hat, wird nicht auf die Vermutung kommen, in ihm den Anstifter des Unfugs zu sehen. Es hätte auch nahegelegen, daß er als Urheber von seiner Wohnung aus Klopflaute hervorgerufen hätte. Versuche, die ich von dort machte, ergaben, daß es unmöglich ist, von dieser Seite den Spuk in Szene zu setzen. Lakomi müßte also ein sprunghaftes

Wanderleben zwischen erstem Stock und Keller geführt haben — eine unmögliche Annahme.

Die Seminaristen können natürlich theoretisch als Unfugstifter in Frage kommen. Es wäre ja menschlich, wenn junge Leute eine solche Gelegenheit benützten, um einmal einen Ulk zu veranstalten. Ein Beweis hierfür ist nicht erbracht.

So sehen wir zwar überall Verdachtsmomente, nirgends aber den Beweis für den Urheber des Unfugs. Alles in allem scheint es sich nicht um *einen Täter* zu handeln, sondern gelegentlich haben wohl mehrere Personen mitgeholfen, das abergläubische Ehepaar Fenske ins Bockshorn zu jagen. Ursprüngliche objektive Geräusche wurden als Spuk gewertet. Als erst der Schneeball des Aberglaubens im Rollen war, half man von allen Seiten nach und er ging bald als Lawine zu Tal.

Ich fasse mein Gutachten zusammen:

1. Es handelt sich um keinen Spuk. Weder um ein Spukhaus noch um Äußerungen einer unbekannten, medialen Kraft.
2. Es handelt sich vielmehr um ein Zusammentreffen von objektiven Geräuschen und absichtlich angestelltem Unfug.
3. Es ist nicht bewiesen und nicht wahrscheinlich, daß ein Mitglied der Familie Fenske der Täter ist.
4. Um den wirklichen Täter zu ermitteln, sind eine Reihe von weiteren Beweiserhebungen erforderlich, insbesondere: eidliche Vernehmung sämtlicher Zeugen des Spuks an Ort und Stelle unter Zuziehung eines Sachverständigen, eidliche Vernehmung der beiden Fräulein Brettschneider, der beiden Fräulein R. und der Seminaristen, die bei Fräulein Brettschneider in Pension waren.

Aber auch diese Vernehmungen lassen die Möglichkeit offen, daß andere Personen den „Spukkeller" betreten und von dort aus „gespukt" haben. Da kurze Zeit vorher, *als Fenske noch nicht in Oels wohnte, im gegenüberliegenden Seminar der gleiche Spuk* gespielt hat, ist es wahrscheinlich, daß beide Ereignisse im Zusammenhang stehen. Auch dieser sichtliche Zusammenhang spricht gegen die Täterschaft der Familie Fenske. Für den Psychologen genügt es zu wissen, daß kein Spuk vorliegt. Wer im einzelnen der Täter war, ist psychologisch bedeutungslos.

Das Spukhaus in Oels hat die Öffentlichkeit in weit größerem Maßstabe beschäftigt, als man annehmen sollte. Man denke: ein Volk führt den verzweifelten Kampf um Sein oder Nichtsein, die höchsten Güter des Lebens sind ge-

fährdet, keiner weiß, was die Zukunft bringt. Zur selben Zeit wendet sich das Interesse ein paar Spukgeistern zu, die einen Sergeanten beunruhigen. Es liegt etwas Tragikomisches in den Interessen der Menschheit. In Schlesien sprach eine Zeitlang alles von dem Spuk, dann hat sich das Interesse wieder anderen Dingen zugewendet. Fenske's erhielten zahlreiche Zuschriften, und auch diese bieten psychologisches Interesse. Da waren zunächst die Geisteskranken. Ich gebe hier als Beispiele zwei Briefe wieder, die die Symptome des Verfolgungswahns an sich tragen.

„Bahnhofstraße, K., 3. April 1916.

Geehrter Herr & Frau Fenske!

Da ich, im Generalanzeiger gelesen hab*), von Ihrer Anzeige, so muß ich Ihn leider auch Mitteilen, daß ich schon Jahre lang solche Sprecher in der Stube hab, erhalte ich besuch, sofort ist still, unser Haus ist auch daß letzte Haus auf der unser Straße, mein Mann ist etwas taub, der hört nicht, u. mir legen Sie die Worte rein in den Mund, ich bekomme nirgens Hilfe, es glaubt mirs niemand, alle sagen, ich möchte mir es wohl blos einbilden. Im Winter ist es so schlimm, daß ich muß in andere Wohnung zu besuch gehn, in der Nacht im Bett ist es gar toll, wen ich erwache. Könnte ich durch Ihn Hilfe bekommen. Der liebe Gott wirde Ihre Familie so fiehl Segnen, wenn ich durch Ihn mit beten, wenn wir die Leute ausfindig machen könnten. Ich war bei einer Buchdruckereibesitzern, der klagte ich mein leid, die wußte von den Frauen, daß sint Reverräntinen**), Sie sprechen egal durch die Wand, (es Stinkt) die Buchdrucker können die Frauen, das Wort Stinken kannte die Buchdrucksfrau, so sprechen Sie. Ich war beim Amtsvorsteher, ich war bei Pastor, ich hab meine ganze Verwanten um Hilfe gebeten, aber keiner kann mir helfen. Ich werde dieses Jahr 50 Jahr, die Kinder sint in Stellung, da bin ich allein mit meinen Mann, wir wohnen seit einem Jahr, in einem neuen Hause, was mein Mann gebaut hatt. Die Buchdruckerin sagte, in den Neubau kommen Sie aber nicht, hab Sie aber doch wieder da, in den Nachtbar Häusern hören Sie nur manchmal, da ist der Schmerz nicht so groß. Was ich leide, ist nicht zu beschreiben, hab 4 Zimmer, Küche, Entree auf zu räumen, muß so leiden, der Körper ist schon ganz abgemathet, um die Ohren bin ich kumfuß, es ist nicht zum beschreiben. Die Buchdrucksfrau war Wittwe, der Mann war Ihr gestorben, derselbe hieß G. Die Frau hatt jetzt wieder geheirathet, ist von Königszelt verzogen, ich glaube einen Wiegemeister hatt Sie geheirathet in der Nähe. Ich leg Ihn eine Marke bei, es muß doch ale Weiber geben, die egal Sitzen müssen, daß es ein

*) Der Dialekt ist oberschlesisch-polnisch.

**) Revenant?

kleiner Verdienst ist. Wer soll das aushalten? Wenn ich solte den ganzen Spuk erzählen, es wirde ein dickes Buch draus. Ich hoffe nun, von Ihn recht günstige Nachricht zu erhalten. Wir haben 12 Mieter, alles feine Leute, nebenan auch, ein stück weiter ist eine Wirtschaft, kleines Haus, die Frau hört es auch, blos zeitweise, ob Sie in die Gasthäuser, in die Fremdenzimmer sint? Entschuldigen Sie mein Schreiben, seien Sie vielmals gegrüßt,

von Frau

Emma K."

den 14. 4. 16.

Herr Fenske!

Immer trösten Sie nur! Sie sind nicht alein, dem dises schreckliche Unglück begegnet hatt, reichen Sie mir die Hand mich hatt dises schreckliche Leiden vor cirka 6 Jahren getrofen und zwar viell mehr als Ihnen den ich hatte schon mit dem Tode Ringen missen.

Ich kann wohl etwas mehr von der schrecklichen Pein erzehlen, ich und Sie waren wohl die Einzigen die dise schreckliche Tadt zu überstanden hatten. Trösten Sie sich nur und lassen Sie der Ueberzeugung nicht Abweichen denn es ist wirklich alles wie Sie es am Gerichte vorgetragen haben, auch die Herren 5 Zeugen sollen nicht erschrecken, denn es beruth alles auf Wahrheit. Auch bei meiner Tat war ein Zeuge zugegen, doch wollte mir niemand etwas glauben.

Ebenfalls habe ich Feuerfunken bei mir Fligen gesehen, das war aber nur 1, wo bleiben die andern Merkwürdikeiten, das größte Unheimlichste auf diser Weld, ich kann nur von Schrecklichkeiten erzehlen, mich hatt dises dreimall belastet und erst zu dritenmall habe ich herausgepfunden was es eigentlich ist. Kein Profesor weis von dieser unheimlichen Pein nichts (Spiritismuß ist es nicht) etwas ganz neues was die Weld noch nicht kent. Dises langt nur zum Tode und ins Irrenhaus. Glücklich ist der Mensch, der in diesem Stadium war und ist durchgekommen.

Lassen Sie Ihren Muth nicht sinken, ich bleibe Ihre Rechte Hand zu Ihrer Stütze.

Der Herr Erichsen soll sich einigermaßen mit seinem Artikel in Breslauer General-Anz. etwas zurick zihen und Sie etwas höher Schätzen, Verbiten Sie es demselben für speter.

zeichnet mit Hochachtung

Ihr ergebenster

Titus B.

Fleischbeschauer u. Villenbesitzer."

Wenn Fenske nicht über diese Äußerungen aufgeklärt wurde, so hätte er diesen Eindrücken leicht erliegen können. Geisteskranke neigen dazu, ihre Symptome zeitgemäß zu erklären. Sie machen die Mode mit. Erst war es die Elektrizität, dann der Magnetismus, der Hypnotismus, die Fernwirkung und schließlich sind es die Klopfgeister. Wenn wir der Entstehung des Wunderglaubens etwas nachgehen, so werden wir vielleicht auch Geisteskrankheiten begegnen. Ich habe selbst beobachten können, wie solche Briefe immer wieder die Familie Fenske beunruhigten und ihrer Geistergläubigkeit neue Kraft zuführten. Wie soll auch ein einfacher Mann unterscheiden können, was Täuschung, was Geisteskrankheit, was metapsychisch ist! Wundersam ist alles für ihn und er kann nicht die verschiedenen Ursachen des scheinbar einheitlichen Wundersamen ergründen.

Einen der Briefschreiber konnte ich selbst sprechen. Er wohnt in Proskau und ist Maurer. Er erzählte mir: Seine Frau ist jetzt taub und blind. Er ist lange Zeit durch einen Spuk verfolgt worden. Klopflaute, Faustschläge auf die Tische, Geräusche, als ob jemand durch das Zimmer geht. Ferner wurden er und seine Frau mit Namen gerufen. Er hat die Wohnung verlassen, der Spuk hat sich aber doch noch einige Male gezeigt. Er habe einen Mann in Königshütte um Rat gefragt, der einen großen Zulauf habe. Dieser Mann habe ein schwarzes Buch gehabt und ihm daraus geweissagt, daß seine Frau einmal mit einem Reisenden einen Streit gehabt habe und daß dieser Reisende seitdem den Spuk fernwirkend hervorrufe. Der Mann aus Königshütte habe ihm den Reisenden ganz genau beschrieben. Der Maurer habe darauf in einen Spiegel gesehen, den der Mann ihm gezeigt hat, und hat darin den Reisenden gesehen. Seine Frau habe die Darstellung später bestätigt, doch war aus der Darstellung nicht zu entnehmen, ob sie nicht schon früher ihrem Manne davon erzählt hat. Die Frau hat jetzt 30 Mark verloren und der Maurer will wiederum den Mann in Königshütte um Rat fragen. —

Hier findet man uralten Volksaberglauben. Der Wahrsager zeigt im Spiegel die verdächtige Person. Die Kriminalisten wissen, welchen Einfluß gerade dieser Aberglaube auf das Volk ausübt und wie gefährlich der Einfluß des Wahrsagers, des Kristallsehers oder der Kartenlegerin auf die Masse ist. — Zu solchen Zuschriften gesellten sich noch die Briefe von Spiritisten, und man hatte schließlich die ganze Versammlung von Wundergläubigen in Reinkultur um sich. Jeder färbt die Tatsachen nach seinem Geschmack, bis sie schließlich im buntscheckigen Papagenokleid über die Bühne des Lebens springen. Zwischen Tatsachen und Beobachtern besteht eine ständige Wechselwirkung. Sie verfärben sich gegenseitig, wie zwei farbige Flüssigkeiten in einer Röhre.

In den Wogen des Ungeheuerlichen, die der Krieg über die Erde wälzt, wundersam und doch kein Wunder, erscheinen plötzlich dürr und blutlos ein paar

Spukgeisterchen und machen Anspruch auf das Wunder, das die Erschütterung der ganzen Welt nicht gebären konnte. Die aufgepeitschte Phantasie der Menschheit hungert nach dem Wunder und stillt ihren Hunger mit diesen armseligen Knochenmännchen. Das Wunder ist ja fast noch das einzige, was man ohne Bezugsschein erhält. Wie wir zufassen, verflüchten sich die Spukgeister und wir stehen vor einem Marionettenspiel, vor dem Witz kleiner Leute, der fast zum Witz der Weltgeschichte wurde.

Hanna Gräfin v. Pestalozza: Das Licht des Soldaten.

Eine Legende aus neuer Zeit.

Es war ein kleines, weißes Licht im Feldgraben. Das schien, auf der rohgezimmerten Holzbank leise knisternd und schließlich bei der Dunkelheit umher seinen engen Kreis doppelt stark erleuchtend, einem Soldaten bei seinem letzten Brief in die Heimat. Der Soldat war jung und von jener männlichen Schönheit, wie sie der germanische Norden gern erstehen läßt: hoch und breit die Gestalt, um körperlichen Mühen zu trotzen, blond das Haar wie Korn in der Sonne, blau die Augen wie Abglanz des Himmels. Gerade in diesem Augenblick sah das kleine weiße Licht in ein Augenpaar von so großer Abgeschiedenheit von der Welt und so starkem Zugewandtsein einem Ferneren, Feineren und Gewisseren, daß seine Flamme hoch und feierich wuchs. Die Hand des Soldaten warf eilige Schriftzüge auf das Paper, Worte der Liebe, wie sein Herz sie fand, das umso heißer die teuren Gestalten der Heimat umfaßte, als es bereit war, sie zu lassen.

„Wenn es mir bestimmt ist zurückzukommen", schrieb der Soldat. O, die Dunkelheit um ihn war doch schwer und die Einsamkeit packte wie Eiseshand oder brannte wie Feuer.

Vor langer Erdenzeit hatte so ein Einziger bitterlich und selig gewacht, bis sein Wille der Wille des Vaters wurde. Hier an der Seite des Soldaten wachten auch seine Brüder, und nah und fern auf den Schlachtfeldern wachten die vielen Brüder heran zum Todeswillen. Das kleine weiße Licht aber meinte, daß der, auf dessen Hände und Gesicht es schien, der Schönste von allen in diesem Raume sein müßte, so hatte schon die edelste Ruhe diese ganze Gestalt ergriffen. Ja, mit diesen Augen, die leben und sterben konnten, aber das Sterbenmüssen deutlicher spürten als das Leben-

dürfen; mit diesen Händen, die eher fortschieben, aufgeben wollten als ergreifen, war er letztes Menschenziel, war er der Christ.

„Es ist dunkel um mich, aber dieses kleine Licht neben mir macht es, daß mein Herz Euch diese Worte schicken kann," schrieb der Soldat.

In der Heimat hatte er Mutter und Schwester. Die ließ das Bild vom Licht unter der Erde bei dem Sohn, dem Bruder nicht mehr. Immer hatten sie es vor sich. Und bleich und feierlich sahen sie es, wie die Kerze ist neben letztem Menschenlager, und in seinem Schein war bleich und mühselig und erhaben das Antlitz des Geliebten.

Später, als sie erfuhren, daß es seine letzten Worte an sie gewesen waren, und sein irdisches Dasein, plötzlich und in Dunkelheit sich verlierend, ausgelöscht schien wie ein Licht, waren sie froh, daß sie gleich unter dem Eindruck jenes Bildes heißer als sonst mitgewacht und mitgebetet hatten. Denn was könnte unser Einssein mit der anderen Seele erweisen, wenn nicht das, daß wir vor und in ihren entscheidenden Augenblicken auch ohne Mitteilung um sie wissen? So waren sie also Hand in Hand mit ihm gegangen bis zum Tor, das ihn ins Unbekannte führte. Seine Schauer, als er dann allein gehen mußte, hatten sie zu erreichen versucht. Sie hätten es später nie ertragen, nicht mit letzter Kraft und Möglichkeit gerade damals bei ihm gewesen zu sein, als es mit ihm geschehen sein mußte. Tag und Stunde und die näheren Umstände dieses Geschehens erfuhren sie nicht.

Das Licht, mit dem zusammen im dunklen Raum sie ihn immer sahen, gewann für sie mit der Zeit noch eine besondere Bedeutung. In seiner Flamme lebte ihnen der Geist des Dahingegangenen. Und während so, bald mehr als Bild, bald mehr als Symbol, das Licht unter der Erde stetig bei ihnen war, gaben sich ihre Seelen seiner scharf eindringenden Helle oder seinem sanft formenden Einfluß mit größter Willigkeit hin.

Er hatte scheiden müssen von der Sonne und den Blumen, von Ehre und Genuß der Welt. Das war das Erste und Eindringlichste. So wollten die Beiden auch die Erde lassen. Denn wie hätten sie es ertragen, mehr zu haben als der Seelenschönste?

Nicht, daß sie nun die Dinge dieser Welt gehaßt oder verachtet hätten. Nein, sie konnten sogar zu Zeiten rechte Dichter sein uud in Menschen und Dingen Schönes und Wirkliches gewahren, das ihr Herz jubeln ließ. Da war zum Beispiel ein unsagbar klarer, frischer Herbstmorgen oder eine holde, süße Frühlingsnacht. Da waren schwärzliche, hohe Tannen auf Felsengrund und saftige grüne Täler. Da gab es einen Mann ganz in der Nähe, der große Einkünfte, Ansehen, ja Sicherheit des Lebens hingab um Gewissenstreue. Oder es gab eine Frau, die in einer armen häßlichen Stube zum Sterben kam, während sie sonst in erlesener Schönheit gewohnt hatte, und die doch lächelte und ohne Klage war, damit sie das zärtliche Herz der geliebten

Schwester schone. Mit einem Wort, da gab es also Menschen, die einen wieder glauben ließen an das Gute und Echte in der Welt; die einen gerade dann erquickten, als man schon sehr sehnsüchtig und durstig war.

Die Mutter und die Schwester des Soldaten liebten der Sonne zuzusehen, wie sie sich in den blanken Möbeln der Wohnung spiegelte und goldene, tanzende Ringe auf sie malte, liebten den Uhren zu lauschen, wie sie in den Zimmern und auf dem Flur tickten. Hatte er dies doch auch liebgehabt. Wie gern hatte er im alten Ohrenstuhl gesessen, meist ein wenig müde, schweigsam, aber immer anhörend und gebend; einer mit heimlicher Sehnsucht, mit ungehobenen Schätzen — bis dann der Ruf zur Selbstvollendung, zu jeglicher letzter Erfüllung ihn fortnahm. Daß es so mit ihm gestanden hatte, das setzte mit der Zeit an die Stelle des furchtbaren Schmerzes um seinen Verlust ein wehmütiges, sanftes Vermissen. Sie ließen alles in ihrer Umgebung, wie es zusammen mit ihm gewesen war. Es sollte mehr so sein, als könnte er doch noch einmal nach langer Reise hier wieder eintreten; wie würde er sich dann freuen, daß man seiner gewartet.

Sie lebten leicht, weil sie sich von allem gelöst hatten. Arbeit und Sorge wurden ihnen leicht; es war eben, daß ihnen noch eine kleine Zeit vergönnt war, den Dingen Sorgfalt und den Menschen Güte zu erweisen.

Sie lebten leicht, weil sie sich immer mehr auslöschten. O, überwindet doch die Empfindsamkeit und die Grenzen des eigenen Herzens, und Ihr werdet sehen, wie reich und bewegt die Welt ist!

Nach Jahren einer immer mehr sich besänftigenden Trauer — war es doch ein Leben im Geist, das sie führten, genährt an der Lichtflamme seines Geistes — ging die Mutter des Soldaten ein in die ewige Wiedervereinigung mit ihm, dem schönsten, dem geliebtesten Kind. Immer mehr hatte ihren Lebensabend das Leuchten seines begnadeten Menschentums erfüllt. Immer mehr war der Widerschein — wie Maria ihn bei ihrem Jesusknaben gehabt haben muß — in ihrem Fühlen gewesen und war auch jetzt auf ihrem stillen Gesicht. Nur eine Kerze brannte bei der Toten. Mit zitternden Händen hatte die Tochter sie entzündet. Nun war abermals ein Licht in der Dunkelheit, bei Händen und Antlitz, die überwunden hatten.

Sie führte ihren jungen Knaben herbei, und er erfuhr von ihr auch von jenem Licht, das ähnlich einst im Feldgraben eines Schlachtfeldes gewesen war. Sie fand Worte, ihm zu sagen, wie es in ihrem Leben gewirkt hatte und auch in dem seinen wirken sollte.

Er dünkte sie nicht mehr zu jung, daß sie ihm das Menschenleben als Lichtflamme zeige, die zart und verletzlich, und über die mit hingebender Seele zu wachen wäre. Ihr Wesen wäre Reinheit und Liebe und Geistigkeit, sagte sie, wäre das, was seiner Mutter Bruder, der Soldat, in ergreifender Klarheit verwirklicht hätte.

Das warme, hohe Herz war in ihrem Knaben untrüglich vorhanden. Seine kindlichen Fehler und Mängel schienen ihn der Mutter und der Erde zu sichern; denn nicht zu gut war er für diese Erde, sein Weg zum Ziel würde kein kurzer sein. Sie hatte nicht den Schein, den Strahlenkranz der frühen Vollendung heimlich und schicksalschwer über dem lieben Haupt zu sehen. Er ergriff mit klaren Augen die Erde; sie würde ihm lange Heimat sein.

In diesen Jahren überwog die Heiligkeit kindlichen Wesens. Wie oft wußte sie, daß um seinetwillen das Leben gut mit ihr war. In der Kindesreinheit geht man einher wie unter schützenden Flügeln, wie in bergenden weißen Wolken.

Als der Knabe heranwuchs, kam die Lichtflamme seines Lebens in stärkere Gefahr. War sie doch mehr jenseitiges Leben, und gingen doch die Wogen diesseitigen Lebens hoch in ihm. Da waren viele wache Mutternächte. Da gab es Unruhe schaffende Fragen: Wir bauen stolz und froh das Haus des Körpers und wissen doch, daß es erst mit verletzter Stirn und mit gebrochenen Säulen eine rechte Wohnung Gottes ist. Wann beginnt unsere Sorge für die Sinne ein Unrecht zu sein? Wie und wann muß gehandelt werden, damit der Geist aus dem Kampf mit den Sinnen, der wohl für jeden Menschen sein muß, als Sieger hervorgehe?

In der Angst, wie sie ihrem ringenden Kinde hülfe, kam ihr nicht selten der Gedanke, ihm mit ihrem Tod zu helfen, wenn es ihr mit ihrem Leben nicht gelänge. Man muß auch bedenken, daß sie oft ein wenig müde war, und daß sie immer, immer, seit das Licht des Soldaten in ihr Leben getreten war, den Platz an der Tafel des Lebens gern verlassen wollte, wie er.

So stark wurde der Gedanke in ihr, durch die Erschütterung ihres Todes den Sohn entscheidend für das Reich des Geistes zu gewinnen, für das, was seinem hohen Herzen allein Heimat sein konnte, daß es an einem Tage schien, es solle ihr Wunsch sich erfüllen.

Tag und Nacht blieb der Knabe an ihrem Bett. In seinen zärtlichen Augen — sie erinnerten an die braune Erde und den warmen Sommertag — war der erste große Schmerz. Es war nicht nur der fassungslose Schmerz, die Mutter zu verlieren; es war auch das Mitleid mit ihr, daß nun das schöne Leben für sie nicht mehr sein sollte.

In diesen stillen Nächten lernte des Knaben Seele etwas wissen von dem, was eine Mutter ist: Leid.

Lebensleid, bisher nur ein Wort für ihn, wurde ihm greifbar und für immer lieb in der teuren Gestalt.

In seine Augen zog ein neuer Blick, ein Blick der Ferne und Freiheit.

Als eines Nachts Angst ihn aus dem Halbschlummer trieb, der ihn für eine kurze Zeit auf seinem Platz zu Füßen des Bettes übermannt hatte,

schien ihm im Halbschatten des Zimmers der Mutter Gesicht bleicher als sonst und reglos die Gestalt. „Mutter, das Licht, unser Licht," schrie er auf. Er sah es deutlich neben dem stillen Haupt.

In diesem Ruf war alle Zärtlichkeit und Qual und alle Menschenergebung, war auch erstes schmerzlich-glückhaftes Losreißen von der Erde.

Und er brachte die andere Seele, die schon weit fortgewesen war, noch einmal wieder zurück. Brachte zurück diese arme weinende Seele. Wie hatte sie nur je geglaubt, ihren Knaben allein lassen zu dürfen und allein assen zu können?

Johann Arany: Die Waleser Barden.

Aus dem Ungarischen übersetzt von Professor Friedrich Lám, Györ (Raab).

Der König Englands Eduard
Reitet auf falbem Pferd.
„Sehn möcht' ich — spricht er — was da ist
Die Waleser Gegend wert?"

„Sind Flüsse dort? Fruchtbar der Ort?
Die Weide fett und gut?
Hat ihr genützt, was ich verspritzt,
Der Erzrebellen Blut?

Das Volk in Wales, das Gott uns gab,
Es ist so glücklich doch,
Wie ich es will? — und hält es still
Gleich Vieh im Ochsenjoch?"

In deiner Krone Majestät
Ist Wales der Diamant,
Fluß, Tal, Gejaid und Feld und Weid'
Sind gut im Waleser Land.

Das arme Volk, das Gott uns gab,
Ist glücklich, König mein; —
Die Hütten sein seh'n schweigend drein
Wie Grabeshügelreih'n. —

Der König Englands: Eduard,
Er ritt auf rotem Roß,
Wohin er ging, ihn Ruh empfing
Und Stille ihn umfloß.

Montgomery, so hieß die Burg,
Wo nachts er eingekehrt,
Montgomery, der Herr der Burg,
Sieht gastlich ihn am Herd.

Was Hunger stillt: Fisch, edles Wild
Ist da im Überfluß,
Der Diener Heer schleppt Speisen schwer,
— Zu sehn selbst Überdruß;

Was gut und reich das Inselreich
Zu bieten nur vermocht',
Und edlen Wein, der schäumend rein
Im Süden Perlen kocht.

„Ihr Waleser Herrn! Ich hörte gern
Den Trinkspruch guter Art!
Ihr Herrn! Ihr Waleser Hunde! — soll
Nicht leben Eduard?

Unter Wild und Fisch bricht schier der Tisch,
Was Gaumen, Herz begehrt,
Das sehe ich; doch innerlich
Sich jeder selbst nur ehrt! —

Ihr Herrn im Kreis! Ihr Hundegeschmeiß!
Laßt ihr mich leben nicht?
Wo steckt der Waleser Barde, der
Mein Lob in Lieder flicht?"

Aufeinander blickt und nicht erschrickt
Der Waleser Helden Schar,
Ihr Antlitz wird vor Zorn so blaß,
Wie Memmen vor Gefahr.

Der Atem stockt; rings Schweigen hockt,
Es bringt kein Laut herfür, —
Da kommt ein greiser Sänger sacht
Geschritten von der Tür!

Hier steht ein Barde, der dich preist, —
So spricht der Sängergreis.
Horch! Waffengedröhn' und Sterbegestöhn', —
Als er beginnt die Weis'.

„Horch! Waffengedröhn' und Sterbegestöhn'!
Blut malt der Sonne Bahn, —
Der Aasgeruch lockt Geierflug; —
Du, König, hast's getan!

„Schier garbenweis liegt hingemäht
Mein Volk in Todesruh', —
Nur wenige zählt man, gramvermählt,—
Das tatest, König, Du!"

Fort, auf den Scheiterhaufen! — ruft
Der König — dies nicht frommt! —
Ich brauche milderen Gesang! —
Ein junger Sänger kommt.

„Der Wind weht lau im Abendtau
Bei Milfords schöner Bai.
Es stöhnt darein der Jungfrau Pein,
Der Witwe Klageschrei.

Gebäre, Jungfrau, Sklaven nicht!
Du, Mutter, säug' kein Kind!" —
Der König winkt. Der Jüngling noch
Erreicht den Greis geschwind.

Der dritte dreist den König preist,
Er ungerufen singt.
Auf seiner Harf' klagt an sich scharf
Das Lied, das ihr entspringt.

„Es fiel im Feld manch guter Held —
— O hör' es, Eduard!
Den Waleser Sänger, der Dich rühmt,
Dein Auge nie gewahrt!

Dem Helden weih'n wir Melodein —
— O hör' es, Eduard!
Dir nichts als Fluch beut Lied und Spruch
Nach Waleser Sänger Art!"

— Das will ich sehn! — Der König läßt
Ergehn ein graus Gebot: —
Die widerspenst'gen Barden all
Erwarte Flammentod.

Die Diener stoben auseinand
Durch Feld und Berg und Tal,
So fand ein End' Montgomery's
Berühmtes Königsmahl.

Der König Englands: Eduard,
Auf rotem Rosse rannt'.
Ringsum das Land in Flammen stand,
Verheert durch Mord und Brand.

Fünfhundert Barden sangen hell
Noch in der Flammengruft,
Doch keiner von den Kühnen all
„Der König lebe!" ruft.

„Was ist's? Wer lärmt? In London man
Nachts freche Lieder hört!
Ich laß den Lordmayor hängen auf,
Wenn nur ein Laut mich stört!"

Und all verstummt, kein Mückchen summt,
Die Stadt ist leichenstill.
„Wer spricht, der ist des Todes Kind,
Der König schlafen will."

— „Auf, Trommeln, Pfeifen! Macht Musik
Das Horn, es schmett're drein!
Der Waleser Chor braust mir ins Ohr
Der Flüche Litanei'n!"

Doch durch Musik, durch Trommelton,
Durch der Posaunen Klang,
Fünfhundert Barden singen laut
Der Märtyrer Gesang.

Dr. v. Grolman-München: Richard Sexau.

(Studie über Begriff und Wesen der gediegenen Erzählerliteratur.)

Die Überlegung, daß die Überfülle, die bunte Mannigfaltigkeit und wechselnde Vielgestalt der verschiedenen Erscheinungsarten unseres Daseins doch nur Fragment, Ausschnitt aus einem unaussprechlichen und urgewaltigen Daseinszusammenhang sei, und die Tatsache, daß eine Menschenseele stets allein ist: diese beiden auf den Versuch angewendet, einen Überblick über die moderne Erzählerliteratur zu gewinnen und in nachschöpfender Mitarbeit zu einer kritischen Besinnung über die geistigen Grundlagen derselben und zu deren Kritik zu gelangen, — diese Überlegung und diese Tatsache führen zu einem Ziel, das zwar nicht überraschen sollte, aber dennoch überraschend wirkt, wenn man es sich ohne Beschönigung und klar vor die Seele stellt: man findet auf Seiten der literarischen Produktion, die zumeist ohne Weiteres mit dem Anspruch künstlerischer Qualifikation auftritt, einen Wechsel von Personen, die da auftauchen, sich behaupten und wieder verschwinden, eine Fülle von Motiven und geistigen Bewertungen, von Entfaltungsmöglichkeiten und Bildungszielen — kurz von Geisteshaltungen (und solchen, die es zu sein vorgeben), eine ganz naturgemäß wachsende Neigung zur Spezialisierung und geistigen Prononciertheit. Auf Seiten der literarischen Consumation zeigt sich eine ebenso große Fülle von wertsuchenden Geistern, die sich — auf den denkbar verschiedensten Stufen der „Bildung" stehend — bemühen, mit mehr oder weniger großem Erfolg eine ihnen notdürftig adaequate Auswahl aus dem Angebotenen zu treffen. Die leider immer mehr um sich greifende scrupellose Verwendung der Reklame, welche gewisse Literaturfirmen bei ihren „Neuerscheinungen" für angezeigt erachten, und die klaffenden Gegensätze unseres geistigen Lebens samt seinen Voraussetzungen überhaupt machen es verständlich, daß die oft unglaubliche Kritikunfähigkeit des Lesepublikums und die geschickte Ausnutzung derselben durch neutönende Producenten sich unfreiwillig, aber desto unvermeidlicher vereinen, um Modeströmungen ohne festen literarischen Geschmack und ohne den aus einer durchdachten und erlebten Geisteshaltung sich ergebenden, bedächtig erwägenden Widerstand gegen das Neuanstürmende — sich ausleben und fragwürdig wirken zu lassen.

Dieses Ergebnis, nämlich das Widerspiel von literarischer Produktion und Consumation, welche beide ihrerseits wieder aus lauter Antithesen bestehen, bildet das Arbeitsgebiet des Versuches, von einer ästhetischen Literaturbetrachtung des Einzelnen zu einer historischen Gestaltung des Mehrfachen zu gelangen. Es gilt also, von der Einfühlung zum Überblick, von der Nachschöpfung zur

kritischen Gliederung fortzuschreiten. Möglich wird dies, wenn die einzelne Dichterpersönlichkeit unter Zugrundelegung ihrer gesamten Produktion auf gewisse Typen herausgestellt und die Verarbeitung dieser Typen zur Synthese unternommen wird. Nur von dieser Arbeitsmethode aus ist es denkbar, die Voraussetzungen der verschiedenen Geisteshaltungen, ihre Grundlagen und Einwirkungen, den Wechsel zwischen Vielgestaltigkeit und Specialisierung — fragmentarisch auch noch hier — tätig und entsagend zu erfassen und in der eigenen Festigung Vorarbeiten zu einer allgemeineren Läuterung und zielbewußteren Aufnahmefähigkeit zu bieten.

Ein wichtiger Punkt sei noch gestreift: die Tatsache, daß — und die Art wie das ungeheuere Kriegserlebnis den einzelnen Schriftsteller gepackt und gewandelt (erhoben?) hat — dies beides gibt ein zwar schwer anwendbares, aber unschätzbar wichtiges Mittel, um der kommenden Produktion — und bei vielen ist sie jetzt schon da — begegnen zu können und begegnen zu dürfen.

Diese Art und Weise, unser Schrifttum zu begreifen, ist besonders wichtig auf dem weiten Gebiet der modernen Erzählerliteratur. Denn gerade hier sind die Versuchungen und Gefahren, aber auch die Möglichkeiten segensreichen Wirkens besonders groß. Man lasse sich nicht etwa durch eine Erwägung beeinflussen, daß die Erzählerliteratur so gewichtig auftretender Vorbereitungen doch wohl nicht bedürfe. Die Gründlichkeit, mit der das echt-deutsche Wesen sich Rechenschaft ablegt über das, was es tut, paßt völlig zu dem Begriff der ästhetischen Betrachtung, welcher der modernen Erzählerliteratur im allgemeinen und im besondern am besten zu Grunde gelegt sein dürfte, zu dem **Begriff der Gediegenheit** in der seelischen Gesamthaltung, der psychologischen Vertiefung und der künstlerischen (d. h. zuchtvoll-schaffenden) Betätigung. Man vermißt diese „Gediegenheit" bei vielen literarischen Erscheinungen, sowohl in der Form, wie in der gedanklichen Grundlage und ihrer Wirkung im Inhalt. Die (oft spielerische) Auflösung der zuchtvollerschaffenen Form in Impressionen und Expressionen ist freilich bisweilen in hohem Maße ästhetisch reizvoll. Greift sie aber auf die geistigen Grundlagen hinüber, so ist die Gefahr, daß die innere Freiheit des Künstlers durch die Verlockungen dieser „Ausdrucks"gegebenheiten gemindert werde, oft zu groß, als daß darüber geschwiegen werden dürfte. Fern von jedem Pedantismus, der die Fülle der Erscheinungen auf Schemata festnageln möchte, muß doch immer auf jene, nach dem Begriff inhaltlicher und formaler „Gediegenheit" orientierte Typisierung und Synthese des überreichlich vorhandenen Materiales hingewiesen werden, wenn die ästhetisch-kritische Literaturbetrachtung der an inneren Spannungen und an bisweilen fast brutaler Kraft so überreichen modernen und modernsten Erzählerliteratur Werte durch ihre Beurteilung zuführen soll, deren sie in so manchem ihrer Erzeugnisse doch bedarf und

die sie andererseits auch erwarten kann. — Nachdem trotz des Kriegs, seiner Dauer und seiner Folgen, noch immer allzuviel Unechtes sich breit macht und breit machen kann, wird es die Forderung nach „Gediegenheit“ sein, die der jüngsten Erzählerliteratur mit der Zeit mehr und mehr sich aufzeigt.

Was hier unter „Gediegenheit“ verstanden wird, dafür bieten die Arbeiten und künstlerischen Leistungen Richard Seraus*) ein ebenso deutliches wie interessantes Beispiel; es trifft selbstverständlich nicht in jeder denkbaren Beziehung bis in die letzten Konsequenzen zu, aber es wird doch an ihm manches deutlich, was auch in der subtilsten theoretischen Erwägung nicht unabweislich deutlich ausgedrückt werden kann. Diese „Gediegenheit“ erweist sich deutlich in seiner künstlerischen Sehnsucht nach gerader Einfalt, danach, in Kindesglauben Zuflucht zu finden vor der zersetzenden Negation der Welt. —

Mit dem Roman „Märztrieb“ zeigt sich gleich zu Beginn etwas durchaus eigentümliches: es ist das Problem der bewußten und unbewußten erotischen Spannung beim heranwachsenden jungen Menschen. Das Herbe des Vorfrühlings, ein Keimen und Knospen keuscher Leidenschaften, die mählich sich zu entfalten beginnen, ein Aus- und Aufathmen in verschlossener und trotziger Wildheit — dies alles betätigt sich im Leben des Jünglings und des etwa 16 Jahre alten Mädchens, wird unbewußt genährt und gesteigert, lodert gewaltig auf und schlägt dann — haltlos und unwiederbringlich — in ein fassungsloses und unfaßbares Gegenteil um. Gewiß nicht frei von einer noch etwas befangenen, leicht zum Konstruieren neigenden Einseitigkeit, aber trotzdem schwellend und sich dehnend, jagt und klagt es in diesen Szenen und klingt — wie so manche Jugend — aus in etwas so ganz Unerwartetes, zu einem sommerlichen persönlichen Reiferwerden in Leid und Entsagung. So stehen das athemlose Tempo der Erzählung und die zögernde Reflexion sich wild und entschlossen, fern und nach Vereinigung sich sehnend, gegenüber, und es ist ein klug angewandtes Stilmittel des Dichters, die innere Harmonie seiner Komposition durch ein Leuchten und Zucken zu beleben, so wie es im Frühjahr zu sein pflegt: lachende Sonne und graue Wolken. Dem dient auch die ausgiebige Heranziehung der Landschaft als Stilmittel. Sie ist wichtig in diesem so ungemein naturwüchsigen Werk und durchaus nicht etwa als Staffage benutzt. Sondern eben wie sich diese Tragödie keuscher junger Leute in der Landschaft drin entwickelt, wie Märzstimmung und Triebleben des seelischen Vorfrühlings zuinnerst sich gegenseitig bedingen,

*) „Märztrieb“ Roman. (A. Juncker, Verlag 1911). — „Ein Vermächtnis“ Novelle. (G. Müller, Verlag 1912). — „Ewiger Durst“ Roman. (A. Juncker, Verlag 1913). — Dann erschienen (bei G. Müller) unter dem Eindruck des Krieges: 1914 „Blut und Eisen“ (Kriegsgeschichten) — 1915 „Sieg oder Tod“ (Kriegsbilder) — 1916 „Die alte Weise“ (Novelle.) Auf zahlreiche kleine Arbeiten, darunter tiefernste Ausführungen über „Disziplin und Talent“ (1916), sowie einige packende Reiseskizzen wird hier noch besonders hingewiesen.

das in Worte zu fassen ist die Leistung des Künstlers, dem auch der alltägliche Vorfall lieb und wert ist, daß er herausgehoben werde aus der Fülle der Beziehungen und hineingestellt in die Problematik überwältigender Seelenregungen: das wachsende Verantwortlichkeitsbewußtsein des werdenden Mannes, die wilde Zurückhaltung vor ungekannten Gefühlsgewalten beim jungen Weib streben zu einer Synthese, zu einem Ausgleich von Temperament und Empfindung. Und es ist eine feine Klugheit des Dichters, daß er Hedwig nach der unfaßbaren, grausamen Ernüchterung nicht reifen, klar und gütig werden läßt: starr, herb und verschlossen, zuinnerst unbeweglich ablehnend wird in der jungen Weibesseele das erste Liebeserlebnis wohl zum einzigen, letzten.

Diese tragische Erotik ist es, die in allen Arbeiten Sexaus den tiefen, gedanklichen Untergrund bildet, das schweigende Entsagen, der tätige Verzicht, das nagende Sichverzehren und Vergehen. Vorsichtig hatte der Dichter im „Märztrieb" begonnen, Beginnendes, Jugendliches zu gestalten. Er vermied es, sich an letzte Probleme zu wagen und blieb zunächst bei denen, die aus der Jugend heraus auch wirklich jugendlich anzupacken waren. Vom schweigenden, zerbrochenen Dulden bis zum tätigen Verzicht ist nur ein Schritt, aber er will gemacht sein. Und Sexau macht ihn, ernst und wirklich, wenn die Novelle „ein Vermächtnis" einen Übergang von der Jugendzeit zum Liebeserlebnis der reiferen Menschen bildet. Gegenwartswerte und die feinsinnigen Erinnerungen an eine längstvergangene Jugendzeit stehen sich in dieser Rahmenerzählung gegenüber, still und keuschverhalten, trotz der unsäglichen Spannung, die sich von den Vorgängen dem ergriffenen Leser gar bald mitteilt. Stand im Märztrieb seines Liebeserlebnisses der junge Mann scheinbar zwischen zwei Frauen, so ist es hier eine Umbildung des Problemes, wenn der überzart organisierte Mann die geliebte und ihn liebende Frau scheinbar zwischen sich und einem andern wählend glaubt und in zu großem seelischen Feinfühlen zurücksteht, verzichtend und doch tätig zu dem wiederum nur scheinbaren Glück der fernen Jugendgeliebten. Ungleich gereifter ist hier alles und jedes, ein gerades und deutliches Ethos zeichnet diese verschwiegenen Aufzeichnungen des Alternden aus, die — gewollt unliterarisch im schriftstellerischen Ausdruck — einen ebenso seltsamen, wie packenden Ausgleich zwischen Bericht und Reflexion gewähren. Das Zögern des feinfühlenden Sprosses aus altem Stamm, der spröde scheinbar eben in seinem vertieften Empfinden sich nicht zu seinem Lebensglück an der Seite der einzig ihn im letzten verstehenden Frau hindurchkämpfen darf, dieses Zögern — mit einer psychologischen Feinfühligkeit ohnegleichen im Dichter erfaßt und glaubhaft gemacht — ist der Schritt, der nach der ersten künstlerischen Leistung gemacht werden mußte und getan wurde; er ist auch der Auftakt zu der noch größeren Leistung, die im Roman „Ewiger

Durst“ nach schwerem Ringen sicherlich, aber siegreich in Inhalt und Form geschah.

So einfach die Linien in der psychologischen Struktur der Menschen Sexaus bisher schließlich noch waren, sie verdichteten sich doch mehr und mehr. Das Problem der tragischen Erotik gewann immer neue und kompliziertere Seiten, ward immer krauser und vielgestaltiger, gewichtiger, bis es in einer „Darstellung“ breitesten Umfangs seinen künstlerischen Niederschlag fand, in jener gleichsam wissenschaftlich — gründlich angelegten und mit einer unglaublichen Schwungkraft durchgeführten großen Analyse der in leidenschaftlichster Liebessehnsucht unbefriedigt selbstvernichtenden, durstigen Frauenseele; ein ungemein heikles Thema: die unbefriedigte Frau, die in eigener Künstlerschaft gestaltende Tätigkeit hatte, bis der Mann, die Männer sie sich selbst entfremden, zu Ungeahntem sie aufreizen. Wie sie dann die Gewalt über sich (nie über die männlichen Wesen) langsam verliert, bei aller äußeren Korrektheit von Stufe zu Stufe sinkt, wie sie an dem grausam enttäuschenden Leben mit der ganzen Kraft noch immer ungebrochenen, unbefriedigten Triebes hängt, wie „die alte Weise vom Sichsehnen und Sterben“ schon hier leise tönt, das alles entrollt sich ohne jegliche Sentimentalität und in hinreißender Energie des Erzählertempos von Stufe zu Stufe bei gründlichster Entwicklung in den breiten Schilderungen der Vorgänge eines ganzen Lebensverlaufes. Keine einzige der vielen Studien dieses seelischen Prozesses fehlt: in den kräftigen Bildern dieser seelischen Chronik, alle Motive und retardierenden Momente nur erdenklicher Art sind verwendet: Zerstreuungslust und gesteigerte Sehnsucht nach Arbeit, Versuche, in der Kunst einen Halt wiederzufinden, beginnende und sich steigernde üble Phantastereien, öde betäubende Geselligkeit, Fluchtversuche zur Natur in den verschiedensten Landschaften, maßlose Träume, schlechte Lektüre, Widerstandslosigkeit gegen Gelüste und vieles andere mehr — und doch, gerade hier zeigt sich das, was als „Gediegenheit“ in Wissen und Gestalten am Eingang charakterisiert wurde: die Zucht, die über des Dichters Arbeiten liegt und sie adelt, bewährt sich gerade hier. Kein falscher Zug stört, keine Geschmacklosigkeit verletzt — trotz des vielen, was sehr delikater Natur ist. Und die Gesamtleistung ist nicht etwa ein Kompromiß, ein Abflauen zu einem: „so ist das Leben“, sondern ein Aufsteigen, geboten durch das tiefe Ethos, welches einen so unendlich schwierigen Wurf überhaupt wagen ließ. Gerade und aufrecht stehen die Probleme, ihre Darstellung und Lösung; da ist kein Schielen und Paktieren, keine Prüderie und dergleichen: ehrlich und geradezu, deutlich und in edelster, keuscher Klarheit auch im gewagtesten zeigt der Dichter, was er zeigen muß, um jenes tiefe, vergebende und mitleidende Gefühl auch in denen zu festigen, die leicht urteilen würden, da sie in weniger heißen, durstigen Seelen die Lebensvorgänge sich ereignen sehen.

Eines ist typisch für alle künstlerischen Leistungen Sexaus: das kraftvolle Fortschreiten, das Tempo, die große, aber gesunde Spannung. Sie ist der Ausdruck dafür, wie intensiv und fast gewaltsam ein Erleben hier stattfindet und zur Gestaltung drängt. Ein feiner Literaturkenner hat aus Anlaß der beiden Sammlungen von Kriegsnovellen „Blut und Eisen" und „Sieg oder Tod" in einem sehr gründlichen Aufsatz „über das neue Erleben in der Kriegserzählung von heute" die kluge Bemerkung gemacht:*) „ich fühle da etwas, das durch das Wort Expressionismus nicht umfaßt wird. An die Grundstimmung des Barocks gemahnt es mich durchaus. Bei Sexau ist besonders das Zittern und Beben der Spannung des Barocks deutlich zu spüren, der Wunsch, den Augenblick höchster Erregung, Kraftleistung, Qual künstlerisch festzulegen. . . ." Das ist durchaus zutreffend. Die unglaubliche, herbe Konzentration, mit der in diesen im Felde erlebten Kriegsbildern das durch die Kriegserlebnisse so völlig anders orientierte Seelenleben der Menschen draußen und die Ursachen dazu gepackt und geballt werden, diese echte „Sensation," die so weltenfern ist von dem, was unser Sprachgebrauch mit dem Wort „Sensationslust" heute leider mehr denn je auszusprechen gezwungen ist — sie gibt sich in so gewaltigen Steigerungen des Gefühls und Ausdrucks, daß immer nur zu bewundern ist, wie maßvoll der Dichter sich dann wieder zu zügeln weiß und so auch in der hinreißendsten Leidenschaft, immer jene Harmonie betätigt, welche, versöhnend und verklärend, der Urgrund der Künstlerseele ist.

Aber gerade im Krieg tauchen die früheren Probleme neugestaltet und mit erneuter Kraft auf. Gerade in der seelischen Entwurzelung, die für manchen aus den Erlebnissen draußen herrührt, zeigen sich in den seltsamsten Bezügen und Verschlingungen die noch in Friedenszeit geliebten Schaffensgebiete. Und so klingt das heldenhafte und männliche, trotzige und weiche Lied von der „alten Weise," vom Sehnen und Sterben, wie früher zu Hause, so nun auch im Feld, eigentümlich, verhalten und klagend, in tiefster Melancholie. Ich finde gerade hier den vorläufigen Kreuzungspunkt aller Linien, die sich in Sexaus Schaffen verfolgen lassen. Um nur anzudeuten: die edle Sachlichkeit, die sich nicht beirren läßt, und die tiefe Gestaltungskraft und Freude, die bei aller Leidenschaft immer an sich hält; das weiche, feine Empfinden und Verstehen seelischer Regungen, die eigentümlich, sehnend und leidend sind. Überall, hier, wie früher und später, zeigt sich das ewige Widerspiel des enterbten und begnadeten Menschen, die tiefen Beziehungen zwischen Seelenleben und der umgebenden Landschaft, die Sehnsucht nach der großen, erlösenden Liebesbetätigung als sittlicher Forderung. Es klingen

*) Geh. Hofrat Prof. Dr. O. Walzel-Dresden in der Sonntagsbeilage des Dresdner Anzeigers vom 19. Dezember 1915, Nr. 51.

die Töne von Verzicht und Entsagen, aber nicht weltschmerzlich und matt, sondern aus jener wunderbaren Stimmung heraus im Tätigsein und dem ruhigen Verehren des Unerforschlichen. Überlegung und Tatsache einigen sich hier: die Reflexionen des seelisch und geistig hochstehenden Menschen und die Tatsache der Einsamkeit, gestellt in das Bild von Allgemeinleben und Sonderschicksal. Die Novelle „die alte Weise" nimmt, dem direkten Kriegserlebnis schon wieder etwas ferner stehend, das Problem von der tragischen Erotik leise und zögernd wieder auf und weist auf Kommendes. Auch „Schwester Brigitta," einsam in der schönsten Landschaft lebend, steht diesen Dingen innerlichst nahe, und von ihr aus denkt man zurück an die mancherlei Frauengestalten, die Sexau uns geschenkt hat, an die lieben Züge der vielen, feinen Frauen und Mädchen, die uns — ein urgermanischer Zug — Liebe und religiöses Erlebnis in einem bedeuten, Venus und Maria zugleich, in ihrer verhaltenen und geraden, liebenden Betätigung. Und Männer tauchen auf, Problematiker wohl; aber Gestalten, die nur eine kraftvolle Seele erschauen kann, Ringende, Erliegende. Aber über dem allen leuchtet das Ethos, verklärt ihr Handeln und ihren Verzicht, läßt sie zu Künstlern werden. Die bei Sexau vielbeliebte Zusammenstellung von Künstler und Aristokrat formuliert sich im letzten also: enterbter und begnadeter Mensch, Verneinung und Bejahung, deren Zusammenprall und enges Verquicken immer Katastrophen zeitigen muß. Entwicklungsgeschichtlich und milieuhaft stützen eben die Begleitumstände aristokratisch ermüdeter (entarteter) Familien und elementarer Schöpferkraft Gegensatz wie Katastrophe besonders bildhaft. Doch bleiben sie Begleitumstände dekorativer, begründender Art. Der Hauptnachdruck bleibt beruhend auf dem Ja oder Nein, der Welt, den Menschen, sich selbst gegenüber, darauf, ob einer zersetzt und zerstört, oder ob er aufbaut und Werte schafft. Sexau gelingt es, in all' den Gegensätzlichkeiten und Widersprüchen des Daseins zuverlässig schauend, im Roman einen Mikrokosmus zu bilden, in dem der auch in den gespanntesten Erzählungsmomenten forttobende Kampf der Weltanschauungen dem Künstlerwillen sich unterwirft, ihm, der das mannigfaltige Weltbild auflöst in farbige Gestalten und mitreißende Schicksale aller Schattierungen.

Richard Sexau:
Brigitta.
Erzählung.

Sommerlich glühte die Luft.

Grillen zirpten.

Das Schilf raschelte leise, wenn ein lauer Hauch seine Halme bog.

Spielerisch klatschten kleine Wellen gegen den Strand. Am Ufergestein leckten sie empor und zersprangen. Niedliche Fontänen sprühten auf. In Ketten blinkender Perlen rollten Bächlein von den bemoosten Blöcken. Der sonndurchglühte, durstige Kies sog sie gierig in sich hinein.

Riesenbuchen standen am Ufer. Knorrige Stämme und Zweige zerrissen mit dem starren Gefüge ihrer tiefdunkeln Konturen das von feurigen Lichtern durchspielte helle Grün hoher Gebüsche und Laubdächer.

Während es ringsum vor Sonnenglust glitzerte und flimmerte, herrschte unter den Bäumen Düster.

Mächtige Wurzelwülste bildeten Mulden, die üppiges Moos überwucherte.

In einer von ihnen saß, den Rücken gegen einen unförmigen Stamm gelehnt, Berthold Stein, der Forstmeister, ein gepflegter Herr an der Wende der dreißiger Jahre.

Sein bartloser Mund war unmutig verkniffen. Über die nervöse, gutgebildete Stirn zogen sich tiefe Rinnen.

Barhaupt starrte er auf das zuckende Flammenspiel des Sees hinaus. Die Lider hielt er unwillkürlich halbgeschlossen über den brennenden Augen. Stumpf blickten sie wie blinde Spiegel, und sie nahmen das reizvolle Landschaftsbild nicht auf, das Buchenzweige in einen natürlichen Rahmen schlossen.

Weiße Segler tummelten sich draußen auf der blauen Flut. Schlank ragte am andern Ufer ein Kirchturm mit grüner Zwiebel. Hinter beschnittenen Buchshecken, hinter flammendem Ahorn versteckten sich Villen und Herrenhäuser. Vom waldigen Rücken der Insel drüben schossen aus einer Lichtung, gleißend im Sonnenlicht, unzählige Fenster blitzende Pfeile herzu. Wirre Zacken und Zinnen hoher Gebirgswände bildeten den Hintergrund, über den noch störrischere Felsrecken von weither hinweglugten.

Ringsum hallte es von frohen Stimmen, von lustigem Kindergeschrei, von mutwilligen Reden und Scherzen.

Ein hoch mit Heu beladener Kahn zog langsam vorüber.

Würziger Duft wogte in dichten Schwaden vom See her.

Sensen wurden gedengelt.

Harsch fuhr eine unerbittliche Schneide in kräftigem Anhieb durch das Schilf. Rohr auf Rohr fiel.

Das Dickicht lichtete sich. Eine Lücke tat sich auf, die rasch breiter wurde. Das verwetterte Lodengrün eines Gebirglerhuts wurde sichtbar und bald auch noch ein weißes Kopftuch.

Schnitter und Schnitterin setzten ihr Werk emsig fort. Sie rückten dem versonnenen Fremden näher. Das Lied, das die gefräßige Sense sang, drang nun auch zu seinem Ohr: eine einförmige, rauhe Melodie, ein harter Rhythmus.

Zwischen zusammengepreßten Zähnen stieß Berthold Stein zischend den Atem aus, erhob sich mit heftigem Ruck und schritt langsam, den Hut in der Hand, die efeubewachsene Klostermauer entlang, um den Störenfrieden zu entfliehen.

Seine starken, dunkeln Brauen ringelten sich und sträubten ihre Haare nach allen Seiten wie angegriffene Raupen.

Er blieb stehen.

Scheu glitten seine Blicke über den Querbau des Klosters hin, an unzähligen toten Fenstern der Hauptfront vorüber.

Durch das rostrote Gitter eines nie benutzten Tores konnte man den Hof überblicken. Üppig sproßten Gräser und Unkraut aus allen Ritzen der unregelmäßigen Pflastersteine. Ein grüner Teppich breitete sich selbst vor dem Barockportal, das ein ekstatischer Heiliger krönte und zwei Marmorsäulen flankierten.

Stein begann das alles mit fast übertriebener Neugierde zu betrachten, mit einer Art kritischer Sachlichkeit, die, derart zur Schau getragen, erkünstelt wirkte und den Verdacht herausforderte, er wollte dahinter innerliche Ergriffenheit verstecken.

Nirgends war ein Mensch zu erspähen. Kein Geräusch drang aus dem Häusergemenge der kirchlichen Siedlung.

Ein Massengrab, fuhr es in ihm auf. Für Lebendtote. Für Heilige oder Unglückliche, die mit der Welt zerfallen sind, die fliehen müssen vor sich selbst, vor ihren Begierden, vor Strafe, vor . . . . .

Steins linker Mundwinkel verzog sich nach der Seite hin.

Eine tiefe Rinne bildete er, über die hinweg sich beiderseits die Wülste der Wangen beinahe berührten. Das gab seinem Gesicht ein spöttisch hochfahrendes Aussehen, den Ausdruck jener Überlegenheit, wie sie Menschen an den Tag zu legen pflegen, die, weichen Gemütes, viel Kummer erfahren haben und sich endlich gegen des Leides übergroße Fülle durch Kälte und Spott zu wehren mühen.

Wozu mußten auch diese Wunden aufgerissen werden, diese alten Wunden, die so lang gebraucht hatten, um zu vernarben, und die doch schon bei der leisesten Berührung bluteten?

Er lachte bitter auf.

„Kaum vernarbte Wunden, die immer noch bluteten?", höhnte er, seine letzten Gedanken zwischen den Zähnen zermalmend. Was für ein armselig sentimentaler Tropf er doch war, trotz seiner vierzig Jahre.

Was bedeutete ihm jene Frau dort, die nun bald vier Jahrzehnte lang hinter diesen Mauern und Gittern lebte? Er kannte sie ja gar nicht; hatte sie nie gesehen, wenigstens nicht, seit er denken konnte, seit aus dem jammervollen kleinen Tier in Windeln und Wiege ein wirkliches Menschenkind geworden war. Ja, seine Mutter mochte sie wohl heißen, wenn sich der Begriff Mutter darauf beschränkte, uns im Schoß zu bergen, uns ans Licht zu bringen. Aber er beschränkte sich eben nicht darauf. Er umschloß mehr; unaussprechlich viel mehr. Und diese eigentlichen Mutterpflichten hatte jene Frau dort in dem kalten, grauen Haus nie erfüllt. Die hatte sie kaltlächelnd andern zugeschoben. Und drum durfte er sie auch über den andern vergessen. Mit Fug und Recht. Drum war ihm Mutter geworden die zweite Frau seines Vaters. Und als er Mutter Renate vor drei Jahren begrub, da war alles, was sein Gemüt an kindlichem Gefühl barg, mit ihr in die Gruft gesunken; alles.

Die Fremde dort besaß keinerlei Anspruch darauf, nicht den Schein eines Anspruchs. Durch ihr Handeln hatte sie selbst jedes Recht verwirkt; aber auch jedes.

Er schnaubte verächtlich.

Die Erinnerung an sie peinigte nur und beschämte. Sie übte zerstörende Macht aus, auch heute noch, da er in vollem Mannesalter stand.

Ihr ganzes Geschlecht beschmutzte sie ihm, vergiftete durch Argwohn jedes Gefühl, das in ihm aufkeimen wollte, raubte ihm für immer das Glück der Ehe, der Familie.

Ein Fluch war es, der von dieser Frau ausging.

Wie sollte er je den Mut finden, eine Heirat zu schließen?

Zwar gab es gewiß edle, reine Frauen, blinden Vertrauens wert. Daran zu zweifeln, wäre ein Verbrechen. Und Gabriele ..... Ach was!, keuchte er voll Hohn. Ich werde wohl der Tor sein, Ehre und Namen einem weiblichen Wesen auszuliefern, da nicht einmal die eigene Mutter heilig hielt, was ihr anvertraut war.....

Allerdings; recht eindeutig klar hatte er nie erfahren, weshalb diese Frau so kurz nach seiner Geburt den Vater verlassen, was alles sich zuvor abgespielt hatte im elterlichen Heim. Vielleicht wußte es überhaupt niemand vollkommen genau. Der Vater jedenfalls zog sich zurück, wie eine Schnecke in ihr Haus, streifte das Gespräch je seine erste Ehe. So offenherzig er sonst war, so verschlossen gebärdete er sich in diesem Punkt.

Niemals hatte er darüber auch nur ein Wort verlauten lassen. Dies Erlebnis der ersten Ehe mußte ihm bis zum Tode wie ein Gift im Körper gefressen haben. In seinem heiligsten Gefühl mußte er damals verwundet und gekränkt worden sein. Sonst wäre solch verbissene Härte bei diesem gütigen Mann undenkbar gewesen.

Mutter Renate zwar hatte von jeher mit allen Mitteln jede unschöne Auslegung von Brigittas Flucht bekämpft. Ihr Seelenheil verpfändete sie für diese Frau. Ihr wortkarger Mund wurde beredt, galt es laute oder stumme Anklagen zurückzuweisen, zu entkräften.

Die Leute mochten sagen, was sie wollten. An Brigitta sei nie und nimmer ein Fehl gewesen. Kein unreiner Gedanke habe je Raum gefunden in ihrem Kopf. Einen Menschen, so unfähig jeder unvornehmen Regung, jeder häßlichen Tat, gäbe es ein zweites Mal auf dem ganzen Erdenrund nicht wieder.

Wie oft ereiferte sich die gute Mutter Renate. Sie hätte ja lieber den Schmutz der ganzen Welt auf sich gehäuft, als zugestanden, was für Schwächen und Laster ringsum die Menschheit beschmutzten. Ihre edle Seele wäre niedergebrochen, würde sie nicht mehr haben beschönigen, entschuldigen können.

Und am Kind Brigittas hätte sie — ihrer Überzeugung nach — den entsetzlichsten Frevel begangen, würde sie auch nur das kleinste Fleckchen auf dem Erinnerungsbild seiner Mutter geduldet haben.

Im Grunde wußte sie selbst ja auch nichts. Ein Rätsel war für sie wie die andern Brigittas Flucht gewesen. Aber „wir brauchen nicht alles zu verstehen", pflegte sie zu sagen. „Wir brauchen nur zu glauben. Und daß Brigitta ernst mit sich rang, den rechten Weg zu finden, das steht unerschütterlich fest. Selbst wenn sie sich geirrt hätte, dürften wir ihr daraus einen Vorwurf machen? Das Gute hat sie bestimmt gewollt. Und nur darauf kommt es an. Nicht auf das Gelingen."

Hart und bitter hatte der Vater zu solchen Worten gelächelt. Oder Renate die Hand zärtlich gestreichelt und nicht ohne Spott gebrummt: „Gott erhalte dir deine Reinheit, du liebes Kind!"

Ja, ein wahrer Engel war sie gewesen, Mutter Renate. Und ein Kind geblieben, ihr Leben lang. Durch eine rosenfarbene Brille hatte sie die Welt betrachtet, hatte ihr eignes, gütig vornehmes Denken auch ihren Mitmenschen untergelegt. Und wenn man sie neckte, wie leicht sie sich belügen ließ, meinte sie nur ganz nebenbei: „Ist nicht eine wohltuende Lüge besser, eine, die uns Kraft gibt, unsre Pflicht zu tun, aufzubauen, besser als alle Erkenntnis, wenn sie lähmt, wenn sie zerstört?"

Sie hatte wohl recht. Aber eben darum war auch von ihren Anstrengungen nicht gerade viel zu halten, die sie zur Verteidigung seiner Mutter unermüdlich unternahm. Sollte es ihr hier nicht auch nur um die wohltuende Lüge zu tun sein? Ja, mußten ihre Worte nicht nachgerade als Hohn wirken? Wenn Brigitta wirklich ein so vornehmes Geschöpf gewesen war, weshalb hatte sie dann ihren Mann verlassen? Weshalb war sie von Hause fortgelaufen und nie wiedergekehrt, obwohl man sie flehentlich darum bat? Weshalb verleugnete sie jedes mütterliche Empfinden ihm gegenüber, jedes Pflichtgefühl? Weshalb . . . . .? Ein hilfloses Kind leichtfertig Fremden zu überlassen, das war Verrat, war Sünde wider den heiligen Geist.

Was mochte ihr nicht alles auf dem Gewissen lasten! Welche Schuld hatte sie wohl auf sich geladen! Eine Frau verrät so Mann und Kind, verrät so jeden bessern Instinkt nur, wenn andre, stärkere Gefühle . . . . . .

Nicht daran denken, nicht daran denken!, stöhnte Stein. Sonst brachte er die Kraft nicht auf, ihr gegenüberzutreten. Sonst waren alle guten Vorsätze in den Wind geweht. Sonst kehrte er jetzt noch um. Das aber durfte er nun nicht mehr.

Er hatte sein Wort verpfändet.

Warum war er nicht bei seiner ursprünglichen Weigerung verharrt? Der Impuls des ersten Augenblicks hatte ihn doch das einzig Richtige wählen lassen.

Nie hätte er für möglich gehalten, daß die Frage einer Begegnung je an ihn herantreten konnte. Wer einmal im Kloster war, der blieb für seine Angehörigen gestorben. Von Ausnahmen hatte er nie gehört. Diese Ausnahme jedoch trat an ihn heran. Durch irgend einen Zufall hatte die Protektorin des Klosters, eine königliche Prinzessin, davon gehört, wie sehnlich Schwester Brigitta danach verlangte, ihren Sohn in die Arme zu schließen, bevor sie diese Zeitlichkeit segnete. Ihre hilfsbereite Menschenfreundlichkeit hatte sie nicht ruhen lassen. Sie versprach der Greisin, ihr den letzten Wunsch zu erfüllen. Als Mitglied des regierenden Hauses durfte sie ins Kloster einführen, wen ihr gutdünkte.

In ihrem Auftrag hatte sich ihre Hofdame an Stein gewandt. Er lehnte rundweg ab. Die Prinzessin ließ sich nicht einschüchtern und nutzte einen Besuch in seinem Forstbezirk dazu, sich mit ihm auszusprechen.

Nicht nur königlicher Herkunft, ein königlicher Mensch auch war diese Frau, warmblütig, voll starken, natürlichen Empfindens, unverbildet, hilfreich und großdenkend. Sie hatte Worte gefunden, die ihm selbst seine Haltung erbärmlich erscheinen ließen. Sie hatte sich für Schwester Brigitta eingesetzt, als sei es ihre eigne Mutter, und nicht früher von ihm abgelassen, als bis er beschämt versprach, sie aufzusuchen.

Mit dem nächsten Dampfer wollte die Prinzessin auf die Insel kommen. Am Klostertore sollte er sie erwarten.

Nein. Er wollte ihr Vertrauen nicht betrügen. Mochte auch geschehen sein, was es immer war. Mit den Jahren hatte er ja gelernt, mild zu denken, zu verstehen, nicht abzuurteilen. Jene Frau dort im Kloster war nun über die siebzig hinaus. Sie hatte abgebüßt. Lag ihr so viel daran, ihre Schuld zu bekennen — um etwas anderes konnte es sich ja kaum handeln — glaubte sie, erst nach dieser Beichte in Frieden von der Welt scheiden zu können, dieses Verlangen mußte er ihr erfüllen. Jeder Fremden hätte er solchen Trost gewährt.

Nun, viel mehr als eine Fremde war ja auch Schwester Brigitta allerdings nicht für ihn. Aber eben drum wollte er ihr so schonend begegnen, wie ein Mensch dem andern nur begegnen konnte.

Die Zeit kroch. Stein zog die Uhr.

Der Dampfer müßte längst angelegt haben.

Wie um seine Ungeduld zu bannen, warnte eine Sirene, und schon bog der weiße Leib eines unförmigen Raddampfers um die nördliche Inselspitze.

Als Stein am Klostertore anlangte, strömten bereits die ersten Passagiere den Landungssteg herein.

Von weitem grüßte ihn die Prinzessin.

„Bis zu diesem Augenblick, lieber Herr Forstmeister, hatte ich immer noch gefürchtet, Sie ließen uns im Stich." Sie streckte ihm die Hand entgegen. „Wenn es uns Frauen betrifft, sind ja die Männer oft so unzuverlässig. Das soll kein Tadel sein. Unsre Empfindungswelten gehen von Natur aus gar weit auseinander. Das erklärt so manches."

Sie schritt die leichte Höhe hinan. Ihre Hofdame konnte kaum folgen. Stein an ihrer Seite mühte sich um ein paar abgemessene Worte. Aber die Prinzessin wollte von höfischem Brauch und Herkommen nichts wissen.

Am Klostertor hielt sie inne.

„Und nun denken Sie daran, Herr Forstmeister, daß Sie einer armen Menschenseele ihren Frieden geben können, daß von Ihrem guten Willen abhängt, was sonst so selten in unsre Hand gelegt ist. Und seien Sie gütig. Ich bitte darum. Es bleibt doch Ihre Mutter."

Stein verbeugte sich stumm. Schmerzlich stieg das Bewußtsein in ihm auf, daß auch diese Frau Schwester Brigitta innerlich verurteilte; daß auch sie ihr jene Schuld beimaß, die schwerste, die eine Frau je auf sich laden konnte.

„Lassen Sie uns aber nicht länger zögern! Wie ungeduldig mag die Arme diese Stunde herbeigewünscht haben!"

Weitausschreitend ging sie voran durch den ausgestorbenen Klosterhof.

Aus dem Dunkel des Tores trat ihnen die Pförtnerin entgegen, schlüsselbundrasselnd, behäbig, wie ein Bild aus längstvergangener Zeit.

Die weitläufige Halle dröhnte unter den raschen Schritten. Geführt und umgeben von einem Kreis von Schwestern tastete sich am Stock eine ehrwürdige Greisin die breite Freitreppe herab.

Auf sie hielt die Prinzessin zu.

Ihr Wink übertrug die Führung des Forstmeisters der Pförtnerin. Mit leichtem, mahnendem Gruß verabschiedete sie sich von ihrem Schützling.

Stein folgte der schweigsamen Laienschwester, die, ohne ihn anzuschauen, ja das Gesicht geradezu vor ihm versteckend, zur Seite abbog in einen dunkeln, kalten Gang.

Vor einer vergitterten Türe hielt sie.

Eine Bewegung der verarbeiteten Hand gebot dem Gast, zu klopfen.

Als Stein, einen Augenblick unschlüssig, sich mit einer Frage an die stumme Begleiterin wenden wollte, war sie geräuschlos verschwunden.

Eine ungewöhnliche Erregung würgte den Forstmeister.

In seinen Ohren brandete es. Er hörte nicht, ob ihn jemand zum Eintreten aufforderte. Nach einer Weile pochte er von neuem.

Als er immer noch nichts vernahm, drückte er schließlich die Klinke nieder.

Die Helligkeit, die von Himmel und See durch das der Türe gegenüberliegende Fenster drang, blendete so stark, daß Stein kaum die Umrisse einer mittelgroßen Gestalt gewahrte, die sich schwerfällig von einem Betschemel erhob und langsam, schwankend auf ihn zuschritt.

Er erwiderte wortlos den sanften Druck der schmalen, knöchernen Hand, die ihm entgegengestreckt wurde.

Sein Herz schlug stechend gegen die Rippen. Nur mühsam atmete er. In den Kniekehlen wurde ihm schwach.

Wieder bäumten sich die Raupen seiner Brauen.

Mit müder Geste lud ihn Schwester Brigitta ein, auf dem am Fenster stehenden Stuhl Platz zu nehmen. Sie selbst setzte sich ihm gegenüber in einen Ohrensessel.

Jetzt erst, mit dem Rücken gegen das Licht gewandt, fand er sich in dem frostigen Sprechzimmer zurecht. Seine Augen streiften voller Unruhe über das dürftige Mobiliar, über Kruzifix, Weihwasserbecken, über die schmucklose, gekalkte Wand. Nicht ohne Widerstreben, nicht ohne geheime Angst stahlen sie sich scheu hin zum Gesicht Schwester Brigittas. Hier hafteten sie gebannt.

Falte um Falte hatte der Kummer in dies schmale, edle Antlitz gezeichnet. Der leidvolle Mund schien, indes er heiser ein paar Worte des Dankes stammelte, vor verhaltenem Weh zu zucken. Aus den fast übergroßen, verschleierten Augen, die ängstlich forschend an dem Besucher hingen, klagte ein verlorenes Leben. Oder deutete er den schmerzlichen Ausdruck falsch?

Nein, so sah ein Mensch nicht aus, den Reue und Selbstvorwürfe zerfleischten, der nicht genug Buße tun konnte, um ein schmähliches Verbrechen von sich zu waschen.

Innerer Friede, geläutertes Wissen um der Dinge Tiefe, opferfrohe Hingabe, das war der Inhalt dieses Frauenantlitzes. Hätte er irgendwo draußen solch ein Wesen begegnet, er würde nicht geruht haben, bis er ihm näher gekommen wäre. Das Herz ging ihm auf.

Wenn man hier nicht vertrauen konnte, unbedenklich, schrankenlos, wo gab es dann noch Lauterkeit auf der Welt?

Wieder verzog sich Steins linker Mundwinkel, wie abwehrend. Ein Menschenkenner war er schon, trotz seines reifen Alters, daß jede Larve ihn ködern konnte.

Seine Befangenheit wich, während die Schuld dieser Frau wie ein Krampf sein Hirn durchzuckte.

Aber auch Schwester Brigitta, die fühlte, welche Feindseligkeit plötzlich in ihm aufstand, ward ihrer Erregung Herr.

„Seit deines Vaters Tod . . . ." Sie unterbrach sich. „Blieb . . . .", sie hielt den Atem an und schluckte beschwerlich, „blieb seiner Ehe . . . . das Glück treu? . . . Bis zum Ende? . . . . Ich meine . . . erfüllte sie, wonach ihn verlangte?"

Stoßweise rang sie sich diese Fragen los. Angst machte ihre Augen starr, verzerrte die blutleeren Lippen. Man merkte, sie war entwöhnt zu sprechen, und griff daher auch leicht zu ungebräuchlichen Wendungen.

„Ich glaube", triumphierte Stein, „kein Mann hatte je einer Frau mehr zu danken als er Mutter Renate."

Es bereitete ihm grausame Freude, dies zu sagen, grausame Freude, in das Wort Mutter hingebend kindliche Liebe zu legen.

Aber anstatt daß Schwester Brigitta von seinen Worten wie von einem Peitschenhieb getroffen taumelte, glätteten sich ihre Züge, und die großen Augen strahlten Genugtuung, ja Weihe, verzückt schier, wie die erdabgewandten Blicke gefolterter Heiligen auf alten Kirchenbildern.

Stein wurde unsicher.

„Wenn ich nun zu dir rede, Berthold", fuhr die alte Frau fort, „bei meinem Gott schwöre ich, für jedes Wort verpfände ich meine Seligkeit. Wehre also dem Zweifel! Beschmutze nicht uns beide damit! Wem der Tod die Hand schon über den welken Scheitel hält, der pflegt nicht zu lügen."

Der Forstmeister nickte heftig mehrmals mit dem Kopf und hielt angespannt dem Blick stand, der sich groß und schuldlos in seine Augen heftete.

Nein; diese Frau log nicht, beschönigte nichts . . . .

Die Zimmerdecke knarrte unter einem schlürfenden Schritt. Aus einem Riß blätterte von oben ein Kalkschiefer los und klatschte splitternd auf den Boden.

Mutter und Sohn schraken zusammen. So gell zerriß der armselige Laut die bange Stille.

„Nicht meinetwegen rief ich dich", kam es endlich wieder leise und zögernd von den zitternden Lippen. „Nicht meinetwegen allein wenigstens. Ein Leben lang habe ich dem Urteil der Welt getrotzt. Nicht aus Eigensinn; nein. Nur weil es besser war so und notwendig für . . ." Sie brach wieder ab und rückte in ihren Stuhl zurück. „Aber du, Berthold . . . . Ich kann mir vorstellen, was es heißt, von seiner Mutter gering oder gar schlecht denken zu sollen. Ich kann es mir vorstellen. Und ich habe darunter nicht wenig gelitten. Gewiß nicht weniger als du selbst. Das muß endlich ein Ende nehmen. Dein Glaube soll dir wiedergegeben werden. Deine Erinnerung darf nicht länger vergiftet sein, noch deine Zukunft aufs Spiel gesetzt."

In Berthold standen Zweifel auf und bitterböse Worte. Das hatte sie sich ja alles recht hübsch zurechtgelegt und ihre Rede feinsäuberlich vorbereitet. Nun, er hätte es sich denken können, daß sie nach allem, was sie verbrochen hatte, doch eher darauf ausging, sich von aller Schuld reinzuwaschen, denn in rückhaltslosem Bekenntnis seine Verzeihung und ihren Frieden mit Gott zu erringen.

„Wie soll ich dir nur alles sagen?", fuhr sie unbeirrt fort. „Nächtelang bin ich wach gelegen und habe mir diese Stunde ausgemalt, die mich rechtfertigen sollte. Alles, alles war mir gegenwärtig. Wie mit feurigen Zungen sprach ich zu dir. Und jedes Wort besaß Licht und Kraft. Wie von selbst wuchs die ganze Vergangenheit aus meiner Rede. Du konntest sie nacherleben, verstandest alles so gut und schenktest mir, was ich ein Leben lang entbehrte, Kindesliebe . . . ." Die alte Frau seufzte auf und schloß mit einer jammervoll hilflosen Geste. „Doch nun . . . . Jedes Wort dünkt mich selbst unnatürlich, gekünstelt. Ich fühle, wie kalt, wie kritisch du mich betrachtest. Merke, daß du trotz meines Schwurs meinst, ich wollte dir eine Komödie vorspielen . . . Ach, leugne es nicht! Wozu auch? Ich hab' ja vor dir kein Recht . . . . Und das benimmt mir den Mut."

Stein lehnte sich auf gegen den wachsenden Einfluß Schwester Brigittas. Dem Andenken seines Vaters zu lieb durfte er nicht schwach werden. Er stand hier nicht so sehr als Sohn dieser Frau, die nie auch nur eine Hand für ihn gerührt hatte, denn als Sohn seines noch im Tod bewunderten Vaters.

Tiefgekränkte Ehre zu rächen galt höher als mit großmütig gedankenloser Geste Unsühnbares zu verzeihen.

„Ist es ein Wunder . . . .?", er stockte. Wie sollte er diese Frau anreden? Das Wort Mutter brachte er nicht über die Lippen. Ihm war, als bestähle er sonst Renate, als beschmutze er die Tote. „Ist es ein Wunder, daß wir uns fremd sind? Vielleicht wäre es besser gewesen, diese Begegnung zu meiden. Von mir aus hätte ich sie nie gesucht. Verzeih . . . .".

Die alte Frau wandte sich ab, um zu verbergen, was ihr im Auge bitterlich brannte.

„Du bist hart, mein Sohn."

„Die Erinnerungen, die der heutige Tag aufwühlt, sind nicht dazu angetan . . . ."

„Hat dein Vater dir je Rede gestanden?"

Stein schüttelte heftig den Kopf.

„Und Renate?"

„Sie sprach nur gut von dir und voll Verehrung. Mit allen Mitteln suchte sie dein Andenken zu retten. Aber ihr Bemühen war krampfhaft. Und darum erreichte sie . . ."

„Das Gegenteil von dem, was sie anstrebte. Ich dachte es mir. Kannst du nun, Berthold, nicht für eine Stunde das alles ausschalten? Jugend, Vater,

Renate? Kannst du vergessen, wer ich bin? Mir einfach Gehör schenken? Oder nicht mir; einer gleichgültigen, fremden, alten Frau vielmehr, die dir eine Geschichte von gleichgültigen, fremden Menschen erzählen will? Nicht zu ihrer Verteidigung. Nicht um andre ins Unrecht zu setzen. Nur damit sie einem gequälten Herzen Genugtuung verschafft und ein andres Menschenkind vom bittersten Zweifel befreit. Nun, willst du das? Welchem armen, alten Menschen schlügest du wohl diese Bitte ab? Nun? Also?"

„Dazu bin ich ja hergekommen", murmelte Stein.

Schwester Brigitta lehnte den Kopf wie in jäher Erschlaffung gegen das Ohrpolster ihres Sessels. Über die schwärmerischen Augen fielen die schweren, gewölbten Lider herab. Ihre Rechte, eine schlanke, runzlige Kinderhand, öffnete und schloß sich in ihrem Schoß.

„Es ist eine ganz stille Geschichte. Ein wenig versonnen. Vielleicht zu sehr aufs Innerlichste bezogen, auf die seelischen Geheimnisse ihrer Personen. Und doch . . . . vermute ich, daß sie dich nicht langweilen wird. Ich habe Zeit gehabt, sie mir zurechtzulegen; Zeit gehabt, allen Beweggründen ihrer Gestalten, der feinsten Verästelung aller Geschehnisse nachzuspüren. Ich glaube auch, ich kann jetzt rein sachlich erzählen, aufs Wesentliche beschränkt, wie alles ineinander griff. Damals, als die Geschichte spielte und ich mitten drin stak, da wußte ich ja nicht einmal ich selbst, wie sie verstehen. Erst die weite, weite Entfernung gab den rechten Überblick." Wieder hing sie allerlei Gedanken und Bildern nach. Am Wechsel ihres Mienenspiels war es deutlich zu erkennen. Ihren Besucher schien sie vergessen zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

R u n d s c h a u

L i t e r a r i s c h e R u n d s c h a u.

Von Professor Dr. Heinrich Brömse.

Der Staatsgedanke ist zu einem Gipfelpunkt im Reiche des Geistes geworden. Er war es nicht immer und wird es nur bleiben, wenn er nicht durch platte Nützlichkeitsmoral abgeflacht wird, sondern, auf wesenhafter Erkenntnis des Endlichen begründet, freien Ausblick ins Unendliche gewährt. Um die Weltanschauung zu beherrschen, muß er selbst die großen Gedanken der Menschheit in sich aufgenommen haben. Aber er ist mehr als bloße Erkenntnis, er ist zugleich Wille zur Tat. Beides zusammen ergibt erst seinen Sinn und Zweck. Politisches Wollen ohne Erkenntnis ist sinnlos, politisches Erkennen ohne Wollen ist zwecklos. Wir Deutsche haben uns öfter dies als jenes vorzuwerfen gehabt. Wer über den Staatsgedanken sprechen und damit die Gegenwart fördern will, muß als Geschichtskenner und Geschichtsphilosoph die Vergangenheit begreifen und begreiflich machen und zugleich umsichtig Zukünftiges vorbereiten helfen.

Es scheint mir, daß E r n s t K r i e c k in seinem Buch „D i e d e u t s c h e S t a a t s i d e e"*) erstere Bedingung erfüllt. Es ist erfreulich, zu sehen, mit wie gründlichem Ernst der Verfasser den Gedanken durchführt, daß die Ideen die treibenden und leitenden Mächte in der Geschichte sind — auch, vielleicht nicht einmal immer bewußt, bei den großen schöpferischen Männern, die sich scheinbar nur von der Erfahrung leiten lassen und als Realpolitiker die Geschicke der Völker meistern. Ist es doch bei Bismarck nicht anders als bei Goethe, dessen Schaffen, unbeeinflußt von der Theorie, in staunenswertem Einklang mit den wertentscheidenden Normen für das Geschaffene steht. (Worüber Simmel in seinem geistreichen Goethebuch gehandelt hat.) Das ist das Geheimnis menschlicher Größe, daß sich in ihr Subjektives und Objektives, Freiheit und Notwendigkeit ohne Zwang zusammenfinden.

Krieck greift nach gehaltvollen einleitenden Abschnitten über das Wesen des Staates und des deutschen Nationalbewußtseins weit in die Vergangenheit zurück, auf den Unterschied des römischen und germanischen Rechts, das absolute Königtum, die Lehren des Naturrechts, die Bildungsphilosophie der Aufklärung, die von Humboldt zusammengefaßt wird. Er spricht dann ausführlich von dem preußischen Reformwerk, den Ideenkreisen Steins und Hardenbergs, und findet den Höhepunkt seiner Darstellung in den drei großen

*) Die deutsche Staatsidee. Ihre Geburt aus dem Erziehungs- und Entwicklungsgedanken. Jena, 1917, E. Diederichs. 224 S. Mk. 5.—(6.50).

Meistern des deutschen Idealismus: in Fichte, Schelling — dessen staatsphilosophische Grundbegriffe erst von Adam Müller durchgeführt werden — und Hegel. Fichte, der das entscheidende Wort in der Entwicklung der deutschen Staatsidee spricht, lehrt den Erziehungsstaat, Müller auf Schellings Bahnen den Staat als Organismus, Hegel krönt das Werk, indem er das Verhältnis des Staats zur geschichtlichen Entwicklung zeigt und das bis dahin Geleistete in strenger Methode zusammenfaßt. Die Liebe des Verfassers gehört mehr Fichte als Hegel, dessen Größe er zwar rühmt, dem er aber auch manche, wie mir scheint, nicht immer berechtigte Vorwürfe macht, ohne doch seinen Geist verleugnen zu können. Beispielsweise: War Hegels System wirklich unfruchtbar, da doch sein Fortwirken, wenn auch nicht schulmäßig, bis heute und heute wieder in verstärktem Maße zu spüren ist? Hat er, um eine Einheit herzustellen, die Vielheit vernichtet, da er doch mehr als irgend ein andrer Denker der Neuzeit den ganzen Reichtum der Wirklichkeit vor uns entfaltet? Liegt — abweichend von Hegels Ansicht — „in der subjektiven Auflehnung gegen das Seiende" die höhere Vernunft, während jene doch höchstens nur ein Mittel ist, das trotz seines Mangels das Gute schaffen kann?

Die „Nachblüte der Ideen" — besonders in Lagarde — und die vorläufig abschließende Erfüllung durch Bismarck werden klar und knapp, letztere vielleicht zu knapp dargestellt.

So lichtvoll und anregend alle rückschauenden Abschnitte wirken, so scheint mir das, was der Verfasser an Gedanken und Vorschlägen über die künftige Neugestaltung äußert, nicht ganz auf der gleichen Höhe zu stehen und bedürfte mindestens noch einer gründlichen Vertiefung und Erweiterung. Mitteleuropa ist auch ihm das wichtigste Kriegsziel, ein neuer Ständestaat mit einem Ersatz des heutigen Parlamentarismus durch Wahlen nach Berufsorganisationen der erstrebenswerte Zustand für die innere Politik — wobei er sich freilich auf ein Wort Bismarcks berufen kann, aber doch noch manche Einwände widerlegen müßte.

Das Werk behandelt den Staat als geistigen Organismus; das, was diesen in seinen Naturbedingungen begründet, seine Wurzel im Dasein des Volkstums, wird nur gestreift und dann beiseite gelassen. Kaum zum Vorteil der Sache, da wohl die durch den Weltkrieg geschaffene Lage die ethnologischen Fragen hinter den staatlichen im engeren Sinne hat zurücktreten lassen, diese aber doch nach einer Aussprache gerade auch in einer Staatsphilosophie verlangen.

Wertvolle Beiträge zu einem Ausschnitt aus diesem Gebiet liefert ein Sonderheft der Zeitschrift „Deutsche Kultur in der Welt"*), das aus der Feder berufener Sachkenner über das Deutschtum in den Karpathenländern und in Ungarn berichtet und geeignet ist, nicht nur nützliche Kenntnisse zu verbreiten, sondern auch das Gewissen zu schärfen.

Die reizvolle und dankenswerte Aufgabe, in einem Sammelwerk zu zeigen, was die deutschen Dichter von Volk und Vaterland gesagt und gesungen haben, ist nach manchen Vorgängern von Adolf Bartels**) neu in Angriff genommen worden. Er sucht sie in zwei Bänden auf breiter Grundlage — von Walther von der Vogelweide bis zur jüngsten Gegenwart — zu lösen. Bei aller Anerkennung des

---

*) Deutsche Kultur in der Welt. Sonderheft: Karpathenländer und Ungarn. Herausgegeben von der Deutschen Kulturpolitischen Gesellschaft. Leipzig, 1917, Koehler. 56 Seiten.

**) Volk und Vaterland. Deutschvölkisches Dichterbuch. Herausgegeben von Adolf Bartels. Halle, R. Mühlmann (M. Große), 1917. Zwei Bände). XCI u. 527, 484 S. Mk. 12.50 (15.—)

Sammeleifers und des erzieherischen Zweckes läßt sich doch Widerspruch nicht ganz unterdrücken. Die sehr lange Einleitung enttäuscht durch ihre Bedeutungslosigkeit. Gewiß finden sich ein paar tiefer gehende Gedanken, aber im ganzen bietet sie neben Selbstverständlichkeiten Unnötiges: leere Aufzählungen von Namen und Titeln mit Zeugnisnummern, Fehdeworte gegen „Ästheten", Literaturgelehrte und sonstige Widersacher, Bemerkungen über des Verfassers eigene Art und Kunst. Bedenklicher ist, was Bartels als Grundsatz für die Wertung vaterländischer Dichtung darlegt: es komme bei ihr „auf das Spezifisch-Poetische unter Umständen" gar nicht an, „wenn nur die rechte Gesinnung kraftvoll hervorträte; könne da ein schlechtes Gedicht nützen", so sei ihm auch dieses recht. Glücklicherweise enthält die Sammlung Besseres, als diese Aussicht verheißt, aber künstlerisch Minderwertiges voll übler Rhetorik kommt noch übergenug vor. Andererseits fehlt manches, was man ungern vermißt. Einiges ist wohl nur zufällig weggeblieben oder für die in Aussicht gestellte größere Ausgabe aufgespart. So könnte man noch getrost über Walther hinaus in die Vergangenheit gehen und aus der althochdeutschen Zeit etwa das Ludwigslied bringen. Schillers hinterlassenes Werk „Deutschlands Größe", wenn auch nur Bruchstück, Kleists „Letztes Lied", Platens Parabase aus dem „Romantischen Ödipus": „Seit ältester Zeit hat hier es getönt" würden auch in dieser Volksausgabe vortrefflich am Platze sein. Auch von Liliencron könnte weit mehr gegeben sein. Anderes ist augenscheinlich aus Grundsatz beiseite gelassen. Natürlich Heine, dessen allgemeine politische Haltung den Herausgeber doch nicht hätte hindern sollen, aus den „Zeitgedichten" die Lieder „Lebensfahrt" und „Deutschland" aufzunehmen; und wenn der Rahmen des Buches so weit gespannt ist, daß alles, was deutsches Volkstum und Wesen offenbart, darin zugelassen wird, daß sich Gedichte wie Chamissos „Tragische Geschichte" und Mörikes „Auf einer Wanderung" darin finden, so sollte auch dem Lied von der Lorelei ein Plätzchen gegönnt sein. Aber es war ja nicht nur die allgemeine politische Haltung Heines daran schuld! Um andere Beispiele zu erwähnen, die in dasselbe Kapitel gehören: daß Lissauers „Haßgesang" fehlt, läßt sich verteidigen, aber einige Gedichte aus „1813" würden doch wohl solcher Sammlung zur Zierde gereichen. Noch weniger ist zu billigen, daß Zuckermanns prachtvolles „Österreichisches Reiterlied" ausgeschlossen ist.

Ein Wort noch über die Anordnung. Sie ist nach dem Alter der Dichter vorgenommen, aber die daneben durchgeführte Einteilung in sieben Bücher nach allgemeinen Gesichtspunkten wird dadurch oft haltlos und irreführend. Die Überschriften der einzelnen Bücher passen für viele Gedichte nicht. Besonders lästig wirkt dies bei den Liedern aus dem gegenwärtigen Krieg, die zum großen Teil nicht in dem Kapitel, das dem Weltkrieg gewidmet ist, zu finden sind, sondern schon früher aufgesucht werden müssen. Also entweder rein zeitliche Folge oder Anordnung nach allgemeinen Gesichtspunkten! Vereinigen läßt sich beides kaum. Vielleicht wäre für die vorliegende Ausgabe, die vorwiegend volkstümliche Absichten verfolgt, doch letztere Anordnung zweckentsprechend und die rein zeitliche für das in Aussicht gestellte größere Sammelwerk, bei dem man vielleicht eine mehr wissenschaftliche Methode voraussetzen darf.

Ein bescheideneres Seitenstück zu dieser Sammlung bildet das von Knabe und Zellmann herausgegebene Buch „Luther und sein Werk in Ge-

dichten." *) Sie sind nach dem Leben des Reformators geordnet und bringen neben vielen gutgemeinten Reimereien auch manches wirklich gute halbvergessene Gedicht neu zum Vorschein. Gern möchte man mehr Stücke aus älterer Zeit dabei sehen. Als Volks- und Jugendbuch soll das Werk unter den Lutherschriften dieses Jahres empfohlen sein. Übersichtliche Verzeichnisse nach Dichtern und Gedichtanfängen würden den Gebrauch erleichtern.

Geschichtlich bedingt sind auch die folgenden Erzeugnisse der jüngsten Literatur, bedingt durch das große Erlebnis des Weltkrieges. Hans Barth nimmt in seinen „Römischen Xenien" **) mit wohlgezielten Geißelhieben Abschied von dem Lande, das er in langjährigem Aufenthalt kennen gelernt zu haben glaubte und das ihm sein wahres Gesicht doch erst zuletzt in schmachvollem Treubruch zeigte. Nun ist ihm Italien, das einst seine zweite Heimat war, nur noch eine Erinnerung. Wie klatschen die Schläge, wie sitzen die Hiebe! Und zuweilen erreicht er eine wahrhaft ergreifende Wirkung: dort, wo als Grundton das wehe Gefühl enttäuschter Liebe durchbricht. Wenn es auch an Wiederholungen nicht fehlt, nicht alles gleichwertig ist, die Distichen nicht immer musterhaft gebaut sind, so ist das Büchlein doch wie eine Tafel, die man nicht verlassen mag, ehe man alles Dargebotene gekostet hat.

Auch Ernst Bowinckels Gedichte „Erscheinungen" ***) sind zumeist durch den Krieg angeregt.

Der Krieg steigt zu Pferde.
Der Wahnsinn streicht die Geige:
Auf den Wegen der Erde
Geht die Schönheit zur Neige.

Er liebt, wie das jetzt so Mode ist, eine harte Sprach- und Versform, die mit Gedanken und Worten wie mit Felsstücken umgeht, doch scheint es mir, als ob diese gewaltsame Ausdrucksweise der innerlichen und gemütvollen Natur des Dichters nicht recht entspräche. Fast überall finden sich Zeichen lebhafter Phantasie und Gestaltungskraft, fast überall aber auch Hemmungen, die diese nicht voll zur Geltung kommen lassen. Am höchsten steht mir das eindrucksvolle Gedicht „Die Bücher", das den Geisterbesuch eines gefallenen Gelehrten in seinem Arbeitszimmer ergreifend darstellt.

Wilhelm Vershofen gibt in seinem Buch „Amerika" *) drei flotte Satiren, in denen die Geschäftskniffe, die Habgier, die Heuchelei der Nordamerikaner nicht übel verspottet werden. Hinter seinen größeren Werken „Der Fenriswolf" und „Das Weltreich und sein Kanzler" stehen sie zurück, aber sie verdienen als eigenartiger literarischer Beitrag zur Zeitgeschichte gelesen zu werden.

Auch aus der Zeit geboren, aber gegen ihre Forderung gerichtet ist das Werk eines Schweizer Dichters, „Der Morgen", Tragödie von Hans Ganz.**) Eine Anklageschrift gegen den Krieg, erfüllt von demokratischen, zwischenstaatlichen, friedenheischenden Gedanken, die just am ungeeignetsten Stoff, am Trojanerkrieg, in Erscheinung treten. Daß der Verfasser mit der Sage willkürlich umspringt, daß er Allermodernstes hineinmengt, daß seine Gründe gegen den Krieg trotz ihrer Leiden-

*) Zum vierhundertsten Geburtstage der Reformation gesammelt und herausgegeben von Alfred Knabe und Reinhold Zellmann. Mit 1 Bildnis Luthers und 14 Abbildungen von Denkmälern. Halle, Hermann Gesenius, 1917. VII u. 148 S.

**) Die heulende Wölfin. Römische Xenien. Stuttgart, 1917, Julius Hoffmann. 48 S. M. 1,—

***) Cöln, 1917, Salm-Verlag. 37 S. M. 1,25

*) Amerika. Drei Kapitel der Rechtfertigung. Jena, 1917, E. Diederichs. 44 S. M. 1,30 (1,80)

**) Zürich, 1917, Rascher & Co. 198 S. M. 4,—

schaftlichkeit nicht recht überzeugen, mag noch hingehen. Aber daß sich aus diesen siebzehn Bühnenbildern mit all ihrer Aufgeregtheit und bunten Handlung kein dramatisches Schicksal gestaltet, daß die Motive, allzusehr gehäuft, krampfhaft verzerrt, wild verworren, sich nebeneinander zerfasern, ohne zu einem Ganzen gewirkt zu werden, das scheint mir nicht entschuldbar zu sein. Dabei ist, nach Einzelszenen zu urteilen, fraglos bedeutende, an Shakespeare geschulte Kraft vorhanden, die aber in ihrer Überhitztheit wie im Gefühl so in der Sprache mit dem Verfasser durchgeht. Das Werk ist wie gärender Most; es ist zu hoffen, daß uns der Dichter noch einmal edlen Trank darreichen wird.

Rundschau der Kriegsliteratur XXVIII.

Von Dr. iur. Kurt Ed. Imberg.

Eine wertvolle Sammlnng von Quellenbüchern zur österreichischen Geschichte wird neuerdings von Dr. Karl Schneider unter dem Titel „Aus Österreichs Vergangenheit" im Schulwissenschaftlichen Verlage A. Haase (Leipzig-Wien) herausgegeben. Bereits die bisher vorliegenden 7 Bändchen lassen erkennen, daß es sich hier um ein dankenswertes Unternehmen handelt, das dem Fachmann sowohl wie dem Nichtfachmann in einer kleinen handlichen Ausgabe die Quellen zur österreichischen Geschichte erschließen will. In erster Linie richtet sich diese neue Sammlung allerdings an den Nichtfachmann, an alle diejenigen, die sich für die Geschichte und Entwicklung der Donaumonarchie, ihres politischen, kulturellen und geistigen Lebens interessieren, und die nicht Gelegenheit und Zeit haben, dickleibige Folianten und verstaubte Quellenbücher im Original durchzuarbeiten. Einleitende Worte der Herausgeber der einzelnen Bändchen geben gleichzeitig dem Leser eine gute Einführung und einen klaren Überblick über die Zeitepoche, deren Quellen in dem betreffenden Hefte — im Auszuge natürlich — geboten werden. — Der 1. Band enthält die wichtigsten Urkunden über „Die pragmatische Sanktion", dem wichtigsten Staatsgrundgesetz der Doppelmonarchie im 18. Jahrhundert. Prof. Dr. Hugo Pöpperl, der zu diesem Bande eine kurze Einführung sowie die Erläuterungen geschrieben hat, bietet hier Quellenstücke aus einer Epoche der österreichischen Staatsgeschichte, von der vielen nichts weiter bekannt ist als der bloße Name der pragmatischen Sanktion, ohne daß sie über deren Zustandekommen und Bedeutung sich ein richtiges Bild machen könen. — Der 2. Band, als dessen Herausgeber Dr. Karl Schneider zeichnet, gibt Reden und Beschlüsse vom „Reichstag von Kremsier", der vom 18. 10. 1848 bis zum 6. 3. 1849 in Kremsier tagte, wohin er von Wien infolge der dortigen Unruhen verlegt war, und der über eine Verfassung beraten sollte. Als bleibendes Verdienst dieses Reichstages bezeichnet Schneider: die Bauernbefreiung, die Grundrechte und die Verfassung. Die beiden letztgenannten Entwürfe erhielten zwar nicht Gesetzeskraft, nichtsdestoweniger konnten sie doch „aus dem Rechtsbewußtsein der Zeit nicht mehr ausgelöscht werden, überdauerten die Reaktion und wurden später in die geltende Verfassung aufgenommen." — Der 3. Band, von Prof. Dr. Matin Wutte herausgegeben, behandelt den „Zusammenschluß der altösterreichischen Lande," während der nächste Band „Die Ansiedlung der Deutschen in den Karpathenländern" zum Gegenstande der Be-

handlung gewählt hat. Zu diesem hat Prof. Dr. Raimund Friedrich Kaindl eine interessante Einleitung verfaßt, die in knappen Sätzen die Gründung und Entwicklung des Vorwerkes deutscher Kultur an der Ostmark schildert. — Der 5. und 6. Band führen uns nach Böhmen. In ersterem bietet Prof. Adolf Kutschera Schilderungen „Aus den Tagen der Hussitenkriege," wobei die Kämpfe König Sigismunds um Prag besondere Berücksichtigung finden. — Im 6. Band gibt Dr. Adolf Sauka einen Einblick in das Leben und die Lehren der „Böhmischen Brüder", deren Wirken nur wenigen bei uns bekannt sein dürfte. — Der letzte bisher erschienene Band, der 11., dieser Sammlung enthält eine Auswahl „Aus dem Briefwechsel Maria Theresias mit Josef II." Diese unter Mitwirkung von Direktor Dr. Moritz v. Landwehr von Prof. Dr. S. Spitzer übersetzten und herausgegebenen Briefe, die mit Ausnahme der vier ersten aus den Jahren 1777/78 stammen, also in die Zeit des bayrischen Erbfolgekrieges fallen, bringen den tiefen Gegensatz des Temperaments und die Verschiedenartigkeit der Anschauungen zwischen Mutter und Sohn so recht zum Ausdruck. Nichtsdestoweniger zeugen sie aber auch von der rührenden Liebe der großen österreichischen Herrscherin für ihren Sohn und Mitkaiser. — Zum Schluß möchten wir den Wunsch aussprechen, daß wir recht bald Gelegenheit finden, unseren Lesern das Erscheinen weiterer Bände dieser Sammlung, der wir vollen Erfolg wünschen, anzeigen zu können.

Im Anschluß hieran sei auch ein anderes Buch genannt, das als ein sehr wertvoller Beitrag zur österreichischen Geschichtsliteratur bezeichnet werden muß, nämlich das Tagebuch des Kaiserl. Obersthofmeisters Fürsten Johann Josef Khevenhüller-Metsch „Aus der Zeit Maria Theresias", das im Auftrage der „Gesellschaft für neuere Geschichte Österreichs" von Rudolf Graf Khevenhüller-Metsch und Dr. Hanns Schlitter im Verlage von Wilhelm Engelmann (Leipzig) und Adolf Holzhausen (Wien) herausgegeben wird. Der uns vorliegende Band enthält die Aufzeichnungen aus den Jahren 1764—1767, die ein lebendiges und interessantes Bild von dem Leben und Treiben am Wiener Hofe in den Jahren nach dem Siebenjährigen Kriege geben. Eine schöne Fundgrube für den Fachmann bietet vor allem der den größten Teil des Bandes füllende Anhang und die zahlreichen Anmerkungen; man könnte hierin das wirklich Wertvolle des Buches sehn. Er enthält eine Menge kulturhistorischer und politischer Notizen und Dokumente, die für den Forscher ein überaus reichliches Material liefern.

Einen wertvollen Beitrag zur Kriegsgeschichte, der für die später zu bearbeitende Geschichte des Weltkrieges von großem Wert sein wird, gibt das k. u. k. Kriegsarchiv in Wien bei der Manz'schen Hof-, Verlags- und Universitätsbuchhandlung heraus. Diese von Oberst Alois Veltzé redigierte Veröffentlichung erscheint unter dem Titel „Ruhmestage der österreichisch-ungarischen Wehrmacht 1914/16" und enthält Dokumente von Mitkämpfern aus den Reihen unserer österreichisch-ungarischen Bundesgenossen an den Schlachten an der Ostfront, auf dem Balkankriegsschauplatz und nicht zuletzt von der Front gegen Italien, wo die 11. Isonzoschlacht erst jetzt wieder zahlreiche Beweise für die Tapferkeit der dort kämpfenden Truppen der Doppelmonarchie liefert. Das in einzelnen Lieferungen — es liegen bisher zwei Hefte vor — erscheinende Werk wird sicherlich auch im deutschen Reiche viele Freunde finden.

Eine neue Sammlung von Schriften erscheint unter dem Titel: „Bücher der Stunde" im Verlage von Friedrich

Pustet in Regensburg. Die nett und geschmackvoll ausgestatteten Bändchen sollen zu allen wichtigen Tagesfragen Stellung nehmen und dabei eine allgemein verständliche Darstellung geben. In den bisher vorliegenden vier ersten Bänden: „Die Herrin der Meere" von Prof. Dr. A. v. Ruville, „Krieg und Kriegsziele" von Dr. Eugen Jäger, „Unser Verbündeter Bulgarien" von Dr. J. B. Loritz und „Belgien, der Angelpunkt des Weltkrieges" von Dr. Leo Schwering ist dies in fesselnder Weise gelungen, und es ist zu hoffen, daß die folgenden Bändchen nicht schlechter sein werden als die bisher erschienenen. —

Der Verlag von Gustav Fischer in Jena hat zwei wichtige wirtschaftliche Bücher neu erscheinen lassen, die beide von größtem Interesse sein dürften. Eine sehr gute Studie über „die Zollunionsidee und ihre Wandlungen im Rahmen der wirtschaftspolitischen Ideen und der Wirtschaftspolitik des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart" hat Dr. J. Pentmann zum Verfasser. Man darf sich nicht durch den etwas länglichen Titel der Schrift abschrecken lassen; denn sie ist außerordentlich lesenswert und lehrreich. Gegenüber vielen Schriftstellern, die immer noch von einer Zollunion z. B. zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn träumen, stellt Pentmann fest, daß die Zollunionsidee in eine Richtung weist, „die derjenigen der wirkenden wirtschaftlichen Kräfte der Gegenwart diametral entgegengesetzt ist", und daß sie deshalb auch stets in der Ideenwelt bleiben wird, ohne je zwischen zwei selbständigen Staaten von praktischem Werte zu werden, da durch ihre Verwirklichung der staatlichen Selbständigkeit das Grab gegraben werden würde.

Das zweite Werk aus dem Fischerschen Verlage ist das Buch von Dr. Waldemar Koch: „Handelskrieg und Wirtschaftsexpansion". Der Verfasser gibt hier einen klaren Überblick über die vielen Maßnahmen und Bestrebungen des feindlichen Auslandes zur Bekämpfung des deutschen Handels und zur Förderung des eigenen Wirtschaftslebens. Das Buch, das aufs Wärmste empfohlen werden kann, zeigt deutlich, mit welchen Mitteln unsere Gegner, allen voran England, gegen uns vorgehen, und es zeigt gleichzeitig, daß man nicht fehlgeht in der Behauptung, daß Englands Krieg gegen Deutschland in erster Linie ein Krieg zur Vernichtung des deutschen Handels und der deutschen Industrie ist. —

Das in letzter Zeit vielbesprochene Problem: „Die Freiheit der Meere und das Völkerrecht" hat auch der bekannte Völkerrechtgelehrte Prof Dr. Fritz Stier-Somlo zum Gegenstand einer Untersuchung gemacht. Stier-Somlo kommt bei seinen interessanten Darlegungen, auf die wir hier nicht näher eingehen können, zu dem richtigen Schluß, „daß die Freiheit der Meere in Friedenszeiten eine berechtigte, aber erst noch in die Höhe bindender Rechtsregelungen zu erhebende Forderung ist, die auch Deutschland mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu verwirklichen helfen soll; daß dagegen die Meeresfreiheit für den Kriegsfall unter allen Umständen und im vollsten Umfange zu sichern unmöglich ist, weil dies die Beseitigung des Seekrieges überhaupt bedeutet". Die unbedingte Meeresfreiheit in Kriegszeiten sei etwas Unmögliches: „Als Aufgabe ist sie zwecklos, als Leistung unfruchtbar, als Endziel utopisch". Wir können uns dieser Ansicht vollauf anschließen. —

Von Interesse ist ferner eine kleine bei Orell Füßli in Zürich veröffentlichte Schrift des früheren deutschen Konsuls in Belgrad, Dr.

H. Schlieben: „Die deutsche Diplomatie. Wie sie ist und wie sie sein sollte". Über dieses Thema ist so viel bereits geschrieben und gesprochen worden, daß wir uns darauf beschränken können, darauf hinzuweisen, daß Schlieben die vorhandenen Mißstände durch einen ständigen Reichstagsausschuß für auswärtige Angelegenheiten und durch die Erteilung der Befugnis an den Reichstag, über wichtige auswärtige Fragen in Geheimsitzung zu beschließen, aus dem Wege zu räumen hofft.

Eugen Kühnemann, der mehrere Jahre als Professor an amerikanischen Universitäten gelehrt hat und auch noch während des Krieges jenseits des Ozeans für das bessere Verständnis unserer Sache im Dollarlande tätig gewesen ist, gibt in einem bei C. H. Beck in München erschienenen Buche „Deutschland und Amerika" die Eindrücke wieder, die er während seines wiederholten, mehrjährigen Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten zu sammeln Gelegenheit hatte. Die in der Form von Briefen an einen deutsch-amerikanischen Freund gehaltenen Schilderungen sind ohne Voreingenommenheit geschrieben und geben infolgedessen eine gute Darstellung der amerikanischen Verhältnisse und amerikanischer Auffassung vom Weltkriege. —

Ferner sei noch auf das Buch von Rudolf Schrepfer aufmerksam gemacht, das den — allerdings etwas pompösen Titel — „Weltgeschichte von 1840—1916" führt und bei Carl Koch in Nürnberg verlegt ist. Den Zweck, den der Verfasser mit diesem Buch verfolgt, „weiteren Kreisen des Volks in knappen Zügen die Zusammenhänge ideeller, wirtschaftlicher und politischer Art aufzudecken, deren Gegensatz letzten Endes die furchtbare Weltkatastrophe seit 1914 heraufbeschworen hat", diesen Zweck dürfte das Buch erfüllen. Es ist leicht für jedermann verständlich geschrieben, und wenn wir auch nicht alle Auffassungen und Urteile Schrepfers unterschreiben können, so ist es doch in seiner Art eine brauchbare Arbeit, die sicherlich viel Freunde finden wird.

Eine alte serbisch-bulgarische Streitfrage behandelt St. Tschilinghiroff in dem Buche „**Le pays de la Morava,**" das im Verlage der „**Librairie Nouvelle de Lausanne**" erschienen ist. Der Verfasser versucht hier — hauptsächlich an Hand von serbischen Quellen — den Nachweis zu erbringen, daß dieses Land zu Bulgarien gehört, und daß es wieder an dieses fallen muß. Wünschenswert wäre es gewesen, wenn die dem Buche beigegebene Karte ebenfalls französischen Text hätte, da wir zu bezweifeln wagen, daß die meisten Leser des Buches der bulgarischen Sprache mächtig sind. —

„Russische Rückblicke und Ausblicke" gibt F. von Wrangel in einer Broschüre, die im Verlage Art. Institut Orell Füßli (Zürich) erschienen ist, und in der Wrangel in scharf umrissenen Zügen die Politik der Romanows schildert. Er zeigt, daß die letzten drei Zaren die aggressive panslawistische Politik nicht aus eigener Neigung vorgeschrieben haben, sondern daß sie dazu durch die Bestrebungen eines bedeutenden Teiles der gebildeten Kreise Rußlands getrieben wurden. Er vertritt die Ansicht, daß diese aggressive Tendenz weder dem Bedürfnis noch der Charakteranlage des russischen Volkes entspricht und deshalb das Abendland nicht mehr bedrohen wird, falls in Zukunft die Vertreter des Bauernstandes das entscheidende Wort in der Politik des Landes haben werden. Dieser Ansicht des Verfassers können wir uns leider nicht anschließen. In-

teressant ist die Darstellung der eigenartigen agraren Verhältnisse Rußlands, der Wrangel einen großen Teil der Schrift widmet.

Die litauische Frage, über die ja schon eine recht zahlreiche Literatur besteht, behandelt der Landtagsabgeordnete Dr. W. Gaigalat. Die unter dem Titel „Litauen" erschienene Schrift gibt einen lesenswerten Überblick über dieses Land, sein Volk und dessen geistige Strömungen. Es ist bei der Frankfurter Vereinsdruckerei (Frankfurt a./M.) verlegt.

Im Verlage von S. Hirzel in Leipzig ist der zweite Band von Otto Hoetzsch: „Der Krieg und die große Politik" erschienen. Er behandelt die Zeit bis zum Eintritt Rumäniens in den Krieg, also bis Ende August 1916. Auch dieser Band enthält wiederum eine ganze Menge wertvolles Material, und es ist mit Dank zu begrüßen, daß Verfasser und Verleger die in der „Kreuzzeitung" verstreuten Aufsätze durch diese Sammlung in Buchform einem größeren Leserkreise zugänglich machen.

Ein Buch, das man anfangs mit großer Freude in die Hand nimmt, um es am Schluß mit umso größerer Enttäuschung fortzulegen, ist das neueste Werk von Carl Leyst: „Hindenburg oder Napoleon," bei Gustav Braunbeck G. m. b. H. in Berlin verlegt. Es zeigt allzu stark die Tendenz, das Genie Napoleons I., das doch mehr oder weniger von allen bedeutenden Geschichtsforschern anerkannt worden ist, mag manchmal auch die Verherrlichung des Franzosenkaisers die Grenzen des Erlaubten und Verdienten überschritten haben, herabzusetzen, indem er einfach alle Äußerungen und Berichte über ihn und seine Taten für Schmeichlerphrasen erklärt, wenn sie ihm, dem Verfasser, für den Beweis seiner Theorien nicht in den Kram passen. Recht — sagen wir — originell nimmt sich auch das Bild des Verfassers mitten im Text aus.

Recht schön und interessant dagegen sind die geschichtlichen Bilder „Im Schritt der Jahrhunderte" (Verlag Schuster & Loeffler in Berlin) aus der Feder des bekannten Schriftstellers Walter von Molo. Der packende, treffliche Stil und die ergreifende Art der Schilderung werden auch diesem neuen Werke Molos viele Freunde erwerben. —

Der Münsterer Universitätsprofessor Johann Plenge schildert in einem im Neuen Geist-Verlag (Leipzig) erschienenen Buche „Die Revolutionierung der Revolutionäre" die Krise in der Sozialdemokratie, um sie durch eine in vollster Klarheit und Strenge bis auf den letzten Grund gehende Kritik der marxistischen Ideen zu beschleunigen. Die Aktualität und Wichtigkeit dieser Fragen für unsere Zeit fordern für dieses Buch allseitiges Interesse und Beachtung, mag man auch nicht in allen Punkten den Ausführungen des Verfassers beipflichten.

In seiner neuesten Schrift „Der Liberalismus in Vergangenheit und Zukunft" (Verlag von S. Fischer in Berlin) hat sich Leopold von Wiese zwei Aufgaben gestellt, einmal zu zeigen, was der Liberalismus in der Vergangenheit geleistet hat, um die europäische Menschheit politisch, geistig und sittlich aufzubauen und die im wesentlichen noch gültigen Formen des Gemeinschaftslebens zu schaffen, und zweitens, was an diesem großen Erbe noch frisch und produktiv ist oder sein kann, um den ungeheueren Druck der Staats- und der Gemeindeorganisationen erträglich und menschliches Leben lebenswert zu machen.

Aus dem gleichen Verlage sei auch die neue Schrift von Walther Rathenau: „Vom Aktienwesen" kurz

genannt, in der der bekannte Verfasser in knapper und doch den Gegenstand erschöpfender Beweisführung zeigt, daß die auf dem Aktienwesen gegründete Großwirtschaft in jeder Hinsicht über das wirtschaftliche Privatunternehmen hinausgewachsen ist.

Ein aktuelles Buch läßt der bekannte Münchener Nationalökonom Lujo Brentano im Verlage von Erich Reiß (Berlin) erscheinen. „Elsässer Erinnerungen.“ Von 1881—1886 Lehrer an der Universität Straßburg, hat er die Verhältnisse im Elsaß zu studieren Gelegenheit gehabt. In dem vorliegenden Buch gibt der Verfasser nun inhaltreiche Kapitel aus der Entwicklung des Reichslandes nach seiner Wiedervereinigung mit dem Deutschen Reiche. Mit ungewöhnlichem Freimute, der den ganzen Schilderungen innewohnt, weist Brentano am Schluß seiner Arbeit den nach seiner Ansicht einzig gangbaren Weg zur endgültigen Lösung des elsaß-lothringischen Problems.

Endlich sei noch „L. N. Tolstoi. Tagebuch“ erwähnt, dessen 1. Band soeben von Ludwig Berndl im Verlage von Georg Müller (München) herausgegeben worden ist. Die Tagebücher des großen russischen Philosophen bilden eine fortlaufende Chronik aller inneren und äußeren Erlebnisse seiner reichen Lebensjahre und sind somit schon als biographische Quelle von unschätzbarem Wert und unvergänglicher Geltung. Sie legen Zeugnis ab von dem tragischen Leben des großen Dichters, von dem ständigen Kampfe mit sich selbst, von seiner Liebe zu dem russischen Volke und dem glühenden Zorne, mit dem er die Gebrechen der degenerierten russischen Regierung geißelte, die ihn deswegen in jeglicher Weise mit Repressalien verfolgte, um zu verhindern, daß seine Licht und Aufklärung verbreitenden Schriften in die Masse des russischen Volkes drängen.

Zwei Kriegsromane.

Besprochen von Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Ludwig Geiger.

Zwei jüngsterschienene Werke desselben Verlags geben Anlaß zu einer kurzen Betrachtung. Sie haben das Gemeinsame, daß sie beide, vom gegenwärtigen Kriege redend, nicht in die Kampfzone und in die blutigen Schlachten führen, daß beide, eben da wir ja noch mitten im Kriege stehen, kein eigentliches Ende haben können, und daß beide, außer dieser einen Abweichung von einer der Hauptkunstregeln des Romans, auch dadurch gegen die übliche Technik verstoßen, daß sie statt eines einzelnen Helden eine ganze Reihe solcher aufführen. Sonst aber unterscheiden sie sich durchaus.

Der eine, *) das Werk eines sehr begabten Anfängers, schwelgt in Frömmigkeit, Naturschwärmerei und Naturbeseelung. Sein wesentlicher Inhalt ist nicht Erzählung und Darstellung von Vorgängen, sondern Schilderung der Natur, der Kärntner Gegend, wo eine kleine im Juni 1915 gebildete Schützenabteilung von 10 Mann Bergwache hat, mit der slavischen Bevölkerung und deren „König“ manch Leid zu ertragen hat, von einem prächtig geschilderten deutschen Jäger und einem Gutsherrn und dessen drei Töchtern manche Freuden empfängt. Wie die zehn Schützen — die sich dann auf 7 reduzieren, der eine stirbt durch Krankheit, der zweite wird ermordet, der dritte hingerichtet — verlieben sich drei ordnungsmäßig in die drei hübschen Freifräulein, müssen aber, obgleich der eine, der ganz vortrefflich vorgeführte Laienbruder eines Klosters, deutliche und für ihn unvergeßliche

*) Die stillen Königreiche. Ein Roman von Josef Friedrich Perkonig. Egon Fleischel & Co. Berlin 1917.

Liebesfreuden genossen, erkennen, daß das Glück nur das rasch verfliegende eines Sommers war. Die zehn Genossen, die den verschiedensten Berufen angehören: Gärtner, Postillon, Meßner, Ackerbürger, Student, sind auch getrennt in Lebensauffassung, Temperament, Wünschen, einig nur darin, daß das stille Hocken auf der Bergwacht weder ihrem Ehrgeiz, noch ihren Hoffnungen genügt, und so begrüßen sie mit Freuden den ihnen gewordenen Befehl, zur Front aufzubrechen. Aber so reizvoll auch die kleinen Erlebnisse sind, so interessant auch die Darstellung des Volksaberglaubens, des Gegensatzes zwischen deutschem und slavischem Wesen genannt werden muß, — das Wesentliche dieses eigenartigen Buchs, das in einer ungemein kraftvollen, nicht nach Modernem haschenden und doch von dem Gewöhnlichen abweichenden Sprache geschrieben ist, liegt doch in den grandiosen Naturbetrachtungen und den sinnigen religiösen Erwägungen. Beide enthalten, trotz ihrer übermäßigen Länge, der häufigen Wiederkehr derselben Gedanken, viel Tiefes, und namentlich die Art, wie die stillen Königreiche des Gebirges und der Einkehr in sich auf den prächtigsten der Kameraden, auf Eugen Wohlgemut wirken, ist von wahrer Poesie erfüllt. — Man wird sich den Namen des Verfassers merken müssen.

Schreckt der jugendliche Mann, wenn er auch im Ganzen von herber Keuschheit ist, vor Ausmalung einiger stark erotischer Szenen nicht zurück, so tritt das sexuelle Problem, das von dem Roman schier untrennbar ist, in dem letzten Buch von Clara Viebig *) stark hervor.

Die reife Frau, in der Fülle ihrer Kraft, leitet den Leser in einen Berliner Vorort und schildert Stimmungen und Erlebnisse der Frauen vom Anfange des zweiten Kriegswinters bis zum Frühling 1917, dem Friedensangebot der Zentralmächte, das ihr, wie Allen, als Ende des furchtbaren Völkerringens erschien. Sie verficht den Standpunkt, daß die wartende und bangende Frau fast mehr leide als der kämpfende, Schweres ertragende Mann, und deutet den andern an, daß diese Frauen ein Anrecht haben auf Lebensgenuß und Befriedigung ihrer Sinne. Darum gewährt sie Duldung, ja Sympathie den Frauen, die ihren Verlobten das höchste Glück spenden, wie dem fröhlichen Dienstmädchen, ja verleiht einen Schimmer der Verklärung einem hysterischen Mädchen, das mit sinnlichem Verlangen den wirklichen oder vermeintlichen Bräutigam erwartend, in vollem Brautstaat herumirrt und sich bei dieser gefährlichen Wanderung den Keim zu tötlicher Krankheit holt und den Ausbruch ihrer Geistesverwirrung beschleunigt; selbst die pflichtvergessene üppige Minna Dombrowska wird mit Nachsicht behandelt, die durch die lange Abwesenheit ihres Mannes sich mit Anderen einläßt und, obgleich von dem plötzlich zurückkehrenden ertappt, ihr heimliches Treiben nicht lassen kann und in Gedanken an diese Genüsse zu Grunde geht. Reiche und arme, verheiratete und unverheiratete Frauen werden in ihrer Gier nach dem Manne, in ihren physischen und psychischen Leiden vorgeführt, Mütter, die den Tod aller Söhne erdulden, andere, die um das Leben ihrer Sprößlinge bangen.

Mit einer unvergleichlichen Kunst werden diese Einzelbilder zu einem Ganzen zusammengefügt; mit reifer Kraft der Wechsel der Jahreszeiten, der Kampf um die Existenz, das Erdulden der Not, das Aufbäumen des Egoismus gegen die Pflicht des Ertragens der Sorgen für die Allgemein-

*) Töchter der Hekuba. Ein Roman aus unserer Zeit von Clara Viebig. Egon Fleischel & Co. Berlin, 1917. 347 S. — Von dem Werke sind schon 30 000 Exemplare gedruckt.

heit vorgeführt. Mit staunenswerter Plastik werden Landschaft und Menschen geschildert: der Leser sieht deutlich vor sich die verfallenen Hütten, die ärmlichen Läden, die Bemühungen der Arbeitsungewohnten, dem widerstrebenden Boden Früchte abzugewinnen. Wie lebendig erscheinen alle diese Frauen: die reiche Frau Bertholdi, die Mann und Söhne im Felde hat, ihren Reichtum und ihre Menschlichkeit bewährt, ihren jüngeren Sohn mit einer Pflegetochter verheiratet und dem älteren Sohn, der Flieger geworden, um sein Herzensweh zu betäuben, halb bewundernd, halb verzweifelnd entgegenbangt; die tatkräftige Generalin von Voigt, die sich an die Spitze der tätigen Frauen stellt und die hungernden und zankenden Weiber zu beruhigen sucht; ihre Tochter, die mit einem italienischen Offizier verheiratet, nach dem Heldentod des geliebten Gatten ein neues Glück in dem Fliegerleutnant Bertholdi aufkeimen sieht. Die eigentliche Heldin des Romans ist Getrud Hieselhahn, ein einfaches Mädchen, das dem zum Krieg ausziehenden Gustav Krüger die höchste Gunst gewährt hat, von der Mutter ihres Geliebten die Verehelichung nicht durchsetzen kann, sich mit ihrem Kinde tapfer durchs Leben schlägt und schließlich von der nicht hartherzigen, aber in altmodischen Begriffen aufgewachsenen Alten als Tochter aufgenommen wird.

Alle diese Bilder, in reichem Wechsel, mannigfaltig und verschieden, werden von der erfahrenen Künstlerin zur straffen Einheit zusammengefaßt; ein wahrhaft monumentales Kulturbild in seiner Größe und Schwere ersteht vor dem Leser. Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll: die Geschicklichkeit der Komposition oder den Mut der Gesinnung. Denn diese Frau, in ihrem Innersten erglühend für Vaterland und Freiheit, wagt es doch, die Wahrheit zu sagen über die Not und die Schmerzen, und drückt mit wuchtigem Wort, mit drastischer Eindringlichkeit ihr Entsetzen aus über die furchtbaren Leiden, die diese ungeheure Zeit den Körpern und Seelen der Zurückgebliebenen auferlegt.

Ein reifes Buch, das sich den großen Schöpfungen der Meisterin anreiht und ein wahrhaftes Kulturdenkmal genannt werden muß.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-uteza 2. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

^iris ^eutsods I^IonaissOlii-rft, tisr-ausZSFsbsn von
i.uciw!L Stein
Xv» ckem lnkstt dieses Nette»,
LMois vmZ eiseuK«n<!iAe DvterseKrikt
<Ies Keiedst«K8»ds««räneten Dr. lZu-
st»v 8tresem»nn
Dr. (Znst^v 8ti«sem»vn, NitsIieS ckes
ReZeKstsses: pärlsm^vtsrjsmus
krokessor Dr. I>u<Z« i« 8tem: Wisse» unä
<ZI«ud« in <Z«r Politik
Xonsvl Osv»lg IxtKüN: I?in NücKKIicK auf
<ieu »meriksnisok-«p>miscken Xiieg
.4. ^»«ser: ALvnscd «6er Staatsbürger?
Lvßen I^Svin^er: Lil, wirtsodsktHonss
dr»Itsr: ^I««närien
?. ^smnssea: Xrie« Ullck I^nä«irtscl,gkt
<?. Loet«, Dess»u: vi« Usocksiskiotts x«nvs.
gen« iW VeltKrisKs
Dr. jnr. K. 8tr»ll: Parlamentarismus unä
Lesmtenstast
l'rukes^or Dr. Llläedr»Mt: vis KSK«,
Soliuisn unter 6em Klivistsrium von Vr
2u So!r
(!. Lruokmtmo: Line Spöcks im rortsck,
cler 6ölltseKen Lil^ung
(ledeimer ^usti^r»t Prot. Dr. Kies»
RitKlieck «ZesKeieKst««««: LinKeiodsr
st«ds»r?.t Dr. (ZeorKe DrsseK: VeitK,
unä 6eutscKe Kunst
ReeKtsan^vuIt Dr. Lried LoKn, LresK
Oer Spuk in Osls
Al»x Lruns: «locken im «n«g«
Dänos lZrökin von ?esw>«2?s: v«rm
Ilse KeieKe: «ari von Kocko«? j«t?t« v
rückuo?. i^ortsetluns)
liunlisekauen
preis pro r^stt 2 r^K., pro Quarts! (3 l-Istt«) 6 K/IK.. pro ^akresng (12 «stt«) 24 I
Verlas cjsr SosilesiLO^sn SucdclmcKsrsi v. 8, Lx:tiottlasn6sr A.-Q.. Srssiau
InssrstenannsKm« ôurok unsere QssenärtsstsIIs, Ssrlin W. 10. o'urOti unssrn Vvrlsg Srs«
sowie kjurcti k?ucjo>f IVIosss, Ssrlin uncj cjis bekannter, ^nnonesnexpe^itionsn.

Oktober 1917.

Inhalt.

ltt« Mona^IchriN „Nord und Süd- nschtint am !. jede« Mona».
Pni, pro SuaNal « «es!«) S Mark. «nz«l!>«ft« « Mark.
«v« «>ichdandl,mgen »nd >0«lllInltalle« nehm« Itdnzelt «esKUimz« an.

EmtöeuOkMonatWch
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Hundertdreiundsechzigster Band
42. Jahrgang : 1917 . Oktober - Dezember

Schleiche Buchdmckerei,«^^ Kunst- und Verlagsaustalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin >V.io Budapest Kopenhagkn
Stockholm Christionia Aonstantinopel
».». Fittz«, lldrlli, »ox^,. Sa«b Dybmod »uchhdl,. Int«»«, «uchhandl, Ott» «««.
Dl «» Vr«Kq« K Sch«d« »O K «K»m«K: »«,«« «d«. U«A»4 »«chk»l««r. «««»>«««.
Mr «« Sch»««: «»X«. «»««». ». »>chh««l»u« H««. V««> »Srich l.

Inhalt des 16z. Bandes:

Oktober / November / Dezember 1917

Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, »Mau.

Bildnis und Â«gmhÃ¤ndige Unterschrift deÂ» ReichskWabgeordmten
Dr. Gustav StresemanÂ».

Ol i . ^ , ' ">"! ' ' '> : ,> , I ,' , ,>! i > "> .",',! , A >,«
:Ä . . . " . ,' " , 'I'" ': -:-z'

Dr. Gustav Stresemann, Mitglied des Reichstages:

Parlamentarismus.

Die Osterbotschaft des Königs von Preußen wurde durch die Zusage ergänzt, daß die Vorlage der Regierung das gleiche Wahlrecht erhalten würde. Die Vertreter des alten Preußens, Männer von Persönlichkeitswert, die für ihre Überzeugung kämpften und fielen, haben Trägern neuer Anschauungen den Platz geräumt, eine neue Zeit für Preußen, mit Hoffnungen, aber auch mit Befürchtungen empfangen, steigt herauf. Die nächsten Tagungen des preußischen Abgeordnetenhauses und Herrenhauses werden von dem Kampf der Meinungen über diesen geschichtlichen Schritt widerhallen. Inzwischen ist der Kampf um das neue Preußen aus den Erörterungen der Öffentlichkeit zurückgetreten. Das Verhältnis von Parlament und Regierung beherrscht, soweit die innere Politik sich in dem Toben des Weltkrieges Gehör zu verschaffen vermag — wobei viele nur trotz Bismarck vergessen, wie sehr Maßnahmen innerer Politik ein Instrument der Wirkung auf weltpolitische Verhältnisse zu sein vermögen — die öffentliche Diskussion. Ich glaube dem Wunsche des verehrten Herausgebers von „Nord und Süd", mich über diese Frage zu äußern, nicht besser entsprechen zu können als durch die Wieder? gabe der Ausführungen, die ich im Anschluß an die Verhandlungen des Hauptausschusses in der auch ihm nahestehenden Vossischen Zeitung über das Thema Parlamentarismus gemacht habe.

Die Verhandlungen des Hauptausschusses des Deutschen Reichstages haben dazu geführt, daß ein Gremium von fünfzehn Mitgliedern zur Beratung der Antwortnote an den Papst eingesetzt worden ist. Unter dem Vorsitz des Reichskanzler« werden sich am 2s. August sieben Mitglieder des Bundesrats und sieben Mitglieder des Reichstags versammeln, um gemeinsam

zu beratschlagen, in welcher Form Deutschland zu der Friedensnote des
Herrschers der katholischen Kirche Stellung nehmen soll. Zum ersten Male
wird der Reichstag in dieser Form mitberatend zur Entscheidung über der-
artige diplomatische Aktionen zugezogen. Von der Art und Weise des Zu-
sammenwirkens in dieser Frage soll die Ausbildung dieser Institution vielleicht
zu einer Art Reichsrat für spatere Zeiten abhängig gemacht werden.

Viel Spott und Hohn ist über das neue Gebilde ausgegossen worden,
ehe es noch zum ersten Male in Wirksamkeit trat. In unserer schnellebigen
Zeit, in der nach den Egmontworten die Sonnenpferde der Zeit, wie von
unsichtbaren Geistern gepeitscht, mit unseres Schicksals leichtem Wagen durch-
gehen, sind viele geneigt, das Errungene als geringfügig anzusehen. Wenn
man den Blick aber nur wenige Iahre rückwärts schweifen läßt, kann man
sich dem nicht anschließen. Was ist seitdem in diesem Deutschland und
Preußen alles vorgegangen! Ein Sozialdemokrat als UnterstaatssekretSr im
Kriegswirtschaftsamt, fortschrittliche Oberbürgermeister auf Ministerposten, in
Preußen ein Staatsministerium, in dem zum ersten Male konservativer Ein-
fluß nicht prävaliert, im Hauptausschuß des Reichstages eine Debatte, die sich
mit der Form der Regierung in einer Weise beschäftigt, welche das kommende
^Gleichgewicht einer willensfähigen Mehrheit gegen die Regierung erkennen
Sßt, und bei einer weltpolitischen Aktion anstelle der geheimen Diplomatie
^in Zusammenwirken zwischen Vertrauensmännern der Fraktionen, dem Bundes-
at und dem Reichskanzler! Man kann in geistreichen politischen Feuilletons
Iahrhunderte der Entwicklung leicht in wenigen Sätzen überspringen, aber
man darf nicht erwarten, daß man eine Staatsform in Deutschland wie ein
Gewand von einer Nacht zum anderen Tage vertauschen kann. Noch wissen
wir nicht, wohin die Entwicklung letzten Endes sich wendet, aber die Ent-
wicklung selber zeichnet sich am Horizont ab.

Ohne Parteibeschlüsse als Dogmen zu werten, sehe ich auch für meine
eigene persönliche Stellung diese Entwicklung am besten aufgehoben, wenn
sie sich nach den Grundsätzen bewegt, die in einer Konferenz der Landes-
vorsitzenden der nationalliberalen Partei dahin ausgesprochen wurde: „Ohne
Übertragung des parlamentarischen Systems fremder Länder ein enges ver-
trauensvolles Zusammenwirken zwischen Regierung und Parlament sicherzu-
stellen." Die ersten Anfänge zu einem solchen Zusammenwirken glaubte der
Reichskanzler Dr. Michaelis darin zu finden, daß er Mitglieder der verschie-
densten Fraktionen in Ministerposten und ähnlich geordnete berief. Der
Ncichsrat oder wie man das kommende Gremium nennen mag, sollte die
Ergänzung zu diesen Berufungen sein. Nach zwei Richtungen ist hieran
Kritik geübt worden: an dem fehlenden Konner zwischen den in die Regierung
eintretenden Parlamentariern, die der parlamentarischen Wirksamkeit entrissen
werden, und an dem Gebilde de< Reicherats, das als ungenügender Ersatz

für wirkliche Parlamentarisierung angesehen wird. Dringend ist der Ruf
erhoben worden, statt diesen die Führer der Parteien zu Staatssekretären
ohne Portefeuille zu berufen und damit die Zeit des Parlamentarismus in
Deutschland einzuläuten, wobei über die Zweifelsfrage debattiert wird, ob
eine derartige Berufung von Staatssekretären bedingt, daß sämtliche Parteien
dabei berücksichtigt würden, oder ob man sich auf Mehrheitsparteien zu be-
schränken habe.
Schon früher sind gelegentlich Parlamentarier in die Regierung berufen
worden, nicht weil, sondern obwohl sie Parlamentarier waren. Der deutsche
Liberalismus kann vielfach nur mit Bedauern auf diese Entwicklung zurück-
blicken. Gar zu oft bewahrheitete sich das Wort, daß man einen Liberalen
zum Minister machen kann, ohne deshalb einen liberalen Minister zu machen.
Während konservatives Selbstbewußtsein in anerkennenswerter Weise die Zu-
gehörigkeit zur Partei auch in der Ministerlaufbahn praktisch durchaus betonte,
war der Zusammenhang zwischen den wenigen Konzessionsliberalen und ihren
Parteifreunden oft gelöst. Diese alten Zeiten sind dahin. Ahnliches ist heute
von den Männern, die berufen sind, nicht zu besorgen. Aber ganz falsch
würde man die Bewegung, die in allen außerkonservativen Kreisen besteht,
einschätzen, wenn man glaubte, daß es sich um Befriedigung persönlichen
Ehrgeizes handelte, daß man der Öffentlichkeit nur ein Schaugericht darbieten
wolle. Was hier vorschwebt, ist in den Worten des engeren Verhältnisses
wischen Regierung und Volksvertretung keine Phrase. Wir stehen vor der
uödßten Belastungsprobe, die jemals ein Volk ausgehalten hat, an Kämpfen
nM blutigen Verlusten an der Front, an Entbehrungen hinter der Front.
Wir stehen auch in der Zeit nach dem Kriege vor großen Aufgaben: Wirt-
schaftsfragen, soziale Gesetzgebung, die gewaltige Steuerpolitik. . Die Politik,
die dann getrieben werden wird, kann nicht in der Weise vor sich gehen,
daß die Regierung bei jeder sich bietenden Gelegenheit nach einer Mehrheit
im Parlament suchen muß, wobei sie vielleicht manchmal an das Fausiwort
gemahnt wird: „Auch auf Parteien, wie sie heißen, ist heutzutage kein Ver-
laß." Es ist auch kein erhebendes Schauspiel, daß große Finanzvorlagen
völlig verändert aus der Kommission des Reichstages herausgehen und durch
Steuern wie die Umsatzsteuer doch der Begriff des aus momentanen Er-
wägungen heraus gewonnenen Erperiments in unsere Steuergesetzgebung
hineingetragen wird. Diese großen Fragen müssen aus der Zufallswirkung
heraus gelöst werden. Die Vorlagen müssen fertig und der parlamentarischen
Kämpfe ledig sein, wenn sie an das Parlament gelangen.
Dazu ist aber nötig, daß Vertrauensmänner des Parlaments oder eines
in ihm zusammengefaßten Arbeitsblocks von Mehrheitsparteien in der Regierung
mitwirken und gleichzeitig den Zusammenhang mit ihren Fraktionen behalten.
Dem steht heute der Artikel 9 der Reichsverfassung entgegen, welcher be-

stimmt, daß niemand' gleichzeitig Mitglied des Reichstags und des Bundes-
rats sein kann. Die großen staatsrechtlichen Schwierigkeiten, die sich aus
der gleichzeitigen Zugehörigkeit zum Bundesrat und zum Reichstag ergeben,
find nicht zu verkennen. Aber es muß versucht werden, diese Hemmungen
zu beseitigen, und der Weg muß entweder in der Beseitigung des Artikels 9
der Reichsverfassung oder in einer Stellung der zu ernennenden Staatssekretäre
geschaffen werden, welche diesen, ohne dem Bundesrat anzugehören, doch
die Möglichkeit gibt, durch ihre Nichtzugehörigkeit zum Bundesrat in ihrer
Wirksamkeit nicht beschränkt zu sein.
Strittig bleibt die Frage, ob Staatssekretäre ohne Portefeuille den Au-
sammenhang zwischen den Fraktionen und der Regierung besser bewahren
«ls das von dem Reichskanzler vorgeschlagene System der Berufung von
Angehörigen aller Parteien in die verantwortliche Rcichsregierung und der
Schaffung eines Reichsrats, in dem die Parteiführer mit Mitgliedern des
Bundesrats zu den großen Aufgaben der äußeren und inneren Politik Stellung
nehmen. Mir ist persönlich der Staatssekretär ohne Portefeuille keine
wünschenswerte Erscheinung des politischen Lebens. Er kann akzeptiert werden
als ein Provisorium für eine Übergangszeit, in der alles im Werden ist.
Er erscheint mir als ein der Festigkeit entbehrendes Gebilde in normalen
Zeiten der Gesetzgebung.
Es fehlt nicht an Versuchen, die Mehrheitsparteien des Reichstags zur
Macht aufzupeitschen und ihnen darzulegen, daß die Zeit gekommen sei, wo
sie die Regierung in die Hand nehmen und den Mehrheitswillen der Volks'
Vertretung zum Ausdruck bringen könnten. Mir erscheint eine derartige
Mehrheitsregierung in der Kriegszeit gar nicht gangbar zu sein. Wir sehen,
daß die parlamentarisch regierten Länder heute empfinden, daß sie die An-
spannung aller Kräfte brauchen, um ihrerseits ihr Durchhalten sicherzustellen.
Sollen wir in einer Zeit, in der Herr Kerenski die Kadetten in sein Ministerium
zurückberuft, den Fehler machen, eine einseitige Mehrheitsregierung aufstellen
zu wollen? Ich habe keine Bedenken vom Standpunkt des Burgfriedens,
der zerlöchert ist wie ein Sieb. Aber ich wehre mich dagegen, daß das
Kaiserwort: „Ich kenne keine Parteien mehr," das einstmals den politischen
Boykott gegenüber der Sozialdemokratie aufhob, heute zunichte gemacht werden
soll, indem man den politischen Boykott gegen die konservative Partei proklamiert.
Ich warne vor den Rückwirkungen, die das auf weite Kreise des deutschen
Volkes, das nicht nur aus Großstädtern besteht, machen würde. Überstürzen
wir nicht Entwicklungen, die im Werden sind und ihren Weg finden werden.
Freuen wir uns, daß der politische Boykott gegen alle Parteien jetzt aufgehoben
ist, und versuchen wir, was bei der Lösung, die gegenwärtig gefunden ist, an
praktischer Arbeit geleistet werden kann. Geht der Weg nicht zum Reichsrat,
sondern zu den parlamentarischen Staatssekretären, so wird die Entwicklung

das bald weisen. Aber man erwecke nicht den Eindruck draußen, als wenn
die Fortschritte gering wären, die Deutschland-Preußen in den letzten Monaten
gemacht hat. Wir verstärken damit nur die Agitation unserer Feinde, die schon
bisher ein Zerrbild deutschen Wesens in der Welt verbreitet haben und nicht
zugestehen wollen, daß innerlich Deutschland viel freier war als alle diejenigen,
die nur besser verstanden haben, die Außenfassade ihres Hauses zu schmücken,
während ihre innere Einrichtung die Solidität nicht aufwies, die wir unser
eigen nannten. Was wir jetzt brauchen, ist Stetigkeit und Ruhe im Innern.
Was vermieden werden muß, ist eine Häufung von Konflikten und Krisen.
Von dem Weg, der zu einer auf beiden Seiten verantwortungsvollen Zu-
sammenarbeit zwischen Volksvertretung und Regierung führt, ist heute nicht
mehr abzuweichen. Das aber ist ein Gewinn der Stunde, den wir nicht
gering schätzen wollen.

Professor Dr. Ludwig Stein:

Wissen und Glaube in der Politik.

Iede geschichtliche Voraussage setzt eine gewisse Gleichförmigkeit im Ablauf
von Geschehnissen voraus. Sie ist ein Analogieschluß von den Beobachtungen
vergangener Ereignisreihen, welche übereinstimmende Merkmale aufweisen,
auf kommende. Das Erwartungsgefühl, auf welches jede Voraussage sich
letzten Endes gründet, setzt, wie ich anderwärts dartue, stillschweigend voraus,
daß die bisher erfahrenen Gleichförmigkeiten in der Beobachtung einer Er-
lebnisreihe oder eines Tatsachenkompleres auch für die Zukunft maßgebend
seien. Die künftig eintretenden Ereignisse müssen nach dem Kausalgesetz den
vorangegangenen gleichen, wenn und wofern die Bedingungen, welche den
beobachteten Symptomenkompler konstituieren, dieselben sind. Von einem
Gesetz des Geschehens erwarten, ja verlangen wir, daß sich bestimmte
Folgen überall und jederzeit einstellen, wenn die physikalischen Ursachen oder
die logischen Gründe — Realgrund und Erkenntnisgrund — genau dieselben sind.
Diese Unbedingtheit der Voraussage des Kommenden ist nun aber der
politischen oder geschichtlichen Prognose ebenso versagt wie der medizinischen
oder meteorologischen. Denn die der Voraussage zu Grunde liegenden
Anhaltspunkte sind nicht so sehr Tatsachen, die als solche direkt bewertet
werden, als vielmehr Symptome, d. h. Tatsachen, die als subjektive Beur-
teilungen und Deutungen ganzer, an sich nicht erkennbarer Tatsachenkomplepe
sich verwenden lassen. Von Mond- oder Sonnenfinsternissen gibt es keine.

Prognosen, sondern erakte Berechnungen mit genauer Angabe der Sekunde, in welcher sie eintreten werden. Die astronomische Gewißheit tritt mit dem Erwartungsgefühl von hundert Prozent der Zuversicht auf, weil in der ganzen bisherigen Erfahrung noch kein Fall beobachtet worden ist, der die erakten Berechnungen der Astronomen Lügen gestraft hätte.

Wir haben es nur mit einer Welt zu tun, die uns räumlich in drei Dimensionen, zeitlich in absehbarer Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, kausal in strenger Gesetzmäßigkeit des Naturgeschehens gegeben ist. Was jenseits ihrer liegt, ist nicht mehr Gegenstand des Wissens, ja nicht einmal der wissenschaftlich zulässigen Hypothese, sondern Sache des Glaubens. Wir kennen nur zwei wissenschaftlich zulässige und logisch zulängliche Formen der Voraussage des Kommenden: astronomische Sicherheit mit dem Erwartungs. gefühl von hundert Prozent des Eintreffens unserer Voraussage, und problematische Urteile mit hypothetischer Gewißheit auf Grund der Wahrscheinlichkeitsrechnung. Dort wird die Zukunft vorausberechnet, weil man es mit nackten Tatfachen zu tun hat, deren Ablauf mit unbedingter, mechanisch-kausaler Sicherheit vorausbestimmt werden kann; in den historischen Wissenschaften hingegen wird sie nur vorausgesagt, weil man es nicht mit den Tatsachen selbst, sondern mit der Deutung von Tatsachen zu tun hat, wobei der subjektive Faktor der Beurteilung schon unversehens eingeschlichen ist, so daß die Voraussage des Kommenden sich nicht mehr auf die unmittelbaren Tatsachen selbst, sondern nur auf beurteilte Tatsachen, d. h. ganze Symptomenkomplere, stützt.

Die Voraussagen der Geschichte beanspruchen niemals kategorische, sondern nur hypothetische Gültigkeit, wie sie die Wahrscheinlichkeitsrechnung gewährleistet. Die Aussage 2x2 — 4 ist eine von jeder geschichtlichen Bedingung unabhängige, also zeitlose Wahrheit, die auch dann ihre logische Gültigkeit behält, wenn der Weltuntergang, wie ihn die Apokalyptiker künden, eintreten sollte; aber die geschichtlichen Voraussagen, wie sie die Propheten des alten Bundes oder die genialen Politiker der letzten Iahrhunderte aufgestellt haben, gehen zuweilen in die Irre, wenn sie nicht ein Vatioiowm ex evelltv darstellen. Berühmte Beispiele falscher politischer Prognosen genialer Politiker, wie Napoleon, Pitt und Bismarck, hat v. Holtzendorff in seinen „Prinzipien der Politik" zusammengestellt.

Sind nun politische oder geschichtliche Voraussagen wissenschaftlich wertlos oder geschichtlich belanglos, weil sich ergeben hat, daß auch die höchstgewerteten Staatsmänner in ihrer Voraussage des Kommenden gefehlt haben? Das ist gleichbedeutend mit der Frage: Sollen wir nur kategorische Aussagen oder apodiktische Urteile abgeben? Ein allwissendes Götterauge, das im Besitze der Laplaceschen Weltformel wäre, mag dieses Ideal der Sicherheit erreichen. Wir armseligen Stümper, denen intuitives Erkennen oder intel-

lektuelle Anschauung versagt und nur diskursives Denken vergönnt ist, können schon von Glück sagen, wenn wir neben den mathematisch-logischen Wahrheiten, den vöritss öternelles, deren Gegenteil logisch undenkbar ist, noch Wahrheiten zweiten Grades, die physikalisch-chemischen, vor uns haben, deren Gegenteil zwar logisch denkbar, aber durch die bisherige Erfahrung ausgeschlossen ist. Die geschichtliche Wahrheit hingegen verhält sich zur physikalischen etwa so wie die grammatische Regel zum phonetischen Gesetz oder den Gesetzen des Lautwandels. Soziologie ist somit eine Art Grammatik der Geschichte. Die beiden ersteren, Mathematik und beschreibende wie theoretische Naturwissenschaften, haben es entweder mit logischen Denkgesetzen von ausnahmsloser Geltung zu tun, deren Gegenteil einen logischen Widerspruch in sich schlösse, so die Mathematik, oder mit Verallgemeinerungen von Erfahrungen, denen diese noch nie widersprochen hat: so Physik und Chemie, aber auch die beschreibenden Naturwissenschaften. Daneben gibt es eine dritte Gruppe von Wahrheiten, denen die geschichtliche Erfahrung in einzelnen Ausnahmefällen wohl widersprochen hat, wie Demographie, Moralstatistik, Massenpsychologie, endlich und besonders der geschichtliche Rhythmus in großen Gleichförmigkeiten uns zeigen, die aber gleichwohl eine gewisse Konstanz in der Übereinstimmung von menschlichen Gruppenhandlungen aufzeigen. Das nennen wir geschichtliche Wahrscheinlichkeit. Hier kann überall nicht von Gesetzen, sondern im günstigsten Falle von Regeln wie in der Grammatik und Tendenzen wie in der Geschichte die Rede sein. In der Geschichte hat das Irrationale, das Zufällige, das Kompossible (Leibniz, Boutrour) seinen Platz. Denn hier sind weder logische Denkgesetze noch physikalische Naturgesetze die ausschließlichen Bestimmungsgründc menschlichen Handelns, sondern es dreht sich hier um Zwecke, die nach Motiven sich in Handlungen umsetzen. Deshalb kann es in der Politik, die es mit annähernder Abschätzung menschlicher Gruppenhandlungen zu tun hat, niemals astronomische Sicherheit der Voraussage geben. Die Vermutungswerte der politisch-geschichlichen Wahrheiten können vielleicht bis zum Wahrscheinlichkeitsgrad von neunzig Prozent des Erwartungsgefühls für die Gültigkeit der Voraussage gesteigert werden, aber sie können nie die unbedingte Sicherheit von hundert Prozent erreichen. Die politisch-geschichtliche Aussage kann daher immer nur ein problematisches Urteil abgeben, aber niemals eine apodiktische Aussage machen.

Von apodiktischen Aussagen, die letzten Endes auf den Satz der Identität rekurrieren, kann der wissenschaftliche Mensch nicht leben. Das Newtonsche „d^potdese» von Sog«" hat er selbst nicht folgerichtig festhalten können. Ohne Analogieschlüsse und auf diese gegründete Hypothesenbildungen und problematische Urteile hätte die Wissenschaft, wie Mach in „Erkenntnis und Irrtum" schön gezeigt hat, keine Fortschritte gemacht. Sicherlich sind wissen-

schsftliche Hypothesen von der Wahrheit noch recht weit entfernt, aber sie
sind ihre unentbehrlichen Schrittmacher und Pioniere. Gar manches wissen-
schaftliche Urteil, das wir hellte kategorisch abgeben, war jahrhundertelang
problematisch. So war z. B. das Gesetz vsn der Erhaltung des Stoffes
oder der Energie von Haus aus ein problematisches Urteil, solange die
Stoiker und ihre älteren Vorläufer es nur auf Grund von Analogieschlüssen
behauptet haben. Aber es verwandelte sich in ein kategorisches Urteil, ,aH
Lavoisier mit der Wage jn der Hand oder Robert Mayer und Helmholtz
mit strengen Beweisen seine Gültigkeit demonstriert haben. Der Weg der
Wissenschaft geht überall von der sinnlichen Anschauung, die uns nur die
Gewißheit der Wirklichkeit verbürgt, durch die problematischen Urteile hinauf
zu den ewigen Wahrheiten in Mathematik und Logik, die eine apodiktische
Aussage gestatten (so muß es sein, anders kann es nicht sein). Prognosen
sind, logisch gefaßt, nichts anderes als problematische Urteile, d. h. logisch
berechtigte Hypothesen über das Kommende. Das eigentliche Problem ist
das Futurum. Dieses Futurum kann die Form einer Meinung, einer Ubei-
zeugung oder endlich die unbedingter Zuverlässigkeit annehmen. Der Mathe-
matiker, der mit ewigen, d. h. zeitlosen Wahrheiten operirt, hat es am
leichtesten und sichersten, das Kommende vorauszuberechnen; denn da seine
Urteile zeitlos gelten, verschwindet der Unterschied von Vergangenheit und
Zukunft. Der Physiker, der sich bei seinem nomothetischen Verfahren darauf
berufen kann, daß die bisherige Erfahrung dem von ihm formulierten Gesetz,
das ja nur generalisierte Erfahrung ist, noch niemals widersprochen hat, stellt
das Futurum, das kommende Geschehen, auf Grund der unbedingten Regel-
mäßigkeit des vergangenen gleichartigen Geschehens fest. Daher die Sicherheit
der astronomischen Berechnungen. Die Bürgschaft des Futurums liegt hier
in der strengen Gesetzmäßigkeit des Perfektums. Weder Mathematiker als«
noch Physiker bieten uns problematische Urteile über das Futurum. An
den pythagoreischen Lehrsatz oder an eine Sonnenfinsternis glaubt man
nicht; das weiß man. Wo also apodiktische Aussagen oder kategorische
Urteile zulässig sind, da ist das Futurum unbedingt gesichert, sei es denk-
notwendig, wie in der Mathematik, sei es erfahrungsnotwendig, wie in der
Physik. Nicht so beim problematischen Urteil. Hier hat die Voraussage
nur einen hohen Vermutungswert, der freilich nach der Wahrscheinlichkeits-
rechnung annähernd bestimmt werden kann. Immerhin nur annähernd.
Der Zweifel — Zufall genannt — findet daher beim problematischen Urteil
ein Schlupfwinkelchen, wo er sich einnisten, oder eine Spalte, durch die er
sich hindurchschleichen kann. Mit dem unbedingte.n Wissen ist's zu Ende;
der Glaube tritt an dessen Stelle.

Oswald Lohan
Konsul Oswald Lohan:
Ein Rückblick aus den amerikanisch-spanischen
Krieg.
Im Iahre 1898, in welchem sich der Krieg der Vereinigten Staaten mit
Spanien abspielte, befand ich mich als deutscher Vizekonsul in San Francisco.
Ich hatte somit Gelegenheit, das Verhalten des amerikanischen Volkes beim Aus-
bruch und während des Verlaufes des Krieges, das Aufflammen der allgemeinen
nationalen Begeisterung, das Treiben der Presse, die Mobilisierung und den Zu-
stand des Heeres, sowie die Wirkung der Ereignisse auf die Stellung der Deutsch-
Amerikaner vom Standpunkte eines unbefangenen Neutralen zu beobachten. Die
nachstehenden, zum Teil auf Tagebuchaufzeichnungen gestützten Darlegungen
dürften in mancher Beziehung einen Anhalt bieten für die Deutung und Be-
urteilung der Geschehnisse, die nach dem Eintritt der Vereinigten Staaten in den
Weltkrieg jetzt jenseits des Ozeans ihren Lauf nehmen, von deren wirklichem
Charakter wir aber nach dem erfolgten Abbruch der eine sichere Orientierung er-
möglichenden Beziehungen und Verbindungen nur sehr mangelhafte Kenntnis
erhalten.
Am 15. Februar 1898 wurde im Hafen von Havana das amerikanische
Kriegsschiff „Maine" durch eine rätselhafte, bis heute nicht über allen Zweifel auf-
geklärte Erplosion zerstört, wobei von der Mannschaft ungefähr 250 ihr Leben
einbüßten. Die Kunde von dem Unglück rief in der ganzen Union ungeheuere
Aufregung hervor. Bei den durch die Insurrektion auf Kuba veranlaßten ge-
spannten Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien bildete sich
sofort die Ansicht, daß die Erplosion durch einen von Spaniern verübten tückischen
Akt entstanden sei. Die Iingo-Presse, in erster Reihe das in San Francisco er-
scheinende, völlig skrupellose Blatt „VK« Vxsrnwer" ließ es sich nach Kräften an-
gelegen sein, die Aufregung zu schüren und zu kriegerischem Vorgehen anzutreiben.
Zu Hunderten sammelte sich das Volk vor den Zeitungsräumen, die auf mächtigen
Leinwandtafeln die von auswärts eingegangenen, zumeist lügenhaften Nachrichten
veröffentlichten.
Bereits am 9. März genehmigte der Bundeskongreß einstimmig 50 Millionen
Dollars für Zwecke der Landesverteidigung. Die Rüstungen zum Kriege be-
gannen, wurden aber vorerst nur lau und langsam betrieben. Sehr bald stellte
sich heraus, daß die große Republik zu einem ernsten Kriege ganz und gar nicht
vorbereitet war. Die über das ganze weite Landesgebiet verteilte, aus Ange-
worbenen bestehende reguläre Armee, deren Bestand nur 25 000 Mann ausmachte,

war in wenig kriegsmäßiger Verfassung. Von der nur zur Landesverteidigung bestimmten Nationalgarde oder organisierten Miliz (national susrS), deren Schule Sache der Einzelstaaten ist, war, da sie nur sehr mangelhaft ausgebildet worden war, wenig zu erwarten. Eine ganze Reihe von Mißständen trat hervor. Manche Organisationen bestanden nur auf dem Papier. Die Führer der Truppen hatten bis dahin fast gar keine Gelegenheit gehabt, sich in größeren Verbanden zu üben. Es fehlte an Munition und Ausrüstungsstücken sowie an ausreichender Bemannung für die Schlachtschiffe. Außerdem waren die Küstenbefestigungen in einem jämmerlichen Zustande.

Trotzdem wurden die Herausforderungen Spanien gegenüber fortgesetzt.

Die gelben Iournale wünschten den Krieg und würden sich enttäuscht gesehen haben, wenn Spanien, dem es an Geld und sonstigen Kriegsmitteln fehlte, sich den unbilligen Forderungen Amerikas gefügt haben würde. Was die Deutsch' Amerikaner betrifft, so bewahrten sie im großen und ganzen kühle Zurückhaltung. Karl Schurz, der hervorragendste und angesehenste Vertreter des Deutschtums, hatte ungeachtet der herrschenden Aufregung und des wilden Geschreis der anglo-amerikanischen Presse den Mut, gegen die künstlich geschaffene Stimmung anzukämpfen und für die Aufrechterhaltung des Friedens, soweit dies ohne Bloßstellung der nationalen Ehre geschehen könne, einzutreten. Er richtete in der in New-Jork erscheinenden Zeitschrift ,,H«,rpers ^VeeKIv" einen beredten Warnungsruf an das amerikanische Volk, aus dem folgende Stelle hier wiedergegeben sei:

„Der Durchschnittsamerikaner glaubt, daß es unsere nationale Ehre erfordert oder unsere moralische Würde erlaubt, daß diese große Republik herausfordernd unter den Nationen der Welt umhertaumelt, ihre Faust unter Iedermanns Nase hält. Kein Ehrenmann würde sich eines solchen Betragens schuldig machen. Man würde ihn einfach als einen rauhen „Rull)" bezeichnen, falls er es täte. In der Familie zivilisierter Nationen würde es einer Nation, die sich derartig aufführt, nicht besser ergehen, während diese Nation ihre Selbstachtung einbüßen müßte. Kein Amerikaner, dem die Ehre seines Landes wirklich am Herzen liegt, hält es für vereinbar mit der Würde des Landes, daß wir beständig Händel suchen. Eine Pflicht dürfen starke Männer und mächtige Nationen nie vergessen, daß der Starke es gewissenhaft vermeiden muß in seinem Umgang mit dem Schwachen seine Stärke zu mißbrauchen. Wir sind Spanien so überlegen, daß wir uns in einem Kampfe mit ihm wenig Ruhm verdienen könnten. Es hat in seinem langjährigen Kriege auf Kuba genug gelitten und wird sich sorgfältig hüten, mit uns anzubinden."

Andere Deutsche, die schon ganz in dem Amerikanismus, wie er in seiner extremsten Art von Theodor Roosevclt vertreten wird, aufgegangen waren, ließen allerdings eine andere Auffassung laut werden. So äußerte der Abgeordnete R. Bartholdt, um ja nicht den Verdacht aufkommen zu lassen, als sei er kein leiden-

schaftlicher Patriot, in einer im Bundeskongreß gehaltenen Rede: „Ich weiß, ich gebe der Gesinnung eines jeden Deutschen in diesem Lande Ausdruck, wenn ich sage : Für Amerika gegen England, für Amerika gegen Spanien, für Amerika gegen Deutschland (!), für Amerika gegen die Welt, mag es im Recht oder Unrecht sein (vlletker rigkt «r vrong)!"
Mitte April erging die mit Spannung erwartete Botschaft des Präsidenten Mc. Kinley an den Kongreß. Er empfahl darin bewaffnete Intervention zur Beendigung der Feindseligkeiten auf Kuba, aber keine Anerkennung der Unabhängigkeit der Insel. Es wurde dem Kongreß überlassen, die der Sachlage entsprechenden Maßnahmen anzuregen. Nach erregten Debatten nahm dieser eine Resolution an, die im wesentlichen dahin lautete: daß das Volk von Kuba frei und unabhängig sein soll, daß die Vereinigten Staaten von der spanischen Regierung verlangen sollen, daß diese ihre Herrschaft auf Kuba sofort aufgibt und ihre Streitkräfte von der Insel zurückzieht, und daß der Präsident angewiesen werde, Heer und Marine des Bundes zur Ausführung der Beschließung zu verwenden. Darauf richtete der Präsident ein Ultimatum nach Madrid. Noch ehe dieses dort überreicht werden konnte, hatte Spanien bereits dem amerikanischen Gesandten seine Pässe zugestellt.
Die Kriegsfurie war nun entfesselt. Die mächtige, über einen unerschöpflichen Wohlstand verfügende Union, deren Bevölkerung 75 Millionen zählte, nahm den Kampf auf gegen das durch drei lange Kriegsjahre ermattete, fast verarmte und nur 18 Millionen Bewohner aufweisende Spanien. Niemand bezweifelte, daß Letzteres der Übermacht des Gegners unterliegen müsse.
Die Rüstungen in Amerika wurden nun mit verstärktem Eifer fortgesetzt. An die regulären Truppen erging der Befehl, sich an der Küste von Florida und Louisiana zu sammeln. Es wurden Rekruten angeworben und im Auslande Schiffe für die Kriegsmarine angekauft. Wie dies bereits im Bürgerkriege in den sechziger Iahren geschehen war, so wurde jetzt aus der unorganisierten Miliz eine Freiwilligen-Armee gebildet und zwar in der vorläufigen Anzahl von 125000, die bald darauf um 75 000 vermehrt wurde. Da indessen Offiziere und Stämme für dieses Heer im Frieden nicht vorhanden waren, so stieß die Organisation auf erhebliche Schwierigkeiten, die nicht leicht überwunden werden konnten.
Am 1. Mai war es nach Depeschen, die über Madrid kamen, im Hafen von Manila zu einer Seeschlacht gekommen. Da die Kabelverblndung zwischen Manila und Hongkong abgeschnitten war, so traf die allerseits begierig erwartete Meldung des Admirals George Dewen, des Befehlshabers der amerikanischen Flotte, erst nach Verlauf einer Woche ein. Sie besagte: Die Amerikaner haben die ganze spanische Flotte, aus 10 Schiffen bestehend, vernichtet, ohne selbst Schaden zu erleiden. Während die Spanier mehr als 600 Tote und Verwundete haben, sind auf unserer Seite nur 6 Mann verwundet worden. Diese erste Siegesnachricht brachte die Jankees außer Rand und Band. Die den Amerikanern

eigene Neigung zu maßlosen Übcrschwenglichkeiten und Prahlereien zeigte sich im
grellsten Lichte. Dewey wurde unter den höchsten Lobpreisungen als der größte
Seeheld der Welt gefeiert. Nach den Auslassungen der amerikanischen Zeitungen
übertraf die Tat Dewey's den Sieg der Engländer bei Trafalgar. (Ihm wurde
nach dem Kriege nicht nur in New - Jork ein Triumphbogen, sondern auch in San
Francisco ein Denkmal errichtet. Außerdem wurde zu seiner Ehrung der Posten
eines ,,.^6mir»l «5 tke n»v^" für ihn auf Lebenszeit geschaffen). Neben Dewey
wurde der Leutnant Hobsen, der das Kohlenschiff „Zckerrim««" vor Santiago
versenkte (eine militärisch wertlose Tat), als Hcld gefeiert.
Der Kriegspatriotismus hatte Männer, Frauen und Mädchen gepackt. Fast
Iedermann trug im Knopfloch, die Damen auf der Brust, ein die nationalen
Farben oder das Bild Dewey's aufweisendes Abzeichen (d»Sße). In den Theatern
und den öffentlichen Trinklokalen kam der Patriotismus jetzt täglich zum Durch-
bruch. Die Orchester konnten nicht genug die nationalen Melodien spielen. So-
bald die KlÄnge des Liedes „l'Ke ßtsr 8p»vßilec> Ssnnei-' ertönten, pflegte das
ganze Publikum sich zu erheben und das Lied stehend anzuhören. Das ungewohnte
kriegerische Treiben, das sich in der Stadt am Goldenen Tore entwickelte, hatte
auch die Iugend angesteckt. Überall sah man, wie die Kinder mit Flinte und
Säbel spielten. Der Militarismus hatte im Lande der demokratischen Grundsätze
Boden gewonnen.
Während noch der Siegesrausch das ganze Land des Sternenbanners be-
herrschte, mußte dieses die Erfahrung machen, daß die Stimmung in Europa
im allgemeinen den Jankees keineswegs freundlich war. Die Presse der meisten
europäischen Staaten verurteilte die herausfordernde Politik der Regierung in
Washington und brandmarkte sie hier und da als „nackte, brutale Eroberungs-
sucht niedrigster Art", als „schnödesten Rechtebruch", als „gemeinste Beutegier".
Vor allem nahmen die Zeitungen in Deutschland, und zwar die angesehensten, un-
verhohlen Partei für Spanien und bezeichneten das Vorgehen der Vereinigten
Staaten als einen durch nichts gerechtfertigten Überfall auf ein fast wehrloses
Land. Alle die unfreundlichen Zeitungsstimmen aus Deutschland wurden auf dem
Wege über London, zumeist in dort gepfefferter Zustutzung, nach Amerika tele°
graphiert, von wo bald darauf aus dem dortigen BlÄtterwald ein ebenso un-
freundliches Echo nach Deutschland zurückdrang. Die dadurch in der Union er-
zeugte Verstimmung wirkte natürlich ungünstig auf die an sich prekäre Lage der
Deutsch-Amerikaner. Mancher von diesen verdammte im Stillen ebenfalls den
ungerechten Krieg, wagte aber nicht, um sich nicht Gehässigkeiten zuzuziehen oder
geschäftliche Interessen zu gefährden, solche Gesinnung offen auszusprechen. Die
Geringschätzung, die unsere Landsleute ungeachtet ihrer vielen trefflichen Eigen-
schaften in mancher Beziehung jenseits des Ozeans zu erleiden haben, machte sich
jetzt in erhöhtem Grade geltend, wie auch die gesellschaftlichen Kreise der Angls-
Amerikaner sich noch mehr als zuvor von den .Mtclmaen" fernhielten.

Von den aus den Milizen gebildeten Freiwilligen sollten zur Verstärkung des Dewcy'schen Geschwaders schleunigst 5000 Mann nach den Philippinen geschickt werden. Der Staat Kalifornien hatte hierzu 2500 Mann zu stellen. Die Ab-senkung der Erxedition, die in San Francisco gebildet wurde, verzögerte sich in-dessen von Tag zu Tag, was vornehmlich darin seinen Grund hatte, daß die er-forderliche Anzahl geeigneter Transportschiffe nicht in kurzer Frist zu beschaffen war. Es zeigte sich mehr und mehr, daß in Washington es an einer besonnenen, zielbewußten Leitung mangelte. Allenthalben traten Wirrwarr und Ratlosigkeit hervor. Ein Monat war bereits seit der Kriegserklärung verstrichen und noch war Kuba, das die Amerikaner sofort nehmen wollten, in den Händen der Spanier. Die anhaltende Untätigkeit rief in der Öffentlichkeit Unwillen und Enttäuschung hervor.
Am 23. Mai wurde das aus kalifornischen Freiwilligen zusammengestellte Regiment, welches den Vortrab des nach Manila bestimmten Occupationsheeres bilden sollte, in der Stärke von 2600 Mann auf dem Dampfer >><?it5 «k ?ekwg" eingeschifft. Eine gewaltige Menschenmenge begleitete die Scheidenden, ihnen ein Lebewohl zurufend, vielfach mit dem Zusatze: ,.Remk>mder tk« AknneZ" Alle Fenster und viele Dächer der Häuser waren mit Männern, Frauen und Kindern besetzt, die mit Tüchern winkten. Zu Tausenden flatterten die ameri-kanischen Fähnchen in der Luft. Dazu krachten Böllerschüsse und ertönten die Dampfpfeifen. Aus den Augen von Müttern, Schwestern und Bräuten floß manche Träne. Die Mannschaft war ziemlich schwer bepackt; über dem Tornister trug jeder Mann eine wollene Decke. Im allgemeinen sahen diese dem gesegneten Goldstaate entstammenden Leute in der schmucklosen blauen Uniform, den Ga-maschenstiefeln und dem grauen Sombrero-Hut feldmäßig aus. An der Spitze des Zuges marschierte, wie dies in Amerika bei allen Paraden der Fall ist, die Polizei.
Nach und nach trafen in San Francisco die übrigen, der Landungsarmee für Manila zugeteilten Freiwilligenregimeuter aus dem Norden und Osten ein. Sie wurden in den im Präsidio und an anderen Orten am Strande der Bai errichteten Feldlagern, wo lange Reihen von Leinwandzelten aufgestellt waren, untergebracht. Die Zahl der dort lagernden Truppen wuchs nach und nach auf 14 000.
Unter den ans den Staaten des Westens, wo vorzugsweise Ackerbau und Viehzucht getrieben wird, einrückenden Truppenteilen sah man viele kernige, wetterharte Gestalten mit dem frischen Ausdruck von Kühnheit und Entschlossen-heit in den Gesichtszügen, ein Menschenmaterial, an dem auch ein deutsches mili-tärisches Auge seine Freude haben konnte. Sie alle, diese körperlich gewandten Naturburschen, die vortrefflich mit Flinte und Revolver umzugehen wußten und das wildeste Pferd zu bändigen verstanden, waren von glühender Liebe für ihr ,.ßl«ri«u« couotr?" beseelt. Man konnte nicht zweifeln, daß sie im Felde es an Hingebung und Tapferkeit nicht würden fehlen lassen. Der Gesamteindrnck, den die in Reihe und Glied marschierende Truppe als solche machte, war jedoch ein
L

weniger günstiger. Die Leute, unter denen Alt und Iung vertreten waren, trugen teils Uniform, teils Zivilkleidung. Viele hatten statt der Hüte Mützen. Nicht alle waren mit Waffen ausgerüstet. Das Schuhzeug war vielfach in zerrissenem Zustande. Die Marschordnung war mangelhaft; auch fehlte die stramme Haltung, die den deutschen Soldaten kennzeichnet. Die Offiziere, von denen viele während des Marsches Tabak kauten, sahen im Durchschnitt nicht sehr intelligent aus. Da sie wie ihre Leute unmittelbar von ihrem bürgerlichen Berufe in das Heer eingetreten waren, so verstanden sie vom militärischen Handwerk fürs erste wenig oder garnichts. Ihre Autorität der Mannschaft gegenüber, deren Wahl sie ihre Stellung als Führer verdankten, war demzufolge nur gering. Da nun an und für sich der in freier Ungebundenheit aufgewachsene «Vieris!»n bov sich bei aller Hingebung für die Sache nur sehr ungern einer Fessel unterwirft, so war es erklärlich, daß es mit der Manneszucht und Disziplin in diesem Heere von Frei willigen nicht sonderlich bestellt war, eine Erscheinung, die schon im SezessionS-kriege sich deutlich bemerkbar gemacht hatte. —

Der amerikanische Nationaltag ist wohl niemals mit größerer Begeisterung und Freude gefeiert worden als am 4. Iuli 1898. Bereits in der Nacht, noch vor Tagesanbruch, brüllten die Extrablätter verbreitenden Zeitungsjungen mir dem vollen Aufgebot ihrer Lungenkraft: „^.11 »dout tue Sestruotiou ok (üervera« fleer!" Noch im Laufe des Vormittags traf aus Washington die Bestätigung der Nachricht ein. Sie lautete: Die gesamte, vom Admiral Oervera kommandierte, bisher im Hafen von Santiago eingeschlossene (dortleS up) spanische Flotte, bestehend aus 7 Schiffen, ist gestern Vormittag bei dem Versuche zu entkommen gänzlich vernichtet, der Admiral selbst gefangen worden. Während der Verlust an Toten und Verwundeten bei den Spamern nach Hunderten zählt, haben die Amerikaner nur 1 Toten und zwei Verwundete. Der amtliche Bericht des Siegers Kapitän Sampson begann mit den stolzen Worten: „Die Flotte unter meinem Kommando bringt der Nation die Zerstörung der ganzen Flotte Server«.'« aU Geschenk am 4. Iuli dar".

Der Iubel über den neuen Erfolg überschritt abermals alle Grenzen; daS ganze Land schwamm in überschäumendem Patriotismus. Viele Extrablätter hatten die Aufschrift: „l'Ke Uaive is vell reveni/ecl!" Das Schießen und Knallen auf den Straßen währte von früh bis spät. Es war, als ob die ganze Hölle losgelassen sei. Die meisten Gebäude waren beflaggt.

Bei der Parade, die gegen Mittag der sehr beleibte General Shafter in der Van Xe«s Avenue über die Freiwilligen-Regimenter (etwa 10 000 Mann) abhielt, konnte ich als Augenzeuge wiederum wahrnehmen, wie die Zucht und Haltung der Voluuteer« beschaffen war. Ich sah, wie bei einem der Infanterie-Regi> menter ein in Reihe und Glied stehender Mann während des Vorbeimarsches vor dem General vergnügt eine Zigarette rauchte, obne daß dieser Verstoß gegen die miiltärische Ordnung von irgend welcher Seite gerügt worden wäre. Ein anderer

Soldat trat mit dem Gewehr aus dem Gliede, schritt auf seinen Hauptmann zu
und meldete, wie ich hören konnte, in aller Gemütsruhe: „<üuz>t«,iQ, I am tir«<1
«k «.II tkut Kusiness, I tkillk, I detter Koms^. (Ich habe die ganze Ge-
schichte satt und gehe lieber nach Hause.) Der Hauptmann nickte nur und der
wackere Krieger zog munter von bannen.
Nach der Niederlage der spanischen Flotte trat in den Ereignissen auf den
Kriegsschauplätzen ein Stillstand ein. Das Interesse an dem Kriege schwand
mehr und mehr und die Sehnsucht nach baldigem Frieden wurde rege. Man er-
kannte, daß der Krieg doch im Grunde einen anderen Verlauf genommen hatte, als
erwartet worden war. Kein rasches, planmäßiges Vorgehen, kein kurzes heißes
Ringen, keine baldige Entscheidung, sondern auf beiden Seiten nichts als lang-
sames Hin- und Herfackeln, schwächliche Ansätze, schleppende Ausführung
schwankender Entschlüsse. Spanien, das ehedem so reiche und mächtige Kolonial
reich, war am Ende seiner Kraft angekommen und sah ein, daß seine Sache
rettungslos verloren war, wiewohl Manila und Havana sich noch immer in den
Händen der rechtmäßigen Besitzer befanden.
Nachdem der Krieg sich Z'/« Monat hingeschleppt hatte, wurde am 12. August
das erste Friedensprotokoll in Washington durch die Bevollmächtigten unter'
zeichnet und von beiden Seiten Befehl zur Einstellung der Feindseligkeiten ge-
geben. Während zu Anfang und während der Dauer des Krieges die Regierung
in Washington mit allem Nachdruck und volltönender Begeisterung den Krieg als
ein Werk selbstloser Menschlichkeit pries nnd jeden Gedanken an Eroberung und
Gebietserweiterung als „erimionl «SKressZori" gebrandmarkt hatte, ließ man zu-
letzt die Maske fallen, so daß die wirklichen Ziele jetzt schroff zu Tage kamen. Die
Vereinigten Staaten beanspruchten außer Porto Rico sämtliche Inseln der
Philippinengruppe und die Spanier mußten sich notgedrungen der Forderung
des beutegierigen Siegers fügen. Der am 10. Dezember 1898 von den Kom-
missaren in Paris unterzeichnete endgültige Friedensvertrag schloß die Annerion
der Philippinen ein. Damit und durch die Angliederung Hawai's trat die große
Republik aus ihrer bisherigen binnenländischen Abgeschlossenheit heraus und
lenkte in die Bahnen des Imperialismus und der Erpansion ein. Sie beschritt
einen Weg, der mit allem, was bisher Ruhm und Ehrgeiz der Union gewesen war,
in schroffem Widerspruch steht.
Zu den Ereignissen des amerikanisch-spanischen Krieges, denen eine besondere
Bedeutung beigemessen werden muß, gehört eine Episode, die seinerzeit eine nach'
haltige Erregung in den Vereinigten Staaten wie auch in Deutschland herbei-
führte und bewirkte, daß das freundschaftliche Verhältnis, das bis dahin zwischen
den beiden stammverwandten Völkern bestanden hatte, zum ersten Male in nicht
unerheblichem Maße getrübt wurde.

Als der Admiral Dtwey n«ch der leichten Vernichtung des fast wehrlosen
spanischen Geschwaders mit seinen Streitkräften den Hafen von Manila blockierte,
erschien plötzlich dort Ende Mai das in Ostasien stationierte, unter dem Befehl
des Admirals von Diederichs stehende deutsche Kreuzergeschwader, dessen Bestand
dem Dewey'schen Geschwader überlegen war, wie auch von Diederichs einen
höheren Rang als Dewey bekleidete. Da die anderen Mächte im Blockadegebiet
nur durch ein einziges Kriegsschiff vertreten waren, so mußte die deutsche Macht-
ansammlung in der Stärke eines aus drei Kreuzern (Kaiserin Augusta, Irene,
Cormoran) und einem Transportdampfer (Darmstadt) bestehenden Geschwadcrs
allerdings Aufsehen erregen. Der amerikanische Admiral fühlte sich denn auch
lebhaft beunruhigt und beobachtete mit Mißtrauen alle Maßnahmen, die Admiral
von Diederichs zu treffen sich veranlaßt sah. Es kam infolge dessen zwischen den
beiden Geschwaderchefs zu Meinungsverschiedenheiten und gereizten Auseinander-
setzungen, die beinahe zu feindseligen Handlungen geführt hätten. Dewey hat in
einem vor vier Iahren veröffentlichten Buche (^utoKi«Ar»pd? «k (Zvorzze
Oeve?, ^ömii'äl «k tke X»vv) in einem sivrioS nk svxietv" überschriebe-
nen Kapitel die fraglichen Vorgänge dargestellt. Zu den nicht ganz einwand-
freien Angaben in dem Buche hat alsdann Admiral von Diederichs Stellung ge-
nommen und seinerseits die Differenzen mit Dewey im Märzheft des Iahrgangs
1914 der „Marine-Rundschau" geschildert. Von amtlicher deutscher Seite ist
indessen eine völlige Klarlegung jener Vorfälle bis heute nicht erfolgt. Vermut-
lich ist die Reichsleitung später, als sich herausstellte, welche Mißdeutung und
welcher Argwohn die Entsendung des ganzen asiatischen Kreuzergeschwaders in
das von den Amerikanern beherrschte Kampfgebiet hervorgerufen hat, zu der Er-
kenntnis gelangt, daß die Maßnahme keine glückliche gewesen ist und besser unter-
blieben wäre.

Es konnte natürlich nicht ausbleiben, daß das Bekanntwerden der Ankunft
des Kreuzergeschwaders vor Manila von der anglo-amerikanischen Presse sofort in
sensationeller Weise besprochen wurde. Trotz der abgegebenen offiziellen Ver-
sicherung, daß die Entsendung der deutschen Schiffe nur erfolgt sei, um die in
der Hauptstadt der Philippinen ansässigen Reichsdeutschen gegen die Insurgenten
zu schützen, und daß das Deutsche Reich streng neutral bleiben werde, wurde die
Aufrichtigkeit der Erklärung bezweifelt. Es wurde allgemein die Behauptung auf-
gestellt, daß der deutsche Kaiser, den die gelbe Presse beständig als „varlnrö"
bezeichnete, bei der Erteilung des Befehls an den Chef des Geschwaders von der
Absicht geleitet worden sei, bei sich darbietender Gelegenheit die Erwerbung der
Philippinen für das Deutsche Reich anzubahnen. Nur durch das entschlossene
und energische Auftreten des Siegers von Manila sei Admiral von Diederichs in
den Grenzen der Neutralität gehalten worden. Die Spannung und Gereiztheit,
welche in der amerikanischen Öffentlichkeit bereits durch die antiamerikanische
Haltung der deutschen Presse erzeugt worden war, wurde durch die Vorgänge vor

Manila noch erheblich verschärft. Auch in den Kreisen der Bundesadministration war man in nicht geringem Grade verstimmt; unverhohlen wurde hier und da die Meinung geäußert, daß Amerikas nächster Krieg mit Deutschland stattfinden werde. Eine solche erstaunliche Auffassung hätte wohl kaum aufkommen können, wenn nicht von englischer Seite von Beginn des amerikanisch-spanischen Krieges an eine systematische Hetze zur Irreführung der amerikanischen Meinung gegenüber Deutschland betrieben worden wäre. Diese ging darauf aus, durch geschickt erfundene Kabeldepeschen, die von London aus durch Vermittelung der unter britischem Einfluß stehenden Depeschen-Agenturen nach Amerika befördert wurden, die Handlungen der deutschen Regierung zu verdächtigen sowie deutsche Waren und deutsches Wesen in Mißachtung zu bringen. Man darf mit Sicherheitbehaupten, daß das durch die zielbewußten verlänmderischen Machinationen der Engländer genährte und geschürte Mißtranen, das damals in Washington Wurzel faßte, trotz aller von Berlin aus ergangenen Aufklärungen und freundschaftlichen Beteuerungen seit jener Zeit bis zur Gegenwart unausrottbar fortbestanden hat.

In der Gesamtheit der Naturerscheinungen — wenn man darunter die gesamte uns umgebende Erscheinungswelt versteht — kann man kaum ein wunderbareres Schauspiel finden als die regelmäßige und durch die Iahrhunderte — wenn auch nach mannigfachen Krisen und Katastrophen — unverbrüchlich fortdauernde Übereinstimmung einer ungeheuren Menge von Einzelwesen von total verschiedenartiger Anlage und Gesinnung. Die Geschichte bietet uns einen direkten Gegensatz zur Natur, und die Wirkungen beider, das Schaffen und Vernichten, sind unvergleichlich. Wir sehen in der Natur höchste Vollendung des Organismus der Art und gewollte Gleichgiltigkeit, Rücksichtslosigkeit, ja sogar feindliche Strebungen und Triebe der Einzelnen gegeneinander statuiert. Nach Überwindung' des Urzustandes und mit dem erwachenden Bewußtsein der Vernunft beginnt die Geschichte und mit ihr der Bruch mit dieser Natur. An diesen Urzustand erinnert uns beständig der „Individual-Trieb", d. h. die Sucht, andere zu unterjochen, um nicht selbst geknechtet zu werden nach dem berüchtigten Grundsatz „laisser kaire, laisser aller". Daß die organische Natur alles

besitzt, was zu ihrem Leben notwendig ifi, ersehen wir allein daraus, daß sie „ewig" ist; dagegen ist die Menschheit oder die vergeistigte, vernunftregierte Natur unvollständig, organisch schwach, voll unvereinbarer Gegensätze. Der Entstehungs- und Modifikationsprozeß des Volkstums, der Nationalitäten und der gegenwärtige Kulturkampf sind dafür hinreichende Beweise. Während in der Natur, besonders bei den höchsten Tierklassen, keine Heraushebung einzelner Individuen stattfindet und innerhalb der Art keine Bevorzugung Einzelner besteht, ist in der Menschheit die dauernde Einwirkung einzelner Individuen auf die Allgemeinheit und die allgemeine Sondcrungssucht die Regel. Schopenhauer zog aus den Nachweisungen der pragmatischen Geschichtsschreibung, wonach die Menschheit in historischen Zeiten weder moralisches noch intellektuelles Wachstum erkennen läßt und die Fähigkeiten jedenfalls längst komplett gewesen sind, die einzig logische Folgerung, daß die religiösen und sittlichen Motive für sich allein nicht stark genug sind, um die öffentliche Ordnung in einer Gesellschaft zu verbürgen, vielmehr dürfe, wenn die Gesetze plötzlich aufgehoben würden, kein Mensch hoffen, noch heiler Haut über die Straße zu kommen.

Von diesem Gesichtspunkt aus ist vor allem die Stellung des Individuums zum Staat zu beurteilen. Hobbes, Locke, Althus, Spinoza und andere betonten bereits nachdrücklich, daß der Einzelne seine sittliche Persönlichkeit erst im Staat gewinnt, dessen Bürger er schon nach der Naturscite hin ist, denn er wird ja in ihn hineingeboren. Diese Auffassung Schellings stützt Hegel mit den Worten: „Es ist falsch, wenn man sagt, es sei in der Willkür aller, einen Staat zu gründen; es ist vielmehr für jeden absolut notwendig, daß er im Staate sei . . ." „Er (der Staat) hat aber ein ganz anderes Verhältnis zum Individuum; indem er objektiver Geist ist, so hat das Individuum selbst nur Objektivität, Wahrheit und Sittlichkeit, als es ein Glied desselben ist." Daher ist auch die Ansicht des von der Rousseauschen Kontrakthypothese beeinflußten jungen Fichte hinfällig: „Der Staat kann keinen Menschen nötigen, mit ihm in Bürgervertrag zu treten, ebenso wenig kann irgend ein Mensch den Staat nötigen, ihn darein aufzunehmen . . .", ein Standpunkt übrigens, den der gereifte Philosoph in seinen Reden an die deutsche Nation vollständig verleugnet. Hier erklärt er nämlich, daß der Staat „als höchster Verweser der menschlichen Angelegenheiten und als der Gott und seinem Gewissen allein verantwortliche Vormund der Unmündigen, das vollkommene Recht habe, die letzteren zu ihrem Heile auch zu zwingen".

An diesem Punkt berührt sich Fichte mit Schölling, der sagt: „Sollen Recht und Staat zustande kommen, so müssen alle Vernunftwcsen ihr Handeln durch die Möglichkeit des freien Handelns aller übrigen einschränken. Keinesfalls darf es jedoch dem Zufall überlassen bleiben, ob diese Geburt des Heiligsten stattfinden soll." Die Außenwelt müßte gleichsam so organisiert werden, daß sie diesen (egoistischen, jener Forderung entgegenstehenden) Trieb, indem er über, seine Grenzen schreitet, gegen sich selbst zu handeln zwingt und ihm etwas

entgegensetzt, was dos freie Wesen zwar, insofern es Vernunftwesen ist, nicht
aber das Naturwesen wollen kann." Daß eine solche Zwangsorganisation nicht
von der Natur selbst, sondern von dem Vernunftwesen innerhalb der staatlichen
Organisation geschaffen werden kann, ergibt sich von selbst.
Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, uns in den Streit über die Ent-
stehung des Staates einzumischen. Während Plato in seinem philosophisch ge-
schauten Staat die „Idee des Guten" verwirklichen wollte und Aristoteles, schon
realistischer, dem Staat eine natürliche Ursache zuwies, zugleich aber eine
sittliche Aufgabe, machte sich Kant diese ethische Grundanschauung der Griechen
zwar voll zu eigen, verzichtete jedoch auf die naive Geschichtsauffassung eines
Rousseau, wonach der „Sozialkontrakt" in der Geschichte jeden Volkes einmal
wirklich eingetreten sei. Das große Verdienst Kants für die Staatslehre beruht
in der Klarheit, mit der er sowohl den Staat selbst als auch den Staatsvertrag
als regulative Idee auffaßte. Er fragt: „Wie ist es möglich, daß bei der an-
scheinenden Freiheit der Willensimpulse und Handlungen der einzelnen Menschen
doch im ganzen ein regelmäßiger Gang der Weltgeschichte besteht?" — „Durch
den Staat ist es möglich", antwortet er selbst, also durch die freiwillige Unter-
werfung des Einzelnen unter die Gesamtheit, wodurch sowohl die größtmögliche
Freiheit des Individuums als auch der Bestand und die Wohlfahrt des Ganzen
gewährleistet erscheint. Die Natur wollte, so führt Kant weiter aus, daß alle
menschlichen Anlagen im Laufe der Geschichte sich zur Vollkommenheit ent-
wickeln. „Der Mensch will Eintracht, aber die Natur weiß besser, was für seine
Gattung gut ist, sie will Zwietracht. .. Alle Kultur und Kunst, welche die Mensch-
heit ziert, die schönste Gesellschaftsordnung, sind Früchte der Ungeselligkeit, die
durch sich selbst genötigt werden, sich zu disziplinieren." Der dauernde Wider-
streit der menschlichen Natur, Selbstsucht und Vergesellschaftungstrieb, sind nach
ihm der Nebel der Entwicklung. Man könnte die Geschichte der Menschheit an-
sehen als die Vollziehung eines verborgenen Planes der Natur, um eine voll-
kommene Staatsverfassung zustande zu bringen als den einzigen Zustand, in
welchem die Menschheit sich völlig entwickeln kann. So könnte man, meint er
weiter, die allmähliche Entwicklung und Vervollkommnung des Staatswesens
vom Altertum bis in unsere Zeit als Hauptinhalt der realen Geschichte verfolgen,
und das wäre ein Leitfaden s priori. Diese Auffassung kehrt mehr oder weniger
getreu als Hauptrichtung der Konischen Idealphilofophie bei seinen großen
Epigonen immer wieder, von denen Hegel, die einzelnen homogenen Beiträge
zusammenfassend, ein konsequentes System schuf. Er identifizierte als Erster
die Begriffe Staat und Volksgeist und erklärte, der Weltgeist entwickle sich in
und mit der Geschichte in deren verschiedenen Phasen zum Bewußtsein seiner
geistigen Freiheit, und zwar zu jenem sittlich-geistigen Freiheitsbewußtsein, das
in der fortschreitenden politisch bewußten Freiheit der Völker seinen Aus-
druck findet.

In der nachklassischen Zeit behielt die Geschichtsphilosophie diese ErPosition bei, verlor sich jedoch immer tiefer in einer Begriffsverwirrung, die man leider e^rst reichlich spät entdeckte, nachdem die Verwirrung der Geister sich durch konkrete Irrtümer in der Staatsverfassung unheilvoll bemerkbar machte. Indem man während des leidenschaftlich geführten Kampfes der Geister um die Definition des Staates und seines Verhältnisses zum Einzelnen Staat und Gesellschaft als identische Begriffe behandelte, mußte man naturgemäß dem Staat und umgekehrt auch der Gesellschaft Aufgaben zuweisen, die ihnen wesensfremd sind und auf die sie keinen Einfluß haben. In diesen Irrtum eingeschlossen sind gleichzeitig die Ursprünge einerseits der Philosophie des Pessimismus, andererseits die widerständliche und feindliche Volksbewegung gegen den Staat. Man sah nur das Versagen des Staates in Dingen, die er als ihm nicht zufallend zuvor abgelehnt hatte und die ihm trotzdem von der demokratischen Volksbewegung unter Androhung von Gewalt aufgezwungen waren, und weil die Gesellschaft, der man rein staatliche Dinge aufgebürdet hatte, ebenso kläglich versagte, gelangte man nach beiden Seiten zum Radikalismus, der sich in der Folge sowohl als erbitterter Feind des Staates wie des gesellschaftlichen Verbandes erwies. Die Ausmerzung dieser unzähligen innerpolitischen Fehler vergangener Generationen aus unserem Verfassungsleben und dem Pflichtenheft der Regierung ist noch lange nicht vollständig durchgeführt und noch heute hat die Staatsverwaltung alle Hände voll zu tun, praktisch gemeinte Anträge einzelner Politiker abzuweisen und sich der vielen Vorwürfe wegen vermeintlicher Nichterfüllung staatssozialer Elementarpflichten zu erwehren. Es zeigt sich hier wiederum die Wahrheit des Wortes, daß das Zeitmaß der Durchdringung des Volksgeistes und das praktische Geltungsrecht jedweder wissenschaftlichen Erkenntnis im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Bedeutung steht. Halten wir zunächst daran fest, daß die Hauptaufgabe des Staates nicht die Verwirklichung der Glückseligkeit, vielmehr die der Gerechtigkeit ist.

Alle Lebensinhalte im Staat und in der Kulturwelt werden naturnotwendig von Individuen getragen; sie sind gesellschaftlich und individuell. Der Nachdruck bei Feststellung dieser Wahrheit ist jedoch darauf zu legen, daß sie nur darum zustande kommen konnten, weil ihr Erfinder in Gesellschaft lebte, denn die Neuzeit hat sich zu dem theoretischen und praktischen Bewußtsein aufgeschwungen, daß der Einzelne in seinen Handlungen und in seinem Dasein abhängig ist von der Gesellschaft. Der Begriff des Individuums fordert und bedingt den des Staates, denn der Eigenwert des Individuums sowie jede individuelle Erscheinung wird durch eine Unermeßlichkeit von Einflüssen und Wechselwirkungen aus und in ihrem menschlichen Umgebungskreis bestimmt, sodaß L. Gumplowicz das Wort aussprechen konnte: „Was im Menschen denkt, das ist gar nicht er, sondern seine soziale Gemeinschaft." Wenn wir auch nicht den Übertreibungen französischer und anderer Soziologen (Condorcet, Comte,

Bourdeau, Buckle u. a.) folgen wollen, die fast ausschließlich die namenlose Masse der Menschen als die Trägerin des historischen Geschehens betrachtet und den führenden Persönlichkeiten keine Beachtung gönnt, ist doch unbestreitbar, daß die Individuen und alle von ihnen geschaffenen Werte in der Masse untergehen, für die sie geschaffen sind. Individualismus und Kollektivismus sind im Grunde methodische Begriffe, die bei einem Rückblick auf die Geschichte die gleiche Bedeutung haben müssen, wie die Gläser eines Stereoskops. Nicht als Einzelne haben die großen Individuen ihre Bedeutung, sondern nur insofern, als sie typisch sind, inwieweit sie der Nationalgeist, das höchste Zeugnis und Erzeugnis der Volksseele sind, „sofern sie", wie P. Hinneberg es einmal präzisiert, „Material bilden zur empirisch-erakten Erkenntnis der Welt- und Lebeneanschauung eines bestimmten Volkes, einer bestimmten Zeitperiode usf.". Wie die Sprache, so sind auch alle übrigen sozial-historischen Tatsachen, die Inhalte der Kultur, die Arten der Wirtschaft, die Normen der Sittlichkeit usw. aus Wechsel- und Zusammen wirkungen der Einzelnen innerhalb des gesellschaftlichen Rahmens zu verstehen; es sind unendliche Summierungen unzähliger und unmeßbarer Einzelbeiträge im Laufe von Iahrtausenden. In der Kultur, Religion, Wissenschaft usw. haben wir sinnenfällige Verkörperungen der sozialen Energien vor uns, die in gleich weitem Abstand vom Individuum und von der Masse stehen und in Sphären gedeihen, auf die beide keine Macht der Einwirkung haben.

Von den verblendeten, fanatischen Verfechtern der Rechte des Individuums wird nur zu leicht und gern übersehen, daß dieser in der Geschichte des Altertums, besonders bei den Griechen und Römern, sowohl als philosophische als auch als politische Idee seine Entwickelung bis zum Ertrem gefunden hatte. Die alte Kulturwelt hat einen vollen Kreislauf vollendet: vom Herdenmenschen zum Herdenmenschen. Wer z. B. die Geschichte Griechenlands vom 5. bis zum 3. Iahrhundert v. Chr. kennt, kann allein aus den gesellschaftlichen Zuständen dieses ältesten Kulturvolks den wahren Wert der individualistischen Weltanschauung für das Wohl des Einzelmenschen ermessen, denn hier waren alle ihre Ideale beinahe restlos verwirklicht. Hier sprengten die Zyniker das sie einengende soziale und historische Gebilde, alle traditionellen und staatsnotwendigen Beschränkungen wurden nach und nach aufgehoben und die von den Sophisten ausgehende Lehre von der Freiheit des Einzelwesens triumphierte über Herkommen, Gesetz und Sitte. Protagoras lehrte: „Der Mensch (d. h. ich) ist das Maß aller Dinge". Seine Anhänger setzten dem bestehenden gesetzlichen Austand, den der Staat inbezug auf Dauer und freiheitlich-fortschrittliche Entwicklung garantierte, dem „positiven" Recht das „Naturrecht" entgegen und sagten: was „natürlich" ist, und nur das allein, ist auch „vernünftig". Nach dem Naturrecht sind dem Menschen keine anderen Schranken gezogen als diejenigen, welche ihm das Maß seiner eigenen Kraft setzt, und der Stärkere hat alles Recht, zu tun, was ihm zu erreichen möglich ist ohne jede Rücksicht auf

seinen Nächsten. Der extreme Individualismus spaltete sich in zwei Richtungen, die sich in der Anschauung begegnen, daß alle sozialen Gebilde (Familie, Stand, Genossenschaft, Staat) für die Individuen geschaffen seien. Die Überzeugung der Vertreter der „Rechtsdoktrin", daß alle Menschen gleich und gleichberechtigt seien, führte zur Herrschaft der Masse, zur Demokratie, die „Machttheorie", nach der die Individuen ungleich sind und der Stärkere das Recht habe, sich die Schwachen zu unterwerfen, fand in der Oligarchie oder der Tyrannis ihren konkreten Ausdruck. Da man die ausgleichende und zusammenfassende Staatsgewalt suspendiert hatte, wurden aus der Freiheit und Gleichheit unerträgliche Unfreiheit und Ungleichheit und während der (nach Besiegung der Perser) zur Blüte gelangenden, geradezu internationalen Geldwirtschaft ging der Mittelstand, zu allen Zeiten die stärkste Säule des Staates, in der gewaltigen sozialen Umschichtung unter. Aber man belehre sich aus den Geschichtswerken selbst darüber, welch ungeheuerlichen Mißbrauch die arbeitsscheue, vergnügungssüchtige Menge mit Gesetz und Gerechtigkeit trieb, die man in ihre Hand gegeben, mit welcher Ungerechtigkeit und Unmenschlichkeit die Besitzenden ihres Eigentums beraubt und die wirtschaftliche „Gleichheit" eingeführt, wie die höchsten Interessen der Allgemeinheit von staatsmännischer Unkenntnis, sprunghafter Laune der Menge nach Willkür benachteiligt, Bestechlichkeit und Korruption der Beamtenschaft in der Verwaltung herrschte und wie endlich das fähigste Volk der Erde im blutigen Klassen- und Bruderkampf, im Kampf aller gegen alle erbärmlich und seiner selbst unwürdig zugrunde ging.

Zu spät für die Griechen, jedoch rechtzeitig genug für die übrige Menschheit erstanden der Welt aus diesem Chaos eine ganze Reihe staatsrechtlicher und philosophischer Genies, deren Ideen noch heute unsere moderne Kulturwelt beherrschen: Sokrates, Plato, Aristoteles. Nach ihnen lebte noch einmal ein müder und passiver Individualismus auf, der in dem weltabgewandten, sinnlich-geistigen Genußleben nach seinem Hauptvertreter Epikur Befriedigung suchte. Dessen matter Sentenz: „Halt dich draußen! Zieh dich auf dich selbst zurück und kümmere dich nicht um den Streit und die Händel der Welt!" setzten die Stoiker das bedeutungsvolle Wort entgegen: „Der Weise darf sich nie als Privatmann betrachten". Über ihre erhabene Weltanschauung sind uns durch Cicero (öe tmibus HI, 64) folgende Mitteilungen überliefert, die es verdienen, der Vergessenheit entrissen zu werden:

. . . „Ein jeder von uns ist nur ein Teil der Welt und daraus folgt naturgemäß, daß wir das Gemeinwohl dem eigenen Interesse vorziehen.

Denn wie die Gesetze das Interesse aller dem der Einzelnen vorziehen, so sorgt der tugendhafte und weise Mann, der den Gesetzen gehorcht und seine Staatspflichten kennt, mehr für den Vorteil aller als für den eines Einzelnen und für seinen eigenen: wer um des eigenen Vorteils und des eigenen Wohles willen

den gemeinsamen Vorteil und das Gesamtwohl im Stich läßt, ist ebenso zu tadeln wie ein Vaterlandsverräter. Deshalb muß man den preisen, der für den Staat in den Tod geht, weil das Vaterland uns teurer sein soll als wir selbst. Für unmenschlich und verbrecherisch wird der Ausspruch der Leute gehalten, welche sagen, es sei ihnen gleichgiltig, wenn nach ihrem Tod die ganze Welt in Flammen aufginge; vielmehr müssen wir um unserer selbst willen auch an die denken, die nach uns leben" . . .

Inzwischen hat der Individualismus eine ganze Reihe von Metamorphosen und Wandlungen seines Inhalts durchlaufen, — aus seiner Geschichte jedoch nichts gelernt. Das trifft nicht allein auf seine Idealbildung, vielmehr auch auf seine politischen Machtgelüste zu.

Der gegenwärtige Krieg und alle seine Vorgänger sind, wenn das auch niemals so elementar und allgemeinbewußt wie in diesem „Kulturkrieg" hervortrat, ein verzweifeltes Ringen um die Durchsetzung und weltbeherrschende Ausbreitung ganz bestimmter Ideenkomplere, ein Kampf um die geistige Beherrschung oder doch die kulturelle Vorherrschaft in der Welt. Wir wissen, wie furchtbar und männermordend stets die Menschheit gezüchtigt werden mußte, ehe die bessere und höhere Weltanschauung der stumpfen Welt aufgezwungen werden konnte, und ebenso bekannt und rühmlich anerkannt ist die führende und selbstlos überragende Rolle, die das deutsche Volk immer wieder in den Religions- und Kulturkriegen von der Vorsehung zugewiesen erhielt. Viele, die heute von der „Weltkultur" reden, meinen damit lediglich die Zivilisation der menschlichen Gesellschaft, über deren Zwecke und Ziele niemals ein Streit unter den Kulturnationen entbrannte und entbrennen konnte. Dagegen ist der Kulturbegriff bei allen Nationen verschieden und eine friedliche Vereinbarung unter den Völkern über das Maß und Territorium hinsichtlich der Ausbreitung einer bestimmten Kultur ist schlechterdings nicht möglich. Wenn vor dem Kriege wissenschaftlich kompetente Kenner der Menschen und ihrer Geschichte auf die bare Unmöglichkeit, ja die Naturwidrigkeit des Gedankens pseudowissenschaftlicher Schwätzer aufmerksam machten, wonach eine Übereinstimmung aller Völker der Erde in den Fragen der Wirtschaft, Sitte, Kultur, geschweige denn in politischen Lebensfragen zu erzielen sei, dann wies man solche Mahner auf die völkerverbindende Weltwirtschaft und vor allem auf die Weltkultur hin. Heute weiß jeder, der sich überhaupt von Tatsachen überzeugen lassen will, daß die Weltkultur ein Widerspruch in sich ist und daß jede Nation ihre eigene Kultur besitzt und natürlich nur diese fördert. Diese nationalen Kulturen müssen nicht unbedingt feindlich einander gegenüber treten, sie haben vielmehr recht viele Gemeinsamkeiten, aber an gewissen Punkten ihres Inhalts bleiben sie unvereinbar. Daher verwirklicht jede Nation das allgemein Menschliche an sich nur in ihrer besonderen, das Fremdartige ausschließenden Form. Wir haben im Verlauf des Krieges an einzelnen Erscheinungen und Taten unserer Feinde sowohl als auch an der

Kritik des Auslandes an den verschiedensten Ereignissen in Deutschland so klar wie nie zuvor erkennen müssen, daß von einem gewissen Punkt ab ein Volk das andere nicht mehr versteht, ihm nicht mehr nachzufühlen und zuzustimmen fähig ist.

Iedes Volk, das auf eine lange Geschichte zurückblickt, besitzt einen gewissen Gehalt an wirtschaftlichen, sozialen, sittlichen und ethischen Überlieferungen, auf denen sich alle Fortschritte der Gegenwart harmonisch aufbauen. Ein in eine solche Gemeinschaft hineingeborener Mensch ist der Menschheit gegenüber nicht allein rein biologisch und inbezug auf seine psychische Veranlagung ein ausgeprägter Typus „Mensch" — der Rassenstreit wird hierdurch nicht berührt —, vielmehr vollendet er seine Eigenartung als solcher mit den Ideen sowie einer spezifisch volkseigentümlichen Ausbildung des Geistes und Gemüts. Überschreitet sodann der junge Staatsbürger die Schwelle der Familie und Schule zur wirtschaftlich-sozialen und geistig-kulturellen Selbständigkeit, so tritt das Individuum selbstverantwortlich sowohl der bürgerlich-staatlichen wie der menschlich-humanitären Gesellschaft gegenüber. Nach welcher Richtung sich nunmehr das von den Fangarmen wirtschaftlicher Assoziationen, politischer Parteien, ästhetisch-ethischer, kultureller „Bünde" und Sekten, „Waffen nieder!" — und sonstiger „Bewegungen" mit spinnenartiger Wachsamkeit umlauerte Individuum auch entwickeln möge, regelmäßig greift das Denken über den Staat hinaus und fühlt sich dem Gedanken der Humanität zur Gefolgschaft verbunden. Diese beinahe als gesund, weil altruistisch gerichtet, zu bezeichnende Entwicklung des Staatsbürgergemüts gelangt jedoch fast ausnahmslos auf Irrwege, wenn es ohne oder gar gegen den Staat die Menschheit auf ein höheres Niveau der Gesittung heben und den realen Zuständen in der Welt das Gepräge der Glückseligkeit zu geben wünscht. Das Subjekt ist jedoch ein Produkt der natürlichen Kausalität und bleibt auch in der Opposition von den geschichtlich-gesellschaftlichen Verhältnissen abhängig. Ob bei diesem psychischen Evolutionsprozeß halbbewußte christliche Prinzipien oder unterbewußte, aus der Vergangenheit in die Gegenwart herüberwirkende Erinnerungen an das kirchliche Ideal vom Gottesstaat mitsprechen, möglicherweise auch die platonische „Hypothesis", wonach bekanntlich geistig-abstrakte Grundbegriffe ein höchstes Ideal aufstellen sollen, bei dessen Nacheiferung praktische Verbesserungen in den bestehenden Zuständen erreicht werden, die als relative Annäherung an das erstrebte Ideal gelten könnten, möge dahingestellt bleiben. Ob es sich nun um die Prinzipien des Individualismus und des Egoismus oder um ihre Gegensätze, nämlich die Lehren der Eudämonie und des Militarismus, handelt, wonach die Förderung des Gesamtwohls (nach dem englischen Ethiker Bentham „des größtmöglichen Wohles der größtmöglichen Zahl") als der Endzweck alles sittlichen Strebens zu gelten hat, regelmäßig und gemeinsam ist allen diesen Bestrebungen die antinationale, staatsfeindliche Tendenz. Alle verlangen die Aufhebung jener Schranken, die den „Menschen"

von der „Menschheit" trennen und demnach vermeintlich die Entwicklung reinen Menschentums hemmen.
Deutsch sein bedeutet nach Fichte ohne weiteres human sein, denn die Humanität ist aufs innigste in die deutsche Staatsidee verwoben und demnach sozusagen von Staatswegen garantiert. Die Behauptung, daß dies in anderen Ländern theoretisch wohl, faktisch jedoch nicht der Fall ist, daß vielmehr diese Staatswesen sich von dem englisch-französischen Individualismus des 18. und 19. Iahrhunderts noch nicht zu befreien vermochten, konnte uns vor dem Krieg leicht als Selbstüberhebung ausgelegt und verargt werden. Heute ist die Überlegenheit des deutschen Staatsgedankens und des Volkscharakters eine weltgeschichtliche Tatsache, die nur widerwillig und allmählich in der Welt anerkannt wird. Immerhin erfreuen wir uns z. B. folgender Anerkennung durch Professor Franck von der amerikanischen Harvard-Universität: „Daß der Staat mehr sei als eine Institution zum Schutze des Glücks der Einzelnen, daß er eine kollektive geistige Persönlichkeit über und jenseits von dem Leben des Einzelnen sei, und daß er nicht so sehr das Glück des Einzelnen als die Erhebung der Einzelnen auf eine höhere Stufe, ihre Durchbildung zu einem höheren Typus des Menschentums zum Ziel habe, das erscheint dem Engländer und Amerikaner als etwas phantastisch Überspanntes". Daß die übrige Kulturwelt so ostentativ, wie es kürzlich durch den englischen Minister des Äußern, Grey, geschehen ist, Vcrständnislosigkeit gegenüber dem deutschen Kulturwillen heuchelt und die Inhalte sowie die im staatlichen Leben unserer Nation realisierten Prinzipien unserer Kultur als „barbarisch" verleumdet, gehört bei unseren Feinden zu den Mitteln der Kriegführung und der Politik. Wollten sie es anders halten und objektiv die Tatsache der turmhohen Überlegenheit des deutschen Staatsgedankens zugeben, dann entfiele für sie jeder Grund, den Krieg fortzusetzen. Unser 5. Reichskanzler hat in einer seiner Reichstagsreden mit berechtigter Verwunderung festgestellt, daß im feindlichen Ausland so gar nicht nach wissenschaftlichen Erkenntnissen und Grundsätzen regiert wird und sich auf allen Gebieten des Staatswesens ein für deutsche Begriffe und Verhältnisse gänzlich unmöglicher und verderblicher Dilettantismus zum offenbaren Schaden der Allgemeinheit betätigen kann.
Vielleicht kommen wir des Rätsels Lösung wesentlich näher, wenn wir uns an der deutschen Wissenschaft orientieren, die uns belehrt, daß sich hier, im Kern der Probleme, die individualistische und die altruistische Staatstheorie gegenüber stehen. An den Staaten, betont bereits Platon nachdrücklich, kann man die Gerechtigkeit besser erkennen als am Einzelnen. In Deutschland hat sich die historische Rechtsschule gegenüber der Naturrechtsdoktrin im Staatskörper durchgesetzt, der Gesetzgeber sowohl als der Staatsmann knüpfen unmittelbar an die gegebenen Verhältnisse an und passen ihre Politik möglichst genau der Begabung und Veranlagung, der Seele und dem Charakter des Volkes an. Die Seele der deutschen Kultur ist zugleich auch die Seele der deutschen Politik: die Idee der

Menschheit oder ihr Prototyp, der Staat. Davon leiten sich unsere Begriffe von Recht und Sittlichkeit ab und der oberste Staatszweck ist die Erziehung zum Menschen. Dieses Prinzip hat die Allgemeinheit der Menschen und die Berechtigung ihrer Eigenartung zur Voraussetzung, mit anderen Worten: die deutsche Politik und der deutsche Kulturwille, wie überhaupt die deutsche „Weltanschauung" im wahrsten Sinne des Wortes, orientieren sich auf die Vielheit der Nationen und Staaten und erkennen jeder Kultur und jedem Volkscharakter nicht nur eine verkümmerte Daseinsberechtigung, vielmehr eine unbestrittene Gleichberechtigung zu. Zu einer solch idealen Auffassung der Weltordnung innerhalb und außerhalb des Staates ist jedoch der auf dem Individualismus aufgebaute englisch-französische Staatsgedanke nicht fähig, für den auch in dieser Hinsicht Gewalt und Macht die einzigen Leitmotive seiner Entwicklung bildsn können, denn er ist bekanntlich amoralisch. Wenn sich auch Auguste Comtes Behauptung, daß es nur eine einzige Menschheitsentwicklung gibt, unbedenklich unterschreiben läßt, so ist doch auch der Gesichtspunkt nicht außer acht zu lassen, daß die einzelnen Völkerschaften auf sehr verschiedenen Stufen dieser Entwicklung stehen. Von dem Gesamtstandpunkt, dem der Menschheit aus, sehen wir und jeder andere unvoreingenommene Beobachter ebenfalls die sich feindlich gegenüberstehenden Nationen auf weit voneinander getrennten Entwicklungsstufen. Was jedes Volk an reiner Menschlichkeit an und in sich bisher verwirklicht hat, muß nun in einem Kriege wie diesem restlos hervortreten. Wenn wir auch unser Urteil, das eingedenk des schmählichsten Versagens der Deutschenfeinde in bezug auf die vitalsten Menschheitsinteressen geradezu vernichtend ausfallen müßte, sogar so weit mäßigen, daß wir die Sanktionierung von Scheußlichkeiten wie „Baralong", „King Stephen" usw. usf. durch Priester der anglikanischen Kirche unter der Rubrik „Kriegspsychose" buchen wollen, so können wir doch unsere Bescheidenheit und Versöhnlichkeit nicht bis zur Selbstentäußerung treiben.
Daher dürfen wir in der Gesamtheit der Kriegführung unserer Feinde, die der modernen Humanität so gänzlich abgekehrt ist, nicht etwa die Degenerationszeichen der höchstentwickelten außerdeutschen Kultur erblicken, vielmehr die Offenbarung einer erschreckend großen Entwicklungsstagnation der feindlichen Kulturvölker; in diesem Zusammenhang sollten wir uns an den Ausspruch Gustav Freytags erinnern, daß zur selben Zeit Menschen aus ganz verschiedenen Iahrhunderten beisammen leben. Während bei uns die wissenschaftlichen, vor allem die staatsrechtlichen, staatsphilosophischen und soziologischen Erkenntnisse der deutschen Denker aus Iahrhunderten praktisch verwirklicht sind und sogar idealphilosophische Humanitätsprinzipien, soweit unser Volk selbst dafür die erforderliche geistige Reife erlangt hatte, in die Verfassung verwoben und somit realisiert sind, leben die großen Ideen der englischen und französischen Geisteswissenschaften lediglich in den Büchern fort und modern in den Bibliotheken. Sehen wir aber mit ruhigem Blut den giftigen Presse- und Literaturfeldzug des Auslandes an, so

müssen wir daraus die Überzeugung ziehen, daß bei unseren Feinden der höhere europäische Gesittungsbesitz nicht einmal gesellschaftlich, geschweige denn staatlich organisiert worden ist.

Ieder Mensch ist, ohne sich in der Regel darüber Rechenschaft abzulegen, als Persönlichkeit in einen ganz bestimmten Rahmen sozialer und kultureller Beziehungen eingespannt. Indem er an der allgemeinen Geistesbildung seines Volkes teilnimmt, als deren Ferment und hervorstechendster Charakterzug der Geist der Neuzeit in die Erscheinung tritt, ist er nicht nur nach Hegel „ein Kind seiner Zeit", vielmehr auch weit mehr noch durch die konstante Entwicklung einer bestimmten Summe geistiger Werte durch verflossene Iahrhunderte in seinem Fühlen, Wollen und Denken mit der Geschichte seines Volkes unlösbar verwachsen. Mögen einzelne diese historische Gebundenheit ebenso wie die nationale Beschränkung als Ioch bezeichnen, — die Allgemeinheit unseres Volkes kann vernünftigerweise nicht anders auf die Erfahrungen des Krieges reagieren, als seine historische Entwicklung und die organisch-sittliche Verkörperung des Volkscharakters, den Staat, zum Gegenstand innigster und glühendster Verehrung zu machen. Dieses unvergängliche Erbe der Vergangenheit sind wir verpflichtet der Zukunft ungeschmälert zu erhalten. Der deutsche Wesenszug, das einmal als gerecht und sittlich Erkannte gegen den eigenen Vorteil unerbittlich praktisch zu verwirklichen, ist in unserem staatlichen Organismus sinnenfällig und in übermenschlich-mächtiger Wirkung zum Ausdruck gekommen; die Politik unserer Regierung aber und unsere militärische Kriegführung haben zum grenzenlosen und — hoffentlich — nachhaltigen Erstaunen der Menschheit diesen deutschen, echten Kulturwillen bis in seine letzte Konsequenz durchgeführt. Weil nun unser Staatswesen in jeder Beziehung so vollkommen der Einzelpersönlichkeit entspricht, weil der Einzelne nach innen und außen nicht anders handeln könnte, als es das ausführende Instrument des Allgemeinwillens, die Regierung, tut, eben darum mag die Notwendigkeit des geschichtlichen Augenblicks auch noch so hohe und grausame Opfer von uns Einzelnen fordern, wir bringen sie im Bewußtsein des endlichen Sieges der deutschen Idee freudigen Herzens. So wie sich uns Deutschen unser Staat im Kriege zeigt, bietet er uns in diesen, Umfang zum erstenmal die auf alle künftigen Geschlechter wie eine Offenbarung wirkende Verwirklichung alles dessen, was vordem unsere Iugenderzieher, was unsere kompetentesten Gelehrten, unsere hervorragendsten Denker und Dichter in dem Begriffe „Vaterland" priesen und verherrlichten. Das platonische Ideal des „Menschen im Großen", hier gelangt es zur menschlich ergreifenden Darstellung. Wer von uns als Einzelner dürfte sich vermessen, im Urteil der Welt und Nachwelt, im Ansehen unter Seinesgleichen so untadelhaft und unantastbar dazustehen wie der deutsche Staat? Dürften wir hoffen, auch nur entfernt so unseren staatsbürgerlichen Pflichten genügt zu haben, wie die Regierung den ihren uns gegenüber?

Mit dieser Fragestellung allein und unserem reuigen Gelöbnis, den Staats-
notwendigkeiten gegenüber nicht mehr so sehr wie früher in Opposition zu treten,
ist jedoch der Zukunft des Deutschen Reiches bei weitem nicht gedient. Geben
wir uns keinen Täuschungen darüber hin, daß die heilsamen Wirkungen des
Krieges auf den Volkscharakter schon heute von den Internationalisten im Par-
lament als das Gegenteil des Fortschritts ausgelegt werden und daß nationale
Begeisterung und Geschlossenheit von ihnen und anderen Schrittmachern der
Internationalität systematisch bekämpft werden. Bleibt uns auch für die kom-
mende Friedenszeit in unserem innerstaatlichen Leben ein beträchtliches Plus
an nationalem Instinkt und patriotischem Schwung, so wird dieses Mehr durch
ein anderes Kalkul, das in unserer Berechnung der Zukunft nicht fehlen darf,
vollständig aufgehoben: die „Revanchcidee" der demnächst definitiv besiegten
Völker. Wenn wir von unserem ewigen Parteihadcr, Interessenkämpfen und
sonstigen Sonderbestrcbungen nicht vollständig ablassen, wenn wir unsere natio-
nalen Untugenden nicht gänzlich ablegen und völlig neuen Gedankengängen in
unserer innerstaatlichen Politik folgen, können wir nicht hoffen, unsere Zukunft
in Staat und Kultur vor dem Angriff ihrer unentwegten Feinde gesichert zu
sehen. Es hieße einem verhängnisvollen Optimismus verfallen, wenn man
auch mit Bezug auf die Menschheitsideale glauben wollte, daß nunmehr end-
giltig die alten Phrasen aus dem öffentlichen Leben der Nation verschwinden
würden. Einer der besten Kenner unserer Volksseele, der Altreichskanzler Bis-
marck, sprach einmal das Wort: „Es liegt eine eigentümliche prophetische Vor-
aussicht in unserem alten nationalen Mythus, daß sich, so oft es den Deutschen gut
geht, wenn ein deutscher Völkerfrühling wieder anbricht, daß dann auch stets
der Loki nicht fehlt, der seinen Hödur findet, einen blöden, dämlichen Menschen,
den er mit Geschick veranlaßt, den deutschen Völkerfrühling zu erschlagen,
respektive nieder zu stimmen." Die Gründe für einen gemäßigten Pessimismus
sind gewichtig, daß man später nicht — wie das der Wahrheit entspräche — sagt,
daß unsere Väter, Söhne und Brüder in der Verteidigung des Vaterlandes
u n d d e s h a l b für die Idee der reinen Menschlichkeit den Heldentod gestorben
sind, vielmehr wird man ebenso unbelehrbar und eigensinnig wie zuvor behaupten,
was kein einsichtsvoller Mensch jemals bestritten, daß nämlich der Krieg an sich
menschenunwürdig sei, sodaß also zur Vermeidung einer ähnlichen Katastrophe
wie der gegenwärtigen der Staat beseitigt werden müsse. Daß alle großen
Philosophen, die einem solchen Ideal das Wort geredet haben, von einer
regulativen Idee an der fernsten Vollendung des Typus „Mensch" und am Ende
aller Zeiten, aber nicht etwa von einem politischen Zustand der Gegenwart
sprachen, will man nach wie vor nicht einsehen.

Demgegenüber muß mit aller Entschiedenheit und wiederholt darauf hin-
gewiesen werden, daß gerade während eines Krieges den einzelnen Staatswesen
und den verschiedenen Kulturen die einzige Gelegenheit gegeben ist, praktisch

und eindeutig ihren wahren Charakter und ihren tatsächlichen Wert für eine Höher-
bildung des Menschengeschlechts zu beweisen. Da jedoch aus dieser Prüfung
allein der deutsche Staat — natürlich mit Einschluß seiner Verbündeten — un-
tadelhaft nach jeder Richtung hervorgegangen ist, so müssen wir eben auch aus
Gründen der Menschlichkeit diesem unserem Staat dasjenige Maß von Macht-
mitteln zu verschaffen helfen, die allein vermögen, nicht allein seinen Bestand
zu schützen, sondern auch die höhere Menschlichkeit einem möglichst großen Kreis
außerhalb unseres Volkes dienstbar zu machen.
„In der Wirkung des Krieges auf den Volkscharakter", sagte Wilhelm
v. Humboldt, „erkenne ich eine der heilsamsten Erscheinungen zur Bildung des
Menschengeschlechts". Dieses Wort, das zur Verteidigung des „Krieges an sich"
ausgesprochen und lediglich in dieser Beziehung von den Nachgeborenen immer
wieder angewandt wurde, birgt in Wirklichkeit einen tieferen, philosophischen
Sinn. Der scharfsinnige Denker formulierte in diesem schlichten Satz die Er-
kenntnis der modernsten Wissenschaft, der Völkerpsychologie, dahin, daß der Krieg
mit seiner eigenartigen Verkettung von Einzel- und Volksschicksal den geistigen
und politischen Charakter eines Volkstums veredelt und durch den größeren
weltpolitischen Einfluß dieses höherentwickelten Volkscharakters die ganze Mensch-
heit auf eine höhere Stufe der Gesittung emporhebt. Demnach findet der
Kulturwille des Einzelmenschen in der Nation, in deren Gesetzen, Sitte und
Kultur er sich als Persönlichkeit wiederfindet, seine natürliche Grenze, und bei
hinreichender Klarheit der Kulturziele sollte der Einzelne durch kräftigste För-
derung seines Volkstums auf konkretem Wege das zu erreichen versuchen, was
er bisher qualvoll-vergeblich durch kosmopolitische oder pazifistische Träumereien
zu erreichen hoffte: die Kultivierung der Menschheit. Auch Friedrich List hat
sich zu diesem Problem präzis dahin ausgesprochen: „Zwischen dem Individuum
und der Menschheit. . . steht die Nation . . . Wie das Individuum hauptsächlich
durch die Nation in der Nation geistige Bildung, produktive Kraft, Sicherheit
und Wohlstand erlangen kann, so ist die Zivilisation des menschlichen Geschlechts
nur denkbar und möglich vermittels der Zivilisation und Ausbildung der Nationen".
Dem gleichen Gedanken begegnen wir auch bei Heinrich v. Treitschke: „Der
Staat ist eine sittliche Gemeinschaft; er ist berufen zu positiven Leistungen für
die Erziehung des Menschengeschlechts, und sein letzter Zweck ist, daß ein Volk
in ihm und durch ihn zu einem wirklichen Charakter sich ausbildet; denn das ist
für ein Volk wie für den einzelnen Menschen die höchste sittliche Aufgabe". Der
künstlich geschaffene Mensch-Staatsbürger-Konflikt ist durch diese Überlegungen
beseitigt und die Erkenntnis muß Allgemeingut werden, daß der beste „Staats-
bürger" auch der beste „Mensch" ist, denn je mehr und je ausschließlicher der Einzel-
mensch sich innerlich von allen völkisch-nationalen und staatlichen Bindungen und
Verpflichtungen loslöst und die rein menschlichen Eigenschaften in sich entwickelt
und in den Vordergrund seiner individuellen Lebensäußerungen, seiner staats-

bürgerlich-politischen Handlungen stellt, um so größer und bedenklicher wird die Entfremdung zu seiner sozialen Umgebung, desto mehr wächst er gleichsam über den Kopf seiner sozialen Gruppe hinweg mit der großtdenkbaren Gemeinschaft zusammen: der Menschheit. Da jedoch Begriffe wie Menschlichkeit, Gesamtwohl usw. in ihrer Bedeutung von jeder Nation anders ausgelegt und andererseits die Verwirklichungstendenz vorgeblicher Menschheitsinteressen durch die Groß, mächte aufs engste mit ihrer Politik vermengt ist, so ist es leicht begreiflich, daß aus der Lieblosigkeit des Einzelnen gegenüber seinen Volksgenossen sehr leicht ein moralisches oder politisches Verbrechen werden kann. Deshalb sollte jeder, der zu Überschwenglichkeiten neigt, sein Gewissen an der Wahrheit schärfen, die Paul Rohrbach in seinem bereits 1912 erschienenen Werk „Der deutsche Gedanke in der Welt" mit Recht als Leitsatz behandelte: „Der sittliche Fortschritt vollzieht sich nicht zuerst an der Menschheit im Ganzen, sondern zuerst in den Nationen .. Der deutsche Gedanke bedeutet den sittlichen Wesensgehalt des Deutschtums als gestaltende Kraft im gegenwärtigen wie im zukünftigen Weltgeschehen . . ."
Das gleiche sagte auch schon Fichte, wenn er fordert, daß die Nationalerziehung ganz von selbst zur Fort- und Höherbildung der Menschheit führen muß: „So wie der Staat an den Personen seiner erwachsenen Bürger die fortgesetzte Erziehung des Menschengeschlechts ist, so müsse, meint diese Staatskunst, der künftige Bürger selbst erst zur Empfänglichkeit jener höheren Erziehung aufcrzogen werden". Die Schlußfolgerung, die Fichte jedoch aus allen diesen Prämissen zieht, könnte heute geschrieben sein und ist mit beiden Händen zu unterschreiben: „Der dermalen in ewiger Zeit an der Tagesordnung sich befindende Fortschritt ist die vollkommene Erziehung der Nation zum Menschen. Nur die Nation, welche zuvor diese Aufgabe erreicht hat und dies durch die wirkliche Ausübung beweist, wird sodann auch jene des vollkommenen Staates lösen."

Eugen Lowinger:

Ein wirtschaftliches Gibraltar: Alexandrien.

Die militärischen Stützpunkte, welche sich Großbritannien im Mittelländischen Meer verschafft hat — Gibraltar, Malta, Cypern — und die ausgezeichneten Dienste welche die britische Politik aus dem Besitz dieser hochwertigen Befestigungen zieht, ließen den übrigens naheliegenden Gedanken aufkommen, nach wirtschaftlichen Stützpunkten zu suchen, die die Weltmacht Großbritanniens in maritimer und kommerzieller Hinsicht noch weiter sichern. Insolange der frühere Vizekönig in Cairo residierte, konnte sich die Betätrgungssucht der Briten in Ägypten nicht unbeschränkt gehen lassen. Xolens volen« mußte man sich eng-

lischerseits mit dem Gedanken abfinden, daß Ägypten noch nicht eine Provinz des Britenreiches geworden war und daß «an gut laran tat, sich gewisse Beschränkungen aufzuerlegen.

Der Krieg mit der Türkei und der Wegfall aller Rücksichtnahme auf die Ansichten und Bestrebungen Mitteleuropas haben den Engländern den sehnlich herbeigesehnten Anlaß gegeben, von Ägypten in einem Maße Besitz zu ergreifen, das diesen Staat nunmehr restlos in die Gewalt der britischen Regierungsmacht brachte. Man konnte jetzt, ohne sich irgendwelchen Einwendungen auszusetzen, — denn Frankreich und Italien taten mit — an den Ausbau des wirtschaftlichen Gibraltars schreiten, indem man sich einer Idee bemächtigte, die ein Deutscher vor Iahren, wenn auch vergeblich, in Vorschlag gebracht hatte. Herr Rothacker, Mitinhaber einer seit 50 Iahren in Ägypten etablierten deutschen Großfirma, Mitglied des Alexandriner Gemcinderates, hatte «ngeregt, Alexandrien zu einem Freihafen zu machen. Dadurch wäre erzielt worden, daß Alexandrien zu einem Warendepot allerersten Ranges aufgestiegen wäre mit einem Eigenhandel, der fast die gesamte ägyptische Gütcrbewegung in der Hand behielt. Denn durch die Läger in Alexandrien wäre die Gelegenheit geboten gewesen, Waren zollfrei und mit geringen Kosten einzulagern, und der Vertrieb europäischer Industrieerzeugnisse würde sich in Alexandrien konzentriert haben mit der Wirkung, Alexandrien zum Hauptmarkt von ganz Ägypten zu machen.

Herr Rothacker verfolgte mit seinem Gedanken Interessen, die lediglich auf das ägyptische Geschäft Bezug hatten. Im Verhältnis damit sollten auch die neu zu errichtenden Lagerhäuser, Kaianlagen und so weiter stehen.

Die Briten haben bekanntlich das Bestreben, sich den ägyptischen Verbrauchermarkt restlos beizubiegen. Was Deutschland, Österreich an industriellen Erzeugnissen vor dem Kriege nach Ägypten geschafft hat, soll in Zukunft aus Enlgand bezogen werden. Maßnahmen aller Art, die von englischen Wirtschafts' verbänden mit ihrem Sitz in Ägypten vorgeschlagen worden sind, Regierungsmaßregeln, die in London ihren Ausgangspunkt haben, weitgehende Studienreisen von Delegierten des britischen Handelsamtes und eine Reihe von Unternehmungen mehr, die dem gleichen Ziele dienen, lassen erkennen, daß die durch den Weltkrieg hervorgerufene Konstellation Ägypten unter die wirtschaftliche Vormundschaft Großbritanniens bringen soll, nachdem Ägypten politisch zu einer Null herabgesunken ist.

Selbstverständlich richten es die Briten so ein, daß die ägyptische Einwohnerschaft zur Überzeugung kommt, es handelte sich um Entwickelungen, die lediglich in ihrem Interesse hervorgerufen werden. War es doch immer für die Engländer ein politischer Leitsatz erster Ordnung, die Einwohner eines eroberten Landes in ihren religiösen und kommerziellen Betätigungen ungehindert zu lassen, ihnen eine Selbstverwaltung zuzugestehen, aber immer nur soweit, als die politische Machtstellung Englands dadurch nicht nachteilig beeinflußt war. In religiöse Sachen

mischte man sich überhaupt nicht, die geschäftlichen Sachen wußte man so zu schieben, daß Großbritannien dabei nicht zu kurz kam, und auch jetzt, in der Frage des Alexandriner Freihafens, tut man ja, wie bereits erwähnt, so, als ob lediglich der Wunsch, Ägyptens wirtschaftliche Stellung zu heben, der Grund sei für die Ausgestaltung Alexandriens zum Freihafen.

Aber die britischen Beweggründe liegen natürlich viel tiefer. Die britischen Staatsmänner beabsichtigen, Alexandrien zu einem Stapelplatz aller englischen Industrieartikel zu machen, dergestalt, daß von Alexandrien aus das ganze mittelländische Küstengebiet mit englischen Produkten ver-
schen werden kann, ein Unternehmen, welches die besten Aussichten bietet, weil die in Alexandrien eingelagerten Güter mit geringen Spesen belastet sind und, im Freigebiete lagernd, ohne irgendwelche Zollschwierigkeiten nach irgendeinem Punkte des Auslandes zur Verschiffung gelangen können. Selbstverständlich gehr parallel mit diesem Programm die Etablierung eines Schiffsnetzes, das Alexan-
drien mit allen Häfen des Mittelländischen Meeres in direkte Verbindung bringt. Was vor dem Kriege Triest, Genua, Marseille, Barcelona gewesen sind, soll sozusagen automatisch auf Alexandrien übertragen werden. Wozu sollen die Käufer an der afrikanischen Nordküste erst lange auf Bestellungen aus Hster reich, Deutschland, Italien, Frankreich und Spanien warten, wenn sie prompt und billig, aber hauptsächlich prompt, ihre Bezüge aus den Alexandriner Depots machen können! Wozu sollen die Verbraucher in Syrien, Kleinasien, Griechen land, Bulgarien anderswo kaufen als in Alexandrien, wo sie alles Wünschens-
werte jeder Zeit finden, von wo aus sie schnelle und billige Verschiffungs-
gelegenheit haben ! Daß die englische Produktion nicht immer die Güter anderer Provenienzen ersetzen wird, schadet ja insofern nichts, als die Engländer nichts da-
gegen haben, die verhältnismäßig geringen Quantitäten, die in Betracht kommen könnten, ihre regulären Abnehmer aus anderen Lieferungsländern beziehen zu lassen. Aber das Gros der Geschäfte würde von der Alexandriner Kauf-
mannschaft geliefert werden, die englischen Fabrikanten würden auf eine einfache und billige Art und Weise eine überragende Stellung im Mittelländischen Handelsverkehre einnehmen.

Die Erfahrung lehrt, daß die Elportbewegung die Importbewegung fördert oder auch umgekehrt. Die englischen Kaufleute in Alerandrien werden als Zahlung für ihre Lieferungen von Industrieartikeln gerne Waren akzeptieren, die der Landwirtschaft und der Viehzucht der Käuferländer entspringen. So werden sie gerne aus Smyrna Südfrüchte, Wolle, Weizen im Ausgleich übernehmen, diese Waren aber nicht nach Alerandrien bringen lassen, sondern nach London, wo sie entweder im Auktionswege versilbert werden oder sonstwie durch andere Kanäle und Kanälchen dorthin geleitet werden, wo sich die besten Preise erzielen lassen. Und gar die englischen Banken!

Welche ausgezeichnete Gelegenheit bietet sich ihnen nicht, in beiden Verkehrsrichtungen die Finanzierung durchzuführen. Gerade dadurch, daß die englische Bankwelt auch im Mittelländischen Geschäfte führend wirkt, wird der britische, politische und wirtschaftlich«, Einfluß um ein ganz erhebliches gesteigert mit allen weiteren erfreulichen Folgen, die sich durch die Kraft der Wechselbeziehungen einstellen.
Das ist so in großen Zügen, was die britische Regierungskunst von der Etablierung Alexandriens als Freihafen erwartet. Es ist viel. Gelingt den Engländern dieser Streich, so haben sie das Mittelmeer in ihrer Tasche samt den Küstengebieten, welchem Staate immer sie angehören mögen, bis zur Adria Kinauf, bis durch die Dardanellen und dem Bosporus ins Schwarze Meer.
Aber auch dieses Projekt der britischen Regierung hängt zusammen mit dem Ausgang des gegenwärtigen Weltkrieges. Eine solche überragende Stellung des britischen Elementes im Mittelländischen Meere muß allen Nationen zuwider sein, die irgendeinen Ausgangspunkt nach dem Mittelmeer haben. Und deshalb ist sehr die Frage, ob nicht im zukünftigen Friedensvertrag Bestimmungen vorgesehen werden, die die Wirkungen des Alerandriner Projektes entweder arg beschneiden oder ganz aufheben. Wir können also bis auf Weiteres ruhig zusehen, wie die Engländer sich zum Alerandriner Freihafenplan stellen. Ausgeführt kann ja die Sache doch erst werden, wenn der Krieg zu Ende ist und wenn in England in finanzieller und wirtschaftlicher Hinsicht wieder halbwegs normale Verhältnisse xlatzgegriffen haben.
P. Asmussen.

Krieg und Landwirtschast.

Das Verdienst der deutschen Landwirtschaft, die Ernährung des deutschen Volkes während der Kriegszeit sichergestellt zu haben, wird anerkannt, aber zugleich pflegt gesagt zu werden, dafür werde die Landwirtschaft auch durch einen überreichen Kriegsgewinn belohnt. Wie die deutsche Landwirrschaft ihre Kriegsaufgabe hat erfüllen können und wie groß der Gewinn ist, wird in der Regel nicht beachtet. — Schon als der Streit um die Agrarzölle tobte, behauptete die deutsche Landwirtschaft, sie müsse in den, Stand gesetzt werden, die Ernährung von Menschen und Tieren in Deutschland unabhängig von ausländischer Zufuhr sicher zu stellen. Dazu forderte sie Zollschutz, um vor der Überschwemmung des Landes mit billigem ausländischen Korn, sicher zu sein. , Damals bezweifelte man freilich,

ob die deutsche Landwirtschaft jemals in der Lage sein werde, diese Aufgabe bei der wachsenden Bevölkerungszahl Deutschlands zu erfüllen. Man behauptete auch, es sei gar nicht nötig, sich von der Getreidezufuhr vom Auslande unabhängig zu machen, was uns fehle, habe das Ausland reichlich und billig und der Handel würde es uns gern besorgen, darum sei es falsch, notwendige Lebensmittel ohne Not durch Zölle zu verteuern. Die Möglichkeit, daß sich das Ausland auch einmal versagen könne, hielten viele Leute für ausgeschlossen. Ietzt haben wir es aber so, und wo wir ständen, wenn wir uns auf den Handel verlassen müßten, braucht nicht gefragt zu werden. — Die bessere Einsicht schlug durch, die Landwirtschaft bekam ihre Schutzzölle, und die Landwirtschaft legte ihre Ersparnisse nicht auf die hohe Kante, sondern ging mit Eifer an die Kulturarbeiten. Die Kulturländereien wurden durch zweckmäßige Be- und Entwässerungsanlagen, durch vermehrte Anwendung von Kunstdünger und durch bessere Bearbeitung erheblich ertrag-fähiger gemacht. Hdländcreien wurden in Kultur genommen, namentlich wurde mit Heide und Moor so aufgeräumt, daß man sich hier und da genötigt gesehen hat, kleine Stücke davon unter Naturschuß zu legen, um der Nachwelt zu zeigen, wie es einst im Lande ausgesehen hat. Nicht minder wurde der Viehstapel ver-mehrt und verbessert. Die durchschnittliche Fleischnahrung des einzelnen Deutschen konnte sich trotz des Wachsens der Bevölkerung in SO Iahren etwa verdoppeln, ohne daß besonders starke Zufuhren vom Auslande her sich nötig machten. Ins-besondere aber wuchs der Ertrag an Körnerfrüchten und Kartoffeln. Wer eine Gegend durchwandert, die er in 30 Iahren nicht gesehen hat, findet fast überall neue und größere Scheunen und Ställe, die der Bauer natürlich nicht zum Spaß baute, sondern weil er sie nötig hatte. — Und dann kam der Krieg und brachte von vornherein den englischen Aushungerungsplan. Aus dem Vollen konnten wir da nicht mehr leben, wir mußten uns einschränken. Hätten wir das freilich von Anfang an getan und es nicht erst begonnen, als die wirkliche Not am Mann war, dann hätten wir es jetzt reichlicher. Aber wer dachte damals an einen so lang dauernden Krieg? Es war vielmehr unser Stolz, während des Krieges leben zu können, als sei kein Krieg, obgleich wir in einer belagerten Festung lebten und genau wußten, was der Feind mit uns vorhatte. Die Vertreter der Landwirt-schaft haben von Anfang an geraten, die wichtigsten Lebensmittel, namentlich das Brotkorn, mit Beschlag zu belegen, davon nur nach Bedarf abzugeben und nns im Rest eine Reserve für Notzeiten aufzusparen. Schon damals ließen sich un-freundliche Stimmen hören, welche behaupteten, die Landwirtschaft habe sich zwar gerühmt, Deutschland ernähren zu können, und nun müsse sie sofort nach dem Auf-hören ausländischer Zufuhren Verbrauchsei'nschränkungen fordern. — Nun Izat die deutsche Landwirtschaft nicht versprochen und konnte auch garnicht versprechen, Nahrungsmittel genug zu schaffen, einerlei, wie viell wir davon verbrauchten. Das kann die Landwirtschaft keines Landes versprechen, so wenig, wie der Handel irgend eines Landes versprechen kann, dem Volke alles zu liefern, was es nötig

hat, und wie ein Familienvater den Seinen versprechen kann, alles bezahlen zu wollen, was sie auch immer kaufen und anschaffen mögen. Zum ordentlichen Haushalten gehört immer das Sparen, und in Notzeiten muß doppelt gespart werden. Kriegszeiten sind aber immer Notzeiten gewesen und werden es immer bleiben. Und wenn nun gleich anfangs der Fall eintrat, den viele bis dahin für unmöglich hielten, daß sich das Ausland uns nahezu völlig versagte, so mußte mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen eigentlich von Anfang an sparsam umgegangen werden, da die landwirtschaftliche Erzeugung von vielen Dingen abhängig ist, auf die der Landwirt selber keinen Einfluß hat. — Und diese Dinge sind dem Landmann während der Kriegszeit nicht günstig gewesen. Das Iahr 1914 brachte uns eine Mittelernte, mit der wir zufrieden sein konnten. Dagegen ,oar das Iahr 1916 für den größten Teil Deutschlands ein trockenes Jahr. Die Kornernte ergab keine Mittelernte, dagegen hatten wir eine ziemlich gute Kartoffelernte. Das Iahr 1916 bot das entgegengesetzte Bild. Das Erntewetter war feucht, das ziemlich reichlich gewachsene Korn kam schlecht ein und schwand infolge Eintrocknens auf dem Speicher. Die Kartoffeln brachten nicht den halben Ertrag eines normalen Iahres, und hätten wir nicht in den Rüben einen Ersatz gefunden, so wäre es uns wohl schlecht genug gegangen. Dazu fehlte es der Landwirtschaft von Anfang an und dann in immer stärkerem Maße an Arbeitern und Betriebsleitern, die waren an der Front, an Gespannen und Maschinen und zeitweilig an Herzmittel für motorisch angetriebene Maschinen und vor allen Dingen an den einseitig wirkenden sog. Kunstdüngemitteln. Und es war ein Glück, daß die Landwirte in Friedenszeiten Äcker und Wiesen mit Pflanzennährstoffen angereichert hatten Die oft verspottete Überdüngung erwies sich als ein Segen, denn während der Kriegszeit konnte der Acker sein volles Recht nicht bekommen. — Als die Not am Mann war, fing man schließlich mit Beschlagnahme und Gemeinbewirtschaftung an. Hätte man es gleich anfangs getan, so hätte man sich mit den wichtigsten Bedarfsgegenständen begnügen können, namentlich mit den wichtigsten Nahrungsmitteln für Menschen und Tiere. Man hätte dann nicht nur immer große Reserven gehabt, auf die man in Notzeiten hätte zurückgreifen können, sondern manche andere Knappheit, auch die Futterknappheit, wäre zu umgehen gewesen. Da man sich spät zu solchen Maßnahmen entschloß, mußte man nach und nach immer tiefer eingreifen und immer mehr Sachen dem freien Verkehr entziehen. Von den Maßnahmen und Verordnungen, die erst erlassen, dann abgeandert, dann teilweise aufgehoben wurden usf., gab es reichlich, von alledem wird niemand so schwer bettoffen als der Landwirt. Nicht nur werden ihm zur Aufrechthaltung seines Betriebes viel zu geringe Mengen seiner eigenen Vorräte belassen, sondern er kann sich durch die Menge der Verfügungen und Maßnahmen der Behörden kaum noch hindurch finden, und doch macht er sich strafbar, wenn er sie übertritt. — Dafür wird er nun durch die angeblich sehr hohen Kriegsgewinne en» schädigt. Diese werden aber in der Regel ganz erheblich überschätzt. Gewiß,

allcs, was der Bauer heutzutage zu »erkaufen hat oder abliefern muß, steht höher im Preise, als in Friedenszeiten, manchmal sogar ganz wesentlich. Aber alles, was er kaufen muß, ist verhältnismäßig noch mehr im Preise gestiegen, heiße es nun Zug- oder Zuchtvieh, Maschinen oder Gerät, Kunstdünger oder Saatgut, Kleidung oder Hausgerät oder was immer sonst. Am meisten ist aber der Arbeitslohn gestiegen. Freilich arbeiten die Kriegegefangenen ja billig, sind aber weder so anstellig, n»ch so zuverlässig wie heimische Arbeiter und stehen auch nicht in genügender Anzahl zur Verfügung. Für heimische Arbeiter aber, wo sie zu haben sind, muß man Phantasielöhne zahlen. Man muß, denn wenn man nicht zulangt, hat sie am nächsten Tage jemand anders. So stehen den Mehreinnahmen auch bedeutende Mehrausgaben gegenüber und sorgen dafür, daß die Bäume des Kriegsgewinns nicht in den Himmel wachsen. — Redensarten! sagt man, wir wissen ganz genau, wie die Bauern und Gutsherren ihre Bank- und Kassengutbaben auffüllen, Schulden bezahlen und Hypotheken löschen lassen! Gerade das wird aber in der Regel ganz falsch gedeutet. Der Bauer ist gewohnt, so und so viel Geld für Dungstoffe auszugeben, er wird sie auch kaufen, sobald er sie bekommen kann, wenn nicht eher, so nach dem Frieden. Ein anderer ist gewohnt, jedes Iahr große Mengen Kraftfutter für sein Vieh anzuschaffen. Ietzt hat er seinen Viehbestand einschränken müssen und spart das Geld für das Futter. Zwar wird das Geld irgendwo nutzbringend angelegt, aber nur so lange, bis er es wieder zur Vergrößerung des Viehstapels brauchen soll. Ein Dritter will an seinen Gebäuden, an seinem Inventar, an seinen Ländereien Verbesserungen vornehmen. Aber hier fehlen die Rohstoffe, dort die Arbeitskräfte, anderswo beides. So legt er das Geld einstweilen zurück. Solche Gelder sind aber keine Reingewinne, es sind Gelder, die aus der Wirtschaft herausgezogen werden mußten, weil da augenblicklich keine Verwendung für sie war, die aber in die Wirtschaft hineingehören und auch bei der nächstbesten Gelegenheit wieder hineingesteckt werden. Ob sie nun inzwischen in Bank oder Kasse getan oder zum Löschen von Hypotheken verwendet werden, läuft in der Praxis auf eins hinaus. Ie reiner ein Landwirt sein Hypothekenbuch hat, desto leichter bekommt er Geld geliehen, wenn er es später gebrauchen soll. — Natürlich bedarf die Landwirtschaft keinen besonders hohen Kriegsgewinn, und wenn sie vielleicht auch ihren Gewinn etwas höher bringt, als in Friedenszeiten, wird man ibr das auch gönnen, da sie unter wesentlich schwio rigeren Verhältnissen arbeiten muß und ihre Aufgabe, die Versorgung Deutschlands mit Produkten der Landwirtschaft und Viehhaltung, im wesentlichen hat erfüllen können. Wir baben davon nicht reichlich, aber wir haben, was wir notwendig gebrauchen, und wir zahlen dafür wohl erhöhte, aber keine Hungersnotpreise. Darauf aber muß in Frirdenszeiten hingearbeitet werden, daß die Landwirtschaft noch besser als jetzt das Volk ohne fremde Zufuhren ernähren kann. Es muß dahin kommen, daß in einem künftigen, Kriege der Feind garnicht auf den Gedanken kommt, uns aushungern zu können, weil er weiß, daß das unmöglich ist.

Tos ist das beste Mittel, uns die Freiheit der Meere zu geben. Wenn der Feind weiß, daß er mit der Blockade nichts erreicht, verhängt er sie auch nicht. Das Ziel wird dadurch erreicht, daß jeder Landmann seinen Betrieb noch einmal gründlich durchmustert und die Betriebszweige ausmerzt, die ihm nur geringen Ertrag liefern, dagegen diejenigen zur Vollkommenheit steigert, die hohe Erträge liefern. Namentlich auf die Erzeugung größerer Kraftfuttermengen ist Bedacht zu nehmen, denn daran hat es in erster Linie gefehlt. — Hier muß freilich auch die Industrie zur Hilfe kommen. Wir haben während des Krieges gelernt, aus Stroh und minderwertigem Heu Kraftfutter zu machen, Trockenhefe als eiweißhaltiges Futtermittel in größeren Mengen künstlich herzustellen, den Stickstoff der Luft zu Düngungszwecken zu verwenden usf. Nur ist die Herstellung in größeren Mengen nicht möglich gewesen, weil das Rohmaterial anderweitig benutzt werden mußte und die Arbeitskräfte fehlten. Hier wird nun nach dem Kriege die Industrie einsetzen und für die Bedürfnisse der Landwirtschaft arbeiten müssen. Das mag auch lohnender sein, als sich sofort wieder mit Wucht auf die Ausfuhrindustrie zu werfen, die uns der Krieg unterbunden hat und die wir doch nicht gleich wieder so bekommen, wie wir sie vor dem Kriege hatten. Arbeitet aber unsere Industrie in erster Linie für den Hausbedarf, so hat sie ein sicheres Absatzgebiet, auf dem ihr jeder ausländische Wettbewerb von der Tür gehalten werden kann, und sie kann sich bei der Herstellung von Ausfuhrwaren auf die Artikel beschränken, die wirklich im Auslande begehrt und gut bezahlt werden. — Und dann muß natürlich auch der Staat helfen, einmal, indem er der Landwirtschaft ausreichende Preise sichert. Wenn die Industrie mehr als bisher für die Landwirrschaft arbeitet, muß es ihr ja ganz recht sein, daß die Landwirtschaft gnt verdient. Dann kann sie für die Industrierrzcngnisse mehr Geld ausgeben, die Industrie kann dann auch gut verdienen und ihren Arbeitern gute Löhne zahlen. Der Staat muß aber auch von solchen landwirtschaftlichen Erzeugnissen, die sich lange aufbewahren lassen, ohne zu verderben, Reserven zurücklegen. Sollte es dann einmal wieder zum Kriege kommen, so verfügt er sofort die Gemeinbewirtschaftung der wichtigsten Nahrungsmittel und Verbrauchsartikel und öffnet seine Rcscrvespeicher. Dann ist er in der Lage, die Ernährung der Bevölkerung und die Erhaltung des Viehstapels so sicher zu stellen, daß vermutlich niemand auf den Gedanken kommt, uns aushungern zu wollen, und daß eine Blockade, wenn man sie überhaupt noch ins Auge faßt, nicht allgemein eingeführt wird, sondern sich auf die Behinderung der Zufuhr von Kriegsbedarf beschränkt. Deutschland ist aber in der Lage, das wagen zu können, weil es das hat, was in erster Linie dazu gehört: eine leistungsfähige Landwirtschaft.

G. Buch, Dessau:
Die Handelsflotte Norwegens im Weltkriege.
Die Handelsflotte Norwegens ist insoweit für die deutschen Kriegsope-
rationen von Bedeuwng, als die norwegischen Reeder in einem starken
Prozentsatze Bannwarenfahrten für die Entente unternehmen. — Es wird
nun immer häufiger darauf hingewiesen, daß weniger der freie Wille als
vielmehr die starke Abhängigkeit der norwegischen Staaten von dem englischen
Kapitale das Ergebnis der Willfährigkeit der norwegischen Reeder, Bannwaren-
transporte zu übernehmen, sei. Außerdem könne Norwegen infolge seiner
absoluten Abhängigkeit von der englischen Bunkerkohle und den amerikanischen
Korntransporten sowie in seinem Bedürfnis nach Schiffsstahl nicht dem freien
Handelswillen nachkommen, sondern sei dem englischen Wohlwollen und somit
dem englischen Zwange ausgeliefert. — Zweifellos besteht eine gewisse Berech-
tigung dazu, diese Momente mit bei der Beurteilung der norwegischen Hal-
tung der Neutralität heranzuziehen. Die starke Abhängigkeit der Flotte von
englischen Kapitalien besteht; ebenso ist Norwegen, das im Frieden eine
Einfuhr aus Deutschland in der Höhe von 176 Millionen Kronen hatte (1913),
das gewohnt war, seine Haupteinkäufe an Fertigware, Halbfabrikaten, Korn
und Kolonialwaren vom deutschen Markte zu beziehen, gezwungen, dem
englischen Markte Zugeständnisse zu machen. Indessen, vergleicht man die
Lage, in welcher sich Schweden befindet, mit der Haltung Norwegens den
Bannwarentransporten gegenüber, zeigt sich, daß Schweden unter den Schwierig-
keiten der Lebensmittelbeschaffung und jenen für die Bedarfdeckung des
Marktes an Halb- und Fertigfabrikaten bei weitem mehr zu leiden hat als
das bevölkerungsarme und industrieschwache Norwegen. Und trotzdem:
welcher Unterschied zwischen der Wahrung des Neutralitätsbegriffes beider
Länder!
Wenn nun auch zugegeben werden soll, daß die norwegische Handels-
flotte eine ganz andere Stelle in dem Wirtschaftsleben dieses Staates führt,
als das Schweden gegenüber der Fall ist, so muß dem doch gegenüber
gestellt werden, daß Schweden so gut wie Norwegen in der Lage gewesen
wäre, die günstigen Chancen der Kriegskonjunktur zu einer Festigung und
Erweiterung der Handelsflotte auszunützen. Mit genau dem gleichen Recht
und Unrecht, mit welchem zum Beispiele die Nordamerikaner unter dem
Deckmantel einer friedensliebenden Neutralität ihre absolut bedeutungslose
Flotte in den Kriegsjahren zu einem achtungsgebietenden Wirtschaftsfaktor
ausbauten. Genau wie Norwegen und die Vereinigten Staaten von Amerika

hätte auch Schweden in vollen Zügen an dem guten Geschäft teilnehmen
können. Denn das sollte man denn doch nicht unterlassen wieder und
wieder zu betonen: die norwegische Handelsflotte hat ein glänzendes Geschäft
dadurch gemacht, daß sie sich so rückhaltslos in den Dienst des Vierverbandes
stellte. Nicht nur gezwungen, höchstfreiwillig kam man gelockt von dem
großen Verdienste, geblendet von der Zukunftshoffnung, sich heute die Möglich-
keiten zu einer künftigen Machtstellung zu schaffen, dem Wunsche Großbri-
tanniens nach!
Wer hier keine Zweifel hegt und seine Bedenken hat, der werfe seinen
Blick auf die Ziffern der Entwickelung der norwegischen Handelsflotte in dem
nun mehr über dreijährigen Kriege. Was haben sie in diesen drei Jahren
durch ihre „Aufopferung" Großbritannien gegenüber erreicht? —
Norwegen ruft so anhaltend seine Klagelieder in die Welt, daß der
deutsche Barbar seine kleine Flotte durch den himmelschreienden Untersee-
bootskrieg vernichten werde. Man bedenke: eine bescheidene Flotte eines
kleinen, völlig neutral gesinnten, durch und durch friedliebenden Staates zu
vernichten, der von dem großen, machtvollen England gezwungen „gewisse"
Bannwarenfahrten ausführen muß. Ein Kind muß das Unrecht erkennen!
Nun, diese kleine bescheidene Flotte hatte in einem Lande, das eine so geringe
Bevölkerung von 2V2 Millionen besitzt, sodaß im Durchschnitte 8 Einwohner
auf einen Quadratkilometer kommen: 1913 einen Flottenbestand von 3290
Schiffen mit 1767 405 N. Reg. T. Von diesem Bestande waren 1154942 N. Reg.
T. Dampfschifftonnage. Man merke wohl auf, daß diese kleine vernichtete
Flotte nach dem Berichte des doch wohl nicht gerade Norwegen feindlichen
amerikanischen Konsuls im November 1916 auf eine Tonnage von 2 756391
Br. Reg. T. angegeben wurde. Im Kriege hat sich also die Tonnage der
norwegischen Handelsflotte trotz der eingetretenen Versenkungen recht erheblich
vermehrt! Hierüber pflegt man sich bei seinen Klageliedern auszuschweigen.
Diese Vergrößerungen seiner Handelsflotte bei ständigen Verlusten an Schiffen
beweist recht kräftig, wie gut man zur Kasse gekommen war. Gab doch die
norwegische Handels- und Schiffahrtszeitung am Iahresausgange 1916 an,
daß man im Laufe des Krieges einen Tonnageverlust von 316437 Br. Reg.
T. bis zum November 1916 gehabt habe.
Daß die Vermehrung der Flotte, wie dies am billigsten hätte erreicht
werden können, durch den heimischen Schiffsbau erlangt werden konnte, war
nicht erreichbar. Das Geschäft stellte sich auch günstig genug, um als Auf-
traggeber an ausländischen Werften auftreten zu können. Zwar waren auch
die heimischen Werften von Bestellungen überhäuft; und 1916 waren für
norwegische Werften Bestellungen für eine Tonnage von 178677 Br. Reg. T.
in Auftrag gegeben. Da man in den letzten fünf Friedensjahren einen

jährlichen Durchschnittssatz von nur 50 000 Br. Reg. T. Schiffvermehrung hatte, stellt sich innerhalb des Werftgeschäftes eine sehr günstige Konjunktur heraus. Anscheinend wird man indessen den Bestellern nicht gerecht werden können. Die Materialschwierigkeiten, mit denen man dauernd zu kämpfen hat, der Mangel an Arbeitskräften dazu macht es unmöglich, noch weit über die Leistungen von 1916 hinaus zu liefern. Man hatte im Laufe des Iahres 1916 schon seine liebe Mühe, die Tonnage von 156007 Br. Reg. T., die sich am ersten Ianuar 1916 im Auftrage befanden, zu liefern. Die Verhältnisse liegen in soweit ungünstig, als die Werften im Frieden bereits mit Arbeit gesättigt waren. Zu erheblichen Erweiterungen aber fehlt das Material, die Arbeitskraft und — der Wille. Man ist sich bewußt, sich bei Auslandsbestellungen besser zu stehen, als wenn man zu Erweiterungen schritte, welche für die Friedenszeit unerwünscht sind. Allerdings könnte man jetzt von diesem Prinzipe abweichen, da die Vereinigten Staaten Auslandsschiffsbauten für die Neutralen nicht mehr liefern und im neutralen Auftrage bereits gebaute Schiffe nicht mehr ausführen lassen!

Wie für die Entente so wurde auch für Norwegen Amerika die große gefällige Hilfe. Andererseits haben die kanadischen Schiffswerften Aufträge entgegengenommen. Während man 1915 noch in einem zögernden Tempo seine Bestellungen machte, hat das Iahr 1916 Rekordziffern gebracht. Nach den — allerdings schwer nachprüfbaren — Meldungen amerikanischer und skandinavischer Blätter, sowie nach Anfragen und Berichten im englischen Parlamente, sollen kanadische Werften 5 Frachtdampfer zu je 7000 Tons für Norwegen gebaut haben. Den Washingtoner Werften sollen für 1916: 39 Schiffe in Auftrag gegeben worden sein. Weitere 13 Schiffe in den übrigen amerikanischen Werften. Die in Auftrag gegebene Tonnage betrug 337 000 Br. Reg. T. Da die Ausfuhrbeschränkung für Schiffe, die von Seiten neutraler Auftraggeber bestellt waren, erst mit dem Eingriffe der Vereinigten Staaten von Amerika in die Kriegshandlungen begann, ist anzunehmen, daß Norwegen den überwiegenden Teil seiner 1916 bestellten Tonnage erhalten hat. Die Tonnage, welche für 1917 in einem noch größeren Umfange bestellt war, ist Norwegen nun allerdings nicht erreichbar.

Außer den Neubauten hat man seine Handelsflotte denn noch durch den Schiffsankauf zu vergrößern gesucht. Allerdings war es der englischen, französischen und italienischen Konkurrenz gegenüber schwierig, sich angebotene Tonnage zu sichern. Mit den Ankäufen, welche man in den Vereinigten Staaten von Amerika vornahm, hat man vom ersten Ianuar zum ersten Oktober 1917 nicht weniger als 729 000 Br. Reg. T. an Tonnage durch den Ankauf alter Schiffe gewonnen.

Einen Einblick davon, wie sehr das Geschäft sich bezahlt machte, kann

man gewinnen, wenn man die Dividenden ansieht, welche die Schiffahrt-
gesellschaften austeilten. Ebenso dann, wenn man sich vergegenwärtigt, daß
die Neugründungen von Schiffahrtsgesellschaften an der Tagesordnung waren.
Erschien doch die Kapitalsanlage in Schiffahrtswerten als die günstigste,
welche der Staat überhaupt aufzuweisen hatte. Wie gut das angelegte
Kapital hier zu arbeiten verstand, ergab sich daraus, daß bereits 1915 i/, der
neugegründeten Gesellschaften 100 "/„ Dividende zahlten, 75 bis 50°/„ aber
Durchschnittsauszahlungen waren. Man hatte es denn Ende 1915 auch schon
auf nicht weniger als 121 Schiffahrtsgesellschaften gebracht. Ihr Kapital
wurde auf rund 140 Millionen Kronen angegeben. Diese Ziffer gewinnt
erst an Bildlichkeit, wenn man sich dessen erinnert, daß die gesamte Kapital-
anlage aller industrieller Unternehmungen zur gleichen Zeir nur 260 Millionen
Kronen ausmachte. Im Laufe des Iahres 1916 verstärkte sich der Hang,
seine Kapitalien in Schiffahrtsunternehmungen arbeiten zu lassen, noch wesent-
licher. Man hatte Ende 1916 in der Schiffahrt rund 600000000 Kronen
Kapital investiert, in der Industrie aber nur 75000000 Kronen. Diesen
600000000 Kronen in Schiffahrtswerten angelegten Kapitalien standen nur
203700000 Kronen in allen übrigen Erwerbszweigen festgelegte Kapitalien
gegenüber. Der spekulative Anreiz war so stark, der Wille des Publikums
an dem allgemeinen großen Verdienste, den die Bannwarenfahrten und
sonstigen maritimen Transaktionen mit sich brachten, teilzunehmen so offen-
kundig, daß die Regierung sich genötigt sah, im Herbst 1916 eine allgemeine
Warnung ergehen zu lassen, seine Vermögenswerte überwiegend in Schiffahrts-
papieren anzulegen. Ebenso sah die Regierung sich genötigt, einen Einspruch
gegen eine allzu scharfe Finanzierung von im Auslande bestellter Tonnage
zu erheben. Trotzdem nahm man in den Vereinigten Staaten einen neuen
Kredit von 200 Millionen Dollar für Schiffsbaubestellungen an nordameri-
kanischen Werften auf.

Die so überaus günstigen Verhältnisse haben sich nun ja für Norwegen
seit der Verkündung des ungehemmten Unterseebootkrieges gründlich ver-
schlechtert, denn in dem Verhältnis zu seiner starken Beteiligung an der
Übernahme von Bannwarenfahrten sind auch die Verluste dementsprechend.
Norwegen hat in den ersten drei Monaten des Iahres 1917 nicht weniger
als 186 Schiffe mit 286983 Br. Reg. T. durch Versenkungen verloren.
In welchem Tempo die Versenkungen sich steigern, geht daraus hervor, daß
man in den ersten 7 Tagen des Aprils nicht weniger als 28 661 Br. Reg. T.
Schiffsraum einbüßte. — Am empfindsamsten ist diesen Versenkungen gegen-
über der Umstand, daß man seine Verluste nicht mehr auszugleichen in
der Lage ist, seit Amerika nur noch für sich und die Entente zu arbeiten
wünscht. Ebenso sind die Werften der englischen Kolonien angehalten worden,
ihre Kraft lediglich in den Dienst der Versorgung des Mutterlandes an

Schiffsmaterial zu stellen. Es ist ja menschlich begreiflich, wenn man nun in Norwegen Iammeriaden anstimmt. Kein Mensch verliert gern sein Geld. Auch pflegt eine Stimmung nicht dadurch gehoben zu werden, daß ein gutes Geschäft sich als ein übeler Reinfall darstellt. Wer sein Schäfchen nicht schon im Trockenen hat, der wird also wohl schon seine Ubootnerven haben. — Wir aber können dem allen nur den alten Satz entgegenstellen: Unredlichkeit hat kurze Füße.

Dr. ^ur. R. Strahl:

Parlamentarismus und Beamtenstaat.

Die Neubesetzung der leitenden Sraatsämter im Reiche und in Preußen hat die Hoffnungen und Wünsche der Anhänger des parlamentarischen Systems nicht erfüllt, und während ein Teil seiner Befürworter immerhin in der Neuordnung einen Schritt weiter nach dem erstrebten Ziele sieht, gibt der andere seiner Enttäuschung umso unverhohlener Ausdruck — läßt keine Gelegenheit vorübergehen, mit geradezu bewundernswerter Hartnäckigkeit den Ruf nach der westlichen „Freiheit" erschallen zu lassen. Damit scheint der Kampf um den Parlamentarismus — wenigstens zum großen Teil — in jenes unglückselige Stadium doktrinärer Starrheit hinüberzugleiten, das in Deutschland einer fortschrittlichen Entwicklung immer mehr geschadet als genützt hat. Letzten Endes handelt es sich doch wirklich nicht darum, dies oder jenes „System" nach ausländischem Muster mittels eines gewagten Erperimentes nach Deutschland zu übertragen, sondern eine organisch entwickelte und weiter entwicklungsfähige Regierungsform zu finden, die den besonderen deutschen Verhältnissen Rechnung trägt. Und zwar den deutschen Verhältnissen und Anschauungen des deutschen Volkes, wie sie sich jetzt im Verlaufe des Krieges selbst innerlich fortgebildet haben.

Es hieße Vogelstraußpolitik treiben, wenn man sich der Erkenntnis verschließen wollte, daß wahrend des Krieges die demokratische Woge in Deutschland mächtige Fortschritte gemacht hat. Das gegenseitige Abhängigkeitsverhältnis von Staat und Volk ist auch den breiten Massen mit solcher Deutlichkeit zum Bewußtsein gekommen, daß eine glückliche Lösung der inneren Zustände, vor allem auch für die große Arbeitspcriode, die uns nach dem Kriege bevorsteht, nur in einer entsprechenden Fortbildung im Sinne des neuzeitlichen Volksstaates zu erhoffen ist. Es gilt für den gewaltigen

Wirtschaftskampf der Zukunft im Interesse staatlicher Selbsterhaltung nicht nur die Menge der Arbeitenden mit dem Staate zu verknüpfen, sondern auch für den Staat die denkbar fähigsten Führer zu finden, Führer, die gleichzeitig das volle Vertrauen der Geführten besitzen, und so die kommende Arbeits- und Kampfesgemeinschaft des Staates vorzubereiten.

Kann dies der alte Beamtenstaat, wie wir ihn bis vor kurzem gehabt haben, verspricht dies das parlamentarische System nach den Erfahrungen der WestmSchte oder scheint nicht vielmehr eine neue mittlere Regierungsform, etwa wie sie in der jetzigen Neuordnung andeutungsweise angebahnt wird, solches erhoffen zu lassen?

Dem Beamtenstaat früherer Richtung wird seine greisenhafte Entschlußlosigkeit — sein Erstarren unter Hemmungen unkontrollierbarer Art — seine Abgeschlossenheit gegenüber den Strömungen im Volke und mangelhafte Anpassungsfähigkeit an die wirtschaftlichen und politischen Erfordernisse der veränderten Zeit vorgeworfen. Selbst von denen, welche die maßgebende Bedeutung der Landwirtschaft für unsere staatliche Eristenz anerkannten, wurde die einseitige Durchsetzung nicht nur der leitenden Stellen, sondern überhaupt des ganzen Verwaltungsapparates mit konservativ-agrarischen Anschauungen bei dem Zunehmen unserer Industrialisierung als bedenklich betrachtet.

Unstreitig würde die Einführung des parlamentarischen Systems in allen diesen Punkten eine tiefeinschneidende Änderung hervorbringen. Aber eine Änderung zum Besseren?

Zunächst sollte uns schon stutzig machen, daß das parlamentarische System bei den Westmächten gerade in der Kriegszeit versagt und die seit langem parlamentarisch regierten Staaten zu nicht unerheblichem Abweichen von dem alten Herkommen veranlaßt hat. Die Gründe liegen offen zu Tage: einerseits erschien es in dem Ringen um Leben und Tod notwendig, hervorragende Männer, auch wenn sie nicht gerade Abgeordnete der herrschenden Parlamentspartei waren, zur Leitung des bedrohten Staatswesens heranzuziehen; andererseits ergab es sich, daß es zur Wahrung der inneren Einmütigkeit der Volker nötig war, auch den MinoritStsparteien den sonst verweigerten Anteil an der Staatsleitung zuzugestehen.

In diesen beiden Erkenntnissen liegt bereits eine schwerwiegende Kritik des parlamentarischen Systems. Schon Aristoteles stellt in seiner „Politik" den Satz auf, daß die Leitung eines idealen Staatswesens in der Hand der Besten, der Befähigsten, liegen müsse. Diese in ihrer Selbstverständlichkeit heute fast naiv anmutende Weisheit könnte allein bereits Grund geben, darüber nachzudenken, ob es überhaupt notwendig und zweckmäßig ist, den Kreis der Personen, aus dem die Staatsleiter auszuwählen sind, künstlich durch ein „System" — womöglich gar verfassungsmäßig! — zu verengern. Eine solche

Menge von politischen und Verwaltungs-Talenten haben wir wahrhaftig nicht, daß wir uns diesen Lurus ohne zwingenden Grund gestatten könnten.

Aber auch der andere der beiden erwähnten Punkte erscheint beachtlich. „Die Furcht vor der Parlamentsherrschaft ist die Furcht vor der Parlamentsherrschaft der anderen", ist mehrfach offen ausgesprochen worden. Ganz recht, denn in keiner Regierungsform ist eine rücksichtslosere Unterdrückung der Minderheiten naheliegend, als gerade unter der parlamentarischen. Eine nichtparlamentarische Regierung, die, um ihre überparteilichen Pläne mit Hilfe der Volksvertretung durchzusetzen, fortgesetzt mit wechselnden Kombinationen arbeiten muß, muß immer Rücksichten nehmen, die für eine herrschende Mehrheitspartei völlig in Fortfall geraten. Zu welchen bedenklichen Folgen das gerade in Deutschland führen kann, wo die Mehrzahl der Parteien zugleich die Vertretungen bestimmter wirtschaftlicher Interessengruppen sind, bedarf keiner näheren Ausführung.

Bis zu einem gewissen Grade wird diese Gefahr in Deutschland allerdings dadurch abgeschwächt, daß bei unseren Parteiverhältnissen auch unter dem Parlamentarismus zunächst mit Koalitionsministerien zu rechnen wäre. Die Nachteile von solchen sind unter Hinweis insbesondere auf die französischen Verhältnisse bereits so häufig dargelegt worden, daß es überflüssig ist, daran längere Ausführungen zu verschwenden. Nur auf eine Möglichkeit sei hier noch aufmerksam gemacht. Die stillschweigende Annahme der Befürworter des Parlamentarismus, daß er zu einer Herrschaft rein fortschrittlichen Geistes führen werde, ist in Anbetracht der tatsächlichen Lage auf die Dauer mehr als zweifelhaft. Selbst bei der heutigen Konstellation wäre eine Mehrheit der Linken nicht möglich, wenn sie nicht die Unterstützung einer weiteren großen Partei fände. Als solche käme nach Lage der Sache nur das Zentrum in Frage. Das Zentrum dürfte überhaupt in absehbarer Zeit für alle Mehrheitsbildungen von ausschlaggebendem Einflusse sein. Nun ist klar, daß dem Zentrum bei allen demokratischen Kräften, die in ihm zum Ausdruck gelangen, auch eine stark konservative Richtung innewohnt, und es erscheint keineswegs ausgeschlossen, daß das parlamentarische System über kurz oder lang einen stark reaktionären schwarz-blauen Kurs herbeiführen könnte, der sicher nicht in dem Sinne seiner heutigen Verfechter liegt. Überhaupt würden die Umschläge, die das parlamentarische System für Deutschland befürchten lassen, vermutlich derartig grundlegend sein, daß sie in einen Zickzackkurs ausarten könnten, gegen den englische Regierungswechsel zwischen konservativ und liberal und französische zwischen radikalen und gemäßigten Republikanern eine Kleinigkeit erscheinen.

Aber selbst gesetzt den Fall, daß eine fortschrittliche Mehrheit ans Ruder Sme, was von Vielen für die innere Entwicklung als wünschenswert und

letzten Endes als die maßgebende Begründung für die Befürwortung des
Parlamentarismus überhaupt erscheint, so muß die bisherige Haltung der
Linken in der auswärtigen Politik die ernstesten Bedenken für die staatliche
Selbsterhaltung hervorrufen. Der Krieg hat trotz aller gegenteiligen Beteu-
erungen unserer Feinde wohl keinen Zweifel darüber gelassen, daß diese
eine durchaus imperialistische Politik treiben und daß außerdem bei den
Westmächten auch die linksstehenden Parteien hiermit völlig einverstanden sind.
Ganz England bis tief hinein in die I^sdour part? ist sich über eine aktive
Erpasionspolitik einig, ganz Frankreich mit Ausnahme der paar Minoritats-
sozialisten ist durch die aggressive Revancheparole verbunden. Nur unsere
liberalen Doktrinäre setzen dem die Erklärung des Verzichts unter allen Um-
ständen und als äußerstes Ziel das der Erhaltung des status «m« entgegen.
Es sei ferne, alldeutsche Gedanken zu vertreten, aber diese im Voraus
festgelegte Beschränkung unserer auswärtigen Politik auf die Defensive schädigt
nicht nur unsere Stellung bei Friedensverhandlungen von vornherein, sondern
führt uns außerdem dem Frieden mit einem Feinde, der bei endloser Fort-
führung des Krieges weder Landverluste noch wachsende Kriegsentschädigungs-
forderungen zu riskieren hat, sicher nicht wesentlich näher. Aber Doktrin
geht vor Völkerpsychologie. Und das laute Verschreien jedes Versuchs ziel-
bewußter Außenpolitik schon vor dem Kriege als freventlicher egoistischer
Machenschaften der Militärkaste und Schwerindustriellen hat fraglos nicht
wenig zu der Verkennung unserer tatsächlichen Friedfertigkeit in der Welt
und damit zu den Kriegsursachen selbst beigetragen. Das sind wirklich keine
günstigen Vorzeichen für das parlamentarische Systen! Und demgegenüber
bildet die jetzt häufig verkündete Annahme, daß nach Einführung des Parla-
mentarismus sich das äußerpolitische Verständnis der Linken mit der gesteigerten
Verantwortung von selbst ergeben würde, bei den sonstigen Erfahrungen über
das starre Festhalten an der Parteidoktrin nur einen schwachen Trost.
Aber lassen wir diese sich aus den allgemeinen deutschen Parteiverhältnissen
ergebenden Bedenken gegen die Übernahme des parlamentarischen Systems
zunächst beiseite und prüfen wir die Frage, ob und inwieweit der Parlamen-
tarismus imstande wäre, das bisherige einseitig-konservative Beamtenregiment
zu ersetzen. Man wird da — schärfer, als dies bisher geschehen ist — zwischen
den hohen politischen Staatsämtern, die für die großen allgemeinen Entscheidungen
und für die Richtung der Gesamtpolitik die Verantwortung tragen, einerseits
und andererseits dem Beamtenstab, den technischen Beamten in den Ministerien
und in der Staatsverwaltung, trennen müssen. Bereits für erster« dürfte
es schwer sein, unter unseren Parlamentariern genügend geeignete Persönlichkeiten
zu finden, um alle in Frage kommenden Amter mit Angehörigen einer
herrschenden Partei oder Parteikoalition zu besetzen, wenn dabei nur wirklich
Befähigten die Staatsleitung anvertraut werden soll.

Vollends unmöglich erscheint aber eine Umwandlung des ganzen Beamtenstandes im Sinne der Parteiregierung von heute auf morgen. Das dürfte aber für eine Neuordnung gerade besonders wesentlich sein. Ein parlamentarischer Minister, der richtige Entscheidungen treffen soll, ist ohne überzeugte Unterstützung seiner technischen Vorarbeiter eine ziemlich bedeutungslose Figur. Das Beispiel dafür haben wir in England, wo in manchen Ressorts trotz liberaler Herrschaft durchaus konservativ regiert wurde. So ist es den Eingeweihten kein Geheimnis, daß die Entscheidungen in der auswärtigen Politik viel mehr bei dem konservativen Sir Arthur Nicholsen als bei dem liberalen Sir Edward Grey lagen. Wesentlich anders, aber auch nicht verlockender, liegen die Dinge in Frankreich. Hier wechseln bei einer Regierungsänderung z. B. die Verwaltungsbeamten bis hinunter zum Präfekten. Mit Recht bildet den Anlaß zu bitteren Klagen die ungeheuere Vergeudung von Talent- und Arbeitskraft, die darin liegt, daß auf diese Weise häufig lein Ministerium in Frankreich hatte vor dem Kriege durchschnittlich nur 8-monatliche Dauer!) Beamte, die ihren Geschäftskreis in bester Ordnung haben, plötzlich kaltgestellt werden. Andererseits werden die Beamten, die natürlich auch ein starkes finanzielles Interesse an dem Ausgange der Wahlen haben, vielfach dadurch in erster Linie zu Parteiagenten herabgedrückt. Und, als Wechselwirkung, benutzen die Minister ihren Einfluß nach Möglichkeit, um ihre rührigsten Parteigänger in Verwaltungsstellen zu bringen. Das hat u. a. zu einer unverhältnismäßigen Vermehrung der Beamtenstellen geführt: repräsentiert die Kammermehrheit ungefähr 3 Millionen Wähler, so ist dabei die Zahl von 900 900 Beamten, die natürlich alle stramme Anhänger der herrschenden Partei sind, von recht erheblichem Einflusse. In diesem Sinne dürfte es nicht ohne Bedeutung für den Zusammenhang zwischen parlamentarischem System und Beamtenschaft sein, daß selbst in England von 1906—1913 nicht weniger als 2700 neue Beamtenstellen geschaffen sind und die Summe der BeamtengehSlter in den letzten 25 Iahren vor 1913 von 314 auf 936 Millionen Mark jährlich gestiegen ist. Hierbei mag gleichfalls erwähnt werden, daß in den Vereinigten Staaten (deren Regierungssystem zwar streng genommen nicht das parlamentarische ist, aber viele Ähnlichkeiten mit diesem aufweist), nach dem sogenannten „Spoils-System" jährlich über 2/4 Milliarden Mark (etwa 200 Millionen Dollars) außer für unmittelbare Agitationszwecke zum großen Teil für Ehrengehälter, Pensionen und dergl. ausgegeben werden.

Nun soll keineswegs der Befürchtung Ausdruck verliehen werden, daß auch in Deutschland ohne weiteres derartige Auswüchse zu erwarten wären, aber die Erfahrung zeigt, daß fast überall in den Ländern mit parlamentarischer Regierung nach und nach der politische Einfluß auf die kapitalkräftigen Schichten übergegangen ist, und die Versuchung ist nicht zu verkennen.

daß man sich unter einem System, bei dem auch über wirtschaftliche Lebensfragen von einer nahezu unverantwortlichen Parlamentspartei entschieden wird, mit ganz besonderer Rücksichtslosigkeit bemüht, die Macht des Kapitals auszunutzen. Und ob das im Sinne eines idealen Fortschritts liegt?

Nach alledem erscheint der Sprung in das parlamentarische System zur Zeit ein wirklich gewagtes Experiment. Trotzdem läßt sich der Wunsch nach einer freieren Fortbildung unserer Regierungsform nicht von der Hand weisen. Eine Verstärkung des Vertrauensverhältnisses und der Zusammenarbeit von Volk und Staat ist vielmehr eine der gebieterischsten Forderungen für die Zukunft. Und vielleicht weist die jüngste Neuordnung der Dinge in Verbindung mit manchen Vorschlägen, die in letzter Zeit in der Presse aufgetaucht sind, einen gangbareren Weg für organische Weiterentwicklung als das starre Festhalten an dem bedenklichen und uns wesensfremden reinen parlamentarischen System.

Daß sich ein Ministerium gegen eine ausgesprochene ParlamentsmajoritSt bei uns halten kann, ist nach Lage der Sache bereits heute als ziemlich ausgeschlossen zu betrachten. Viel schwieriger ist die Frage der Neubesetzung freigewordener Stellen in der Staatsleitung. Hier würde eine Annäherung zwischen Parlament und Regierung sich vielleicht in Form von gemeinsam durch Regierung und die herrschenden Parteien vereinbarten Vorschlagslisten finden lassen. Einzelheiten des Verfahrens können hier natürlich nicht gegeben werden. Es ist von verschiedenen Seiten angeregt worden, zur Annäherung von Regierung und Parlament einen „Rat" ins Leben zu rufen, der sich aus den Leitern der Staatsämter und den Vertretern der Parlamentsmehrheit zusammensetzen soll*). Dieser Rat, zu dessen Einrichtung die neuerdings geschaffene Kommission, der Unterausschuß zur Beratung der Papstnote, einen bedeutungsvollen ersten Schritt bilden dürfte, über dessen sonstige verfassungsmäßige Stellung allerdings einstweilen kaum Einigkeit herrscht, ist als Vorbereiter von wichtigen Entscheidungen und Gesetzesentwürfen gedacht und soll andererseits auch eine Stelle bilden, an der Parlamentarier in positiver Mitarbeit an der Reichsleitung ihre Befähigung für die Führung der hohen StaatsSmter beweisen könnten. Dieser Fingerzeig erscheint sehr beachtlich gerade im Hinblick auf die Neubesetzung von Staatsämtern. Aber eine Neuordnung würde nur unvollkommen bleiben, wenn sie nicht gleichzeitig auch auf die so ungeheuer wichtige mittlere Beamtenschaft übergriffe. Hier würde zwar die Neuordnung der Leitung all-

*) Vgl. z. B. de n Artikel des ffreiherrn von Zedlitz iiber -Die Parlamentisterung der Reichsregierung" im „Tag" vom 12. August 1917 und den darin besprochenen Aufsatz von Geh.-Rat Anschütz in der Augustnummer der «Deutschen Juristenzcitung".

mählich schon von selbst nicht ohne tiefere Wirkung bleiben. Immerhin erscheint es richtig, auch die Übernahme von Talenten, deren es uns in anderen Berufen ja nicht gebricht, grundsätzlich zu erleichtern. Und da ist der Zeitpunkt günstig. Angeregt durch die äußere Bedrohung hat eine große Zahl von dem öffentlichen Leben früher fernstehenden Männern aus den verschiedensten Berufen ihr Interesse den Arbeiten für den Staat zugewandt. Diesen sollte man, auch wenn sie nicht die große juristische Staatsprüfung abgelegt haben, den Zutritt zu geeigneten Staatsstellungen erleichtern. Es ist anerkannt, daß für viele mittlere Stellungen sich die fachmännisch-technische Vorbildung in Spezialftagen als Voraussetzung für tüchtige Amtsführung durchaus eignet. Und so gut, wie sich der Iurist. in technische Gebiete einarbeitet, sollte sich ein sonst auf anderen Gebieten hervorragend tüchtiger Mann, in Verwaltungstechnik einarbeiten können. Es ist nicht zu verkennen, daß die Frage eine überaus schwierige ist: der springende Punkt wäre die Heranziehung von wirklichen Begabungen und der Bruch mit der Überlieferung, daß für gewisse Stellungen nur ein bestimmter engumgrenzter Kreis der Anwärter in Frage kommt.

Der wirkliche Schwerpunkt für jede Entwicklung liegt aber nicht so sehr n Regierung und Beamtentum als im Parlamente selber. Ist dieses fähig, sich vom Redeparlament zum Arbeitsparlament fortzubilden, kann es anstelle der Parteizersplitterung geschlossene dauerhafte Mehrheiten setzen, gelingt es den Parteien, sich von engherzigem gefühlsseligem Doktrinalismus frei zu machen und eine gesunde reale Weltpolitik einzuschlagen, dann dürfte auch der innere Fortschritt gewährleistet sein.

Unsere Politik der letzten Iahre hat daran gekrankt, daß sie aus lauter Hemmungen heraus in einer greisenhaften Entschlußlosigkeit zu erstarren drohte. Hoffen wir, daß es der Neuordnung der Dinge beschert sein möge, uns kraftvoll und zielbewußt höheren Aufgaben und freudigem Gelingen entgegenzuführen.

Professor Dr. Hildebrandt:
Die höheren Schulen unter dem Ministerium von Trott zu Solz.
Vom Iahre 1909 bis 1917 hat der eben aus dem Amt geschiedene Kultusminister an der Spitze des für die innere geistige Entwicklung Preußens wichtigsten Ressorts gestanden. Seine letzte Rede im Abgeordnetenhause zeugte nicht von Amtsmüdigkeit; er ist lediglich innerpolitischer Verhältnisse wegen gegangen. Denn er war ausgesprochen konservativ, und grade diese Grundanschauung war ihm in seinem Amte als Kultusminister bis zu einem gewissen Grade förderlich.

Wird doch auf dem Gebiet der Erziehung und des Unterrichts nur gar zu oft von der öffentlichen Meinung zu schnell vorwärts gedrängt. Eine Revolutionierung, die auf dem politischen Gebiet bisweilen nützlich und nötig ist, kann auf schulpolitischem zu schweren Schädigungen führen. Hier heißt es nicht Revolution, sondern Evolution, und hier, wo die Früchte viel langsamer reifen als auf anderen Gebieten, bedarf es eingehendster Prüfungen und Feststellungen, ehe man für neue, ungestüm sich meldende Strömungen die richtigen Bahnen findet, um sie für die Fortentwicklung alter Formen nutzbar zu machen. Andernfalls wird durch überstürztes Handeln die Gesundheit der folgenden Generationen und damit der Gesellschaft überhaupt in Frage gestellt.

Liegt es so schon in der Natur der Sache, daß auf dem Schulgebiete die Entwicklung keine Sprünge machen soll und kann, so ist eines der wichtigsten Probleme des höheren Schulwesens bereits am Ende des 19. Iahrhunderts gelöst worden: Die Gleichstellung von Gymnasium, Realgymnasium und Oberrealschule ist durch die Schulkonferenz von 1900 ausgesprochen worden. Wenn der frühere Kultusminister vielleicht auch in seinem innersten Herzen ein entschiedenerer Freund des Gymnasiums als der anderen beiden Typen war, so ist stets anerkannt worden, daß er als Haupt der Unterrichtsverwaltung sich loyal auf den Boden des „Königsfriedens" gestellt hat. Ia, er hat selber 1913 darauf hinweisen können, daß die Zahl der Gymnasien, wenn auch nicht absolut, so doch relativ abgenommen hat. Er führte dies auf die Strömung der Zeit zurück — mit Recht! Neben anderen Ursachen mußte die stetig sich entwickelnde Technik eine Abkehr von früheren Idealen zur Folge haben; sie lenkte den Sinn aus der Vergangenheit in die Gegenwart und stellte Forderungen, denen man nur durch einen veränderten Bildungsstoff beikommen zu können glaubte. Das humanistische Gymnasium hat seine

Alleinherrschaft verloren und es kann nun ein jeder nach Bildungsmöglichkeit und — -bedürfnissen den Bildungsweg wählen. Es war nur natürlich, daß man in den Iahren der Entscheidung, nämlich den neunziger Iahren, den Versuch machte, das Gymnasium durch eine Reform zu „retten." In Frankfurt a. Main wurde das erste „Reformgymnasium" gegründet, das anstelle des Lateinischen in der Serta Franzosisch setzte und dann von der Untertertia ab durch verstärkten Lateinunterricht die Ziele des alten Gymnasiums zu erreichen suchte. Eine etwa zwanzigjährige Entwicklung hat den früheren Kultusminister zu dem offenen Bekenntnis geführt, daß „diese Schulform für die Gymnasien weniger geeignet ist als für die Realgymnasien." (Rede im Abgeordnetenhause am 2. März 1917.)

Ist also dieser Versuch gescheitert — nur 8"/g der Gymnasien sind heut Reformanstalten gegen 51°/g der Realgymnasien, — so wird es zunächst wohl bei dem bestehenden Zustand sein Bewenden haben müssen, wie sehr auch von beiden Seiten grade in den letzten Zeiten des Ministeriums Trott für und wieder das Gymnasium gekämpft worden ist. Der Minister hat diesen Steitigkeiten gegenüber öfters betont, daß er trotz des von ihm nicht verkannten Wertes von Theorieen sich nur nach praktischen Erwägungen richten dürfe. So richtig das vom Standpunkt des Verwaltungsbeamten gedacht ist, so darf natürlich nicht die Abkehr von der Theorie zum Grundsatz erhoben werden: sonst würden die wirklich fruchtbaren Ideen zum Schaden der Verwaltung aus ihr schwinden. Indessen hat der Minister selber bewiesen, daß er in diesen Fehler nicht verfallen wollte.

Der große drohende Zwiespalt, der aus der an sich notwendig gewordenen und deshalb auch richtigen Gleichberechtigung der drei Typen entstanden ist, liegt darin, daß auf der Hochschule die Studenten einander nicht mehr verstehen; Humanisten und Realisten haben in ihren Anstaltstypen bisher in einer anderen Welt gelebt: jetzt türmt sich zwischen ihnen eine Mauer auf, die nicht zu übersteigen ist. Doch dies große Problem der Zukunft, das vielleicht noch einmal eine ebenso große Wichtigkeit erlangt als das des Unterschiedes der Stände, kümmert uns hier nicht. Dagegen hat in der eben angeführten Rede der Minister richtig hervorgehoben, daß auf der höheren Schule die Einheit des Bildungszieles gewahrt werden müsse. Dies definierte er als „Erziehung des Willens auf der Grundlage der christlichen Sittenlehre zur Selbstüberwindung, Erziehung zur Bekämpfung unedler Triebe, zur Erfüllung des göttlichen Willens im Menschen, Erziehung des Verstandes zur gründlichen Erfassung der Dinge und zur Selbständigkeit des Urteils, Erziehung des Gemüts zur Anschauung und zur Freude am Großen und Schönen, Erziehung des ganzen Menschen zum Verständnis des Staats- und Volkswesens, in dem er stehen wird, und zur Bereitwilligkeit werktätigen Mitarbeitens an seinen Aufgaben." Wenn der Minister hier entgegen seiner Äußerung

auf den Wegen der Theoretiker gewandelt ist, so hat ihm dieser Ausspruch sicher keine Unehre gemacht, sondern nur bewiesen, daß er in das ihm anvertraute Gebiet mit Verstand und Herz selber eingedrungen ist.

Denn nachdem jene Gleichstellung erfolgt war, ist es allerdings für die höheren Schulen die größte Gefahr, daß ihre Wege zu weit auseinandergehen und daß über den Bestrebungen, jede möglichst scharf nach ihrer Eigenart auszubilden, das Gemeinsame in Vergessenheit gerät. Das aber ist, wie der Minister richtig gesehen hat, die Erziehung — anders ausgedrückt die Charakterbildung. Von dem Gesichtspunkt der gleichmäßigen Ausbildung aller Fähigkeiten aus kann man vielleicht den einen Erlaß des Ministers verstehen, der seinerzeit am stärksten angefeindet wurde und sich zweifellos in der Praris nicht bewährt hat: den Ertemporaleerlaß.

Ausgehend von der richtigen Auffassung, daß es ein Fehler sei, wenn einseitig die Leistungen eines Schülers nur nach seinen schriftlichen Arbeiten beurteilt würden, schrieb dieser bekanntlich eine erhebliche Einschränkung der Ertemporalien vor, setzte an ihre Stelle schriftliche Arbeiten, die nicht zensiert werden sollten, und enthielt die Bestimmung, die am meisten beanstandet wurde, daß, wenn bei einem Ertemporale „etwa ein Viertel" der Leistungen nicht genügend wäre, auch hier von einer Zensierung Abstand genommen werden sollte. So richtig der Grundgedanke war, so wenig haben sich die Bestimmungen des Erlasses bewährt: nicht nur daß die Schüler dadurch, daß der Termin des Ertemporales nicht bekanntgegeben wurde, in immerwährender Aufregung sich befanden — den Eltern war mit dem Fortfallen eines großen Teiles der zensierten Arbeiten die Möglichkeit entzogen, sich über die Fortschritte ihrer Kinder auf dem Laufenden zu erhalten, so daß der Minister wieder und wieder betonen mußte, die Lehrer sollten die Fühlung mit den Eltern durch mündliche Rücksprache möglichst oft herstellen. Grade von der Seite der Eltern kam der Vorwurf, daß ihre Kinder nun ganz dem Gutdünken und dem unkontrollierbaren Urteil der Lehrer ausgeliefert seien.

Dagegen führte die Forderung, daß die Schüler zum Verständnis des Staates erzogen werden sollten, in dem sie dereinst leben würden, zu einem zweiten Erlaß, der von fast allen Seiten mit Genugtuung begrüßt wurde: den Stoffverschiebungen im Geschichtsunterricht. Hier wurde die deutsche Geschichte in den Mittelpunkt des Unterrichts gestellt und systematisch durch eine Umlegung und Zusammenziehung der Pensen eine viel größere Vertiefung in die vaterländische Geschichte erreicht. Zugleich wurde durch Inanspruchnahme der übrigen Fächer der Geschichtsunterricht entlastet, die Wiederholungen zur Reifeprüfung fielen fort, da der Prüfungsstoff beschränkt wurde, und durch Gruppenbildung und Gruppenbehandlung wurde so viel Zeit gespart, daß das Hauptziel, das Eindringen in die Geschichte des Vaterlandes, durchaus erreicht werden kann, ohne daß die übrigen Epochen zu kurz kommen.

Die letzte Tat des Kultusministers war die Fertigstellung der Prüfungsordnung für das Lehramt an höheren Schule. Dieser Erlaß, dessen Veröffentlichung unmittelbar bevorsteht, wird vielleicht am stärksten beweisen, daß er jene „Erziehung des Verstandes zur gründlichen Erfassung der Dinge und zur Selbständigkeit des Urteils" — das bedeutet also die Erziehung des Schülers zu wissenschaftlichem Denken — ungeheuer ernst nahm, und daß er es für unerläßlich hielt, sie auf einer außerordentlich gründlichen wissenschaftlichen Erziehung der Oberlehrer selber zu begründen.
Sind so unter dem geschiedenen Minister „kleine" Reformen angestrebt und durchgeführt worden, so hat er doch gegenüber den stürmischen Forderungen, die sich namentlich im Anfang des Krieges erhoben und auf einen Umsturz unserer ganzen Bildungsorganisation durch Einführung der sogenannten „Einheitsschule" hinarbeiteten, sich durchaus ablehnend verhalten. Schon 1914 erklärte er, es sei zweifelhaft, ob diese Schule jemals bei uns würde eingeführt werden können, zweifelhafter, ob sie uns zum Segen gereichen würde, ganz unzweifelhaft aber, daß ihre Einführung in der übersehbaren Zukunft eine Unmöglichkeit sei. Von diesem Standpunkt ist er nicht abgegangen, indessen erkannte er an, daß den Bestrebungen, die auf bessere Möglichkeiten des Aufstiegs von Volksschulkindern zu höheren Lehranstalten hinzielten, eine gewisse Berechtigung innewohne. Er hat deshalb noch 1916 neue Bestimmungen für die Aufnahme in die Serta gegeben in dem Bestreben, „den Graben, der zwischen der Volksschule und den höheren Schulen gezogen ist, zu verringern." Die Anforderungen wurden sehr erheblich heruntergesetzt; es besteht nun die doppelte Gefahr, daß die höhere Schule unzureichende Schüler erhält und daß die Volksschule allmählich überhaupt zur Volksschule für die höheren Lehranstalten wird — eine Gefahr, die nur dann abgewendet werden kann, wenn bereits in der Serta (nach einem früheren Erlaß) unnachsichtlich eine Aussiebung aller ungeeigneten Elemente erfolgt. Das aber bedeutet natürlich eine gesteigerte Verantwortung für die Oberlehrer, da auf dieser Entwicklungsstufe sich Anlagen im allgemeinen schwer erkennen lassen.
Der Kultusminister hat des öfteren mit Recht darauf hingewiesen, daß das Barometer der öffentlichen Meinung stark hin und her schwankt. Von beiden Seiten sind Beschwerden gegen ihn erhoben worden: einmal hieß es, daß die Iugend verweichlicht, dann wieder, daß sie überbürdet würde. Damit nicht genug: in seinem eigenen Gebiet herrscht ein heftiger Streit zwischen Oberlehrern und Elementarlehrern, der sich namentlich immer wieder an der Frage der Einheitsschule entzündet. Da ist es nicht zu verwundern, wenn an jeder Maßnahme der Unterrichtsverwaltung sehr scharfe Kritik geübt worden ist, und es wäre sicher auch nicht zu wünschen, daß es anders würde. Handelt es sich doch um das Wohl und Wehe des ganzen Volkes bei der

Erziehung. Noch eine weitere Schwierigkeit besteht bei dem Ressort de« Kultusminister: es liegt im Wesen und an der ungeheuren Wichtigkeit der Erziehung, daß die politischen Parteien sämtlich nach einer Einflußnahme auf sie streben. Wir wissen aber aus warnenden Beispielen, daß nichts so schlimm ist, als wenn dies Gebiet einer Partei ausgeliefert wird. Darum ist es mit Freude zu begrüßen, daß bald die Rechts -, bald die Linksparteien dem Kultusminister von Trott zu Solz ihr Gefallen oder auch ihr Mißfallen ausgedrückt haben. Es beweist das, daß er lediglich aus den Interessen des von ihm vertretenen Gebiets heraus seine Maßnahmen traf. Er hat einen gesunden Fortschritt gewollt — das zeigt auch unser Bericht — ohne Überstürzung, ohne Gewaltsamkeiten. Seine Darstellung des Lehrzieles der höheren Schulen zeugt von tiefem Verständnis für die Idee der Erziehungsschule, die sich immer mehr Bahn brechen wird, ohne daß deshalb der Wert der Leistungen herabgedrückt werden soll; wenn diese oder jene Maßnahme nicht das angestrebte Ziel erreicht hat, so wird da die Macht bessern, auf die er selber sich so gern berufen hat: die Praxis.

C. Brackmann:

Eine Epoche im Fortschritt der deutschen Bildung.

Für den Rückschauend«n wird einmal kein Ereignis seit der Erhebung der Sprache der Lutherbibel zur Sprache der deutschen Universitäten einen so tiefgreifenden Einschnitt in die Entwicklung der deutschen Bildung bedeuten, wie die Denkschrift des preußischen Kultusministeriums vom 24. Ianuar über die deutschen Auslandsstudien. Der Entschluß Christian Thomasius', in seinen Leipziger Vorlesungen die lateinische Sprache abzustreifen, leitete im Iahre 1687 die endgültige Befreiung der deutschen gelehrten Bildung von den Fesseln des unnationalen mittelalterlichen Bildungsuniverfalismus ein und bahnte der nationalen deutschen Bildung den Weg, auf dem sie die Grundlage der nachfolgenden politischen Nationalisierung Deutschlands im 19. Iahrhundert wurde. Er verhalf dem deutschen wissenschaftlichen Selbständigkeitsstreben zum Siege, das zunächst auf theologischem Gebiete ansetzte, als die protestantischen Landesuniversitäten Marburg (1532), Königsberg (1544), Iena (1556), Helmstedt (1576) u. a. unter Verzicht auf die päpstliche Privilegierung sich den alten Weltuniversitäten (Generalstudien) entgegenstellten, die in Paris, Coimbra und Cambridge, in Bologna, Prag, Leipzig und Tübingen das Bildungsgut nach Inhalt und

Form im wesentlichen gleich und durch keine nationalen Sonderforderungen differenziert pflegten, das aber erst voll zur Entfaltung kam, als gestützt auf die deutsche Gelehrtensprache die Universitäten Halle (1694) und Göttingen (1735) ihre bahnbrechende Wirksamkeit eröffneten. Ietzt führte die deutsche Gelehrtensprache die deutsche Aufklärung von Sieg zu Sieg, indem sie damit der wichtigste Hebel zur Auslösung eines deutschen Geisteslebens in Literatur, Kunst und Wissen wurde. Das Einheitsband schlang sie um die seitdem engverbundenen Universitäten des deutschen Sprachgebietes, das diese in ihrer kulturellen Geschlossenheit zum ausschlaggebenden Faktor in der Entwickelung des menschlichen Forschens und Wissens werden ließ. Und wieder legte sie die Bresche in die Sperrmauer, die vordem die gelehrte Bildung vom Volksganzen abschloß. Von der deutschen Sprache getragen, konnte, was an geistig Großem und Schönem deutsche Gelehrsamkeit und deutsche Begabung geforscht und gefunden hatte, das ganze Volk bis in das entlegenste Dorf durchdringen und im Zusammenwirken mit der Resonanz, die ihm hier die von der deutschen Volksschule geweckte Aufnahmefähigkeit verlieh, Deutschland auch geistig zu der Einheit zusammenfügen, die sich jetzt im Weltkrieg so wunderbar offenbart. Die deutsche Gelehrtensprache war Trägerin und Schöpferin des Entwickelungsabschnittes der menschlichen Bildung auf deutschem Boden, der zuerst im vsllen Sinne deutsche Bildung und deutsche Volksbildung brachte.

Ihrer inneren Art nach war diese deutsche Volksbildung rein binnenländisch abgestimmt. Sie konnte nicht anders sein, nachdem die Versperrung der Iahrhunderte alten, wieder und wieder betretenen Handelspfade zum Orient durch die Türken die Verbindung zum Auslande abgerissen und die darauf neu gesuchten Wege in Spanien, Frankreich und England Ausgang und Ende gefunden hatten, ohne das deutsche Binnenland in ihren Lauf einzubeziehen. Auch der wirtschaftliche Zusammenbruch des dreißigjährigen Krieges benahm die Möglichkeit, sich in das rund um, aber nirgends durch Deutschland laufende Weltwegenetz einzustellen, da er bis in die zweite Hälfte des 19. Iahrhunderts alle Kräfte in die Arbeit zwang, nur um zunächst den entstandenen Schaden zu heilen. So griff die deutsche Bildung, abgesehen von den Hansestädten, die infolge ihrer reichen Beziehungen sich schon frühzeitig einen weltweiten Blick und eine intime Kenntnis des Auslandes gesichert hatten, wohl in die Antike zurück, begnügte sich aber im übrigen, innerhalb des deutschen Kulturkreises aus sich selbst und für sich selbst zu leben. Ungekannt und ungewertet zog das Leben des Auslandes seine Bahn. Die wirtschaftlichen Verhältnisse und die Rechtsanschauungen, der gesellschaftliche Aufbau und die diesen Bau tragenden Grundüberzeugungen, das Volksleben und die Volksseele, die staatlichen Einrichtungen und das staatsbürgerliche Denken blieben jenseits des Kennens

und Wissens daheim und ihr Unverständnis ward umso größer, je ferner
die einzelnen Länder waren. Als Folge davon preßte man die Verhältnisse
draußen in den deutschen Maßstab, sah man sie arglos unter deutschem
Gesichtswinkel. Aber nur, um sie gründlich zu vermessen und falsch zu be-
urteilen. Zum eigenen Schaden. Weil er in dem Gewirr draußen sich
von Fall zu Fall aus Unkenntnis vergriff, weil er die Wirkung der hei-
mischen Vorgänge auf das ausländische Empfinden falsch einschätzte, stand
der Deutsche fremd und verkannt in der Welt und die Zahl der welter-
fahreneren Hanseaten war im Verhältnis zum Ganzen des Reiches zu gering,
um den Eindruck zu bannen. Gerade dieser Krieg hat es uns zum Bewußt-
sein gebracht, wie verhängnisvoll es ist, so über die Landesgrenzen hinaus
in das große Weltgetriebe eingetreten zu sein, ohne die Stimmungen und
Kräfte ausreichend abschätzen zu können, die dort ihr Spiel haben. Gewiß,
auf das Konto unserer rein binnenländischen Bildung werden wir sehr viele
der Rückschläge setzen müssen, die uns getroffen haben. Schmerzlich haben
wir an uns erfahren, daß der Schritt von der binnenländischen Bildung zur
Weltbildung getan sein muß, wenn ein binnenländisches Volk im Welt-
gerriebe sich an seinem Platze wissen soll.
Diesen Schritt in der Entwickelung der deutschen Bildung will die
preußische Regierung nach ihrer programmatischen Erklärung in der Denkschrift
vom 24. Ianuar als Vorbild für ganz Deutschland jetzt nachholen. Sie
stellt als Grundsatz auf: „Auslandskenntnisse sind bei einem Weltvolk nicht
nur das Rüstzeug für Auslandsbeamte und Auslandsinteressenten, sondern
unentbehrlicher Bestandteil der nationalen Bildung," und
erklärt: „Gerade diejenigen, die niemals die Grenzen des deutschen Reiches
überschreiten werden, die aber die Masse der Bildungsschicht ausmachen,
müssen den mangelnden Augenschein durch Studium ersetzen. Unser Feld
ist die Welt. Ieder Akademiker muß es als eine Ehrenpflicht ansehen, sich
staatswissenschaftlich, sei es wirtschaftlich, rechtlich oder politisch, zu belehren
und innerlich zu den großen Problemen der Weltpolitik und Weltwirtschaft
Stellung zu nehmen. Das politische Denken muß geschult, der junge Deutsche
muß politisiert werden. Eine gediegene staatswissenschaftliche Bildung in
Bezug auf das Ausland muß als Ziel unserer nationalen Bildungspolitik
dabei erkannt und energisch erstrebt werden." Wenn aber plangemäß diese
Auslandsbildung zunächst denen dargeboten werden soll, die die Hochschulen
besuchen, so soll sie doch nicht auf diese Kreise beschränkt bleiben. Im
Gegenteil ist es die ausgesprochene Hoffnung und Absicht, daß von dieser
Oberschicht aus, dem geschichtlichen Entwickelungsgang entsprechend, die er-
weiterte Auslandsbildung Gemeingut des ganzen Volkes werden soll. Des-
halb gerade soll ihre Pflege ja den Universitäten und Hochschulen anvertraut,
nicht aber an besondere Fachschulen oder Auslandshochschulen gebunden werden,

weil nach unseren geschichtlich gewordenen deutschen Verhältnissen allein jene, nicht diese, den Quellstrom bilden, von dem aus, von Stufe zu Stufe sich ausweitend, über Stände und Städte hinweg, dem ganzen Volkskörper sein bildendes Wissen nach Sonderart und Gesichtsweise zugetragen wird. Von dem von hier durch Schule, Presse und Berufsorganisation sich ausdehnenden Auslandsgemeinwissen erreicht, soll auch letztlich der Dörfler sich in seinem Zusammenhang mit der großen Welt verstehen lernen. Zu dem Zweck werden die Auslandsstudien bei dem Fachstudium einsetzen. „Damit die junge Iuristengeneration, die dem Staat die künftigen Beamten stellen soll, und die angehenden Oberlehrer, die unsere Bildungsideale in die Iugend der Zukunft pflanzen sollen, in ihren eindrucksreichsten Iahren in ihnen heimisch werden." Das Ziel ist unendlich weiter gesteckt, als nur, den unmittelbar am Ausland durch Geschäft oder Beruf Interessierten die zum täglichen Handgebrauch nötigen Fertigkeiten zu verschaffen. Es gilt im deutschen Gemeinwissen den Vorsprung einzuholen, den die seefahrenden Völker und auch unsere Hansestädte voraus haben, wenn sie schon durch ihr tagtägliches Erleben, frei von kontinentaler Gebundenheit des Blickes, aufgeschlossenen Sinnes mit beiden Füßen mitten im Getriebe der Weltwirtschaft als lebendige Glieder des Weltverkehrs stehen und sich in den Gebieten jenseits des Meeres eben so zu Hause wissen, wie in der Heimat. Nur auf dem Wege der Wissensbildung konnte bei unserer, nur an schmaler Küste vom Meer berührten Lage dieser Vorzug bei uns eingeholt werden. Indem aber die deutsche Bildung diesen Schritt aus der Enge in die Weite unternimmt, ist sie gewiß, daß, wenn über kurzem der neue Wissenszweig zu vollem Leben an unseren Bildungsstätten erwacht, und die Auslandsbildung ein selbstverständliches Ferment der deutschen Bildung geworden sein wird, eine Stufe zu neuem Aufstieg auch des deutschen Wirtschaftslebens erreicht sein wird. Die Welt wird dann wirklich unser Feld geworden sein. Aus ihren eigentlichen Trieben werden wir sie verstehen, wenn sie, wie in einem Brennspiegel, sich in unserem Wissen spiegelt, und wir uns mit ihr einrichten können, ohne Fehlgriffe und Rückschläge befürchten zu müssen.

Von Grund aus revolutionierend muß dieses neue, vom größten Bundesstaate ausgegebene Programm auf die deutsche Bildung der anbrechenden Zeit wirken. Aus der binnenländischen Beschränktheit in die Weite des Erdenrundes getrieben, sieht sie sich vor eine ganz neue Epoche des Fortschrittes gestellt. Von überall werden bisher ungekannte Vorstellungen und Anregungen in sie einströmen, und sie wird in innerer Spannung ihre Blicke auf das richten, was jenseits der Grenzen der Heimat lebt und geschieht. Deshalb aber wird dieser Schritt in die Weite keine Gefahr in sich bergen, weil er zum tragenden Unterbau eine viel intensivere deutsche Bildung haben wird, als sie uns bisher eignete. Das Besinnen Deutschlands auf sich selbst, auf so

seinen nationalen Eigenwert und auf die in seiner Sonderart verankerten
starken Kräfte, auf die besondere Abstimmung seiner Volksseele und auf die
von einer langen geschichtlichen Cntwickelung vorgezeichnete Stellung im
Völkerbau sind das große Erlebnis dieses Weltkrieges. Ihm entspricht es,
wenn von allen Seiten mit einem Nachdruck, der kein Ausweichen zuläßt,
die Forderung erhoben wird, diese in der Weißglut des Weltfeuerbrandes
bewährte, spezifische deutsche Art bereits der heranwachsenden Iugend in einem
rein deutschen Unterricht einzupflanzen, damit sie sie hernach um so ver-
ständnisvoller pflegen und zu Ehren bringen kann. Keineswegs soll dabei
das so hochwichtige Bildungsgut der Antike ausgeschaltet werden. Uber seine
Unentbehrlichkeit für unsere Bildung hat der Streit der Meinungen nur
größeres Einverständnis gebracht. Aber es soll aus seiner bisherigen domi-
nierenden Stellung in Hilfsstellung treten, um den Hintergrund zu bilden,
auf dem das auf deutscher Erde gewachsene Bildungsgut durch Abstand und
SonderfSrbung sich dem Verständnis nur umso besser erschließt. Vielleicht,
daß die Schwierigkeiten dieser Umstellung, die zugleich der Forderung größerer
Gegenwartswirklichkeit genügen wird, für den Schulbetrieb in dem Augenblick
überwunden sind, in dem man sich darauf besinnt, daß kongeniale deutsche
Übersetzungen ein nicht minder gutes, nein ein besseres Vehikel für die ein-
zubauende antike Gedankenwelt sind, als das unmittelbare, aber durch tausend
sprachliche Schwierigkeiten gehemmte Schöpfen aus dem ursprachlichen Tert,
in dem man deshalb unter Beschränkung des klassischen Sprachunterrichtes
auf den für unser Sprachverständnis nötigen Raum eine beträchtliche Zahl
von Unterrichtsstunden für die Erarbeitung der genuinen deutschen Bildungs-
werte freibekommen wird. Erst dann wird man vollkommen erkennen, wie
wenig man bei uns von der reichen politischen und wirtschaftlichen Ver-
gangenheit unseres Volkes weiß, mit welcher Nichtachtung unsere Gemein-
bildung bisher an der in Mythologie, Religion und Philosophie niedergelegten
deutschen Gedankenwelt vorbeigegangen ist. Mag aber über den Weg auch
noch Urteilsverschiedenheit sein, über das Ziel ist unter den Stürmen über
unseren Häuptern Einigkeit geworden. Wir wollen eine deutschere Bildung,
als vordem, eine rein deutsche Bildung, die aus dem bis zum Grunde
schürfenden Verständnis der deutschen Werte hervorwächst und in ihnen un-
löslich verankert ist. Diese aus der Not geborene und deshalb unverlierbare
Fundamentalforderung unserer Zeit aber gibt uns die Gewähr, daß die her-
aufziehende deutsche Auslands- und Weltbildung nicht umschlagen kann in
unnationale, die Grenzen von Volk und Volksart verwischende Weltbürgerlichkeit.
Daß die Gefahr einer Erweichung der deutschen Sonderart bestehen könnte,
wenn der Geist über die Grenzen weg sich in die Art dort draußen eingräbt
und von dort die Erkenntnis anderer, schlechterer, aber auch fortgeschrittenerer
Gebilde zu uns dringt, wenn man auf dem Wege der Geistesbildung sich

in die vielgestaltige Außenwelt einzufügen und in ihr sich heimisch zu machen sucht, — wer wollte es leugnen. Sind aber die deutschen Bildungswerte, wie ein Bau aus granitenen Quadern unverrückbar zum haltenden und richtunggebenden Zentrum unserer Zukunftsbildung erhoben, so wird das immer neue Sich-Verankern in ihnen nachhaltig solchem Zerfließen wehren. Ihre tragende Wucht wird die moderne Auslandsbildung, wie die antike klassische Bildung als Gehilfen zum besseren Verständnis des eigenen Selbst und zur Bereicherung, wie Veredelung sich gefallen lassen, ihnen gegenüber aber stets das größere Recht der Eigenständigkeit und der Grenzziehung aufrecht erhalten. Gerade im rechten Augenblick tat die deutsche Bildung den Schritt in die Weite der Weltbildung, wenn sie dazu den Zeitpunkt des selbstbewußten Erstarkens einer ihres Eigenwertes sich bewußten, deutschen Bildung wählte. Unter günstigen Vorzeichen tritt die deutsche Bildung in die neue Epoche ihres Fortschrittes.

Geheimer Justizrat Professor Dr. Rieß er,
Mitglied des Reichstages:

Ein Reichsrat?

Bei der letzten Tagung des Haushaltsausschusses des Reichstages hat sich der neue Reichskanzler bereit erklärt, zur Beratung der Antwort auf die Friedensnote des Papstes einen Sonderausschuß einzusetzen, dem sieben von den Parteien zu wählende Mitglieder des Haushaltsausschusses und sieben Mitglieder des Bundesrats angehören sollen.

Der Kanzler fügte dem Sinne nach hinzu, daß weiterer Erwägung vorbehalten bleibe, ob und inwieweit aus dieser Einrichtung, die offenbar nur als Beirat gedacht ist, sich weiteres entwickeln könne und werde.

Es muß dahingestellt bleiben, ob sich dieser neue Beirat, was wesentlich von den Persönlichkeiten abhängen wird, die ihm angehören, so bewähren wird, daß diese zunächst auf einen einzelnen Vorgang beschränkte Einrichtung in der Folge beibehalten, also auf weitere Fälle ausgedehnt wird, und ob nicht letzterenfalls, wenn der Reichstag nicht tagt, dessen Vertreter im Beirat, da sie dann nur ihre persönliche Ansicht äußern können, selbst in eine peinliche Lage geraten und den Reichstag sowohl wie die Regierung in eine solche Lage bringen könnten. Eine eigentliche Mitwirkung es

des Reichstages an der Erekutive, die man schon in dieser Einrichtung sehen wollte, liegt hier aber jedenfalls dann nicht vor, wenn sie über einen Beirat nicht hinausgeht, dessen Gutachten allerdings dann nicht nur ganz oder teilweise angenommen, sondern auch verworfen werden kann.

Es handelt sich hier um einen ersten Versuch, jene Art des „Parlamentarismus" zu verstärken, welche in der unbedingt wünschenswerten organischeren Verbindung zwischen Parlament und Regierung besieht.

Zur Vertiefung dieser organischen Verbindung hat man nun in der letzten Zeit, teils von privater Seite, teils wohl auch offiziös in der Form eines „Fühlers", die Bildung eines Reichsrats vorgeschlagen, also einer ständigen Einrichtung, die aus Mitgliedern des Bundesrats und Reichstags und Vertrauensmännern aus sonstigen Kreisen bestehen und Gesetzentwürfe, Einführungs-Verordnungen und sonstige wichtige Maßnahmen der Reichsleitung vorberaten, also offenbar auch keine entscheidende, sondern nur eine beratende, gutachtliche Mitwirkung entfalten soll.

Ich kann diesen Gedanken nicht für einen glücklichen halten, bin vielmehr der Ansicht, daß man ihm rechtzeitig und entschieden entgegentreten muß, und zwar aus folgenden, im wesentlichen schon in einer öffentlichen Versammlung in Konstanz am 11. August d. I. kurz angedeuteten Gründen:

Entweder äußert der Reichsrat, dessen Gutachten der Tagung des Parlaments über die zu beratende Maßnahme vorausgeht, die gleiche Ansicht, wie sie demnächst der Reichstag zum Ausdruck bringt, dann ist dieses Gutachten einerseits überflüssig, andererseits nicht ohne Bedenken, weil es geeignet ist, die Bedeutung der Stellungnahme der Volksvertretung selbst nicht zu stärken, sondern zu schwächen und herabzusetzen.

Oder der Reichsrat äußert eine der demnächstigen Entscheidung des Reichstags entgegenstehende Ansicht, dann ist sie gefährlich, wird in der öffentlichen Meinung als Konfliktsstoff wirken und als solcher in gründlichster Weise verwertet und ausgebeutet werden.

Es kommt aber hinzu, daß naturgemäß vor und nach Errichtung eines solchen Neichsrats in immer weiteren Kreisen von Landwirtschaft, Industrie, Handel, Gewerbe, Handwerk, einschließlich der Angestellten, sowie bei den freien Berufen, den Privatbeamten usw. ein stets stürmischer werdendes Verlangen einsetzen wird, bei der Zusammensetzung des Reichsrats durch besondere Vertreter oder durch eine größere Zahl von Vertretern berücksichtigt zu werden.

Schon hieraus geht hervor, daß einem solchen Reichsrat aus zwingenden natürlichen Gründen die Tendenz beiwohnen wird, sich zu einem Oberhause

. i
zu entwickeln mit der — von manchen sicherlich als Zweck der Übung be» trachteten — Wirkung, dem Reichstage Zügel anzulegen, wobei absichtlich oder unabsichtlich nicht beachtet wird, daß neben einem Oberhause der Bundesrat in seiner verfassungsmäßigen heutigen Stellung nicht erhalten bleiben könnte. Solange aber ein Oberhaus' nicht besteht, wird die Tendenz leicht dahin gehen, daß aus dem Reichsrat — was gleichfalls von manchen heute besonders tätigen und einflußreichen Richtungen gewünscht wird — eine Art von Gegenparlament wird, womit dann wieder allen möglichen ernsten Konflikten Tür und Tor geöffnet und das Staatsleben beständig vor die Gefahr schwerer Erschütterungen gestellt wird.

Endlich ist das Bedenken nicht von der Hand zu weisen, daß, da die Reichsratssitzungen — und das gleiche gilt auch von den Beratungen des Siebener- (Vierzehne») Ausschusses — in der Regel ihrer Natur nach kaum öffentlich sein können, das Recht der weitesten Kreise und der Presse, recht- zeitig zu erfahren, was vorgeht, um eintretendenfalls auch rechtzeitig warnen oder die Öffentlichkeit auf notwendige Maßregeln und Opfer ausreichend vorbereiten zu können, abermals in empfindlicher Weise zu kurz kommt.

Darüber ist schon bei den Beratungen des Haushaltsausschusses in letzter Zeit vielfach geklagt worden, oft allerdings mit Unrecht, da gerade im Kriege, obwohl auch hier leicht über das notwendige Maß hinausgegangen werden kann, viele Mitteilungen, Erwägungen und sogar Beschlüsse der Natur der Sache nach geheim bleiben müssen.

Beim Reichsrat aber — und ebenso beim jetzigen oder etwa demnächst mit weiteren Aufgaben zu betrauenden Siebener- (Vierzehner-) Ausschuß — wird der Ausschluß der Öffentlichkeit auch während des Friedens voraussichtlich Regel sein, und damit wird wiederum in einer neuen, zwischen Regierung und Parlament eingeschobenen Instanz die für die Volksvertretung unerläßliche und für sie sowohl wie für das Volk selbst erzieherische, gesunde und notwendige rechtzeitige öffentliche Kritik in bedenklichem Umfange ausgeschaltet.

Aus der Verdunkelung von Verhandlungen öffentlicher Körperschaften wird, wenn sie nicht bei vernünftiger sachlicher Erwägung als unerläßlich erscheint, selten oder nie eine gerechte Würdigung des Inhalts, der Teilnehmer und der Urheber solcher Verhandlungen erwachsen können.

Wettkrieg und deutsche Kunst
George Brasch
Stabsarzt Dr. George Brasch:
Weltkrieg und deutsche Kunst.
Mag der Krieg noch Iahre dauern, er wird niemals der dreijährige
oder der zehnjährige heißen. Er ist der Große Krieg, der Weltkrieg. Seine
Ungeheuerlichkeit ist daS unterscheidende Merkmal von allen, die früher waren.
Wir stehen zu ihm als Ereignis wie der Wanderer am Fuße eines riesigen
unbekannten Gebirges. Noch fehlt uns jeder Maßstab, seine Größe wirklich
zu erfassen und zu ermessen. Erst Geschlechter mit sehr weitem Abstand
werden ihn haben. Um so lebhafter und unmittelbarer ist unser Gefühl
von der Größe des Geschehens, das wir erleben, und aus diesem Gefühl
erwächst unser jetziges Maß der Dinge. Aus ihm heraus stellen wir nicht
nur an uns selbst den Anspruch, unser Denken und Tun möchte der Größe
der Zeit entsprechen, sondern wir wünschen auch ihren Einfluß zu spüren in
allen Sachen, die uns am Herzen liegen. Nicht zum Letzten und Wenigsten
in der Kunst.
Der Friede als Hort der Künste ist eine Allegorie, deren Beliebtheit nur
von ihrer Inhaltslosigkeit übertroffen wird. In Wahrheit hat von Alters
her der Krieg viel mebr der Kunst Inhalt, Anregung und Möglichkeit freier
Entfaltung gegeben. Die ältesten großen Denkmäler der Dichtkunst besingen
die kriegerischen Taten von Völkern und Helden und an den Anfängen der
bildenden Kunst zeigen die sogenannten Schminktafeln der I. Dynastie (IV.
Iahrtausend v. Chr.) die Darstellung siegreicher Könige, die Säule des Königs
Sargon von Akkad am oberen Tigris die imposante bildliche Schilderung
seines Sieges über die Sumerer (III. Iahrtausend v. Chr.) Lehrreich ist
der Parallelismus von Krieg und Kunst in der Geschichte Ägyptens. Im
alten Reich ein absoluter Herrscher als Verkörperung des in der kulturellen
Volkskraft liegenden Willens zur Macht, Durchsetzung dieses Machtwillens
gegen Feinde ringsum in einer ununterbrochenen Kette von Kriegen, künst-
lerischer Ausdruck der gewonnenen Macht in einem einzigen Monumentalwerk,
zu dessen Gestaltung derselbe Wille alle schöpferischen Kräfte des eigenen
Volkes und dazu die Arbeitskraft der unterworfenen zusammenfaßt. Mit
der Wucht eines elementaren Vorgangs wird dabei der Stil getroffen, der
einzige, der diesen Geschehnissen und der Landschaft, in der sie sich abspielen,
ihrem Licht und ihren Linien entspricht. Aus diesen Zusammenhängen und
nicht aus den gewaltigen Größenausmaßen allein erklärt sich die erschütternde
Wirkung dieser Grabtempelanlagen durch die Iahrtausende. Sie hören auf
mit dem Verfall der Monarchie am Ausgang des alten Reiches. Auf eine
Zeit verhältnismäßigen kulturellen Tiefstandes unter den Hyksos folgt mit

deren Vertreibung Neubelebung der Königsmacht und vor allem neuer kriegerischer Machtentfaltung nach außen unter den Herrschern der XVIU. — XX. Dynastie (Tuthmosis! Rhamses!) jene fast fünf Iahrhunderte währende Hochblüte der Kunst, deren Größe und Bedeutung mit ihrem Einfluß au^ die erste griechische Kultur sich uns erst jetzt voll zu erschließen beginnt. Hätte die Kunst des Perikleischen Zeitalters ihre machtvolle Höhe erreicht ohne den 30jährigen Kriegszustand, der den Griechen Freiheit und nationalen Aufschwung, Erweiterung des Gesichtskreises, Mehrung aller materiellen und kulturellen Güter brachte? Blutige Kriege brachten die maurische Kunst nach Spanien, wo wir ihre Nachwirkungen bis Velasquez und Goya spüren. Entwicklung der Gotik, Befreiung der Dichtkunst aus dem Bannkreis der Kirche zur Zeit der Kreuzzüge, Anfänge der Renaissance in Italien zur Zeit dauernder kriegerischer Wirren und Fehden, überall hat der Krieg den Boden gedüngt, auf dem große Kunst gewachsen ist. Und dieselbe Kraft, die im 30jährigen Krieg soviel Kunst vernichtete, lockte aus dem blutgetränkten Boden die Keime Deutscher Tonkunst, die später in der Kunst Bachs und Hiindels erblüht, Iheute noch tausendfältige Frucht tragen. Den schaffenden Musikern von damals — das muß betont werden — war es bewußt, daß sie unter dem Zwange der Zeit nationale Kunst emporzubringen hatten, denn Praetorius läßt während des Krieges den IL und HI. Band seiner lateinisch begonnenen musikalischen Enzyklopädie: Syntagma musicum „in Teutscher Sprache divulgieren, auf daß er mit seinem von GOtt dem HErrn ihm verliehenen Talente und Gaben gemeinem Vaterlande Teutscher Nation dienen möchte, so kurz denn auch noch diese zum Ende nahende vergengliche Welt stehen mag." 1627 führte Heinrich Schütz am Hofe des Kurfürsten Iohann Georg I. im Schlosse zu Torgau die erste deutsche Oper, seine Dafne, auf, deren Buch Opitz nach italienischem Vorbild gedichtet hatte. Wer für die Neuzeit z. B. die Freiheitskriege beweisende Belege für den Zusammenhang von Krieg und Kunst sucht, findet sie in Ioels trefflichem Antibarbarus.

Warum ist der Krieg dem Emporwachsen echter Kunst förderlicher als der Friede? Weil jede ganz große Kunst im Nationalen wurzelt, niemals im Kosmopolitischen, und der Krieg die stärkste Auswirkung des nationalen Gedankens ist. Er läßt, wie Scheler sehr schön sagt, „die vorhandenen Begabungen tief zurücktauchen in die schöpferischen Quellen nationalen und persönlichen Geistes."

Vergessen wir nicht, daß der Krieg selbst Kunst ist. Er steht in der Reihe der Künste des Alltags, wie Heilkunst und Ingenieurkunst, und der Übergang von diesen zu den Künsten der Muße ist fließend wegen ihrer verwandten seelischen Grundlagen. Sie wurzeln alle im schöpferischen Erleben.

Vertieft man sich z. B. in die Gedankengänge eines genialen Arztes wie Kußmaul, so sieht man, daß seine Tätigkeit zuinnerst in einem Nach- oder Miterleben (Einfühlen) der seelisch körperlichen Vorgänge im kranken Menschen besteht. Er schaltet sich gewissermaßen ein in seinen Lebensablauf, um ihn schöpferisch im Sinne der Gesundung umzubilden. Der Vorgang beruht auf intuitiver Erfassung von Lebensvorgängen, wie sie sind und wie sie werden können. Selbst fest abgerundete und rein praktisch zugespitzte Fragen wie die nach der Leistungsfähigkeit eines Herzens im gegebenen Falle beantwortet, wie Kraus sagt, vielleicht noch immer eine künstlerische Intuition schneller und sicherer als die erakteste funktionelle Diagnostik. Des Künstlers Wirken ist Erfassung des Wesentlichen und doch Unberechenbaren in den Dingen und seine Herausarbeitung in einer klaren Form. Der erste Kriegskünstler in diesem Sinne war Alerander der Große, der erste, der sich von dem persönlichen Kriegertum der ältesten Zeit loslöste. Heere, Länder, Völker waren das Material, mit dem sein Genius einer neuen Idee der Macht die Form schuf in einem Weltreich. Den Gedanken dieser Weltmacht fassend und ihm Gestalt gebend, ein Plastiker der edelsten Masse, Menschheit genannt, steht er als künstlerische Persönlichkeit vor uns. Und das Bleibende von ihm: Seine Waffen erhoben griechisches Wesen zur Weltkultur und durch Verschmelzung mit den asiatischen Elementen in Religion, Philosophie und Kunst zu jener geistigen Weltmacht, als die es heute noch fortwirkt.

Wollen wir uns nun fragen, mit welchem Recht und in welchem Umfang können wir einen Einfluß des Krieges auf die deutsche Kunst erwarten, so müssen wir zunächst zeitlich und räumlich dem Kunstbegriff eine genügend weite Spannung geben. Trennung in Einzelkünste, historische Einteilungen müssen zurücktreten und auch die einzelnen Künstlerpersönlichkeiten verblassen gegenüber dem primuin luovevs> der eigentlich schaffenden geistigen Gesamtheit des Volkes. Darin liegt keineswegs Geringschätzung oder Undankbarkeit gegen den Künstlergenius. Es ist vielmehr so zu verstehn: Vergegenwärtigen wir uns beispielsweise die Summe musikalisch künstlerischer Vorgänge, die in dem Namen I. S. Bach beschlossen liegt. Sie bildet eine geistige Einheit von seinen leiblichen und künstlerischen Vorfahren durch ihn selbst hindurch bis zu allem, was heute in der Welt Bach singt, spielt, hört und empfindet. Die Persönlichkeiten kommen nur insoweit in Betracht, als sie das körperliche Substrat sind, an dem sich diese in das Unendliche ausgreifenden geistigen Vorgänge abspielen. Daß seine Vorfahren schon durch mindestens sechs Generationen hindurch Musiker und Organisten waren, hat unter diesem Gesichtswinkel nur die Bedeutung, daß in seiner eigenen Person das lebendige Material gegeben war, an dem jene Fülle concentriertesten musikalischen Geschehens in die Erscheinung treten konnte, die als stetig wachsende Welle in die Unendlichkeit weiterrollt, mindestens soweit als es Musik erlebende

Menschen geben wird. Seine Energie — das Wort im naturphilosophischen Sinne gebraucht — nahm Schütz, Praetorius, Luther, Palestrina, Lotti mit dem Opfer des eigenen Augenlichts in sich auf, verarbeitete Vivaldi, Legrenzi, Corelli, Couperin durch Übernahme von Themen und darüber componierte eigene Werke, sog die Orgel-Kunst Reinkens, PachelbelS Burtehudes in sich auf und wurde so zu einem Brennpunkt unerhörter Helle, in den alle vorhandene Musik sich sammelte, um in einem Strahlenkegel von vertausendfachter Intensität wieder herauszuströmen. Was der schwingende Äther für das Licht, das ist für die Ausstrahlung dieser musikalischen Energie „Bach" die Gesamtheit musikbegabter und empfänglicher Einzelwesen, auf die sie seit der kurzen Spanne des menschlichen Daseins „Bach" gewirkt hat, durch die sie hindurch gegangen ist. Nicht immer bewußt, denn ich brauche von Bach nichts zu wissen, und doch kann ein zufällig gehörtes Werk von ihm seelisch bestimmend auf mich wirken. Könnte man aus der Gesamtheit der deutschen Kultur, gewesener und gegenwärtiger, wie ein Chemiker alles das gedanklich herausdestillieren, was von ihr in Bach zusammengeflossen und aus ihr wieder fortwirkend herausgetreten ist, oder könnte man mathematisch alles Bach-Erleben auf eine Linie projizieren, die von der Höhe unserer größten schöpferischen Musiker herab gehen würde bis zum bescheidensten Hörer oder Chorsänger der Matthäuöpassion, dann könnte man vielleicht seiner Wesenheit näher kommen und wäre, nebenbei gesagt, dann erst auf dem Wege, Art und Größe seiner Unsterblichkeit zu ahnen.

Die überpersönliche Einheit „Volk", welche in diesem Sinne Träger des seelischen Vorganges „Kunst" ist, entwickelt nun jetzt im Kriege eine Verbindung von Eigenschaften, wie sie recht eigentlich für den schaffenden Künstler kennzeichnend sind, nämlich höchste Begeisterung gepaart mit dem Opfermut der Entsagung, lebendigsten Schwung der Seele bei freier Unterordnung unter das strenge Gesetz seiner Kunst. Die Erschütterung bis ins tiefste Inneve, die dem deutschen Volk in diesem Krieg widerfährt, schafft zweifellos eine Gesamtstimmungslage, von der man annehmen kann, daß sie dem Hervortreten echter Kunst günstig sein muß. Zurücktreten aller individueller Strebungen und Wollungen gegenüber dem mächtigen Emporwollen des Gefühls nationaler Zugehörigkeit und der Einheitlichkeit des allgemeinen Wollens, außerdem gewaltsames Abschütteln des Kleinlichen und Alltäglichen, kaum noch gekannte Gefühle der Demut und Ehrfurcht angesichts des erlebten Unerhörten und Ungemeinen, das sind die Elemente der Stimmung in einem ganzen Volke, in dem Augenblick, wo es sich auf einem Höhenpunkt seines Daseins als Nation erlebt. Dieser Vorgang muß seinen Ausdruck suchen in einer dem nationalen Charakter entsprechenden Kunst, nicht in Kriegslyrik, Schlachtenbildern, Denkmälern, symbolischer Architektur und ähnlichen Dingen, die uns jetzt schon Alpdrücken verursachen. Wahrscheinlich auch nicht jetzt gleich oder sehr bald nach dem

Kriege. Denn wenn ein großer Künstler heute etwas msnschlich Furchtbares erlebt, macht er daraus nicht morgen ein Drama oder malt ein Bild. Lange danach aber und äußerlich vielleicht ohne Zusammenhang damit wird sich in seinen Werken, in seinem ganzen Schaffen die lastende Wucht jenes Ereignisses bemerkbar machen. So dürfen wir in der Malerei z. B. nicht an die verschiedenen Kriegsbilderausstellungen herantreten in der Erwartung, dort die neue große Kunst zu finden. Was man dort findet, sind einmal die bekannten fertigen Malerpersönlichkeiten. Nicht ganz frei von Angst, die Konjunktur zu verpassen, malen sie eben jetzt Krieg je nach Art und Zugehörigkeit, akademisch, impressionistisch, futuristisch, expressionistisch. Dann andere mit bewußtem, aber etwas krampfhaftem Willen zur Monumentalität. Und schließlich die zur Zeit eindrucksvollsten, nämlich diejenigen, welche mit gegebenen Mitteln die Eindrücke des Krieges in Form gewissenhafter Aufzeichnungen der Einzelheiten das Erlebte festzuhalten suchen, unbekümmert um das, was später einmal daraus wird, und mit bewußtem Verzicht auf gedankliche und technische Verarbeitung. Möglich, daß gerade diese unbefangenen Niederschriften zu Stilelementen kommender Kunst werden können. Wenn eine Vermutung über ihren Charakter im Großen gestattet ist, so müßte sie wesensverwandt sein der deutschen Malerei vor und zu Dürers Zeit, bevor der Einfluß der italienischen Renaissance einsetzt. Bei einzelnen der heutigen „Erpressionisten" finden sich Ansätze dazu.

Der Krieg ist der Vater aller Dinge, sagten die Griechen. Wenn dieser Krieg als Vater uns eine neue Kunst erzeugt, so wird dieses Kind erst langsam heranwachsen und reifen müssen, gehegt von seiner Mutter, dem Deutschen Volke. Nun dürfen wir nicht vergessen, daß dieses Volk jetzt doch noch räumlich geteilt ist. Der Teil seiner Kraft, dem die Zukunft gehört, steht noch draußen, das Antlitz nach dem Feinde! Und er wird bestimmend, Richtung gebend werden für alle kommenden Möglichkeiten. Denn die der Kunst gehören, schaffend oder aufnehmend, denen gibt das Leben im Kriege dreifachen Gewinn. Zunächst gewinnen sie Distanz von unserem Kunstbetrieb, wie er nun einmal ist. Ohne Ausstellungen, ohne Konzerte, Theater, losgelöst von gewohnten komplizierten ästhetischen Verhältnissen sind sie auf die Kunst angewiesen, die sie in sich selbst tragen, und gewinnen dadurch ein merkwürdig geschärftes Gefühl für echt und unecht.

Dann jenes Wiederfinden der Natur, das sich nicht besser schildern läßt als mit den Worten, die der „Armicrungssoldat" Paul Fechter schrieb:

„Wir erleben wieder einmal den morgendlichen Kampf zwischen Sonne und Wolken, das Schwanken zwischen Steigen und Fallen des Dunstes, wir fühlen das Licht, wie es langsam in den hohen Mittag wächst, die Wärme, die unsere Stirnen mit hellen Tropfen

schmückt, den leisen Gruß des Windes, der in den Bäumen rauscht, über die leeren Felder geht und zuweilen eine Frische wie ein Grüßen des fernen Meeres bringt. So reiht sich Tag um Tag wie eine Perlenschnur über uns auf: ein Geschenk des Krieges, eine Rückkehr zur Natur, wie sie stärker kaum zu erleben ist. An die hellen blauen Stunden schließen sich die grauen dunklen: Gewitterwolken ballen sich schwer über dem Grün der Wiesen, dem Gelb der Felder und die weißen Häuser leuchten seltsam grell aus der drohenden Ferne herüber.

Regenschauer wandern über uns dahin. Wind und Sonne trocknen uns wieder. Das Spiel der Tage wechselt. Wir sind hinein gezogen in sein Auf und Ab, bleibende getreue Zuschauer, wie wir es nur noch in Kindertagen gewesen sind".

Schließlich die Fülle und Vertiefung, die der Begriff Heimat gewonnen hat! Wie tief ist ihre Schönheit ihnen aufgegangen! Man hatte wohl auch früher empfunden, wenn man aus südlichem Sonnenland oder nordischer Pracht und Große kommend sie zuerst wieder grüßte, wie ihre Schönheit jeder anderen Stand hielt. Aber der Urlauber, der nach monatelangem Kriegsleben in der flandrischen Nässe, dem Schlamm der Champagne, den russischen Sümpfen, dem serbischen Morast zum ersten Male wieder durch deutsche Fluren fährt, für den hat sie nicht nur die Schönheit, sondern auch die Heiligkeit einer Gottesmutter. Er kommt aus dem Elend der Schützengräben, die gottseidank alle in fremden Boden gegraben sind, und das Wort Elend hat für ihn wieder den Sinn, den es im Mittelhochdeutschen gehabt hat. Wenn das Volkslied singt: Nun behüt' Dich Gott, mein feines Lieb, jetzt geh' ich ins Elend, — da ist das Elend die Fremde, alles Land, das nicht die Heimat ist. Und in diesem Elend wird ihm die Heimat zum Inbegriff alles dessen, was herrlich, schön und köstlich ist. Familie und Freundschaft, Beruf und Lebensziele, alles geht auf in diesem Wort, das alles enthält und alles vereint, für das geblutet und gestorben wird, als könnte es gar nicht anders sein.

Ich glaube, daß wir an alle Kunst, die aus dem Kriege erwächst, mit der Frage herantreten werden, ob sie in diesen Gefühlen und Sehnsüchten verwurzelt ist. Es liegt nahe in diesem Zusammenhange auf Walther von der Vogelweide, auf Grünewald, Dürer, auf Bach hinzuweisen. Gewiß finden wir bei ihnen alles, was wir einer neuen deutschen Kunst wünschen könnten. Trotzdem wäre es falsch, mit einer Wiedergeburt dieser Kunst rechnen zu wollen, oder krampfhafte Wiederlebungsversuche etwa im neugotischen Sinne zu machen. Der Geist allein soll der gleiche sein. In allen Künsten waren vor dem Kriege technische Mittel vorhanden von einer Kraft

und Fülle, wie sie keine frühere Jeit gekannt hat. Aber der Inhalt stand
meist in schreiendem Widerspruch zum Aufwand der Mittel. Nun hat der
Krieg unserm Leben einen neuen Inhalt gegeben und unsere Seele hat
Vorgänge erlebt, die jeder Erfindung spotten. Wir sind uns darüber klar,
daß wir in Politik und Kultur fast überall von Grund aus neu aufbauen
müssen. Aber auch darüber sind wir uns klar, daß alles, was wir aufbauen,
im Kerne deutsch sein muß, deutsch in dem Sinne, wie es uns der Krieg
gelehrt hat. Der Abschluß vom Ausland, mit dem wir auch nach dem Kriege
noch lange rechnen müssen, wird uns zur heilsamen Beschränkung zwingen auf
das, was wir aus uns selbst heraus leisten können, und das kann der deutschen
Kunst nur zum Heile gereichen.
Rechtsanwalt Dr. Erich Bohn, Breslau.

Der Spuk in Oels.

Der Krieg hatte in einem sturmhaften Aufwirbeln unsere Interessen fortge-
rissen. Ietzt fallen sie langsam zu Boden, wie Samen, sammeln sich und keimen in
der aufgerissenen Erde. Die Menschen besinnen sich wieder auf die alten Fragen,
damals vor dem Kriege, und sehen erstaunt, wie die Probleme während des drei-
jährigen Winterschlafes gewachsen sind. Die Frage nach den „Dingen hinter
dieser Welt" erhebt sich über dem Schlachtfeld. Wo der Tod ist, wird die Mystik
geboren. Schon stehen die Occultisten mit offenen Armen am Wege, pflanzen
Wegweiser auf und beginnen, Straßen zu bauen. Die Literatur des Occultismus
im Weltkriege wächst von Tag zu Tag. Die Welt mag aus den Fugen gehen:
Der Occultismus wucbert aus jeder Fuge. Wenn es wahr ist, was in diesen
Kriegsschriften gepredigt wird, so ist die Luft mit occulten Vorgängen geladen.
In einer solchen Zeit erscheint es mir angebracht, einen Fall aus meiner
Praxis zu veröffentlichen, der zur Besonnenheit mahnt. Zur Begutachtung des
Spukes in Oels zog mich das Militärgericht als psychologischen Sachverständigen
zu. Es ergab sich die Möglichkeit, manche Tatsachen genauer zu prüfen, als es
der private Apparat gestattet. Darin liegt die Besonderheit und der Wert dieses
Falles: Ich konnte frisch an die Tatsachen herantreten, konnte sie persönlich und
ziemlich uneingeschränkt prüfen, hatte das Vertrauen des Gerichts und des An-
geklagten. Was wäre aus dieser Wunderwelt geworden, wenn ihr nicht die
Aufklärung auf dem Fuße gefolgt wäre? Neue Tatsachen für Leute vom
Schlage du - Preis und Lombros,s. Sie sind in ihrem Ideenreichtum
fruchtbar; schweben über der Fläche der Tiefe und werfen Licht auf die Welt

unter sich, aber ihre naturwissenschaftliche Arbeitsmethode läßt uns im Stich. S« stehen über den Dingen, leider nicht immer in den Dingen. Sie plündern Archive und machen in der Kulturgeschichte naturwissenschaftliche Entdeckungen. Wenn gebildete Beobachter im Spuk von Oels zum Übersinnlichen griffen, wo ein bißchen kühle Beobachtung das Übersinnliche ausschalten muß: wie mag es in vergangenen Zeiten zugegangen sein, wo noch der Hexenglaube aus allen Augen stierte und die Erkenntnis wie ein Pudel im Kreise der Dogmatik lief? Iene alten Zeiten wetterleuchten auch noch in diesen modernen Spuk hinein und verzerren ihn im Aufleuchten zu fratzenhaften Sxukgestalten. Ie weiter wir uns von den Tatsachen entfernen, je entfernter die Berichte aus vergangenen Zeiten herklingen, je lauter sie rufen müssen, um Iahrhunderte zu überschreien: umso sck>attenhafter wird die Wahrheit. Wenn man so etwas wie in Oels erlebt, dann beginnt der solideste Zauber zu wackeln.

Es sind gerade 25 Iahre, seit ich mich mit der Welt des Occultismus beschäftige. Ich kenne seine Literatur, hunderte von Sitzungen mit Medien liegen hinter mir. In dieser langen Zeit habeich auch nicht eine supranormale Tatsache durch eigene Beobachtung einwandsfrei festgestellt. Anderen erging es besser! Ich bin ehrlich genug, die Beschränkung meiner Erfahrungen zuzugestehen und von meinem Mißerfolg nicht auf andere zu schließen. Zwar: die zahllosen Berichte der Gläubigen lasse ich nicht gelten. Es sind Glaubensäußerungen, wie die alten Legenden, nur nicht so schön, weil sie von rohen Materialisten — der Spiritist ist der gröbste Materialist — und nicht von kindergläubigen Seelen stammen. Aber es gibt einige kluge Köpfe, die ausgezeichnet gearbeitet haben und schließlich zur Annahme supranormaler Tatfachen gelangt sind, — Hodgson, Hyslop, Schrenck-Notzing, Richet, Flournoy als Beispiele. Ihre Methodik ist wundervoll, selbst wenn ihre Ergebnisse falsch sein sollten. Was sie berichten, ist so logisch, daß in jedem anderen Zweige der Wissenschaft kein Zweifel übrig bliebe. Wenn die Telekinesie, die Materialisation nicht Tatsachen sind, müßte man sie als notwendig konstruieren, wie man das Dasein eines Planeten berechnet, ehe man den Stern aufgefunden hatte. Aber die Metapsnchik ist so verwünscht in Mißkredit gekommen, daß jeder nur noch sein?n eigenen Angen glaubt. Sin unwissenschaftlicher Standpunkt, bei dem jede Wissenschaft aufhört; denn sie kann nicht aus der Erkenntnis eines Einzelnen ihr Lebensrecht entnehmen. Aber es geht nun einmal allen so. Wenn man jahrelang ein Meer von Literatur durchwatet hat, hunderte von Sitzungen mit Medien abgehalten, jede Gelegenheit benntzt hat, seine Erfahrungen zu erweitern und schließlich vor einer Phantasmagorie steht, so kommt einem das große Los der Anderen verdächtig vor. Ich achte die Erfahrung Anderer, aber sie überzeugt mich nicht. Das ist der Fluch einer Wissenschaft, die anrüchig geworden ist. Die Tatsachen selbst tragen dazu bei, sich unglaubwürdig zu machen; sie haben etwas Schauspielerndes, Verlogenes an sich. Sie spielen sich mit de? Eitelkeit eines

schlechten Mimen auf. Man sehe sich die Dichtunge« und Zeichnungen der Seherin von Genf, die Phrophezeiungen der Cou6don, die teleplastischen Gebilde von Rose C. an, oder erinnere sich an die musikalischen Phantasien Sheppards. DaS Unterbewußtsein bringt keine neue volle Persönlichkeit zustande; es flickt aus einigen Fetzen der Persönlichkeit eine Maske zusammen und Masken wirken unwirklich. Wir gelangen hier vielleicht auf den Urgrund des künstlerischen Schaffens, ein Gedankengang, der bisher wenig beachtet ist. Das künstlerische Talent und das unterbewußte Talent sind vielleicht ein und dasselbe. Vielleicht sind sogar die Schöpfungen der Erotik, des Kunsttriebes und der Medien ein und dieselbe Entladung. Die Malmedien, die musikalischen Medien, die Trancedichter, die Bildner der Materialisation besitzen vielleicht einen ihnen unbewußten Kunsttrieb, der sich im Trance urwüchsig entladet. Wir sehen, hinter der Unwahrhaftigkeit dieser Welt stehen Probleme. Der Reichtum an Problemen ist ungeheuerlich. Wenn die Beschäftigung mit dem okkulten Gebiet auch nicht zu einer Geisterwelt führt, so hat sie doch der Psychologie ungeahnte Weiten und Tiefen gegeben. So reich ist dieser Zuschuß an Erkenntnis, daß man fast sagen möchte, die Psychologie ist durch die Berührung mit dem Okkultismus zum zweiten Mole geboren worden. Welches Licht hat die Theorie des Unterbewußtseins über unsere Persönlichkeit gegossen! Das Rätsel des Ichs beginnt sich zu lichten, je mehr wir in die Persönlichkeit hinabsteigen und ihr im buchstäblichen Sinne die Maske vom Gesicht nehmen. — Während man sonst die Wissenschaft den Gelehrten überläßt, zieht der phantastische Charakter der Metapsychik unwiderstehlich die Enrdeckungslnst des Laien an. Er fühlt sich berufen, Wissenschaft auf eigene Faust zu betreiben. So entstand eine besondere okkultistische Wissenschaft, die gut gemeint war, aber leider mit unzulänglichen Mitteln arbeitete. Schlimmer noch war die Tätigkeit der Leute vom gesunden Menschenverstand, die von vornherein mit der ganzen Beschränktheit der Unwissenheit im Okkultismus eine Art groben Unfugs sahen. Wo okkulte Vorgänge auftauchen, stürzen sich diese Parteien auf die Tatsachen, verwirren sie nach bestem Wissen und Gewissen und machen aus der Wissenschaft eine Parteifrage. Sie zerren an den Enden eines Seiles, um einen Knoten zu lösen, der sich in der Mitte des Seiles befindet. Ie länger sie ziehen, um so fester wird der Knoten. Nur dem sofortigen Eingreifen bei dem Oelser Spuke ist es zu danken, daß man nicht auch dort zu spät kam. Meine bescheidene Arbeit hat Mängel, sie ist nicht vollkommen. Die Gelegenheit, eine vollkommene Methodik anzuwenden, ist selten, und man bescheidet sich mit dem Erreichbaren. Der Leser sieht ja den Weg und kann ihn weiter ausbauen.

Gibt es nun Spukerscheinungen? gibt es Häuser, in denen sich kinoartig Nacht für Nacht atembeklemmende Vorgänge abspielen, die jenseits unserer Welt der Erscheinung liegen, dramatische Vorgänge aus einer Welt des Grauens, die uns Künstler wie Bulwer, Poe, Wells und Meyrink nahebrachten? Ich weiß es nicht. Ick kann nur sagen, daß vom Menschen der Steinzeit, wie er in den Süd-

seeinsulanern vor uns steht, bis zum Spukhaus in Oels eine ununterbrochene Kette führt. Es hat zuallen Zeiten und bei allen Völkern g e-
spuk t.*) Sicher liegt also ein kulturgeschichtliches Problem vor. Ob der Spuk nur die Angst des eigenen Innern ist, ob unbekannte Kräfte der Seele zur Entladung kommen, ob die Zeit für unsere Erkenntnis an bestimmten Orten nicht vorhanden ist, sodaß wir die Dinge sehen, wie sie sind — ein Luftloch im Luft-
mcer der Zeit über einem bestimmten Ort — oder ob alles nur Irrtum der Beo-
bachtung ist und seit Urzeiten der Spieltrieb des Menschen sich in denselben Formen auslebt, ich weiß es nicht. Wenn wir die erste Kinoaufnahme eines Spuks besitzen werden, wenn Phonograph und Blitzlicht ihr Kreuzfeuer eröffnen werden und wir die Schärfe unserer Sinne durch Methoden und Apparate ge-
steigert haben, dann wird man dem Problem näherkommen. Spuk ist wahr-
scheinlich nur ein Sammelwort für die verschiedensten Vorgänge. Automatische Entladung telekinetischer Kräfte geleitet von unterbewußter Romanbildung mag in vielen Fällen mitspielen. Oft wird es sich um reinen Pubertätsunfug handeln. Schwieriger wird das Problem, wo es sich um objektiven Spuk handelt. Beispiel: In einem Pfarrhaus sehen verschiedene Personen zu verschiedenen Zeiten genau denselben Vorgang: Ein alter Geistlicher tritt zur Tür herein, holt sich ein be-
stimmtes Buch und geht wieder fort. Solche Berichte gibt es zu Tausenden, und deswegen müssen wir sie zu erklären suchen, auch wenn sie nicht zu beweisen sind. Ter Spuk bildet noch immer den Brückenkopf der Geistergläubigkeit. Man sollte sich gerade jetzt ernsthaft und gründlich mit diesen Dingen beschäftigen, ganz gleich, was dabei herauskommt. Ich werde dem Leser dankbar sein, der mir Berichte über Spukvorgänge mitteilt und mir Gelegenheit bietet, sie gründlich zu prüfen. Ie schneller die Prüfung den Tatsachen folgt, um so wertvoller ist sie. Dem Kriminalpsychologen bietet der Fall reichen Gewinn. Er zwingt zu raffinierten Untersuchungen, beleuchtet die Zahl und Schwierigkeit der psycho-
logischen Probleme und stützt die Forderung nach psychologischen Sachverständigen in der Rechtspflege.

Mitten in der Zerstörung des Krieges rüsten wir zum friedlichen Wettkampf des Geistes. Das Ausland hatte bisher die führende Rolle in der metapsychischen Forschung inne. An der Spitze England, daneben Amerika und Frankreich. Die deutschen wissenschaftlichen Kreise haben schon vor dem Kriege eingesehen, daß wir rückständig sind, trotzdem wir Psychologen wie Schrenck-Notzing und Dessoir und einen Historiker von der Größe Kiesewetters haben. Nun wird der Krieg

') Seit Zustinian (Digeste n Bich 2«, Titel ll. Isx 27) hat sich die Gelehrteiiwelt den Kopf erbrochen, ob ein Spuk zur sofortigen Lösung des Metsvertrages berechtigt. 1708 schrieb Osro-
I u, ?riäsriou« Romanos in Leipzig eine SS Seiten lange DoktordUertation -vs rscs«-
sioos oonti««K« looati oonäuoti od mstum spsetrornva". Dort und in seiner zweiten Schrift „H,Q cksntnr spsetrs m»?i st sa«»s", Leipzig 1717, mag matt die alte juristische Literatur nachlesen.

auch für unsere Arbeit freie Bahn schaffen. Es gilt, die Gegenwart zu nutzen. Wir müssen schon jetzt die ungeheure Fülle von Tatsachen aufspeichern, die uns der Weltkrieg garbenweise vor die Scheuern wirft. Es gilt die Anspannung und Zusammenfassung der höchsten Kräfte für das höchste Ziel.

I. Übersicht über die Ereignisse.

Die Stadt Oels ist eine Kleinstadt der preußischen Provinz Schlesien. Dort wohnte Kaiserstraße 1b im ersten Stockwerk der Sergeant Fenske mit seiner Familie. Der Spuk begann am 20. Ianuar 1916. Die Familie Fenske erduldete ihn ein und einen halben Monat, dann nahm das Ehepaar Fenske das Gericht in Anspruch, und zwar das Bürgerliche Gericht. Es gab am 7. März 1916 bei dem Amtegericht Oels eine Klage zu Protokoll des Gerichtsschreibers. Die Kläger verlangten Räumung der Wohnung Kaiserstraße 1b, weil es darin spuke. Die Klage richtete sich gegen die beiden Fräulein Marta und Anna Brctt-schneider als Eigentümer deS Hauses. Am 9. März fand die erste öffentliche Sitzung des Amtsgerichts statt. Das Gericht vernahm fünf an Gerichtsstelle anwesende Zeugen. Damit gelangten die Vorfälle in die Presse. Am 10. Mörz erschien in Nr. 59 der „Lokomotive an der Oder", einer kleinen schlesischen Zeitung, der erste sachliche Prozeßbericht. Am 11. März besuchte ein Gendarm mit zwei Herren des Hausbesitzervereins, unter ihnen der Steinmetzmeister Seidel, die Familie Fenske und suchte den Spuk aufzuklären. Fenske behauptet, der Gendarm hätte großen Lärm gemacht, hätte die Familie Fenske als Täter beschuldigt und beleidigt. Der Gendarm erstattete sofort Anzeige an die Polizeiverwaltnng. Fenske sei ein Bauchredner, oder die Kinder benützten elektrische Drähte. Am 13. März erschien der erste Bericht in den Breslauer Zeitungen. Nunmehr bestellte ich sofort Fenske zu mir, um möglichst früh an die Ereignisse heranzutreten. Auch die Staatsanwaltschaft und der Anwalt der beklagten Partei griffen ein. Letzterer behauptete im Auftrage der Schwestern Brettschneidcr, Fenske und seine Kinder seien die Täter. Am 15. März besuchte mich Frau Fenske zum ersten Male. Am 16. März fand der zweite Termin am Amtsgericht statt. Am 19. und 21. März stellte ich und eine Angestellte von mir Ermittelungen in Oels an. Während meiner Anwesenheit kein Spuk, nach meinem Fortgang starke, heftige Spukgeräusche. Am 22. März erschien in der „Lokomotive an der Oder", Nr. 69, folgende Annonce des Herrn Seidel:

„G e i st e r s p u k.
Die Erklärung des Unfugs liegt gewiß im allgemeinen Interesse. Es dürfte sich daher empfehlen, der Aufklärung der Frage näher zu treten. Wer dazu bereit ist, gebe seine Adresse mrter R. 8.100 ab an die Geschäftsstelle dieser Zeitung."

Mit dieser Annonce wird zum ersten Male in der Öffentlichkeit der
Spuk als Unfug hingestellt. Der Hausbesitzerverein nahm die Angelegenheit
auch weiterhin in die Hand. Die Schlesische Hausbesitzer-Zeitung druckte den ersten
Bericht der „Lokomotive an der Oder", am 26. März, ab. Am 28. März erschie»
ein sensationell gefärbter Artikel, der „Geisterspuk in Oels" von einem Mit-
arbeiter des Breslauer General-Anzeigers. In diesem Artikel wurde deutlich auf
die Familie Fenske als Täter hingewiesen. Der ungenannte Mitarbeiter hatte
sichtlich Information bei der Hausbesitzerpartei eingezogen. An demselben Tage
labe ich eingehende Versuche über die Ursachen des Spuks in Oels angestellt.
Nachher wurde der „Spukkeller" verschlossen und mit dem 28. März hatte der Spuk
sein Ente erreicht. Am 14. April sind Fenskes ausgezogen.
Inzwischen hatte das Militärgericht die Sache in die Hand genommen und
am 8. April den Ehemann Fenske verantwortlich vernommen. Fenske bestritt,
der Täter zu sein.
Der Prozeß erregte die Öffentlichkeit noch mehr, als am 9. April und
16. April im Breslauer General-Anzeiger zwei Aufsätze des Schriftstellers Leo
Erichsen erschienen. Er meint, die Gerichtsverhandlung habe nach keiner Richtung
den Beweis erbracht, daß die Fenske'schen Kinder an allem unschuldig sind, aber
auch nicht, daß sie schuldig sind. Eigene Untersuchungen des Spuk-Hauses hat
Herr Erichsen nicht angestellt.
Am 11. April stellte ich wiederum neu« Ermittelungen in Oels an und erhielt
am 20. April das Ersuchen des Militärgerichts, ein Gutachten abzugeben. Als
am 27. April ein neuer Zeuge, der Taubstumme Schneider, vernommen wurde
und der Kläger beantragte, mich als Sachverständigen in dem Mietsprozeß zu
vernehmen, lehnte mich der Anwalt der beiden Fräulein Brettschneider ab. Ebenso
lehnte er den Arzt Dr. Anton als Sachverständigen über die Gesundheitsgcfährlich-
keit der Spukgeräusche ab. Gleich darauf, am 28. April erschienen wiederum in
der „Lokomotive an der Oder", Nr. 99, zwei Berichte, von denen der eine von
Herrn Seidel verfaßt ist. Er berichtete nebenbei über Versuche, die ich angestellt
hätte, und wies wiederum auf die Familie Fenske als Täter hin.
Schließlich ist noch zu erwähnen, daß ich am 4. Mai mit Frau Fenske und
ihren beiden Töchtern in Breslau experimentiert habe, und daß am 8. Mai noch
eine Sitzung des Amtsgerichts ohne sachliches Interesse stattfand.
Am 27. November 1916 wies das Amtsgericht die Klage der Fenske'schen
Eheleute aus folgeden Gründen ab:
„Tatsächlich haben eine Anzahl Zeugen eidlich bekundet, daß sie in der be-
treffenden Wohnung verschiedene Geräusche und Erscheinungen wahrgenommen
haben, für die sie keine Erklärung hatten. Tatsache ist aber auch, daß im ganzen
Weltall alles gesetzmäßig zugeht und alle Erscheinungen kausal bedingt sind, sodaß
beim Vorhandensein bestimmter Voraussetzungen auch bestimmte Wirkungen ein-

treten müssen. Unerklärlich sind, bezw. scheinen Erscheinungen für uns nur, wenn wir die Voraussetzungen dieser Geschehnisse nicht oder nur unvollkommen kennen. So ist es auch mit den von den Zeugen bekundeten Geräuschen und Erscheinungen. Sind zum Beispiel Geigentöne gehört worden, müssen sie auch von einer Geige herrühren, wenn auch durch Vermittelung eines Phonographen. Es muß also irgend jemand die betreffenden Geräusche und Erscheinungen verursacht haben. Die Behauptung der Beklagten, Kläger selbst und ihre Kinder hätten diese Geräusche und Erscheinungen verursacht, ist nach Lage der Sache nicht so unwahrscheinlich. Sind sie doch weder vorher noch nachher in der Wohnung bemerkt worden. Die Bekundungen des taubstummen Zeugen Schneider hierüber besagen nicht viel und sind zudem mit Vorsicht aufzunehmen.

Die Frage nach dem Täter kann aber auch dahingestellt bleiben. Iedenfalls sind diese Geräusche und Erscheinungen keine Beschaffenheit der Wohnung im Sinne des § 544 Bürgerlichen Gesetzbuchs, die den Klägern das Recht auf Kündigung ohne Einhaltung einer Kündigungsfrist gäben. Hiernach haben aber die Kläger die Miete bis 1. September 1916 zu bezahlen."

Das militärgerichtliche Verfahren gegen Fenske wurde eingestellt.

Inzwischen hatte sich die spiritistische Literatur des Falles bemächtigt. Sie nahm einseitig an, daß der Fall auf übersinnliche Ereignisse zurückzuführen sei. In einem Werke von Bruno Grabinski, Hildesheim 1916, Neuere Mystik, Seite 359 bis 365, ist der Fall bereits dargestellt. Grabinski, der übrigens nicht Spiritist ist und auf kirchlichem Standpunkt steht, deutet an, daß es sich um telepathische (fernwirkende) Erscheinungen einer lebenden Person handelt. Er läßt aber auch die Möglichkeit eines Unfugs offen.

II. Vorgeschichte.

Für die Aufklärung der Spukerscheinungen ist es wesentlich, das Vorleben der hauptbeteiligten Personen, der Familie Fenske, zu kennen. Hierüber ist folgendes bekannt geworden:

Der Ziegeleiverwalter, jetzige Sergeant Emil Fenske ist am 16. Oktober 1869 in Lobsen bei Wirsitz geboren. Er ist verheiratet. Aus der Ehe leben vier Kinder; zwei Töchter, Elisabeth, geboren 3. Iuli 1901, und Gertrud, geboren 29. November 1902, befinden sich im Hause bei den Eltern.

1899 bis 1907 war die Familie in Bromberg. 1907 bis 1914 wohnte sie bei dem Großgrundbesitzer Vories in Kurzebrack bei Marienwerder, dessen Ziegelei Fenske verwaltete. Dann war Fenske kurze Zeit in Oberschlesien, wurde eingezogen und war im Felde. Als er krank zurückkam, siedelte die Familie im August 1915 nach Oels über und mietete am 20. August 1915 die Wohnung Kaiserstraße1dimerstenStock,diesie etwa am 1. September bezog.

Das Haus gehört zwei Fräulein Wart« und Anna Brettschneider, die im Nachbar-
haus Kaiserstraße 1 wohnen. Mieter ist der Ehemann. Der Mietsvertrag wurde
bis zum 1. September 191« geschlossen, die einvierteljährliche Miete betrug
75,75 Mark.
1913 verklagte der Ziegeleibesitzer Venu in Knrzebrack den Fenske
wegen Beleidigung. Fenske bestritt die Beleidigung, wurde aber am
23. April 1914 wegen Beleidigung zu 10« Mark Geldstrafe verurteilt. Das
Gericht schwankte, ob es den beiden Zeugen, entlassenen Arbeitern, die mitein-
ander verwandt waren, glauben sollte. Schließlich entschloß es sich aber doch,
Fenske zu verurteilen. Aus dem Urteil interessiert folgende Begründung:
„Allerdings bleibt es — wenn man als wahr unterstellt, daß die Zeugen von
dem Angeklagten entlassen und ihm daher feindlich gesinnt waren — von aller
moralischen Wertung abgesehen auffallend, daß der Angeklagte diese Erklärungen
Personen gegenüber gemacht bat, bei denen er doch mit der Möglichkeit rechnen
mußte, daß sie ihm übelwollten. Da aber di« Zeugen bereits seit längerer Zeit,
der cine seit einem Iahre, der andere seit zwei Iahren, entlassen waren, so war
die Wahrscheinlichkeit, daß der Angeklagte die fragliche Unvorsichtigkeit begangen
habe, erheblich größer als die, daß die beiden Zeugen, lediglich um dem Ange-
klagten zu schaden, einen Meineid geleistet haben."
Das Gericht hat also Bedenken gegen die Verurteilung gehabt, konnte aber
an dem Zeugeneid nicht vorbeikommen. Denn Fenske war Partei und durfte
deswegen nicht schwören.
Der Großgrundbesitzer Bon'es gibt auf eine Anfrage von mir dem Fenske
und seiner Familie das Zeugnis einer ehrenhaften und pflichttreuen Familie, der
ein Verhalten, wie man es in Oels ihr vorhalte, nicht zuzumuten sei.
Im Laufe der Untersuchung wurde ermittelt, daß Fenske im
Iahre 1913 in Kurzebrack Äußerungen über übersinnliche Erscheinungen ge-
macht hatte. Eine Frau Gertrud hatte die Ziegelei von Bories erworben.
Fenske verwaltete bis dahin die Ziegelei. Er und seine Kinder erzählten bei der
Übernahme der Frau Gertrud, daß es auf dem Grundstück umgehe. So
sagte er einmal, in Abwesenheit der Frau Gertrud habe er ihren Schwieger-
vater im Zimmer stehen sehen, der garnicht hier war. Ferner warnten die
Kinder des F. die Frau Gertrud, in die Speisekammer zu gehen, weil dort weiße
Gestalten ständen. Frau Gertrud hat nie etwas bemerkt. Welchen Grund F.
hatte, solche Spukgeschichten aufzubringen, weiß die Zeugin nicht.
Eine andere Zeugin, Emilie, sagt aus: der Beschuldigte habe öfters zu
anderen Leuten in Kurzebrack von Spukgeschichten gesprochen.
KurzbevordieFamilieFenskenachOelsübersiedelte,
ereignete sich zu Pfingsten, etwa seit 23., 24. Mai 1915, in dem SeminargebSude,
das gegenüber der Fenske'schen Wohnung in Oels liegt, ein angeblicher Spuk.
>

Der Spuk in Oels
Erich Bohn
Der Vizewachtmeister Franz Rehhahn gab mix am lt. April 1916 hierüber folgende Schilderung:
Rehhahn war Schuldiener in dem Seminar. Zu Pfingsten 1915, am 23. und 24. Mai, war ein 16 jähriges Mädchen, Lene Schindler, in Oels zu Besuch. In dieser Zeit hat es gespukt. Klopflaute ertönten im Zimmer und an den Türen, die mit Glasfenstern versehen waren. Es herrschte ein großer Lärm. Faustschläge wurden gegen die Türen geführt und dieser Spuk währte sehr intensiv etwa 10 Tage lang. Er wurde von vielen Personen gehört. Die Familie wurde auch mit Steinen und Sand beworfen, und auch wenn sie im Freien war, ereigneten sich Steinwürfe. Ein Stein kam einmal über das Haus hinweggeflogen; er traf Frau Rehhahn im Rücken, ohne daß diese einen Schmerz empfand. Am Zaun traf Rehhahn unvermutet eine Frau Sch. aus Oels, mit dieser hatte seine Frau wegcn der Milch einen Streit gehabt. Die Frau machte auf ihn einen verwirrten Eindruck. Er hat sie zur Rede gestellt, und von da ab hat der Spuk aufgehört. Ob aber die Frau an dem Spuk beteiligt war oder ob sie nur verwirrt war, weil Rehhahn sie plötzlich angefahren hat, das weiß Rehhahn nicht. Bewegungen von Gegenständen mit Ausnahme der Steinwürfe hatten nicht stattgefunden. Rehhahn kann sich den Spuk auch heute noch nicht erklären. Der Spuk richtete sich ausschließlich gegen ihn und seine Familie.
Grabinski hat in dem erwähnten Buch über Neuere Mystik, Seite 362, diesen Spuk im Seminar geschildert. Auch seine Quelle ist Rehhahn, der dem Schwager des Grabinski Angaben gemacht hat. Sie lauten: „Klopfen und Scharren, sowie auch das Sausen und Singen sollen genau so gewesen sein, wie im Fall Fenske, aber noch etwas kommt hinzu. Rehhahns Wohnung hatte vom Flur aus 4 Türen in die einzelnen Zimmer. Eine dieser Türen war eine Doppcltür. Es klopfte an verschiedenen Türen, hier auch am hellen Tage, es war aber niemals jemand draußen. Ein Freund des Wachtmeisters, ein sehr beherzter Iäger, machte sich nun den Spaß und steckte sich zwischen die Doppeltür, weil es dort am schlimmsten war. Und nun kommt das Merkwürdigste. Es klopfte plötzlich von beiden Seiten dieser Doppeltür so furchtbar, daß der arme Wächter da drinnen vor Angst verging und längere Zeit kränkelte. Hier wurden außerdem längere Zeit Steine geworfen, die stets trafen. Es wurde aber nur nach Kindern und Frauen geworfen. Man hat diese etwa faustgroßen Steine fliegen und ankommen sehen; sie haben stets getroffen, aber sie haben weder Flecke noch Wunden, überhaupt keine Beschädigungen hervorgerufen. Man habe auch niemals ausweichen können. Der Spuk dortselbst hat schließlich ein plötzliches Ende gefunden".
Ich habe am 16. Februar 1917 Fräulein Helene Schindler, die Nichte des Rehhahn, gesprochen. Sie hat mir den folgenden Bericht gegeben, der in vielen Einzelheiten von der Schilderung des Rehhahn und des Grabinski abweicht. Fräulein Schindler ist jetzt 16 Iahre alt.

Erich Bohn
Der Spuk in OelS
Anfang Mai 1914 besuchte sie ihren Onkel Rehhahn in Oels. In der
ersten Zeit des Besuches ereignete sich nichts. Der Spuk begann etwa am
19. Iuni und hat höchstens 4 Tage gedauert. Dann ist er ebenso spurlos ver-
schwunden, wie er gekommen war. Die Wohnung befindet sich im Erdgeschoß.
Der Spuk hat sich in mehreren Zimmern ereignet, hauptsächlich war er an die
Küche gebunden. Er fing mit Klopflauten und Faustschlägen an die Küchentür
an. Diese Tür ist eine Doppeltür. Die Türen sind nicht verglast. Es hat aber
auch an einer andern, verglasten Tür geklopft. Die Zeugen haben sich auf beide
Seiten der Doppeltür gestellt, sodaß also die Doppeltür gleichzeitig von beiden
Seiten beobachtet war. Ein Zeuge hat sich auch zwischen die Tür gestellt. Trotz,
dem hörte man laute Faustschläge, die von beiden Türen herzukommen schienen.
Die Schläge waren so laut, daß man sie durch das ganze Haus hörte. Es
donnerte mit beiden Fäusten gegen die Tür. Eigentliche Klopflaute wurden
nicht festgestellt. Nur im Anfang hörte man einmal einen einzelnen harten
Schlag. Wenn man das Ohr gegen die Tür legte, so hat man wohl sprechen ge-
hört, es rührte aber offenbar von den Seminaristen im oberen Stockwerk her. Es
ist ausgeschlossen, daß oberhalb oder unterhalb der Wohnung jemand geklopft
hätte. Die Schläge waren an der Tür in der Wohnung. Viele Zeugen wurden
herbeigerufen und haben die Geräusche gehört, keiner konnte die Geräusche er-
gründen. Außer den Schlägen hörte man auch deutliches Klatschen an der Tür,
wie wenn jemand mit der flachen Hand dagegen schlägt. Auch dieses Geräusch
war sehr laut. Wenn die Töchter des Rehhahn sich zu Bett legten, so kratzte cs
an den Bettstellen. Mehrere Personen gingen hinein und hörten es. Das
Kratzen hat stundenlang gedauert. In der Wobnung hat es niemals mit Steinen
oder Sand geworfen. Im Hofe wurde die Familie aber mehrmals mit Steinen
und Sand beworfen. Die Steine kamen sehr langsam angeflogen, sie trafen auch,
die Schmerzempfindung aber war gering. Es waren sehr kleine Steine, nur
einmal kam ein etwas größerer, etwa wie ein kleines Ei. —
Dieser Spuk im Seminar ist nicht wissenschaftlich untersucht wvrden, er ist
auch nicht, wie Grabinski annimmt, zur gerichtlichen Kenntnis gekommen. Er
bat aber in Oels große Beunruhigung hervorgerufen und ist in ganz Oels
bekannt. Ich weise schon hier darauf hin, daßderSpukGndeMai 1915
stattfand und daßimAugust 1915 Fenske in die gegen-
übcrliegende Wohnung gezogen ist.
(Fortsetzung folgt.)

Die ÃŸ
InemKriegsmckibel
MUÃŸ
.1
5
? England wetterMl
zMWm!â€”GleS
I
dennesmGeÂ»
mLande!

I
als ob von ihm allein
, alles abyinge!
I
6

Max Bruns
Glocken im Kriege
Max Bruns:
Glocken im Kriege.
i.
Wuchtend über dem Tal emsiger Menschenwelt
hingt ihr himmelerhöht, heiliger Weisheit voll; —
fern klang Sensengedengel,
fem des Schmiedes Geläut empor; —
bis der scheidende Strahl Wipfel und Wald geküßt;
in den duftenden Klee duckte das Kasenpaar;
hoch in schleiernden Ästen
schwieg des Vogels verträumter Ruf.
Dann im schauernden Turm hob sich der Glockenschlag,
weithin- kündend und klar, Mühsal scheuchend und Last;
und die feiernde Weise
schritt der blühenden Nacht vorauf.
Jedes lauschte befreit heiligem Friedenswort;
das ermattete Kaupt senkte der Ackersmann,
fromm den Scheitel entblößend,
daß der Abend ihm gnädig sei.
Noch der labende Schlaf atmet melodischer,
da der Glocke Getön heimliche Kreise zieht,
gleich dem schauernden Weiher,
den das gilbende Blatt gerührt.
Ihr doch hangt im Gestühl heilig verhaltener,
nun der wandelnde Mond silberne Träume streut:
dunkel schwellende Trauben,
reift ihr nächtig des Keiles Wein!
2.
Dann kam der Tag, der Kader und Käß geweckt.
Der Landmann hat, der Schmied wie des Bürgers Faust,
die friedgewohnte, mit dem Degen,
mit dem Gewehre sich hart gewappnet.

Glocken im Kriege

Max Bruns

Im lchm'gen Graben dauert die treue Schar;
es lauscht der Posten hauchlos in Nacht und Trug:
und über den behelmten Häuptern
zischelt der Tod seine giftgen Bahnen.
Durch Stunden dröhnt und Tage das Steilgeschütz,
zerspellt Gestein und würgt sich in Gruft und Grund.
Die Nerve glüht; der wache Wille
härtet das Herz in der Brust und duldet.
Doch wenn ermattet je das Gebrüll verstummt —
der Krieger hebt das zweifelnde Haupt empor:
und horch! vom splitternd nackten Aste
silbert der Drossel verzückte Weise.
Der Donner, der gesättigt und dumpf vergrollt,
das weiße Wölkchen — rauchend verschwebt's im Blau —,
sie wecken tief im heißen Kerzen
friedsam die Glocke der fernen Heimat.
Es rührt die harten Männer ein tiefer Traum,
sie denken ein Gewesenes alter Zeit:
des Kindes Spiel im Blütengraben,
denken der Mutter verklungne Stimme.
And schwermutvoll bewegt sie das Menschliche:
daß die Natur den segnenden Ruf erhebt
und Menschenwerke Frieden künden,
da sich die Fäuste voll Grimm zerfleischen.

3.

Doch die Heimatglocke läßt ihre Stätte:
Gleich der Baumfrucht, der zur Ernte gereiften,
bricht sie hoch aus Gebälk und Bohlen
eine begehrende Faust.
Da der Mensch voll Sohn die Botschaft verachtet,
die dein Kelch, der Wohllaut-schwellende, kündet,
werde rötende Flammenkugel,
werde geballt Meteor I

Max Bruns
Glocken im Kriege
Künde nun den Zorn des rächenden Gottes,
schrei der Keimat Inbrunst über das Brachfeld
und die Stimme der treuen Toten,
bleichend im herbstlichen Ried;
Grimm und Schmerz der weltverlassenen Gattin;
den Gesang der Waisenkinder im Abend;
des getroffenen irren Gaules
nachtdurchschauernden Todesruf!
Trag die Kraft der unversieglichen Scholle,
Wehr und Waffen deutschen Luther-Chorales,
ob die Welt voller Teufel laure,
schreckend in fremdes Gefild!
Ihr, aus Heimatglocken glühend gegossen,
sprecht die deutsche Wucht, den Kammer des Gottes:
Zwingt den feindlichen Wahn zum Frieden,
dröhnende Boten der Macht!!
4.
Wann die Nacht daheim von den Bergen fingt
und die Leuchten in den Scheiben verlöschen,
geht am dunklen Rain entlang
heimlich ein irrendes Wehn.
Horch, der duftgesättigte Sommerwind
sucht das Echo deiner tönenden Seele,
und die Nacht liegt atmender
über dem tonlosen Land.
Friedenssehnsucht breitet die Schwingen weit;
Keimweh weint im Wind und streicht um Gemäuer.
Weht im Schlehbusch winkender
nicht eine silberne Hand?
Spät im Friedhof geht es wie Aechzen um;
Schatten schweben drängend wider die Kirche;
auf dem blanken Zifferblatt
geistert der modernde Mond.

NÃ¼tzet EucK.,
nutzetkmvslerkmÃ¶.
MnetMgssMie

Max Bruns
Glocken im Kriege
Keine Tröstung wispert ein Glockenmund.
Dunkel hockt die Schar entschlafener Dohlen.
Im verwaisten Glockenstuhl
feiert das geistliche Jahr.
5.
Einmal jedoch — senkt sich die müde Klinge
Mavors hinab, blühen die bunten Astern
mild im Lauf der Waffen,
und die Geschütze schweigen dem Äerbfi.
Ehern ein Park, klirrt im versunkenen Abend
Beutegeschütz. Dort, wo die Ofen ragen
und die Stimmer wuchten,
feindliche Rohre, endet die Fahrt.
Oft in der Nacht starrtet ihr harten Blickes
über das Feld, über die deutschen Gräben,
wo, die Sand am Laufe,
schweigende Männer Schlummer bekämpft.
Wissend den Trotz, wissend den deutschen Starrsinn,
saht ihr den Mond über den Wall gerundet,
und sein Silberschimmer
geisterte Äeimat, Weise und Traum
in das Gebet liebender Gatten, Väter,
nächteversenkt. Wer im grauen Morgen
hob auf kühnem Flügel
scharf der Pilot sich über den Wald.
Stählern und hart surrte wie Glockenbrausen
weltüberhin seine gewagte Reise; —
wo die Wolken branden,
grimmig verbissen, wogte der Kampf.
Lüftehinan schnob euer Rohr Verfolgung.
Silberumwölkt, segelte klar die Taube,
und am Saum der Feme
endete machtlos euer Gebell.

Glocken im Kriege
Max Bruns
Wissende ihr, wissend die deutsche Weisel
klang sie nicht oft, männlicher Schwermut trunken,
aus dem Unterstande
leis durch den Nebel welschen Gesilds?
Doppelgesang, Zither und zarte Fiedel:
Schwebender Traum — schweigende TodbereitschaftI
Zwischen Tau und Abend
weltvolle Stunden: Liebe und Pflicht I
Wohl, ihr erfuhrt, feindliche graue Schweiger,
deutscheste Art. Schmelzend im glühen Ofen,
lautre weißes Feuer
euer verwehrtes mordend Gelüst.
Äimmelhinan winde die Faust die Glocke.
Wuchtigen Ernst künde der schwere Klöppel:
Ehern ein Gedenken
streitbarer Liebe, — streitbarem Grimm!
6.
Friedsame Botin, hoch dem Aar benachbart:
auf der bronzenen Wölbung deines Mantels
spiegeln sich in reisender Bläue selig
Gottes Gestirne.
Wann über duftigem Korn die Silbersichel
klar sich schärfend den Tag der Ernte kündet,
wann der schwanke Wagen geschmückt ins Dorf rollt:
singst du die Allmacht.
Segnender Sang, aus heitren Äöhen träufend,
liebend kränzest du uns des Jahres Fittig,
und es tönt im atmenden Hauch des Richers
rauschend dein Psalter.
Flüchtige Freuden, Kummers schwere Lasten
— wandelbare Genossen kargen Daseins —
ordnest du mit sicherem Maß zur schwebend
gleitenden Kette.

Wilhelm Holzamer f

Feindlich Metall verklungner Kriegeszeiten,
du, zur bleibenden Botin uns geläutert,
reif uns im erschauernden deutschen Kerzen
große Entschlüsse.

Reinige uns zu deinem tiefen Glänze,
tränk das dürstende Kerz mit deines Kelches
überströmend quellendem, unaussprechlich
heiligem Wohllaut.

Immer ja sucht der Mensch des Gottes Spuren
in der eigenen Brust. So gieb uns Segen:
Stark und klar sei Jeglichem im Gemüt ein
Edles bereitet.

Keiner von uns, der nicht nach Labe schmachtel
Führe, Künderin, du den neuen Morgen!
Strahlend auf das weiße Gefild des Schweigens
sei er willkommen!

Wann um die halbe Nacht der Stem der Weisen
leuchtend über der Krippe Kirren blendet,
tön uns tief ins Kerz die versunkene Botschaft:
„Friede auf Erden!!"

Wilhelm Holzamer

Zum Gedächtnis 28 8. 1917.

Auch während des Krieges, dieser schweren ernsten Zeit, wo wir Helden feiern und Helden betrauern, wo Ewigkeitswerte vernichtet wurden und noch weitere unermeßliche Opfer an Gut und Blut gefordert werden, ziemt es sich, auch Gedenktage früher Verblichener einzuhalten.

So gilt es nun, eines Toten zu gedenken, der uns nur zu früh in blühender Iugend, in der Vollkraft seines Lebens und Schaffens entrissen wurde. Es ist der deutsche Dichter und Romanschriftsteller Wilhelm Holzamer, der am 28. August 1907 vor zehn Iahren die Augen zum ewigen Schlaf geschlossen, der Menschheit aber in seinen dichterischen Schöpfungen ein gewaltiges Erbe hinterlassen hat.

Wilhelm Holzamer s
Dem Verfasser der novellistischen Skizzen
„Im Dorf und draußen"
der Romane
„Peter Nockler", „Der arme Lukas",
„Ellida Solstratten", „Der Entgleiste" u. a.
der Dichtungen: „Zum Licht", „Spiele,"
„Carnesie Colonna" und nachgelassener „Gedichte"
war es trotz seiner eigenartigen, gemütvollen Schreibweise nicht vergönnt, zu Lebzeiten voll zu ernten, was er gesät hatte. Dieser Höhennatur, deren rascher Aufstieg begonnen hatte, war es versagt, den Gipfel zu erreichen. Gewaltig im Wollen, stark im Können und hervorragend im Vollbringen verließ er uns, von dem kein Geringerer als Michael Gg. Conrad sagen konnte:
„Wie lieb und hold trat der junge Künstler in seinem frischen Waffenschmuck über die Schwelle des kampfgeweihten Tages! Und als die Sonne im Mittage stand, fielen ihre Strahlen auf den heldenhaften erzenen Scheitel eines der kühnsten und sieghaftesten unter den Feldhauptleuten des neuen deutschen Kunst- und Lebensgeistes.
Wer könnte je seiner vergessen und seiner aufrechten Schönheit."
Alle, die ihm nahestanden, an ihn glaubten und ihm treu blieben, haben Recht behalten. Wilhelm Holzamer verzichtete auf Augenblickserfolge, er hat über den Tag hinaus gewirkt. Er ist kein Unbekannter geblieben. Sein Anhängerkreis hat einen großen Umfang angenommen, der stetig weiter wachsen wird. Das rein Menschliche, das seine Schöpfungen durchdringt, steht hoch über Allem, es gab ihm die Kraft zu schaffen und ihn zum Licht emporzutragen.
In allen seinen Werken finden wir den Dichter eins mit dem Menschen, dessen starke Persönlichkeit sich jedem, der ihn kannte, unvergeßlich eingeprägt hat. So sehe ich ihn noch heute vor mir, wie er unbekümmert um Neid und Mißgunst, unbeirrt durch Schmeichelei aufrecht, festen Schrittes seine Wege ging.

„Nach jener Höhe weiß ich einen wallen,
Nach ihrem Lichte seinen Blick erheben.
Nach ihrer Ernte edlem Preise streben.
Daß seiner Zukunft reiche Lose fallen."

Hanna Gräfin v. Pestalozza
Vermißt

Hanna Grafin v. Pestalozza:
Vermißt.

Nun komme ich zur Besinnung dessen, was das eigentlich ist: meiner Mutter Sohn, mein Bruder wird vermißt. Zuerst, als die Briefe mit dem Vermerk und der gestrichenen Regimentsadresse zurückkamen, schlug es über uns zusammen, lähmte es uns, wir fühlten dumpf: etwas vom Furchtbarsten, das uns treffen konnte,, hat sich begeben. Ietzt aber weiß jeder Herztropfen um den Verlust, und jeder Gedanke schreit mit hinaus: wo bist Du? Wae gescl>ah Dir?

Was meine Mutter trägt, davon muß ich schweigen. Es ist das Schwert, das durch Körper und Seele geht. Aber was ich trage, davon will ich sprechen. Seinetwegen; denn was mit ihm auch geschehen mochte, des bin ich gewiß, neben der innigsten Liebe der Mutter und der heißesten Liebe der Braut wird die meine ihm nicht zuviel sein. Ich fühle es, zum ersten Mal in meinem Leben braucht er nun auch mich. Und ich weiß, es werden meine Worte zu ihm dringen oder doch meine Stimme; im Lazarett irgendwo in der Welt werden sie seine heiße Stirn kühlen; in irgendwelcher Not und Qual der Gefangensä^aft werden sie seinen Stolz harten; wie eine Blume oder ein Vöglein werden sie auf seinem stillen Hügel sein.

Wo bist Du, mein Bruder? Was geschah Dir?

Immer suche ich ihn. Muß sich's am Tage meine Seele versagen, weil mein Kind, oder der Gatte, oder die Arbeit mich will, dann irrt sie mit heißerer Inbrunst des Nachts durch die Welt. Uber weite Felder im Mondschein, durch Wälder, wo Bäume rauschen und hohe Sterne Trösteraugen haben, an raunenden Bächen bangt sie: Bist Du nicht da, mein Bruder?

Meine Seele irrt von Bett zu Bett in den großen Krankensälen, in die Kirchen von Lager zu Lager. Neigt sich dort in jener Nische nicht voll unsäglicher Milde die Muttergottes? Bist Du es nicht, mein Bruder, dem sie lächelt, und der Du sie wieder grüßest, Du mit dem blonden Haar, den blauen Augen, dem reinen, stolzen Mund? Voll Weh aber zittert meine Seele an der Schwelle der Schmach, die der Fremdling, der gedemütigte, haßerfüllte, Dir zufügen könnte. Doch nein, nimmer kann die Schmach Dich treffen; der Heilige — und das bist Du — behält inmitten tiefster Schande den himmlischen Glanz der Stirn. Aber doch schreie ich vor Weh: geschah solches auch Dir, mein liebster Bruder?

Fühlst Du nun, wie ich an meiner Liebe trage? Dein Leiden zerreißt mich. Mir alles Leid, sei Du nur verschont. In das Grab, in die Gsttnähe nimmst Du ein Stück von meinem Herzen mit. Es ist das, das Du immer besaßest, ohne es so recht zu wissen. Denn von Mutter und Braut kam Dir soviel Liebe, daß Du nach meiner nicht viel zu fragen brauchtest. Wenn Dn sie überhaupt einmal

merktest, nahmst Du sie wohl wie ein Stück vom schonen Überflüssigen. Wie oft hat es mich im stillen gekränkt; jetzt wollte ich, es wäre immer so geblieben, es hätte niemand diesen bewegten Inhalt meines Lebens tiefer gekannt und geachtet, statt daß nun meiner Seele Pforten aufspringen vor Dir und den anderen.
Doch nein, auch jetzt verstehen es die anderen nicht ganz. Denn was ist die Schwester zum Bruder gegenüber der Mutter zum Sohn? Laß es so sein.
Um so inniger bin ich nun im Geist mit Dir. Ich weiß, je schwerer das ist, das Mutter und Braut jetzt durch Dich trifft, umsomehr verlangt Dich zuerst nach mir. Denn das Herz der Schwester ist fester, als das der Mutter und der Braut. Mich brauchst Du nicht zu schonen. Erinnerst Du Dich, wie Du einst krank warst, die Mutter fern von uns, und Du mir verbotest, sie zu rufen, bis das Schlimmste überstanden? Wäre mir doch diese süße Erinnerung der Kameradschaft als einzige geblieben, statt daß zusammen mit tiefem Mutterleid und heißem Mädchenweh es kommen muß, daß unser beider Seelen noch einmal, noch völliger ineinanderfließen.
In diesen Tagen, diesen Nächten ist das wahre Schwesternherz in mir geboren. Ich spüre die vielen Brüder und Schwestern in der Welt, die wirkenden, die leidenden, die irrenden. Ich bin ihr Weggenosse. Möchten Kraft und Trost und die rechte Richtung von mir ausgehen. Draußen bin ich bei ihnen, bei Freund und Nichtfreund, die kämpfen und sterben, ohne noch eine Mutter zu haben. Ob sie meine Stimme, die Schwesternstimme hören?
Wie ist mm so bang, wie bin ich verzagt. Wo bist Dn, mein Bruder? Was geschah Dir?
Hörte ich einst, daß Du qualvoll hast leiden müssen, es gäbe wohl fast kein Leid der Welt, das ich darnach nicht tragen könnte. Und Ihr anderen, alle Ihr meine Brüder und Schwestern, auch Ihr zeigt mir Eure Wunden und Euren Tod. Wohlan, ich will ihrer gedenken bei Tag und Nacht.
Wo bist Du, Bruder? In das Herz meines Kindes pflanze ich Deine Tugend wie ein liebliches Sternbild. Es spürt schon die lichte Flamme Deiner Worte, als Du von uns gingst: „Nun ist mir endlich die Last genommen, nicht dabei zu sein." Es versteht schon Deine edle Verschwiegenheit, die da macht, daß wir nun garnicht wissen, wo Dich suchen mit der Sehnsucht, in West oder Ost, in Süd oder Nord. Käme doch ein Wort von Dir! Lebtest Du doch! Sieh, mein kleiner Bruder, es ist fast zu schwer für Deine Mutter. Zu schwer auch für Dein zartes Mädchen. Wie sollen sie leben ohne Dich? Komm, sie sollen wieder glücklich sein!
Es wird Abend, und meine Seele irrt wieder in die Welt. Uber Berghänge, durch Schluchten, durch Straßen und Ruinen. O fände ich Dich, käme ich recht« zeitig, Dir das Wort zu sagen, nach dem Du begehrst, Dir noch ein wenig gut zu sein. Wo bist Du, geliebter Bruder?

Ilse Reicke:
Karl von Rochowö letzte Verzückung.
Fortsetzung.
Während Herr Keier vorlas, pochte in Karl von Rochow ein unbekanntes,
befremdendes Gefühl, gemischt aus Glück, Schmerz und jenem höchsten Grade
von Überraschung, der schon der Enttäuschung ähnlich ist. . .
Herr Keier las, und zum ersten Male waren es nicht nur registrierende
Notizen, die an das Ohr Karl von Rochoros drangen, es war ein höchst
persönlicher, von feinem, Überlegsamen Geiste geleiteter Essay. Er erfuhr, daß
die Dichterin, außer einem kurzen Auslandsaufenthalt, ihr Leben in jener alten
Stadt verbracht, die er selbst vor kurzem erst besucht, daß sie bei ihrer alten
Mutter lebte, und dann in einem plötzlichen Entschlusse barmherzige Schwester
geworden sei. .
Und nun geschah es,daß für Karl von Rochow ihre Gestalt, die er eben in
dem Buche erblickt, leibhaftig wurde, sie nahm für ihn Fleisch und Blut an, er
sah sie schreiten und sich beugen, sah das Haar und den Schmelz ihrer Augen
und die Bewegungen ihrer Hände. Und dann schritt sie auf einmal nicht mehr
in dem schlichten Kleid, das er auf den Bild gesehen, sondern in der Tracht
der barmherzigen Schwester, in der klösterlichen Tracht, die jene Nonne aus der
längst erstorbenen Zeit, die manch andere, von ihm liebevoll verkündete, getragen...
Herr Keier las noch einige Gedichte. Sie saßen in dem kleinen Lichtkreis
der Lampe, in dem gemieteten Zimmer, vor dem draußen die Nacht über Land
und Wasser stand, und keines hatte des anderen Acht.
Herr Keier hielt den blonden Kopf über das Buch gebeugt, die Finger
in den Seiten; auf dem Sessel neben ihm saß Fräulein Bernegg in ihrem
blauen Kleide, vornüber geneigt, die verschränkten Arme auf den Knien und
den Blick zur Decke emporgerichtet, sodaß der Lichtschein auf ihren großen,
scharf geschnittenen Mund fiel; seine Form verriet, daß das Pendel ihrer Tage
in großen Schwingungen ging . . .
Fräulein Deißler nahm behutsam den Kneifer ab, der an der Nase zwei
rote Spuren hinterließ, und legte ihre kleine gebrechliche Hand über die Augen.
Nun sah man nur den goldigen Heiligenschein ihres Haares. Sehr aufrecht, den
Blick ihres lieblich-herben Gesichtes unter dem schwarzen glatten Scheitel,
geradeaus gerichtet, saß Fräulein Hooge auf ihrem Stuhl, ohne sich zu bewegen.
Karl von Rochows Haupt hing ein wenig auf die Brust herab und sein
Blick ruhte, von unten kommend, auf der Gesellschaft. Er hatte seine großen

Hände im Schoße gefaltet und die Daumen aufrecht gegen einander gelegt.
Das linke Bein war über das andere geschlagen, sodaß über dem Gummizug-
stiefel der grauwollene Strumpf sichtbar ward.
Man hörte draußen den Wind über die Wiesen gehen, drinnen tickte die
Uhr auf dem großen, mit vielen Büchern bestellten Schreibtische Fräulein Hooges.
Als Herr Keier geendet, wollte das Gespräch nicht wieder so leicht vonstatteu
gehen wie vorher — es ergab sich von selber, daß nicht mehr über andere
Dichter gelesen wurde, Fräulein Bernegg erhob sich, ging in ihr Zimmer
hinüber und kehrte mit einem Teller heißer Bratäpfel und den Teelöffeln
zurück, Fräulein Hooge trat zu ihrem Schreibtisch, öffnete dort die Türe des
Aufsatzes und brachte Glasteller und eine Zuckerschale daraus zum Vorschein.
„Hier ist nämlich meine Speisekammer", sprach sie und ihre Augen hatten
dabei ein kleines, übermütiges Blitzen, wie immer, wenn sie ein wenig
verlegen war.
Sie verteilte die Teller auf dem Tische und man begann die noch leise
singenden Äpfel langsam und vorsichtig zu verspeisen.
Als Karl von Rochow vor dem Fortgehen sich an Fräulein Hooges
Schreibtisch Verlag und Titel des Buches, aus dem Herr Keier vorgelesen,
aufschrieb, gewahrte er neben sich, in der Nachbarschaft althochdeutscher Terte
und paläographischer Tafeln einen großen Bilderrahmen mit ungefähr
zwanzig Aufnahmen eines kleinen Kindes.
„Das ist mein Neffe, Herr Professor", erklärte Fräulein Hooge voller
Stolz, und er starrte sie einen Augenblick recht fassungslos an, denn es war
ihm schon den ganzen Abend über schwer zu lernen gewesen, daß diese Damen,
die für seine Begriffe eben nur arbeiteten und studierten, noch ganz andere
Eigenschaften und Empfindungen als der des Berufes fähig sein konnten.
Von Herzen dankbar hatte er unten an der windigen Haustür sich
verabschiedet, — die Damen ließen es sich nicht nehmen, ihm mit einer
elektrischen Taschenlampe die finstere Steintreppe hinabzuleuchten, — dann war
er durch die brausende, feuchte Finsternis heimwärts geschritten.
Wirre Träume belagerten ihn des Nachts: immer wieder sah er die
Dichterin in dem gürtellosen Kleide, in Schnitt und Farbe gleich jenem, das
Fräulein Hooge getragen — sie strich sich mit der Hand über die Stirn und
trug auf einem Tablett Gläser an den Tisch, — dann war sie in klösterlicher
Tracht und betete alle ihre wundervollen Verse. Es war die Stimme Fräulein
Berneggs, die er vernahm — nachher aber hielt sie den kleinen Knaben,
dessen Bild er am Abend gesehen, auf dem Arme, und dies vermischte sich

auf eine seltsame und süße Weise mit einem Gedichte, das in dem schmalen hellbraunen Bande stand. .

Und dann war es plötzlich da, das Eine, Unglaubliche, das Karl von Rochow das Herz fliegen und seine Fingerspitzen kalt und feucht werden ließ. Aufrecht saß er in seinem Bette, in heißen Kissen, und wußte nicht, ob der Traum ihm den Gedanken eingegeben, oder ob er wachend darauf verfallen war: aber er war da und wich nicht, und schenkte seinem Gehirne nicht die süße Leere, sondern ob er wachte, ob er träumte, dieser Gedanke wanderte in tausend lieblichen Gestalten durch seine Seele, — die ganze Nacht.

Am andern Tage ging er umher, in dem nachtwandlerischen Gefühl dumpfer, drückender Schwere, das uns befällt, wenn ein großes Unabänderliches sich erfüllt hat oder sich erfüllen muß. . .

Dieser Gedanke, der ihn erst traf wie ein Schlag, den er nicht zu denken wagte, er ward allmählich eine lauernde, allgegenwärtige Vorstellung, er ward zu einem lockenden, übermenschlich ersehnten und geliebten Bilde; und als die Tage daran vorbeischritten, wurde dies Bild eine große leuchtende Hoffnung, die seiner Tage Takt beschwingte und fröhlich machte, die seine leidenschaftliche Gläubigkeit sich schließlich zur Gewißheit umschuf. Die Kollegen wunderten sich über sein plötzlich teilnahmvolles, aufmerksames Wesen, schüttelten den Kopf über seine gesteigerte, unerhörte Arbeitskraft. Spürten sie so, daß er plötzlich wach geworden, des abschließenden Panzers entkleidet war, und daß nun die ganze Welt auf seine wehrlose Seele wirkte?

Ihn aber durchlief ein freudiges Erzittern, sobald er dachte, daß sie die stillen Abendwege, über die Wiesen, hinter denen die Sonne verglomm, am Wasser, das die Farben des Himmels schaukelte, nun gemeinsam wandern sollten. Daß in zarten guten Stunden sie von dem, was sie vollendet, ihm sprechen würde, daß er teilhaben dürfte an dem wundervollen Reichtum ihres Wesens. Auch er würde das Liebste, was er leistete, mit ihr teilen, seine heimlichen Träume in den alten Städten, seine Forschungen, seine geliebten Bücher, — sein Blick streifte die Regale mit den stummen Freunden, liebkosend strich seine Hand an den Rücken entlang, das eine oder das andere nahm er heraus und hielt es zärtlich zwischen den Fingern, als wolle er die Körperlichkeit dieses geistigen Glückes verspüren.

„Ia, ihr Alle, — alle sollt ihr jetzt auch ihr gehören, ihr freund sein," dachte er, und sein Auge hinter der großen Brille feuchtete sich.

Die Sonne spielte auf dem Spirituskocher, der am Ofen auf einem Tischchen aufgebaut war; ein paar gebrauchte Teller standen daneben.

„Schöner, viel schöner und glücklicher soll es dann hier werden", dachte er, und leise und leuchtend wie ein Segel durch fernes Meer zog der Gedanke an ein eignes, helles Heim einmal durch sein Gehirn.

Er erkundigte sich nach dem in Frage kommenden ersten Geschäfte der
Stadt und kaufte dort eine kleine silberne Schaufel mit dazugehörigem Besen
ein, um sein Tischtuch abzukehren, sowie er es auf dem Besuche bei Fräulein
Bernegg und Fräulein Hooge gesehen.
So erfüllt war sein Leben — so heiter seine Zuversicht, und so sehr
war Karl von Rochow in den Träumen zu Hause, daß er die Tat, jenen Brief
mit der großen Frage doch endlich zu schreiben, immer wieder hinausschob,
ja, ihrer zeitweilig ganz vergaß. Ebenso blieb er, in heiterer Unbekümmertheit,
die Antwort auf den letzten Brief der Dichterin die ganze Zeit schuldig.
Freudevoll und voll Wärme, reich waren seine Tage und gesegnet, wie
nur die Gewißheit eines großen Glückes die Tage und das Tagewerk eines
Menschen segnen kann.
In jener Zeit begann der Gelehrte die Grundfesten für sein großes
umfassendes Werk über die deutsche Mariendichtung aufzubauen.
Und nun geschah es plötzlich, daß für Karl von Rochow etwas Unver-
geßliches und Entscheidendes sich zutrug.
Es war gerade, als Gustav Lange, sein alter getreuer Freund aus der
Studienzeit, für ein paar Tage zu Besuch in dem Universitätsstädtchen
weilte und seine Gegenwart den brennend Einsamen das Glück ehrlicher,
teilnehmender Freundschaft doppelt dankbar empfangen lehrte. Abends war
es, und sie saßen in Karl von Rochow's Stube, die Bücher der Dichterin
lagen aufgeschlagen auf dem Tische. Karl von Rochow las mit gedämpfter
Stimme vor und sprach dazwischen von allem, was ihn bewegte, von seinem
kommenden Werke, seinen neuen Gedanken, verriet dem Freunde das Glück
seines inbrünstigen Genießens, — ohne ihm jedoch seines Herzens letzten,
geheimsten Plan entdecken zu können.
Da klang die Klingel, und zu ihnen trat, unverhofft und befremdend,
wie eine Erscheinung, der große weltberühmte Gelehrte aus der Reichshaupt-
stadt, der greise Meister seiner Wissenschaft, dem Karl von Rochow's
leidenschaftlich - dankbares und verchrungsbedürftiges Herz ganz gehörte. Die
beiden Freunde standen zuerst erstaunt, fast bestürzt, während der Gelehrte
mit dem glatt rasierten, feinen Schauspieler- oder Prälatenantlitz lächelnd
sich die Glacähandschuhe von den Fingern zog und mit leichter Verbeugung sagte :
„Guten Abend, mein lieber Professor von Rochow!" Er nickte: „Ia,
wahrhaftig, Sie sind es; ich erkenne ihr Gesicht noch von Ihren Studenten-
jahren her. — Also, schön guten Abend, mein lieber Freund!" rief er etwas
laut in das Erstaunen Karl von Rochow's und streckte ihm die Hand hin.
Als Gustav Lange sich ihm vorstellte, nannte er mit einem ironischen
und belustigten Lächeln seinen eigenen Namen, wie jemand, der weiß, daß

er einem jeden bekannt ist, und sich nun den Spaß erlaubt, wie irgend wer anders seinen Namen herzusagen.
„Also, mein lieber Professor", wandte er sich an Karl von Rochow, „nun muß ich Ihnen aber erklären, was die Gründe meines Überfalles sind. Es ist nämlich nur Bewunderung und — na, ja: Stolz auf einen solchen Iünger! Nein", er legte seine gepflegte weiße Hand auf den Arm Karl von Rochow's, „keine Widerrede! Hören Sie, lieber Kollege, ich muß sagen, ich bin erstaunt, daß so etwas möglich ist! In Ihren Iahren! Ia, Mann Gottes, wissen Sic denn, daß das etwas Phänomenales ist, was Sie da aufzeigen in Ihrer letzten Schrift? Eine ganz große, bahnbrechende Entdeckung? — Sie werden eines Tages der Mann in unserer Wissenschaft sein, das prophezeie ich Ihnen! Wenn ich Ihnen nicht an Alter so überlegen wäre, hätte ich wahrhaftig Angst vor einem solchen Rivalen!" Er wartete auf die Wirkung seiner Worte.
„Nun, was sagen Sie dazu!"
Ungläubig, überwältigt, staunte Karl von Rochow den großen Meister an.
„Mir scheint, er hat garnichts dagegen zu sagen", lachte der Gelehrte zu Gustav Lange hinüber. Dann wendete er sich wieder zu seinem jungen Kollegen.
„Also, mein lieber Professor, allen Ernstes: meinen aufrichtigen Glückwunsch zu Ihren bisherigen Leistungen! Und Glückauf für die kommenden!" Er klopfte ihm auf die Schulter.
„Ich bin wirklich stolz auf Sie. Potz, wenn unsere Wissenschaft nicht die erste noch werden sollte und allen andern den Rang ablaufen!" Er hatte mit der flachen Hand auf den Tisch geschlagen.
„Und nun wissen Sie", er rieb sich lachend die Hände und in seinen, hellen Augen blitzte es, „nun möchte ich mir gleich einen Nachfolger, — sozusagen einen „Thronerben" aussuchen."
„Aber, Exzellenz! Woran denken Sie!"
Das feine Gesicht über dem Lutherrock lächelte in tausend Fältchen.
„Tja, meine lieben Freunde, so jung bin ich nun doch nicht mehr, Gott, und", er zuckte die Achseln und lächelte, „sterben muß jedes einmal, — auch was unsterblich sein sollte! Haha, nicht wahr? Na, kurz und gut, lieber Rochow, Sie sollten eines schönen Tages mein Erbe antreten und dazu, sobald es sich anläßt, nach Berlin kommen, in unsere Alma mater. Sie müssen mehr hervortreten, lieber Freund, in größerem Kreise wirken. Sie begehen sonst einen Verrat an unserer Wissenschaft, wenn Sie Ihr Pfund vergraben lassen. . ."
Karl von Rochow's Blut pochte in allen Pulsen, kreiste taumelnd durch

alle Adern, als er den über alles verehrten Mann so zu ihm reden, so über seine Arbeit urteilen hörte! Zum ersten Male verspürte er in leibhaftiger Nähe den betörenden, starken Atem des Lebens!

Das war ja nicht möglich, das war ja garnicht möglich! Er, — er!

Ein Gefühl überströmender Dankbarkeit gegen das gütige Geschick hieß ihn unter dem Tisch die Hände falten und emporblicken. Ach, wie eine Brandung stürzte sie über ihn, die Flut des himmlischen und irdischen Glückes zugleich, der betäubende Rausch des Ruhmes, der gelungenen Leistung.

Wie ein Taumel umwogten ihn die paar Abendstunden, die sie zu Dritt noch verlebten, von allem Bewegenden sprechend, die Stunden, da das Glück der Freundschaft ihn umgab und das Glück des Ruhmes tragen half, und die Freude am Ruhme wiederum die Freundschaft stark und leuchtend werden ließ — da in allem endlich, alles beschwingend und belebend, das süße Geheimnis seiner Liebe heimlich atmend pochte. . .

Am Abend jenes Tages, zu später Nachtstunde, als die anderen ihn verlassen hatten und nur ihre Worte und Gedanken noch beschwörend von den Wänden seines Zimmers wiederzuklingen schienen, — an jenem Abend war es, daß Karl von Rochow davor erschauerte, seine alten, vertrauten Träume von künftiger Leistung zur Wirklichkeit geworden zu sehen, daß es ihn nicht länger litt, seinen zartesten, geheimsten Traum noch länger als Plan nur mit sich herumtragen zu müssen: daß er jenen Brief an die geliebte Dichterin und Frau schrieb, darin er sie bat, ihr Leben dem seinigen zu vereinen. Alles Schmerzliche, was das Geschick ihr angetan, begehrte seine Liebe zu begütigen und zu lindern, eine neue, sanfte Heiterkeit des Daseins hoffte er sehnlichst ihr entzünden zu können, damit sie des Vergangenen vergessen und des Glückes wieder fähig sein möge ... so schrieb er.

Betäubender, fiebernder Ungeduld voll, machte er sich noch auf und trug den Brief zum Postkasten: so groß und glühend war seine Sehnsucht, nun endlich das Glück leibhaftig festzuhalten, das Leben zu beschwören, auch bei ihm stille zu stehen, an dem es bis dahin fremd vorüber gegangen.

5 *

Ein paar Tage waren verstrichen, der große Gelehrte, der sich nur in Dienstangelegenheiten auf der Durchreise befunden, war abgereist, Gustav Lange hatte zu seinen Berufspflichten zurückkehren müssen, den Professor aber beunruhigte die Vorstellung, daß durch ein Stück Papiers, das in einen blauen Kasten gefallen war, nun seine verborgensten Gedanken als unerbittlicher Gegenstand in den erbarmungslosen Lauf der Wirklichkeit hineingestellt wären.

Und dann gelangte eines Nachmittages das Schicksal in Karl von Rochow's Zimmer in Gestalt eines mittelgroßen, weißen Briefes. Es war die Antwort

der Dichterin. Karl von Nochow mußte sich niedersetzen, ehe er, von wildem Herzklopfen durchjagt, den Brief erbrach.

Fremd, förmlich klang er. Verwunderung, bitter beleidigtes Vertrauen, Schmerz stand darin, — und dann kalte, schlimme Strenge. Sie brach alle Beziehungen, jeden weiteren Briefwechsel mit Karl von Rochow ab und schickte ihm gleichzeitig seine Briefe zurück, wie alle Drucksachen, die er ihr zugesandt. In einer Nachschrift bedeutete sie ihm, daß alles, was in ihren Versen stünde, eitel Erdichtung sei und mit ihrem eigenen Leben nichts zu schaffen habe. Das glaubte Karl von Rochow nicht.

Mit unsicheren Händen, scheu, als sei jemand im Zimmer, der ihn belauschte, faltete er den Brief zusammen, versteckte ihn tief in der Schublade des Schreibtisches, schloß sorgfältig ab und legte den Schlüssel, so hoch er konnte, oben auf den Schrank. Dann hatte er Schlapphut, Mantel und Stock ergriffen und war hinabgestürmt auf die Straße, über den Wall und die Bahngleise hinaus ins freie Feld.

Wie brannten ihn Scham und Schmach! Aber, so sehr er eilte, sie blieben auf seinen Fersen. Nur nicht denken müssen, nur nicht... Er wollte fliehen vor sich selber und fand keine Zuflucht. Einige Male blickte der müde Mann um sich, ob er nicht eine Stätte fände, um sich niederzulassen, aber verkrusteter Schnee lag überall, und nirgends bot sich ihm ein emporragender Platz.

An der Landstraße lag, in düsterem Geviert, der Iudenfriedhof. Baumkronen warfen sich im Winde über seinen Mauern. Eine schmale Gitterpforte nur verfiattete den Blick auf die Hügel und die Grabsteine mit deutsch geschriebenen Namen, unter denen hebräische Zeichen standen. Unendlich dehnte sich das flache Land nach allen Seiten.

Als Karl von Rochow dort angelangt war, rüttelte er einen Augenblick an der verschlossnen Pforte. Ein Stück verrosteten Eisens siel zu Boden, das Tor gab nach, er trat ein und fand an der Mauer ein von Schnee verschontes Plätzchen, auf dem Steine zusammengeworfen waren. Dort ließ er sich nieder, wiegte trostlos das Haupt hin «nd her, und dann weinte er, — weinte der große, gelehrte Mann wie ein Kind, — aus Herzensgrunde.

Langsam begann der Himmel in der frühen Dämmerung sich zu verdüstern. Feiner Regen fiel herab, fiel verschleiernd auf die Flächen weißen, mürben Schnees, die noch vor kurzem dem Himmel strahlend und fest entgegengeblitzt hatten. . .

Das Leben im Stäbchen ging seinen alten Gang. Die Spione an den Fenstern spiegelten die Langeweile der Straßen wieder, in den Telegraphendrähten, die vom Turme des roten Posthauses sich über den Markt spannten.

, - , ,
heulte der Seewind, Fischverkäufer karrten plärrend durch die Gassen, und am Abend widerhallte die lange Straße von den vielen lauten Schritten der Studenten und der Schönen der Stadt, die geschäftigem Nichtstun ihrem Abendbummel oblagen. An der Universität las man weiter, und der eine oder andere freute sich schon insgeheim auf den Semesterschluß. Nichts war vorgefallen, nur Professor von Rochow hatte nach ein paar Tagen heftigen Fiebers, die er im Bette verbracht, seine Vorlesungen in der gewohnten Weise wieder aufgenommen: so wußte der „Kurier für Stadt und Land" den Bürgern zu berichten.

Als abermals ein neues Semester begann, und Baum und Wiesen zu lichtem Grün und zu zartem Blühen sich erschlossen, da waren für Karl von Rochow die Wintertage des Reichtums und der Reife zu' mürbem, wehem Verfall herabgewelkt. Er ging gebückt und müde einher und hüstelte häufig: eine kleine Affektion, die er wohl an einem Märztage, auf dem Wege nach dem Iudenkirchhof, sich zugezogen, war durch die plötzliche Fieberkrankheit bösartig geworden und wollte nicht weichen.

Er hatte dessen wenig acht, sondern arbeitete zähe weiter. Sein großes Werk schritt vorwärts, er hielt seine Vorlesungen über das frühe Mittelalter und hatte mit Freude wahrgenommen, daß die Zahl seiner Zuhörer gegen das vergangene Iahr bedeutend gewachsen war. Trotz allem aber konnte es dem schärfer beobachtenden Auge nicht entgehen, daß er dahinsiechte. Die Feder, die Triebkraft seines Lebens war, nach allzu fester, zuversichtlicher Spannung, jäh zersprungen, — seine Tage glichen den Stunden einer Uhr, die vor einer sehr langen Reise des Hausherrn zu Ende läuft und nicht mehr aufgezogen werden wird.

Eine minder vor sich und der Welt bescheidene Seele hätte den Haß zum Arzt gemacht für die aufblutende Wunde des Herzens, Karl von Rochow aber kannte den Haß nicht, — nur schmerzliche Verwunderung über sein Schicksal, über das große trübe Rätsel begleitete ihn: er trug das Gefühl eines Fehles, eines Unrechtes, das er, ganz sehnsüchtige Liebe, ganz mildes Menschentum, begangen hatte, und das dennoch unerbittlich ihn und andere mit seinen schlimmen Folgen strafte.

Es war die grausame Schuld großer Liebe, die in ihrem unaufhaltsamen Dahinströmen es vergisset, mit nüchternem kaltem Blicke des anderen Lage zu bemessen, und so in finstere Unwegsamkeit gerät, — eine ihm unerklärliche und dennoch fühlbare Schuld war es, die Karl von Rochow irre und unsicher werden ließ an der Welt und an sich, ihn fremder, scheuer machte in der Wirklichkeit, darin er seit so kurzem erst sich heimisch zu fühlen begonnen. Weh tränkte seine Gedanken an die verlorene Geliebte, ja, er wagte nicht einmal, oft die Gedanken zu ihr zu erheben, so sehr war er demütig

und treu dem, was ihr Wunsch war. Das schleichende, das gefährliche Mitleid mit sich selbst aber, der seine Güte als Zudringlichkeit, seine hingebende Liebe als plumpe Ungehörigkeit hatte brandmarken lassen müssen —, es blieb nicht aus, und^hier war es die geliebte Arbeit, die der Zeit, welche die Uhr noch zu gehen hatte, Gestalt und Farbe gab. Inbrünstiger denn je lebte er in seinen Büchern.

Die jungen Sommertage gingen lieblich und still vorbei an seinen Studien, vorüber an dem Fenster, hinter dem er über aufgeschlagenen Büchern und alten Holzschnitten saß und arbeitete, in das nur der Nikolausturm in der späten Abendsonne getreulich seinen roten Schein streute. Die hellen Tage aber wanderten draußen durch die Gärtchen der Stadt, über den Wall und die duftenden Wiesen bis zu den Dörfern am blauen Bodden. Das Werk wuchs, das Manuskript auf dem großen Schreibtische schichtete sich empor, je verzehrter, je gebeugter Karl von Rochow darüber saß.

5

* 5

Ein blühender Tag im Spätjuli ging zur Rüste. Die stillen Straßen des Städtchens hatten stundenlang von Mauern und Pflaster die weiße Hitze in den heißen Himmel zurückprallen lassen, Läden und Vorhänge waren herabgezogen und der Seewind schlich müde und schlaff um die Straßenecken, an denen er sonst ungestüm blies und stürmte. Nun stand die Sonne schon schräg, ein erlösendes Zittern lief durch die Kastanienbäume am Wall, und die fromme kleine katholische Kirche läutete in den Abend.

Der Philosophieprofessor, trotz seiner 67 Iahre im gelben Leinenanzuge, kam im grünen Schatten des Stadtwalles daher und verweilte sich ein paar Minuten an den Tennisplätzen, die in dem breiten Bette des einstigen inneren Grabens sich befanden, er verfolgte mit lebhaftem Auge das Spiel der erhitzten, weißen Gestalten. Die, welche dort unten leidenschaftlich sich mühten, dem flüchtigen Balle nachzujagen, sahen ihn eine Zeitlang auf seiner heiteren Höhe lächelnd stehen und ihnen zuschauen. . .

Professor Kämpe ging mit großen, federnden Schritten weiter. Von der anderen Seite des Walles kam, den Stock in der Hand, mit kleinen Schritten, Professor Engel, der Romanist der Universität, ihm langsam entgegen. Die Herren grüßten einander und machten Halt.

„Nun, Herr Kollege, ein schönes Wetter heute, was?" lachte der große und schlanke Geheimrat.

„Gewiß, gewiß, und das Wetter trägt auch sicher die Schuld an diesem entsetzlichen Unglücksfall. — Ich bin noch ganz erschüttert, Herr Geheimrat", fuhr der andere fort und lenkte seine Schritte zu einer Bank. „Denken Sie

nur, unser lieber Professor von Rochow hat in seinem Seminar einen Blutsturz gehabt."

Die Herren ließen sich auf der Bank nieder.

„Was, — einen Blutsturz?"

„Ia, das Nähere kann ich Ihnen auch noch nicht sagen," sprach der Professor Engel mit leiser, ein wenig atemloser Stimme. „Ich war im Professorenzimmer, da kam Fräulein Hooge und holte mich herauf, — sie hatte schon den Pedell gerufen und wir brachten Rochow dann zusammen herunter und legten ihn hin. Es war gleich jemand hinüber in die Klinik zum Kollegen Piepert, der ließ ihn sofort auf seine Station bringen. Wie es ihm jetzt gehen mag, weiß ich leider noch nicht."

Die Herren hatten sich erhoben und gingen sorgenvoll, den Fall näher besprechend, zusammen weiter. Nachher trafen sie, in der Nähe der Universität, Fräulein Bernegg und Fräulein Deißler, die mit ihren Mappen aus einer Vorlesung kamen. Sie grüßten, Professor Engel zog den Hut und fragte, ob sie schon Näheres wüßten.

„Wir sind eben noch in der Klinik gewesen, um nachzufragen," erzählte Fräulein Bernegg:

„Der Assistent sagte uns, es ginge ihm jetzt ganz gut und die Sache selber gäbe diesmal nichts weiter zu befürchten. Einige Tage strenger Schonung in der Klinik würden alles wieder in Ordnung bringen. Geheimrat Piepert aber", — es war der berühmte innere Mediziner der Universität — „meinte, das Ganze wäre doch ein bedenkliches Symptom für ein äußerst ernstes, eingewurzeltes Leiden. . ."

(Schluß folgt.)

Pädagogische Rundschau.

Von vi-. Eduard Metis f.

Schule und Öffentlichkeit.

Wieder einmal genießt der deutsche Schulmeister die nicht unverdiente Ehre, daß ihm der Anteil nicht bestritten wird, den er an der Leistungsfähigkeit unseres Volkes hat. Leider zieht man in der Öffentlichkeit nicht alle Folgerungen aus diesem mit so erfreulicher Bereitwilligkeit anerkannten Tatbestande. Selten war man mit solchem Feuereifer dabei, Vorschläge nicht nur, nein, gleich Forderungen für Reformen und das, was man dafür hält, aufzustellen. Niemand wird freilich behaupten wollen, daß unser Schulwesen tabu sei, daß es in unnahbarer Majestät erhaben thronen und jeder Veränderung trotzen dürfe. Das Verstimmende, das so vielen Reformvorschlägen innewohnt, liegt darin, daß sie mit viel gutem Willen, aber mit noch mehr Unkenntnis der Sachlage vorgetragen werden. Wer in juristischen Angelegenheiten als Laie mitreden wollte, würde keine glückliche Rolle spielenz auf militärischem Gebiete würde er sich lächerlich machen; in der Heilkunde könnte er gar als gemeingefährlich betrachtet werden. Die Pädagogik aber muß es sich gefallen lassen, den Tummelplatz für Laien abzugeben, die ihre Urteilsfähigkeit nur darauf begründen können, daß sie selbst längere oder kürzere Zeit die Schulbank gedrückt haben. Das Interesse, das die Öffentlichkeit an unserm Erziehungswesen nimmt, ist an sich nur zu begrüßen; die Kritik, die sie übt, ist oft berechtigt und kann der Sache nur förderlich sein. Wirklich wesentliche Änderungen vorschlagen oder fordern geht aber über das hinaus, was der Laie sich zutrauen darf; denn die Grundlagen unseres Schulwesens wollen ebenso gekannt und durchforscht sein, wie etwa die der Rechtspflege. Eine linksstehende Partei hat im Parlament kürzlich den Antrag gestellt, es sollten Laien in die Provinzialschul-Kollegien aufgenommen werden. Sollte der Antrag durchgehen, dann ist doch nicht recht einzusehen, wie sich die Wirksamkeit dieser „Beisitzer" gestalten sollte. In der Schule selbst kann der Laie viel fruchtbarer mitarbeiten. Er darf nur unter der Forderung nach Zusammenarbeiten von Elternhaus und Schule nicht verstehen, daß die FLh-

lungsnahmc mit der schlechten Weih"
nachtszensur beginnt und mit der viel-
leicht doch noch erreichten Osterver-
setzung wieder aufhört. Er muß ferner
beherzigen, daß er als Vater oder
Mutter der Schule gegenüber nicht nur
Rechte hat, sondern auch Pflichten, vor
allem die, nicht etwa aus falscher
Elternliebe Schwächen und Fehler des
Kindes zu bemänteln und Unwahrheiten
zu verschleiern oder wohl auch hervor-
zurufen. Und als gebildeter Mensch

hat er ferner die Pflicht, sich alle aufkommenden Schlagworte recht genau zu besehen und ihr Geltungsgebiet auf das gebührende Maß einzuschränken.

„Freie Bahn dem Tüchtigen!" Das ist das Zauberwort der jüngsten Zeit; und wer mochte wünschen, daß es aus der Debatte verschwände? Wer hätte nicht den Wunsch, jedem Volksschüler die Möglichkeit unbeschränkter Entwicklung seiner Anlagen zu gewähren? (Nur auf das Gebiet der Schule soll in diesem Zusammenhange Rücksicht genommen werden; nicht aber auch auf die allgemein politische Seite der Frage.) Soweit also wird sich kein grundsätzlicher Widerspruch erheben. D:nn die Zweifel, die besonders aus dem ungünstigen, zum mindesten oft nicht fördeknden Einflusse der häuslichen Umgebung gegen die dauernde „Tüchtigkeit" vieler Volksschüler mit Recht geltend gemacht werden, können doch an der Grundtatsache nichts ändern, daß auf jeden Fall die Gelegenheit geboten werden muß, Leistungsfähigkeit zu erweisen. Daß Hemmnisse finanzieller Natur hinweggeräumt werden müssen, daß die höhere Schule keine Standesschule mehr sein darf (was sie übrigens eigentlich schon jetzt nicht mehr ist, wenigstens nicht zu sein braucht), ist einfach selbstverständlich. Wodurch aber ist es begründet, daß im Zusammenhang damit der Vorschule der Garaus gemacht werden soll? Es handelt sich hierbei natürlich nicht unbedingt um die Vorschule, wie sie jetzt ist; dieser Teil der höheren Schulen ist gegenwärtig wirklich in erster Reihe Standesschule; es handelt sich vielmehr um die dreijährige Vorbereitungszeit. Durch ihre Verlängerung kann wohl einigen Begabten der Volksschule geholfen werden; dem steht aber die Schädigung der Kinder gegenüber, die von vornherein die höhere Schule besuchen. Hier hilft nur Aussonderung der Begabten aus der Volksschule. Zu diesem Ziele aber führt schon jetzt — und das übersieht das Publikum so oft — mancher Weg; hier ist gar nichts Neues von Grund aus zu schaffen, hier gilt es nur, auf Vorhandenem weiterzubauen. Förderklassen, wie sie nicht etwa nur im gesegneten Mannheim dank Sickingers Bemühungen bestehen, müssen Begabte sammeln und sie für die höhere Schule vorbereiten.

Das Problem hat aber noch eine

andere Seite. ES gilt nicht nur, äußere, d. h. gewöhnlich finanzielle Hindernisse wegzuräumen, um den Tüchtigen die Bahn frei zu machen; es gilt nicht nur, diese Tüchtigen herauszufinden. Es gilt vor allem auch, einen Faktor auszuschalten, der den Tüchtigen den Weg verengt und der sie hemmt: die Untüchtigen. Das klingt so selbstverständlich. Aber wie selten kommt es vor, daß ein minder begabter oder gar unbefähigter Schüler aus „besserem" Hause von der höheren Schule ferngehalten wird! Damit taucht schon wieder eine andere Frage auf, die einen Scheingrund für das Verbleiben ungeeigneter Elemente auf der höheren Schule liefert: das Berechtigungswesen. Hier wird gewiß in absehbarer Zeit Wandel geschaffen werden, ebenso wie doch allmählich durchgreifend mit der Standesschule aufgeräumt werden wird. Aber auch die Abschaffung von Berechtigungswesen und Standesschule wird noch nicht „freie Bahn jedem Tüchtigen" gewährleisten. Denn dann erhebt sich erst die größte Schwierigkeit: woran erkennt man den Tüchtigen? Hier besonders leben wir in der Hauptsache von Hoffnungen. Eins ist klar: Kenntnis, eingehendste Kenntnis der Iugend und aller ihrer Regungen ist not. Eine junge Wissenschaft bietet hier ihre Dienste an: die Iugendkunde. Im Verlage von Quelle und Meyer in Leipzig hat William Stern, jetzt Professor am allgemeinen Vorlesungswesen in Hamburg, eine Broschüre erscheinen lassen: „Die

Iugendkunde als Kultur-
sorderung. Mit besonderer Be-
rücksichtigung des Begabungsproblems."
Wenn er davon ausgeht, „daß das
nationale Erziehungswesen nicht länger
eine bloße Fachangelegenheit der be-
rufsmäßigen Erzieher bleiben dürfe,"
so soll das ganz gewiß kein Freibrief
für alle sein, die mitreden, ohne dazu
berufen zu sein. Wohl aber soll es ein
Mahnruf sein, dem Erziehungswesen
gleichmäßig und auch ohne besondere
Veranlassung Aufmerksamkeit zu
schenken; ein Mahnruf, der bei der
jetzigen Lage sicherlich nicht nngehört
verhallen wird. Das Interesse für
Pädagogik liegt in der Luft; es handelt
sich nur darum, es zu leiten, daß es nicht
richtungslos sich in unsachgemäßen
Forderungen kundtue. Sterns Bro-
schüre kann in diesem Sinne richtung-
gebend wirken. Sie belehrt darüber,
was „Iugendkunde" ist; sie erörtert
„das Begabungsproblem in Schule und
Berufsberatung" und gewährt einen
Ausblick auf „die künftige Pflege der
Iugendkunde'". Auch Stern spricht
natürlich vom „Aufstieg der Begabten";
wie beherzigenswert ist sein Satz: „Die
Meinung, daß die Auslese der Begabten
in einer wahllosen Überführung aller
besonders Intelligenten aus der Volks-
schule in die höhere Schule bestehen
müsse, ist ebenso psychologisch unzu-
treffend wie sie sozialpolitisch verfehlt
ist!" Aber wer soll eine „wahllose
Überführung" verhüten? Stern, dem
ja die Iugendsunde entscheidende An-
regung und Förderung verdankt, ist
davon überzeugt, daß es dieser Wissen-
schaft gelingen wird, Untersuchungs-
weisen zu finden, die zu einwandfreien
Ergebnissen führen. So entläßt er den
Leser mit der Hoffnung, daß in abseh-
barer Zeit auf experimentellem Wege
wird festgestellt werden können, für
welche Schulgattung sich ein Kind seiner
Begabung nach eignet. Inwieweit ein
Zwang ausgeübt werden soll und kann,
dem Ergebnis der „schulpsychologischen"
Untersuchung auch dann Rechnung zu
tragen, wenn es nach unten weist, ist
eine offene Frage. Von ihrer Beant-
wortung wird allerdings ebenso viel ab-
hängen wie von der Reform des Be-
rcchtigungswesens und der Abschaffung
der Standesschule; diese Dinge sind
praktisch gar nicht zu trennen. Auf
diesem, gewissermaßen schulpolitischen

Gebiete wird der Pädagoge auch die Mitarbeit des Laien am liebsten sehen. Hier muß erst Klarheit geschaffen werden. Was sich dann daraus für Folgen für die innere Einrichtung des Schulwesens ergeben, bleibt abzuwarten. Letzten Endes wird es dann nicht so sehr darauf ankommen, ob ein Fach eine Stunde mehr und ein anderes eine Stunde weniger erhalten soll, ob etwa ein neues Fach eingeführt, ein anderes aufgegeben werden soll; ankommen wird es vor allem auf den Geist, der im Ganzen ist, den Geist des Lehrers, der sich den Schülern mitteilen muß.

Solchen Geist ?u bilden — sowcil er sich überhaupt bilden läßt — ist in erster Reihe Sache der Berufsvo» bereitung. Erlebnisse des einzelnen werden dazukommen. Wer die siebzehn Kriegsschilderungen liest, die Paul Hildebrandt herausgegeben hat (Vorm Feind. Kriegserlebniffe deutscher Oberlehrer. Bei Quelle und Meyer in Leipzig), wird gewiß wünschen, daß diese Kräfte und die ihnen ähnlichen — es gibt sicherlich noch sehr viele! — recht bald wieder zum Segen der Iugend ihren friedlichen Beruf ausfüllen können. Die Bedeutung dieses Buches sehe ich nicht, oder nicht nur, in den plastischen Kriegsschilderungen, welche diese Helden — sie alle sind Ritter des Eisernen Kreuzes 1. Klasse — geschaffen haben, sondern eben in dem Geist, der aus ihnen spricht. So kann das Buch dazu beitragen, den verzerrten Oberlehrertyp aus dem Bewußtsein der

Öffentlichkeit zu verdrängen, auch auf diesem Gebiete Klarheit zu schaffen und laienhaftes, verallgemeinerndes Absprechen zu erschweren.

Noch einen Bezirk gibt es in der „pädagogischen Provinz", auf dem die Mitarbeit des Nicht-Pädagogen fruchtbar werden kann: die Schulhygiene. Immer mehr wird in dieser Hinsicht getan. Was nützen freilich die vereinten Bemühungen von Schularzt und Lehrer, wenn die Eltern sie nicht unterstützen? Was nützt es, wenn ein Kind in den paar Schulstunden zwar angehalten wird, beim Lesen und Schreiben gerade zu sitzen, zu Hause aber in der unglaublichsten Körperhaltung arbeiten und — schmökern darf? Ans Haus wendet sich eine Schrift des stellvertr. Stadt- und Schularztes Dr. Fr. W. Strauch in Halle: „Krieg und schulpflichtiges Alter" (Verlag von Gebauer - Schwetschke, Halle). Sie beschäftigt sich — aus dem Titel geht das nicht deutlich genug hervor — mit der Ernährung der Kinder, vornehmlich der Schulkinder, im Kriege. Eltern werden hier manch guten Rat, aber auch manche Beruhigung finden. Erfreulich ist die „auf Grund großer Erfahrungen während der Kriegszeit" gewonnene Feststellung, „daß die Gesundheit unserer Schuljugend bisher nicht uennenswert gelitten hat." Wir wollen hoffen, daß das Gleiche trotz aller Schwierigkeiten und Einschränkungen des Unterrichtsbetriebes auch vom geistigen Stande unserer Schuljugend gesagt werden kann; daß man nach Friedensschluß feststellen kann, daß unser Schulwesen den Stürmen der Zeit gewachsen gewesen ist. Wieder wird man dann den deutschen Schulmeister rühmen. Und vielleicht wird dann die Zeit kommen, wo alle Kreise des Volkes an der Weiterbildung unseres Schulwesens arbeiten, jeder an seiner Stelle, alle zum Nutzen des Ganzen.

Rundschau der Kriegsliteratur XXVI.

Von Dr. inr. Kurt Ed. Imberg.

Wenig Neues bringt eine kleine Schrift „Die Wahrheit über Rußland", die Cäsar Segalov bei der Verlagsbuchhandlung Carl Konegen in Wien erscheinen läßt. Sie enthält im wesentlichen eine Darstellung von Selbsterle bnissen des Verfassers, die oft nicht

frei sind von einer völlig subjektiven
Beurteilung der russischen Verhältnisse.
Eine Anzahl von Aufsätzen und Vor-
trägen, die er im Laufe der letzten Iahre
geschrieben bezw. gehalten hat, hat der
ehemalige ungarische Staatssekretär
Joseph Szterönyi unter dem
Titel „Ungarn und Deutschland" zu
einem Buche zusammengefaßt und im
Verlage von Gustav Fischer (Iena) er-
scheinen lassen. Sie behandeln das
große Problem der wirtschaftlichen An-
näherung zwischen Deutschland und
Österreich-Ungarn, für die man in
Ungarn — wie der Verfasser wieder-
holt betont — stets die größte Sym-
pathie empfunden habe, und für die
von jeher ungarische Politiker und Ge-
lehrte eingetreten seien. Der Verfasser
hält mit Recht die von einigen Autoren
in Vorschlag gebrachte Zollunion für
ein Ding der Unmöglichkeit, da diese
die unbedingt zu wahrende Selbständig-
keit und Unabhängigkeit der Staaten zu
leicht in Gefahr bringen könnte; er tritt
vielmehr für gegenseitige Vorzugs-
behandlung ein, für ein System prä-
ferentieller Zölle auf längere Dauer,
als dies bisher in den Handelsverträgen
vorgesehen gewesen war, und zwar „in
einer Form, welche die Inanspruch-
nahme dieser Vorzugszölle auf Grund
der Meistbegünstigung für andere Län-
der ausschließt". Er geht also nicht so-
weit wie Lukücs, der in seinem
Buche „Die deutsch-österreichisch-unga-
rischen Handelsbeziehungen" grundsätz-

lich das Eintreten eines dritten Staates in den zunächst auf Deutschland und die Doppelmonarchie beschränkten Wirtschaftsbund offen läßt. Hervorgehoben sei schließlich, daß auch Szter6nyi — wie wir bereits an anderer Stelle wiederholt hervorgehoben haben — auf dem Standpunkte steht, die wirtschaftliche Annäherung dürfe nur in solcher Weise erfolgen, daß sie dem politischen Bündnisse unbedingt nützlich sei, dasselbe fordere und ergänze. „Dabei muß mit peinlichster Genauigkeit dafür gesorgt werden, daß das politische Bündnis durch keinerlei wirtschaftliche Unstimmigkeiten beeinträchtigt werden könne. Hier ist die größte Vorsicht geboten, denn dort, wo es sich um die wirtschaftlichen Interessen der Einzelnen handelt, entstehen Unstimmigkeiten am leichtesten, da werden die politischen Rücksichten gar bald und leicht in den Hintergrund gedrängt, und die Anhäufung solcher Einzelfälle kommt dann in politischer Mißstimmung zum Ausdruck."

Wir können die interessanten Ausführungen des Verfassers, der ja unseren Lesern kein Unbekannter ist, aufs Wärmste empfehlen. —

Von der von Prof. v. Mammen herausgegebenen „Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft" liegen das 29. und 36. Heft neu vor. Das erster« enthält drei Vorträge von Oberforstmeister Riedel, Regierungsdirektor I)r. Wappes und Prof. Dr. von Mammen über „Wald und Forstwirtschaft im Weltkriege", die geeignet sind, weiteren Kreisen einen Einblick zu gewähren in die wenig bekannten Aufgaben und oft noch weniger gewürdigten Leistungen, die dem deutschen Wald und der deutschen Forstwirtschaft sowohl für die Gütererzeugung als auch für die Landesverteidigung obliegen. Die Vorträge liefern gleichzeitig einen Beitrag für die^Erkenntnis der vielfachen und innigen Beziehungen, die diesen anscheinend abseitsliegenden Wirtschaftszweig mit dem gesamten wirtschaftlichen und nationalen Leben verbinden.

Im 36. Hefte „Deutschlands Aushungerung" weist H. v. Bülow auf Grund einschlägiger, statistischer Daten nach, weshalb es England nicht möglich geworden ist, und auch in Zukunft unmöglich bleiben wird, Deutschland und seine Verbündeten durch eine Blockade

des Seewegs mit dem Hungerkriege zu bedrohen. Es wird dargetan, daß der verschärfte U-Bootkrieg Deutschlands einziges Mittel ist, seine Gegner zu einem baldigen Frieden zu zwingen, und daß Amerikas beabsichtigte Kriegführung gegen Deutschland nur aus Wut darüber geschehe, weil ihm durch den verschärften U-Bootkrieg die weiteren Verdienste für Kriegslieferungen an unsere Feinde entzogen werden.

In seiner Schrift „Die Wirtschaftsordnung der Zukunft und die Wirtschaftswissenschaften" (Verlag für Fachliteratur G. m. b. H. Berlin-Wien) zeigt Otto Neurath, wie die Geldordnung immer mehr beschränkt wird und wie naturalwirtschaftliche Tendenzen im nationalen und internationalen Wirtschaftsverkehr wachsen. Man sei heute mehr denn je bemüht, einen Wirtschaftsplan vorzubereiten, der bald in mehr staatlicher, bald in mehr privater Form Krisen, Arbeitslosigkeit usw. vermeiden solle und allem die Naturalrechnung zugrunde lege,d.h.die mengenmäßige Erfassung der Produktion, des Konsums usw., welche der Geldrechnung gegenübertrete, die früher ausschlaggebend war. Es wird mit einer erheblichen Stabilisierung aller Verhältnisse gerechnet, mit einer Vermehrung der Konsumzeit gegenüber der Produktionszeit, sowie mit einer Beeinflussung der Lebenslagen, z.T. durch Verallgemeinerung der Preisstaffelung. Diese Änderung aller Wirtschaftsformen wird auch von der Theorie berücksichtigt werden müssen. —

Rundschau
Der Druck und Verlag der Liller Kriegszeitung hat drei neue Schriften erscheinen lassen, die ein beredtes Zeugnis ablegen von der Arbeit unserer Kriegszeitungen im Felde, nämlich „Das dritte lustige Büchel", einen kunstgeschichtlichen Führer durch „St. Amand", der eine Anzahl guter Bilder dieses Städtchens enthält, und endlich eine Schilderung über die Kämpfe der „Badischen Leibgrenadiere bei Loretto", die Major Piper nach den Aufzeichnungen des inzwischen auf dem Felde der Ehre gefallenen Leutnants d. R. und Kompagnieführers Hans Schmidt herausgegeben hat.
Als erweiterter Sonderabdruck aus Schultheß' Europ. Geschichtskalender Jahrg. 1914 erschien bei der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung in München: „Die diplomatischen Verhandlungen vor AusbruchdesWeltkrieges auf Grund der Farbbücher" von Dr. Wilhelm Stahl, eine Arbeit, die einen vortrefflichen Gesamtüberblick über den Inhalt dieser amtlichen Veröffentlichungen bietet. Durch chronologisch geordnete Leitsatze, denen der Wortlaut der Aktenstücke in kleinerem Druck angehängt ist, wird dem Leser ermöglicht, den Gang der diplomatischen Verhandlungen der Tage vom 23. Iuli bis 4. August 1914 genau zu verfolgen.
Unter dem Tite. „Kriegs- und Friedensfragen" veröf entlicht als 43. Heft der „Bibliothek ffür Volks- und Weltwirtschaft" („Globus." Wissenschaft!. Verl.-Anst. in Dresden) der bekannte Freiburger Historiker und Politiker Prof. Dr. Georg vonBelow vier Aufsätze, welche Kernfragen aus den heute geführten öffentlichen Verhandlungen behandeln. In dem Aufsatz: „Der deutsche Nationalstaat, Mitteleuropa und die deutsche Grenzsicherung" legt der Verfasser dar, wie die hoffnungvolle Zukunft Deutschlands auf dem starken Ausbau des deutschen Nationalstaats beruht. Es wird nachgewiesen, wie der deutsche Rationalstaat und die deutsche Nationalwirtschaft den echten Fortschritt unserer Entwicklung bedeuten. In eingehender Kritik lehnt Below das „phantastische Gebilde" Naumann's von dem „mitteleuropäischen Menschen" ab und zeigt, wie Naumann's Gedanken nur zur Beeinträchtigung des Deutschtums dienen. Stattdessen wird eine gesunde Grundlage

für ein neues Verhältnis zu Osterreich verlangt. Die Kriegszielfrage beantwortet der Verfasser dahin, daß eine Grenzsicherung gerade im Interesse des deutschenNationalstaats verlangt werden muß. — Der zweite Aufsatz: „Militarismus und Kultur" schildert in einem Gang durch die neuere deutsche Geschichte, wie Militarismus und Kultur keineswegs Gegensätze darstellen, vielmehr in engem Zusammenhang mit einander stehen. — Im dritten Aufsatze: „Gibt es eine belgische Nationalität ^"verneint Below diese Frage und wendet sich gegen die Theorie von der „Mischkultur." — Der letzte Aufsatz endlich: „Die Reform des preußischen Landtagswahlrechts" tritt für eine Reform ein, die der wahren und vollständigen Vertretung der Nation dient, lehnt aber die ertrem demokratischen Forderungen ab.

Im Anschluß an das Below'sche Buch sei auch kurz auf eine Schrift von HeinrichClaß hingewiesen, die unter dem Titel „Zum deutschen Kriegsziel" in I. F. Lehmanns Verlag in München erschienen ist. Wir können leider den Ausführungen des Verfassers, die des Interessanten und Lesenswerten keineswegs entbehren, nicht ganz beistimmen. —

Als 25. Heft der in A. Marcus K E. Webers Verlag (Bonn) erscheinenden „DcutschenKriegsschriften" veröffentlicht der Bonner Historiker Prof. vr. Iustus Has Hagen eine kleine Schrift über die „Ostasienpolitik der Vereinigten Staaten von Amerika", in der die Hauptbetätigungen dieser amerikanischen

Politik dargelegt werden. Der Verfasser bemühtjich, auf wissenschaftlicher Grundlage auf die Schwächen dieser Politik aufmerksam zu machen, und gibt am Schlusse seiner Schrift eine interessante Übersicht über die neuesten amerikanisch-japanischen Anniiherungs- und Verständigungsversuche. Wir haben bereits des öfteren auf die Wichtigkeit des von Hashagen behandelten Themas für die künftige Gestaltung unserer Politik hingewiesen, und es ist daher zu wünschen, daß auch diese Schrift in möglichst weite Kreise dringt.

Im Verlage von B. G. Teubner sind zwei Vorträge der Gehe-Stiftung neu im Druck erschienen, und zwar das 3. und 4. Heft des 8. Bandes 1917. Im ersteren gibt der Wiener Historiker Prof. Dr. Übersberger unter dem Titel „Bulgarien und Rußland" eine kurze Schilderung der bulgarischen Geschichte unter dem Fürsten Alerander von Battenberg und der russischen Intrigen in dieser Zeit, die ein anschauliches Bild der vor keinem Mittel zurückschreckenden panslavistischen Politik Rußlands geben. — Nicht weniger interessant ist der Vortrag des Ienaer UniversitätsprofessorsHedemann über das Thema: „Der Krieg als Lehrmeister auf dem Gebiete des Rechts."

Einer dankenswerten Aufgabe hat sich Dr. Franz Anholt unterzogen, indem er in einem bei Georg Stilke (Berlin) unter dem Titel „Die deutsche Verwaltung in Belgien" erschienenen Buche als erster den Versuch macht, alles, was von deutscher Hand im besetzten Belgien bisher unternommen und erreicht worden ist, zusammenzufassen und übersichtlich darzustellen. Ein besonders ausführliches Kapitel ist der Flamenpolitik gewidmet, die den Mittelpunkt der deutschen Tätigkeit in Belgien bildet und weit über die speziell belgischen Fragen hinaus die Aufmerksamkeit aller deutschen Kreise erfordert. Das Anholt'sche Buch wird sicherlich jedem, der sich für die so wichtige belgische Frage interessiert, reiche Belehrung bieten.

Interessante und treffende Ausführungen enthält die Schrift „Die siegende Kraft im Welthandel" von Felir Stahl, die im Verlage von R. Oldenbourg (München u. Berlin) erschienen ist. Sie soll allen Kaufleuten und Technikern eine Richtschnur über die sich

zurzeit entwickelnden Verhältnisse sein. Die unparteiisch ausgeführten Gedanken des Verfassers dürften volle Beachtung finden; sie sind — eine wohltuende Erscheinung in der heutigen Zeit — unbeeinflußt von den augenblicklichen Strömungen von Haß und Liebe geschrieben und halten sich stets streng an die Sachlichkeit.

Nicht weniger Beachtung verdient ein Vortrag „Napoleon und wir," den der Reichtstagsabgeordnete Dr. Gustav Stresemann am 29. 1. 1917 im Abgeordnetenhause gehalten hat, und den er nunmehr in einer im Verlage der „Täglichen Rundschau" erscheinenden Broschüre einem größeren Kreise zugänglich macht. In dieser Darstellung erscheint die Gestalt des großen Korsen in einem anderen Lichte als in dem unserer gewöhnlichen Schulauffassung. Stresemann folgt in seiner Auffassung dem Standpunkte Rankes, daß das größte Weltverhältnis, in dem sich Napoleon überhaupt bewegte, der Kampf gegen England war, und daß die früher herrschende Meinung von dem Kampf Englands für die Freiheit Europas zu Anfang des 19. Iahrhunderts als eine Legende zu bezeichnen ist. Dabei fallen Streiflichter auch auf das Verhältnis Napoleons zu dem damaligen Preußen, die geeignet sind, manche irrige Auffassung zu berichtigen. Obwohl Stresemanns Vortrag den Leser hundert Iahre zurückführt, so könnte man glauben, eine Darstellung des heutigen Weltkrieges zu lesen, da aus den Ausführungen hervorgeht, daß

die englische Politik sich seit jenen Tagen nicht geändert hat, daß aber die neutralen und feindlichen Völker diese Politik ebensowenig in ihrem Wesensinhalt erkennen, wie wir in unserer Schulaufsassung den Kampf zwischen England und Napoleon I., der auch ein Kampf um die Freiheit der Meere war, richtig erkannt haben.

Fünf Vorträge, die er im Freien deutschen Hochstift in Frankfurt a. M. gehalten, hat der Würzburger Universitätslehrer A lbrechtMendelsohn-Bartholdy unter dem Titel „Bürgertugenden in Krieg und Frieden" im Verlage von I. C. B. Mohr (Tübingen) veröffentlicht. Sie enthalten viele lesenswerte und beherzigenswerte Sätze, und wir wollen deshalb nicht verfehlen, das Schriftchen unsern Lesern warm zu empfehlen.

Historische Rundschau.

Von Dr. Willy Cohn.

Wenn im folgenden erstmalig versucht wird, einen Überblick über die Neuerscheinungen der historischen Literatur zu geben, so sind dieser Absicht einmal Schranken gesetzt in der Zahl der dem Referenten vorliegenden Werke und andererseits durch die infolge des Krieges zurückgegangene. oder auf andere Wege geleitete Produktion.

Viele Historiker haben sich Problemen zugewandt, die mit dem Kriege in Zusammenhang stehen; ohne über diese Tätigkeit ein Urteil abgeben zu wollen, sollen doch diese Bücher an der vorliegenden Stelle nicht berücksichtigt werden, vielmehr geschieht die Beschränkung auf das rein historisch-wissenschaftliche mit voller Absicht. Ist es doch ein Ruhmesblatt deutscher Forschung, gerade auch diese Arbeit trotz des Krieges fortgesetzt zu haben. — Von Dietrich Schäfers Deutscher Geschichte*) liegt eine fünfte bis auf die Gegenwart fortgeführte Auflage vor. — Man wird an diesem Werk des Berliner Historikers nicht vorbeigehen können, wenn man sich über irgend eine Frage der deutschen Geschichte Rat holen will! Es liegt in dem wissenschaftlichen Temperament des berühmten Verfassers, nicht „objektiv" im strengsten Sinne zu schreiben.

Die eigene Auffassung — und das macht das Buch gerade wertvoll — springt überall hervor. — Mit dieser Auffassung wird man in vielen Punkten

in Widerspruch geraten, sei es in den
Zeiten der Völkerwanderung, den der
mittelalterlichen Kaiser, der Reformation oder den vielen verschiedenartigen
Problemen der neueren Geschichte.
Keins dieser Probleme ist dem Verfasser ein vergangenes geworden, er
sieht alle als noch lebendig an und
nimmt zu ihnen Stellung. Dadurch
veranlaßt er aber auch den Leser zu
dem Gleichen und die Lektüre des Buches
wird zur eigenen Arbeit. —
Qucllenbelege und Literaturnachweise sind dem Buche nicht beigegeben,
der Leser muß dem Führer folgen und
reiche Belohnung und Anregung wird
sein Lohn sein, aber es will mir scheinen,
als ob die deutsche Geschichte zu sehr
von der Gegenwart her gesehen ist,
vom neudeutschen Reiche her, und von
diesem Standpunkt aus vielleicht vor
allem die mittelalterliche Kaiserzeit in
ihrer Größe nicht völlig gewürdigt ist.
Auch in der Universalität liegt gerade
ein deutscher Zug. — H

Es ist interessant, die entsprechenden
Abschnitte der Schäferschen Geschichte
mit Hampes Deutscher Kaisergeschichte
im Zeitalter der Salier und Staufer**)

*) Verlag Gustav Fischer. Jena, 2 Bde.,
fünfte bis auf die Gegenwart fortgeführte Auflage.

") Leipzig, Quelle und Meyer, 3. Auflage.

zu vergleichen, die nun auch in dritter Auflage vorliegt. — Hampes Buch ist das Werk eines Wort um Wort abwägenden Gelehrten, dem die kleinste Quelle wert ist, gewürdigt zu werden, der den Beleg für jede Darstellung gibt, dessen Erzählung sich aber doch auf das anmutigste liest und zum erhöhten Genuß wird, weil man auf Schritt und Tritt das Gefühl hat, dem berufensten Kenner zu folgen. Hier sprechen die Personen und ihre Taten für sich selbst und Rankescher Geist atmet aus den Zeilen. Man glaubt, die Gestalten eines Konrad II., eines Heinrich IV., eines Friedrich II. (vor allem diesen) greifen zu können.

Ich stehe nicht an zu sagen, daß Hampe in diesem Buche die Kunst historischer Darstellung mit wissenschaftlicher Einzelforschung aufs glücklichste vereinigt hat.

Das Bild, das uns Drerup*) von „einer alten Advokatenrepublik" entwirft, ist wesentlich anders als die Vorstellung, die man sich gemeinhin von Demosthenes und seiner Zeit macht. Die Kriegshetze gegen Mazedonien wird aufs schärfste verurteilt und in Philipp mit Recht der berufene Vertreter der griechischen Zukunft gesehen. Ganz von allein drängen sich bei der Lektüre des Buches die Vergleiche mit der Gegenwart auf, ohne daß dies den wissenschaftlichen Charakter des Werkes beeinträchtigt. — Die gefährliche Macht des Wortes aber springt aus der Darstellung des Demosthenes hervor, den man bisher allzusehr nach seinen Worten als nach seinen Taten gewertet hat.

Es wird nun Sache der Fachkritik sein, wie sie im Unterricht zur Geschichtslüge „Demosthenes" Stellung nimmt. —

*) Engelbert Drerup. Aus einer alten Ndvokatenrepublik (Demosthenes und seine Zeit). Mit einem Anhange: Der Krieg als Erwecker literarischer Kunstformen. Paderborn (Ferdinand Schöningh) 191«.

In seinen Erinnerungen*) läßt Eduard Sueß eine Geschichte Österreichs von den Vormärztagen bis auf unsere Zeit vor uns lebendig werden in dem Rahmen der persönlichen Erlebnisse eines Mannes, der sowohl im wissenschaftlichen wie auch im politischen Leben eine bedeutende Rolle spielte.

13 Iahre lang war Sueß Präsident der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien und einer der hervor-

ragendsten Geologen seiner Zeit. Doch sind seine Erinnerungen gerade für den Historiker besonders wertvoll, weil sie neue Einblicke in österreichische Geschichte gewähren.

Im Iahre 1848 arbeitete Sueß als begeisterter Legionär an der Gestaltung einer neuen Zukunft mit. Später hat er mit Männern wie Anton Schmerling, Andrassy, Bach in persönlicher Fühlung gestanden, hat mit Kaiser Franz Iosef des öfteren für Akademie, Universität und Stadt Wien zusammen arbeiten können. An der Ausgestaltung des österreichischen Bildungswesens fällt ihm ein wesentlicher Teil zu. Österreichs aktive Balkanpolitik hat er mit tätigem Interesse begleitet und in ihr die Wege zu einer neuen Zukunft gesehen. — Die Erinnerungen, die er in hohem Alter aufgezeichnet hat, verbinden so den eigenen Reiz des persönlich Erlebten mit dem Urteil des gereiften Mannes. Aus ihnen spricht Österreichs Geschichte eines Zeitraumes von über 60 Iahren. Eduard Sueß, der protestantische Österreicher, wird auch den anderen Konfessionen in vollem Maß gerecht und die Sache der Freiheit war seine eigene.

Wenn einmal die Geschichte Oster. reichs im Zeitalter Franz Iosephs I-

') Eduard Sueß, Erinnerungen. Mit 2 Bildnistafcln, 4 Zeichnungen im Text und einem Personenverzeichnis, Leipzig 1916, S. Hirzel Berlag. Geh. 9 Mk.. geb. 11 M.

II«

geschrieben werden wird, werden Eduard Sueß' Erinnerungen ein wesentliches Ouellenwerk bilden.

Iuristische Rundschau.

Von Dipl.-Ing. Dr. Alerander Lang, Patentanwalt (Berlin).

öffentlich-rechtliche Inge- nien rkammern.

Der Mitteleuropäische Verband akademischer Ingenieurvereine, Gruppe Deutschland, hat nunmehr an die gesetzgebenden Körperschaften des Deutschen Reiches eine Eingabe gelangen lassen, in der die reichsgesetzliche Schaffung von Ingenieurkammern beantragt wird. Durch diese Eingabe beanspruchen die selbständig technischen Berufstreibenden (Ingenieure und Architekten) ähnliche Selbstverwaltungskörperschaften, wie sie den Ärzten, Rechtsanwälten, Tierärzten usw. zuerkannt worden sind. Die deutschen akademisch gebildeten Techniker verlangen damit aber auch nicht mehr als das, was ihren österreichischen Kollegen bereits bewilligt worden ist.

Es sind verschiedene Faktoren, die bei der Schaffung von Selbstverwaltungskörpern für die Technik mitsprechen.

Bekanntlich sind Bezeichnungen wie „Ingenieur" und „Architekt" rechtlich frei; Personen der verschiedenartigsten Vorbildung und Berufe bezeichnen sich damit, obschon sie das eine Mal zufolge ihrer Tätigkeit Handelsagenten oder Wiederverkäufer bezw. Makler im Sinne des Handelsgesetzbuches sind, das andere Mal Berater und Beauftragte im Sinne des § 611 des B. G. B., also Vertrauenspersonen bestimmter Stellen. Dieser Zustand der Rechtsunsicherheit bringt anständige Ingenieure und Architekten fortgesetzt in Verdächtigung bezüglich der Annahme sogenannter „Provisionen". Das Publikum sieht hinter ihnen das eine Mal einen Vertrauensmann, der über jedem pflichtwidrigen Dienen beider Parteien erhaben ist, das andere Mal eine Art Vermittler zwischen Lieferant und Bauherrn, dem man Provisionen anbieten könne, wie dies „berufsüblich" sei. Da solche Provisionen, soweit ein Vertrauensmann des Bauherrn in Frage kommt, nichts anderes sind als Schmiergelder, so bestand und besteht für die Lieferanten, die solche Provisionen überweisen, die Gefahr, auf Grund des § 12 U.W.G. bestraft zu werden.

Dieser Austand der Rechtsunsichcr-
heit wird durch den Gesetzentwurf des Mitteleuropäischen Verbandes beseitigt, indem der Architekt und Ingenieur im Sinne des Reichsgerichtes ein für alle--
mal die Rechtsstellung eines Beauf-
tragten erhält. Als Berufsbezeichnung für Personen dieser Rechtsstellung soll fortab die Bezeichnung „Zivilingenieur" gelten.

Diese Bezeichnung „Aivilingenieur" haftet an der Zugehörigkeit zur Inge-
nieurkammer. Die Ingenieurkammer selbst übt u. a. auch ehrengerichtliche Funktionen aus. Es können von ihr deshalb alle Lücken, die der § 12 U.W.G. gelassen hat, und auch jene Dinge ge-
ahndet werden, die sich der Gesetz-
gebung überhaupt entziehen. Grobe Pflichtverletzung hat die Löschung und damit den Verlust der Bezeichnung „Iivilingcnieur" im Gefolge.

Aber auch bezüglich der Vorbildung muß das Publikum gewisse Garantien besitzen, die eine sachkundige Erledigung der Aufträge seitens der Ingenieure und Architekten erwarten lassen. Die Ein-
tragung als „Zivilingenieur" ist deshalb nur möglich, wenn ein ordnungsgemäß durch Examen abgeschlossenes Studium an der Technischen Hochschule nach-

gewiesen wird. Darüber hinaus wird verlangt, daß eine mindestens fünfjährige praktische Betätigung im Fache erfolgt ist, die so geartet sein muß, daß erforderliche Erfahrungen gesammelt werden konnten. Weiterhin wird verlangt die Ablegung einer besonderen Prüfung, die sich erstreckt auf Volkswirtschaftslehre, Verwaltungsrecht und die in das betreffende Fach einschlagenden Gesetze und Verordnungen. Der solcherweise vorgebildete Ingenieur und Architekt kann alsdann, wenn er einen guten Leumund besitzt, in die Liste der Zivilingenieure eingetragen werden und gehört damit der Ingenieurkammer seines Bezirkes an.

Die Ingenieurkammern sind in gleicher Weise wie die Kammern anderer Berufe Selbstverwaltungskörper zur Förderung der Interessen des Berufes; sie dienen zugleich den Behörden und gesetzgebenden Körperschaften als Beratungsinstanz in allen Fragen der Technik und des akademischen Technikerstandes. Bedenkt man, welche führende Rolle die Technik gerade in der jetzigen Kriegsführung spielt, insbesondere bei derDurchführung des Hilfsdienstgesetzes, und welche Schwierigkeiten es kostete, geeignete technische Spezialisten ausfindig zu machen, so erkennt man die Bedeutung, die solche gesetzlichen Vertretungen der Technik für die Verwaltungsbehörden haben. Dasselbe gilt inbezug auf die richterlichen Behörden bei der Auswahl geeignet vorgebildeter und praktisch erfahrener technischer Sachverständiger.

Daß die solcherweise geschaffenen Aivilingenieure aber auch in hohem Maße geeignet sind, bestimmte behördliche Funktionen zu übernehmen, ist sehr wichtig, sei aber nur nebenbei erwähnt. Bekanntlich müssen heute unsere staatlichen und kommunalen Behörden für die Bearbeitung bestimmter technischer Aufgaben, wie Stadterweiterungen, statische Berechnungen, vorübergehend geeignet vorgebildete technische Kräfte im Privatdienstvertrag anstellen. Dieser Behelf bedeutet sowohl eine Belastung für die Behörden, als auch einen sozialen Krebsschaden für die betreffenden technischen Kräfte, indem diese, durch eine verhältnismäßig gute Bezahlung gelockt, es versäumen, sich eine dauernde Eristenz zu schaffen, und so im Alter vielfach in Notlage geraten. Für alle diese Arbeiten

sind die wissenschaftlich vorgebildeten, praktisch erfahrenen, der strafgerichtlichen und ehrengerichtlichen Kontrolle unterstellten Zivilingenieure die gegebenen Stellen.

So begegnet die öffentlich rechtliche Schaffung von Ingenieurkammern dem Interesse aller; ihre baldige Verwirklichung durch die gesetzgebenden Körperschaften des Reiches erscheint deshalb geboten.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurllck, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.
S«rau«eder und «Hefredakteur: Pros. vr. Ludwig Stetu tu Berlw V l«, LtttzdmuKr 5». ! Telefon Amt «urfurst «r, lSOS.) — »««lm«Mcher Redakteur: Or. kS?lv!»I»ruck w«r«lau.—Mlew-«ntr«tu»afurUiu«a»: «rllllch« K, K. gosduchbaudumg (Z. Senil», Budapest V, Dorottya«tcp> 2. — ««lag und «ruck d» SchKstfch«» «uchdruOxrck ». S. kSch»ttl,,,d«r, «^»., «rulau m.

^^mm: Inseraten ^nnanme ^n^^:
ckurod uosers (ZescKKktsstelle, Lsrlio >V. 10, l^Ut^owuksr dg; 6urcK uvssru
Verlaß, örsslsu III; ksrnsr 6uroK «Iis ?irWs: liuckott lilo»s uu6 6is
deksnlltsll ^vllovcen-Lxpeckitiousv.
InsertZonsprel»» pro 46 vam Kreits 2sils <Ruck«Ik blosse'» dkorvasl-
2siIelliussLsr ««. 5) 70 ?k.

Bildnis und eigeMndige Unterschritt Sr. ffÃ¶nigl. Hoheit des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern.

ElmömOeMmMschrP
Begründet von Paul Linda«
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schleiche Buchdruckerei,«^W?Kunst- und Verlagsallstalt
v. S. Schott laend er, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin W.io Budapest Kopenhagen
«. ?. Steinacker. «erchold Sutt«. «rMIche^Kgosduchhandl. «nlev t Sayellxilch
Stockholm Christiania Konstantinopel
<I. E, Fritze, l.>d»ii-l« »ox,I,. Jacob vybwad »uchddl». Internat, »uchhondl, Ott, «eil.
sür vi« Provinzen in Schmede» und in Dänemark: ««,g «h,. Urlini ««chs,lg«, «»Penhag«».
sSr die Schweiz: «kadem. «nttqu. u. vuchhanoluna Her«. V«»«. Surick l.
«eneralvertretuna für Solland: ».». van Vtslk«» UN« «ol>N, Ha««, Buitnchos36.
42. Jahrgang. Band 16z. Heft 518. November 1917.

Professor Dr. Ludwig Stein:

Rußlands politische Denker.

Die Fremd- und Randvölker Rußlands, deren Nöte hier von zuständigen Vertretern der seit Iahrhunderten unterdrückten „kleinen Nationen" zusammengefaßt werden, stellen die zentrifugalen Kräfte des künstlich zusammengehaltenen russischen „Einheitsstaates" in ergreifenden Auslassungen dar. Durch das verhängnisvolle Symbol des spezifisch russischen Cäsaropapismus wurden alle diese auseinanderstrebenden Fremdvölker gewaltsam zusammengehalten. Wenn der Zar gleichzeitig Papst, also Stellvertreter Gottes auf Erden ist, so ist die russische Kirche mit der Verbannung des Zarenhauses nach Sibirien obdachlos. Mit dem Zaren ist auch der russische Gott nach Sibirien verbannt, eben damit aber entgottet. Die frevelhafte Anmaßung der Selbstvergöttlichung im zäsaropapistischen Prinzip rächt sich bitter. Rußlands politische Denker haben diese Gefahr vorausgesehen. Sie haben rechtzeitig ihre warnende Stimme gegen diese willkürliche Vermengung von Menschlichem, Allzumenschlichem und Göttlichem, Allzugöttlichem erhoben. Selbst ein mystischer Denker von der Prägung Solowiews, der den allslawischen Ideologien gehuldigt hat, durchschaute die Gefahren einer Zusammenpferchung von Gott und Mensch in einer Person, weil die unausbleiblichen Verfehlungen des sündhaften Menschen zugleich auf das Schuldkonto Gottes geschoben werden. Im russischen Zaren, der Dynastie, Staat und Kirche in einer Person verkörperte, ist auch die byzantinische Kirche ins Herz getroffen. Mit der dynastischen Mythologie ist auch der staatliche und kirchliche Legendenschatz nach Sibirien gewandert. Und so steht denn das „heilige Rußland" arm und barfuß da: ohne Zar, ohne Staat, ohne Gott.

Vor zwei Iahrzehnten habe ich bereits die geistigen Rand- und Fremdvölker Rußlands zu kennzeichnen gesucht. In meinem Werke „Die soziale Frage im Lichte der Philosophie" (Stuttgart, Enke 1897, zweite Auflage 1904; russische Übersetzung nach der ersten Auflage 1399) habe ich schon dargetan, wie fremd und weltenfern die russischen Soziologen, also politischen

Denker, dem russischen Staatsgedanken gegenüberstehen. Sie waren gleichsam die intellektuellen Fremdvölker im Herzen Rußlands. Die absolutistische Staatsidee halten sie nicht einmal der Erwähnung, geschweige denn der kritischen Erörterung für würdig. In Rußland hat die Soziologie nämlich Vertreter gefunden und einen literarischen Umfang angenommen, von denen die westeuropäischen Fachforscher noch nicht rechte Kenntnis genommen haben. Die wenigen Soziologen, welche den Spuren dieser Bewegung in Rußland nachgegangen sind, schöpfen, da sie wohl durchweg des Russischen unkundig sind, ihre Kenntnisse in der Regel entweder aus den Werken der französisch schreibenden, während des Krieges in's Grab gesunkenen russischen Soziologen, G. de Roberty, I. Novikow und M. Kowalewsky, oder aus dem fünfbändigen Werk „Gedanken über eine Sozialwissenschaft der Zukunft" des deutsch schreibenden Balten Paul von Lilienfeld. Von manchen wird wohl auch Lothar Dargun, der früh verstorbene Krakauer Soziologe, der slawischen Literatur zugezählt. Man übersieht jedoch allgemein, daß es eine weitverzweigte autochthone russische Soziologie gibt, die sich nicht bloß auf der wissenschaftlichen Höhe des jeweiligen Standes der soziologischen Literatur hielt, sondern auch in weitausholenden scharfsinnigen Argumentationen dem Wildwuchs der westeuropäischen Soziologie kritisch zu Leibe rückt. Es dürfte daher willkommen sein, über die Artung dieser Soziologie etwas Einläßliches zu erfahren.

Ein Name, wie P. Lawroff, dem die Weite des wissenschaftlichen Horizonts in seiner Heimat den schmückenden Ehrentitel „der universellste Kopf unserer Zeit" eingetragen hat, ist der westeuropäischen Welt so gut wie unbekannt. Schon eine Übersicht der Titel dieser Werke, mit denen Lawroff die Literatur beschenkt hat, mag uns eine Vorstellung von der Richtung und Weite seines soziologischen Ideenkreises geben: Kritische Bemerkungen zu Mills Logik; Skizzen des systematischen Wissens; Geschichte der physiko-mathematischen Wissenschaften; Die moderne Ethik oder Darlegung und Kritik der Leckyschen Aufklärung; Die Persönlichkeit; Die Ethik und der Sozialismus (1885—1886); Historische Briefe 1870, 2. Auflage 1892, deutsch von Dawidow, Berlin, Edelheim 1901; Versuch einer Geschichte des modernen Gedankens 1894, Genf, 2 Bande.

Der Grundgedanke Lawroffs lautet: Der sozialen Evolution läuft eine immer zunehmende Emanzipation des Individuums parallel. Das vergleichende Studium des ethnographischen und historischen Materials lehrt uns aber, daß je höher sich eine Art auf der zoologischen Stufenleiter befindet, ihre Arbeitsteilung um so weniger bedingt ist durch die physiologische Qualifikation der Individuen. Es gewinnt daher die individuelle Freiheit mit der fortschreitenden Entwicklung der menschlichen Gesellschaft immer mehr an Ausdehnung und freiem Spielraum. Im Einklang mit diesem fortwährenden Betonen

des Individuums als des Endzieles aller gesellschaftlichen Entwicklung befindet
sich die sogenannte „subjektive Methode", die Lawroff in die russische Soziologie
eingeführt und als einzig berechtigte proklamiert hat. Der Soziologe hat
stets mit klaren ethischen Postulaten zu arbeiten und darf vor allen Dingen
nie vergessen, daß die Gesellschaft mit allen ihren Phänomenen und Gebilden
aus einzelnen Individuen, durch sie und für sie besteht. Seine Aufgabe
wird daher sein, bei der Erforschung einer gegebenen sozialen Erscheinung
das Hauptaugenmerk darauf zu richten, welche Folgen sie nicht nur für die
Gesellschaft, für das Milieu, für die Kultur, fondern vor allen Dingen für
die einzelnen Individuen, für die Atome dieser Gesellschaft haben wird.
Fast zu gleicher Zeit mit Lawroff tritt sein begabtester Anhänger N. Michai -
lowsky auf, der die subjektive Methode weiter ausgebaut und selbständig
ausgebildet hat. In zahlreichen Arbeiten (die wichtigsten sind: „Was heißt
Fortschritt?" in französischer Übersetzung bei Alcan; „Der Darwinismus und
die Gesellschaftswissenschaft", „Der Kampf um die Individualität", „Die
Helden und die Massen", „Was ist Glück", eine Analyse der sozialen Statir
von Spencer, „Die Ideale der Menschheit und der natürliche Lauf dee
Dinge", zahlreiche Analysen ausländischer soziologischer Werke, darunter der Werkk
von Kidd „KooisI evolution" und Durkheim „I« äivisioo üu trsvail sooisl"
„Die soziale Frage" von Ludwig Stein) vertritt er den Standpunkt, daß
es bei der soziologischen Forschung vor allem darauf ankomme, die Wechsel-
wirkung zwischen der einzelnen, freien, emanzipierten Persönlichkeit und den
sozialen Formen und Geschehnissen klarzulegen. Der Subjektivismus in der
Soziologie besteht nach ihm daher nicht nur im ethischen Verhalten dem
Individuum gegenüber, sondern auch in der Anerkennung eines inneren
psychischen Gehaltes in den gesellschaftlichen Lebensformen. Die Soziologie
bedarf daher zu ihrem Aufbau nicht nur der Ethik, sondern ebensosehr der
Psychologie. Von diesem Standpunkte aus bekämpft er 1. die Spencer'sche
Methode der soziologischen Analogie, sowie jede Vorstellung von einem ge-
sellschaftlichen Organismus als eines an und für sich eristierenden realen
Wesens, 2. den „Kampf ums Dasein" als leitendes und angeblich unab-
wendbares Prinzip im gesellschaftlichen Leben, endlich 3. den „ökonomischen
Materialismus" als die Ableitung des ganzen sozialen und kulturellen Lebens
aus den ökonomischen Erscheinungen. N. Michailowsky war außerdem der
erste, der den Erscheinungen der „Massenpsychologie" und vornehmlich der
Bedeutung der Nachahmung seine Aufmerksamkeit widmete. In den Abhand-
lungen „die Helden und die Massen", „Wissenschaftliche Briefe", „Pathologische
Magie", sämtlich erschienen v or der Arbeit von Tarde „I^es I«is 6e I'imitatiull«
und Sighele „I^a koule «riruinelle", beschäftigte er sich eingehend mit den
„psychischen Epidemien", der „Ansteckung des Beispiels", dem Hypnotismus
und ähnlichen Erscheinungen der kollektiven Psychologie, die alle das eine

gemeinsam haben, den Willen des sonst sich kritisch verhaltenden Individuums herabzudrücken, es gleichsam zu einem Automaten zu verflachen. Dabei untersucht er den Einfluß der „Helden" auf die Masse, die gegenseitige Nachahmung und Beeinflussung in derselben und endlich die rückwirkende Kraft derselben auf die „Helden".

Eine vermittelnde Stellung zwischen den russischen Subjektivisten und Spencer nimmt der nach seinem eigenen Bekenntnis dem letzteren zuneigende S. Iuschakow ein. Er läßt die Hauptgedanken der Subjektivisten gelten, aber nur als einen besonderen Standpunkt, als ein gewisses ethisches Verhalten den soziologischen Problemen gegenüber, aber keineswegs als eine besondere Forschungsmethode. Die Soziologie muß sich, falls sie Anspruch auf eine Wissenschaft erhebt, derselben streng objektiven Methoden bedienen wie alle anderen Wissenschaften. Allein da der Soziologe die einzelnen Individuen vor allen angehenden Gesellschaftsformen zu behandeln habe, so kann und soll er auch nicht seine sozialethischen Ideale ganz zurückdrängen; er hat sich vielmehr stets zu vergegenwärtigen, welche Folgen die dem sozialen Betriebe abgelauschten Gesetze für die Persönlichkeit haben und in welcher gegenseitigen Beeinflussung sich Individuum und Gesellschaft befinden. Diesem Standpunkte Iuschakows schließt sich N. Karejew, der mit seiner „Einleitung in das Studium der Soziologie", Petersburg 1897, dieser Wissenschaft zur Verbreitung in den weitesten Kreisen der studierenden Iugend verholfen hat, vollständig an. In zahlreichen Arbeiten, vorzugsweise auf dem Gebiete der Geschichtsphilosophie („Grundfragen der Philosophie der Geschichte" 1883, „Das Wesen des historischen Prozesses und die Bedeutung der Persönlichkeit in der Geschichte" 1890, „Der historische Materialismus" 1896, „Die Aufgaben der Soziologie und die Theorien der Geschichte" 1897 u. a. m.) zeigt er sich als Anhänger des Lawroff'schen Gedankens über den dominierenden Einfluß der „kritisch denkenden Persönlichkeit" auf die Geschichte.

Seit dem Iahre 1894 tritt in Rußland als eine Reaktion gegen die bis dahin allein herrschende subjektivistische Richtung in der Soziologie der historische Materialismus als selbständige Schule auf, die bald sehr begabte und fruchtbare Anhänger findet. Die Wortführer dieser Richtung waren Peter von Struwe („Die ökonomische Entwicklung Rußlands" 1894, „Freiheit und historische Notwendigkeit" 1897) und Georg Plechanow („Die monistische Interpretation der Geschichte" 1895). Beide veröffentlichten Arbeiten auch in deutscher Sprache. Doch sind Beide inzwischen russische Nationalisten geworden. Ihnen schließen sich Bulgakow („Die Gesetzmäßigkeit der sozialen Phänomene" 1896, „Kausalität und Freiheit in den menschlichen Handlungen" 1897), Miljukow (der seine „Geschichte der russischen Kultur" (1896 — 1899) vom Standpunkt des ökonomischen Materialismus verfaßt hat), Tugan-Baraowsky, Uschakow, u. v. a. an.

Von den zahlreichen anderen russischen Soziologen, die bald zum Subjektivismus, bald zum historischen Materialismus hinneigen oder eine vermittelnde Stellung einnehmen, seien hier erwähnt: W. Woronzow, W. Golzew, Siber, Sack, Issajew, Obolensky, Slonimsky, Tschitscherin, Tfchuprow u. a. m., besonders Tschernow, der eine führende politische Rolle zu spielen berufen zu sein scheint.

Alle diese politischen Denker Rußlands zeigen ein flimmerndes Irrlichterieren. Kein bodenständiges Denken, das. der russischen Volksseele entstammte, wie etwa die Werke der großen Dichter Rußlands, sondern Anleihen und Anpassungen, Auslegungen und Ausdeutungen fremder Gedanken. Die politischen Denker Rußlands oscillieren zwischen Hegel und Marx, zwischen Comte und Spencer, zwischen Wundt und Bergson. Sie irren heimatlos umher, so daß man sie fiiglich als die geistigen Fremdvölker Rußlands bezeichnen kann.

Das ungeheure Reich ist in voller Auflösung begriffen. Seine politischen Denker haben ein vollgeschütteltes Maß dazu beigetragen, die Zersetzung vorzubereiten und den Prozeß des inneren Zerfalles zu beschleunigen. Wir haben kein politisches Interesse daran, jenen russischen Zentralismus zu befürworten, für welchen die politischen Denker Rußlands nicht nur keinen Finger gerührt, sondern nur Hohn und Verachtung an den Tag gelegt haben. Wir brauchen nicht russischer als die russischen Soziologen zu sein. Geht Rußland dem Verhängniß seiner Entblätterung oder Artischockierung entgegen, so hat es das Schicksal verdient, das es Anderen bereitet hat.

Exzellenz M. Lempicki:

Rußlands Zerfall.

Die russisch« Katastrophe — denn so und nicht anders muß man das, was jetzt in Rußland geschieht, nennen — ist zweifelsohne eine in ihrer Art einzige Erscheinung in der ganzen bisherigen Geschichte der Menschheit, sowohl mit Rücksicht auf ihren komplizierten Charakter, als auch auf ihre Riesenausdehnung, gewaltigen Verlauf und weitgreifende Folgen. Gleichzeitig ist sie jedoch nur eine unabwendbare Notwendigkeit, ähnlich wie unabwendbar die Erplosion eines Dampfkessels ist, dessen Wände ständig von dem im Innern sich ansammelnden Schlamm des trüben Speisewassers zerfressen und von außen durch die zerstörende Flamme der Feuerbüchfe angegriffen werden, um so mehr, wenn die unvorsichtige Hand eines Heizers unter solch einem ungereinigten Kessel plötzlich ein großes Feuer entfachen wird. Die Katastrophen sind sowohl in der Natur — als auch

in der politischen Welt, die einen wie die anderen stets Folge langsamer Wirkung innerer und äußerer Faktoren; der Unterschied liegt nur darin, daß sich die physischen Kräfte genau zu berechnen geben, wodurch die Katastrophe meistens genau vorauszusehen ist, unterdessen die politischen Katastrophen von psychischen schwerer zu bestimmenden und zu ermessenden Faktoren abhängig sind, also der Zeitpunkt ihres Ausbruchs und dessen Einzelheiten nicht vorausgesehen werden kann. Deswegen waren die russischen, wenn auch logisch unabwendbaren Ereignisse für viele eine Überraschung.

Die gegenwärtige russische Katastrophe ist auch das Ergebnis einer langen Einwirkung innerer Faktoren; seit langer Zeit sammelten sich hier Explosivstoffe und es bedurfte nur eines von außen kommenden Funkens, um eine Erplosion herbeizuführen. Vor zehn Iahren hat der japanische Krieg all die Krankheiten, die den russischen Staatsorganismus zernagen, zu Tage gefördert; die Erschütterung war damals sehr stark und die Revolution ist ausgebrochen; das russische Staatswesen unterlag gewissen doch eben oberflächlichen Veränderungen; die Ursachen der Leiden wurden nicht beseitigt und der allmähliche Verfall dauerte an. Der russische Koloß auf tönernen Füßen wankte im Iahre 1905, doch fiel er damals noch nicht. Da kam der Weltkrieg — die Feuerprobe für alle Staaten und Rußland hat sie nicht bestanden, da es sie nicht bestehen konnte: es erfolgte der unabwendbare Augenblick: „k'ivis Russia«".

Die heutige Katastrophe ist nicht nur ein Regierungswechsel in Rußland und eine Änderung des inneren Wesens, sie ist keine Revolution im gemeinen Sinne dieses Wortes; sie ist in der Tat der politische Tod des allrussischen Kaiserreichs, das Zerfallen in seine Bestandteile dieses monströsen Gebildes, welches das russische Imperium war. Den Umsturz, der jetzt in Rußland vollzogen wird, darf man mit keiner anderen Revolution z. B. mit der französischen vergleichen; die Bedingungen und das Wesen der Dinge sind ganz anders, also anders müssen auch die Folgen sein.

Das russische Kaiserreich entstand und wuchs in seiner Macht einzig auf dem Wege der Gewalttaten und Unterjochungen, die durch den aggressiven und energischen großrussischen Stamm über die militärisch schwächeren Nationen verübt wurden. Auf diese Weise sind die großen Monarchien des Ostens, des Dschingiskhans und Tamerlans entstanden, sie fielen aber mit dem Tode des Herrschers, dessen mächtige und rücksichtslose Individualität sie ins Leben gerufen hat. Das russische Kaiserreich hat länger gelebt, da es vom Westen die ganze Verwaltungsorganisation, die inneren Mittel, um die Völker zu regieren, abgeguckt hat. Und nicht der Wille einer Persönlichkeit hat Rußland regiert und dessen Einheit als Staat erhalten, sondern die Beamtenbürokratie, eine geschlossene, ihrer Interessen bewußte Klasse, die wie ein großer Polyp den großen Körper des russischen Staates von der Weichsel bis zum Stillen Ozean, von den Gletschern und Tundren des Nordens zum durch die Natur gesegneten Kaukasus umstrickte und aussog. Doch

auch diese Beute war für den Appetit der Bürokratie und für die russische Er-
pansion zu wenig; wie bekannt sollte Rußland im Endergebnis dieses Krieges
Konstantinopels, der Ufer und der Inseln des Ägeischen Meere und eines bedeu-
tenden Teils Kleinasiens teilhaftig werden!
Es gibt jedoch Aufgaben, die die menschlichen Kräfte übersteigen. Di«
russische Bürokratie, die in der Wahl der Mittel nie wählerisch war und sich ab-
wechselnd der Gewalt und der Demoralisierung bediente, die Zwietracht zwischen
den unterjochten Nationen im Sinne des Grundsatzes „ZiviSe et inipers," säte,
war jedoch mit der Zeit nicht mehr im Stande, den Zusammenhang eines derart
verschiedenartigen Konglomerates, welcher der russische Staat in ethnographischer,
religiöser und kultureller Hinsicht war, zu erhalten. Die Aufgabe wurde immer
schwieriger, der Zersetzungsprrzeß ging weiter; der Krieg hat den endgültigen
Zerfall nur beschleunigt. Sehen wir uns dieses Konglomerat näher an.
Aus der allgemeinen Zahl der 170 Millionen Einwohner gehören kaum
70 Millionen dem regierenden privilegierten Stamme der Großrussen an; außer
diesem waren in Rußland über 100 Nationen, Nationalitäten und Stämme, die
vollständig der nationalen (politischen) und im bedeutenden Maße der zivilen
Rechte beraubt waren; wir wollen nur die zahlreichsten und wichtigsten erwähnen :
Kleinrussen (Ukrainer) — 23 Millionen, Polen — 12 Millionen, Litauer —
4 Millionen, Weisrussen — 6 Millionen, Tataren — 25 Millionen, Finnländer
— 5 Millionen. Die Zahl! der religiösen Bekenntnisse in Rußland war ebenfalls
enorm, umso größer, wenn man verschiedene, im Schoße der orthodoxen Kirche ent-
standene Sekten hinzurechnet. Das orthodoxe Bekenntnis war privilegiert und
mit Gewalt unter den Bekennern anderer Religionen (Uniten, Katho-
liken und and.) verbreitet, dies hat jedoch die religiöse Einheitlichkeit des
Staates nicht gestärkt und die orthodoxe Kirche war stets nur ein Ausschuß des
Polizeiministeriums. Die offizielle Zahl der Orthodoren betrug fast 80 Millionen;
der Katholiken fast 25, der Evangelischen 10, der Mahomedaner 25 und der Iuden
6 Millionen; es fehlte in Rußland auch an Götzenanbetern nicht, die zwar zu den
Orthodoren zugezählt, jedoch nach der Revolution von 1905 und dem Toleranzukas
zu ihrem früheren Glauben zurückgekehrt sind. Hinsichtlich der Kultur herrschte
keine geringere Mannigfaltigkeit; wir hatten hier uämlich Vertreter fast aller
Zivilisationsstufen, von den Nomadenstämmen Nord- und Mittelasiens be-
ginnend und mit den Zöglingen der westlichen Kultur, den Finnländern, Polen
und anderen endend.
Und solch eine Masse von Nationen und Nationalitäten wollte die russische
Regierung vermittels derselben Gesetze, vielmehr der gleichen Rechtlosigkeit und
beamtischer Willkür, ohne Rücksicht auf die prinzipiellen Eigenschaften und realen
Bedürfnisse der Bevölkerung beherrschen. Der Kreischef im fernen Sibirien, der
mit dem aussterbenden Stamme irgend welcher wilden Nomaden zu tun hatte,
wurde eines schönen Tages an die Westgrenze des Staates versetzt, um die Polen

zu regieren und sibirische Methoden gegen dieselben anzuwenden. Für die Alleinherrschaft der Bürokratie war eine Zentralisation unbedingt notwendig; sie herrschte auch im ganzen Gebiet des Riesenreiches, alle Symptome eines lokalen sozialen Lebens erstickend. Der großrussische Stamm verfügte zwar über eine gewisse Autonomie unter der genauen Kontrolle der Administration, doch die unterjochten, auf einer höheren Kulturstufe stehenden Völker besaßen keine und waren förmlich auf Gnade und Ungnade der Administration, die alle Gebiete des sozialen Lebens selbst leiten wollte, ausgeliefert. Das russische Staatswesen war die äußerste Antithese der Prinzip? der Autonomie und Föderation.

Ohne den fremden Nationen etwas anderes außer Ungerechtigkeit, Bedrückung und Verfolgung gegeben zu haben, strebte die russische Regierung hartnäckig nach deren Entnationalisierung und Russifikation; es gab keine Mittel, die sie gescheut hatte, wenn sie ihr für den Zweck geeignet schienen. In Rußland hatte jede besiegte Nation und jeder Einzelne dieser Nation zwei Alternativen vor sich: entweder bei der Verteidigung seiner Individualität im ungleichen Kampfe zu fallen oder auf dieselbe zu verzichten und im großrussischen Meere zu versinken. Oberflächliche Forscher haben Rußland für ein mächtiges, an ökonomischen Werten reiches und eine viele Millionen schwere Armee im Falle eines Krieges besitzendes Reich gehalten. In Wirklichkeit ist Rußland nur ein großes Gefängnis gewesen, in dem die ein« Hälfte der Bevölkerung die andere überwachte und die Armee zur Hälfte aus Sklaven zusammengesetzt war, die mit Gewalt in den Kampf getrieben wurden; der materielle Wohlstand breiter (Bauern-) Massen war im Vergleich mit den Staaten Europas sehr gering und der Hunger in verschiedenen Teilen Rußlands eine chronische Erscheinung.

Der seit hunderten von Iahren in Rußland andauernde Zustand demoralisierte vor allem den regierenden großrussischen Stamm; die moralischen Elemente, das Pflicht- und Rechtsgefühl, als Regulatoren menschlicher Beziehungen, verloren sich, es herrschte allgemein ein theoretischer Nihilismus im Denken und ein praktischer Zynismus im Leben. Der moderne Großrusse glaubt an nichts, an allem zweifelt er, er versteht nur niederzureißen, doch nichts mehr aufzubauen. Die sozialen Institutionen: die Kirche, der Staat, die Familie, das Gericht u. a. wurden in Rußland zur lächerlichen oder traurigen Parodie, deswegen erstrebt der russische Geist deren Vernichtung (z. B. der bekannte Schriftsteller und Denker Graf Tolstoi) und stellt die Anarchie als einen idealen Zustand einer Gesellschaft dar. Von dem Mangel an Moral zeugen am besten die nationalen russischen Sprichwörter, z. B.: „die Schande ist kein Rauch, beißt nicht in die Augen", „ein Dieb ist nicht der stiehlt, sondern den man faßt", „der Staatsfiskus ist keine arme Witwe, man wird ihn nicht ruinieren" und ähnlich mehr. Hier in diesem Mangel an jeglichen moralischen Grundsätzen liegt die Ursache der schrecklichen Orgie verschiedener Exzesse und der Riesendiebstähle der öffentlichen Gelder, die sich über Rußland in der Kriegszeit entfesselte und an der alle teilgenommen haben, von den

niedrigsten Funktionären bis zu den Ministern und Mitglied«n des herrschenden Hauses. Eine Parole herrschte nur: „aprtzs oous le SSIuge"; in der Tat regierte dieser Egoismus auch früher das russische Leben, der Krieg hat ihn nur offenbart und gestärkt. Nie hat es in Rußland Patriotismus gegeben; früher war der Gehorsam gegenüber den Behörden und dadurch hielt sich Rußland; heute ist dieser Gehorsam geschwächt, aber Patrioten und Staatsmänner besitzt Rußland heute ebensowenig wie jemals.

Die erwähnten Tatsachen und Umstände verleihen dem russischen Umsturz einen besonderen Charakter und bestimmen zugleich die Richtung und die Aufgabe der Politik, sowohl der mit Rußland kämpfenden Staaten, als auch der Nationen, die bisher zum russischen Kaiserreich gehörten.

Die französische Revolution konnte das französische Staatswesen stärken, da sie mit einer nationalen, in ethnographischer, religiöser und kultureller Beziehung einheitlichen Formation zu tun hatte; Frankreich hatte nur eine Vend^e. Die von außen drohende Gefahr entfachte in allen Franzosen Gefühle des Patriotismus, der Tapferkeit, edlen Ehrgeizes und auf diese geistigen Elemente gestützt ist die militärische Macht Frankreiche entstanden. Die schöpferischen Ideen der französischen Revolution, die die Völker zum neuen Leben riefen, haben die siegreichen Heere Napoleons weit über Frankreichs Grenzen geführt. Etwas ganz Entgegengesetztes geschieht jetzt in Rußland. Der Umsturz hat hier die Bande, die die Nationen Rußlands in eine staatliche Einheit vereinten, endgültig gelockert; nach der früheren gewaltsamen, zentralistischen Aktion ist die natürliche Reaktion mit den karikierten zentrifugalen Bestrebungen eingetreten; nicht nur fremde Nationen, sondern auch rein russische Provinzen und einzelne Städte wollen besondere Republiken bilden. Die Vernichtungs- und Blutinstinkte, die in den breiten Massen erweckt wurden, finden kein Gegengewicht in moralischen Elementen, denn diese letzten hat die langjährige bürokratische Sklaverei vollständig ausgerottet. Das Geschick der Ganzheit des Staates kümmert im Grunde genommen keinen, es will dafür weder der zu einer der besiegten Nationen gehörende Soldat, noch sogar der großrussische Bauer, dessen einziger Wunsch ist, den Boden dem Besitzer oder dem Fiskus wegzunehmen, kämpfen. Die militärische Macht Rußlands ist gebrochen; es werden sie weder die Hilfe französischer und englischer Offiziere, noch die Massenhinrichtungen der Deserteure retten; eine Armee ohne geistige Kräfte kann sich nicht wehren, umsoweniger siegen.

Den inneren Zustand des revolutionären Rußlands bezeichnen am besten die Stimmen der Russen selbst; in einem Memorial des Ausschusses des allrussischen Handels- und Industrieverbandes finden wir folgende Sätze: „Um die soziale Revolution durchzuführen, wurde das Unwissen des Volkes ausgebeutet, es wurden in die Massen nationale demagogische Parolen geworfen, an deren Verwirklichung niemand glaubt, und der Geist des Volkes wurde mit Haß und Wut vergiftet. Der Krieg an der Front wurde unterbrochen und im Innern des Landes begonnen.

Tatsächlich ist die Gewalt sehr schnell in die Hände der Arbeiter- und Soldaten-delcgiertenkomitees übergegangen, — zufälliger menschlicher im allgemeinen noch in Unkenntnis verbleibenden Ansammlungen, ohne Namen, der Sachen unkundig und unverantwortlich, durch ihre sklavische Vergangenheit zum Staats- und sozialen Bauen unvorbereitet. . . Die elementare Entwicklung der Revolution, die durch keine starke Gewalt geleitet wurde, hat Rußland zur vollständigen Anarchie und zum Zerfall gebracht. . . . Die staatliche Einheit Rußlands zerfiel. Unsere Armee unterliegt dem Verfall und wurde in der bedrohlichen Kriegszeit in eine willkürliche und unbezähmbare Masse verwandelt. Hinter der Front wird diese Armee für die Freiheit ruhiger Bürger gefährlich".
Die russische Revolution hat nach dem Beispiel der französischen auf ihrer Fahne die Parole der Gleichheit, Freiheit und Einheit ausgeschrieben; anstatt des früheren autokratischen Kaiserreichs hat sie das Programm einer föderativen Republik freier, bis jetzt den Bestand des Kaiserreichs bildender Rationen aufgestellt. Es entsteht jedoch die Frage, ob unter den bestehenden Umständen und mit dem vorhandenen Menschrnmaterial dieses Programm ein reales oder nur eine Illusion, oder sogar eine neue Falle für die Schwachen sei?
In Wirklichkeit sind die psychischen und kulturellen Unterschiede zwischen den Nationen Rußlands zu groß, also deren Interessen und Ideale zu sehr entgegengesetzt, um sich eine freiwillige Föderation derselben vorstellen zu können. Die Grundlage einer Föderation ist die Gemeinsamkeit der Interessen und ihr Ziel, den einzelnen Völkern, abgesehen von deren numerischer Größe und Kraft, die Mög lichkeit einer freien individuellen Entwicklung zu sichern. In der geplanten Föderation würde der großrussische Stamm, mit Rücksicht auf sein numerisches Ubergewicht, die führende Stellung einnehmen, und wird mit Rücksicht auf die durch Iahrhunderte der Geschichte angeeigneten Annerionsaspirationen und Fähigkeiten stets eine Supremation erstreben und die schwächeren Mitglieder der Föderation zu seinen Gunsten auszunutzen suchen. Der Charakter eines Volkes ändert sich nicht von Tag zu Tag; das Prinzip der Achtung nationaler Rechte war der russischen Geistlichkeit bisher fremd gewesen, kann also nicht plötzlich die Grundmauer einer Föderation werden, in der dem großrussischen Stamme der erste Platz zufallen würde. Rußlands Fremdvölker werden, indem sie der projektierten Föderation beitreten würden, nur den früheren Despotismus der bürokratischen Regierung in einen neuen scheinbar legalen der Konstituante mit einer großrussischen Mehrheit tauschen. Solch eine Vermutung bestätigt die jüngste Vergangenheit; es bestätigt ihre Richtigkeit auch die Gegenwart. Die russische Duma, also die Repräsentanz der russischen Gesellschaft, hat sich noch rücksichtsloser in Beziehung zu den besiegten Völkern (z. B. Polen) als die frühere unkonstitutionelle russische Regierung gezeigt. Heute löst die revolutionäre russische Regierung den Landtag von Finnland auf, hebt die konstitutionellen Garantien auf und will durch Hunger, indem sie die Lebensmittelzufuhr unterbindet, Finnland zur Nachgiebigkeit und zum

Dehalten des staatlichen Zusammenhanges mit Rußland zwingen. Ähnlich feindlich tritt die revolutionäre Regierung gegenüber der Ukraina auf, die eine volle tatsächliche Autonomie verlangt; es besteht nur der Unterschied, daß die Regierung durch die größere Starte der Ukraina gegenwärtig von der Anwendung zwingender Gewaltmittel abgehakten wird.

Den Fremdvolkern Rußlands kann eine Föderation mit dem großrussischen Stamme nichts anderes als frühere Bedrückung und frühere Demoralisation bieten. Ihre Lebensinteressen weisen ihnen nur den einen Weg — ein Wegtrennen von Rußland, um sich in der Zukunft ein nationales Dasein sichern zu können. „Los von Rußland", dies sollte ihre Parole sein.

Das polnische Volk befindet sich, dank den Siegen der Zentralmächte, bereits in dieser glücklichen Lage; das Ioch der russischen Gefangenschaft ist gebrochen, die Aussicht auf ein selbständiges Staatsdasein liegt vor ihm. Doch wird die Freiheit der polnischen Nation in der Zukunft nur in diesem Falle gesichert, wenn auch andere durch Rußland besiegte Nationen der Westgrenzen des Kaiserreiche: Litauer, Weißrussen, Ukrainer, Finnländer, Esten und Letten ihre Freiheit wieder erlangen und die zur selbständigen nationalen Entwicklung notwendigen Bedingungen sich erobern werden. Alle diese Nationen haben jetzt ein gemeinsames Ziel — Befreiung und Sicherung vor Rußlands Annerionslust. Dieses Ziel liegt auch im Interesse der Zentralmächte, denn nur dann werden ihre Ostgrenzen erfolgreich gegen Rußland gesichert. Die Aufgabe der Fremdvölker Rußlands und der Regierungen der Zentralmächte muß das Zurückdrängen Rußlands in die ethnographischen und geschichtlichen Grenzen des großrussischen Stammes und des Moskowitischen Reiches werden; es ist dies die unbedingt notwendige Bedingung eines in der Zukunft dauernden Friedens im Osten Europas.

Ein derartiges Ergebnis des Weltkrieges kann im ersten Augenblick ein Schlag für den Ehrgeiz des großrussischen Stammes sein, mit der Zeit wird es aber eine Wohltat. Bon der Krankheit der Annerionssucht geheilt, in seine natürlichen territorialen Grenzen reduziert, wird es den Weg normaler Entwicklung betreten und ein günstiger Faktor in der friedlichen Kulturarbeit der Menschheit werden. Wenn auch von dem. Staat die, durch Kleinrussen (Ukrainer) bewohnten Gebiete Südrußlands und des Kaukasus, in dem das großrussische Slement schwach und fremd ist, abfallen würden, so würde auch dann noch das moskowitische Reich ungeheure Flächen in Europa und Asien umfassen, die mit natürlichem Reichtum reich ausgestattet sind, und der sie bewohnenden Bevölkerung ökonomischen und kulturellen Wohlstand sichern können. Diese Bevölkerung gehört zwei Stämmen an: dem großrussischen und tatarischen; ihr Mitleben datiert seit Iahrhunderten; sie bekämpften sich und wirkten aufeinander auf friedlichem Weg ein; in den Adern des Großrussen fließt mehr tatarisches wie slawisches Blut; gegenwärtig sind sie geographisch miteinander derart vermischt, daß eine terri-

toriale Abgrenzung unmöglich wäre und ihre bürgerliche Gleichberechtigung für den moskowitischen Staat zur Notwendigkeit werden wird.

Was die Nationen der westlichen Teile des russischen Kaiserreichs anlangt, so vereinen sie viel gemeinsame Eigenschaften des Charakters, der westlichen Zivilisation und der historischen Überlieferungen, als sie noch ein Staatsdasein in dem Bestand einer polnisch-litauischen Republik miteinander lebten. Ohne voraussagen zu wollen, wie sich ihre Staatsorganisation in der Zukunft darstellen wird, darf man vermuten, daß eine Föderation dieser Nationen auf der Basis der Anerkennung der vollen nationalen Rechte einer jeden, die ihnen eine erfolgreiche Verteidigung gegen den östlichen Nachbarn sichern würden, in ihrem gemeinsamen Interesse liegt. Eine derartige, vorläufig die am nächsten verwandten Polen, Litauer und Weißrussen umfassende, mit den Zentralmächten Europas, die sie ins Leben gerufen haben, verbündete Föderation, ohne kriegerischen und annerioneven Ehrgeiz, würde ein politischer und Handelsvermittler zwischen Zentraleuropa und dem moskowitisch-tatarischen Osten werden. Dies Ziel sollte die Politik und die gemeinsamen Beziehungen der Regierungen der Zentralmächte und der Fremdvölker des russischen Kaiserreichs erstreben.

Nikolai Naumenko:

Der ukrainische Staat.

i.

Die ukrainische Staatsidee, die noch vor kurzem ein Traum war und in der Welt politischer Tatsachen keine Existenzberechtigung zu haben schien, ist jetzt ein politischer Faktor von weittragendster Bedeutung geworden. Wie es schien, ganz plötzlich, ist eine Bewegung entstanden, die ein Volk von 30 Millionen umfaßt und eine Bedeutung gewonnen hat, die das ukrainische Problem an die Spitze aller Probleme der östlichen Politik stellt. Für die weitere Öffentlichkeit bedeutet dies eine Überraschung; sucht man nach einer Erklärung für die Plötzlichkeit der Erfolge der nationalen Bewegung im Süden Rußlands, so kann es nur die Antwort geben: man hat eben zu wenig von dem Volke der Ukraine gewußt und den russifikatorischen Zentralismus des rnssischen Reiches für eine Tatsache hingenommen, die ebenso eine unrüttbare Gegebenheit sei, wie z. B. die Einigkeit Deutschlands. Seit Katharina II. Europa die ungeheure Macht des russischen Reichs zu fühlen gab, wurde das große Ost-Reich als Einheitsstaat gefürchtet. Die staatliche Einheit Rußland wurde ariomatisch hingenommen, und da die Fremdstämmigen Rußlands, die heute 55°/« der Bewohner des russischen Reiches ausmachen, politisch keine

Geltung erlangen konnten, so hatten die Politiker Europas Recht, wenn sie die ukrainische, baltische, litauische, georgische Fragen als nichteristierend leugneten. Der Fehler lag nicht in der politischen Nichteinschätzung der nationalen Lebens' kraft der nur vorübergehend unterdrückten fremdstämmigen Volker, sondern in der Auffassung, Rußland sei ein Einheitsstaat. Aus dieser Einstellung heraus wurde die Möglichkeit eines föderativen Zerfalls von Rußland politisch nie er- wogen, und da Europa an der unbedingt überragenden Machtstellung des Groß- russentums nicht zweifelte, lag für den Russen selbst noch weniger Ursache vor, diese Möglichkeit in Erwägung zu ziehen. Daher kommt es, daß das Nationali- tätenproblem in Rußland tatsächlich nicht in Erscheinung getreten ist, obgleich die Klagen über die brutale Unterdrückung durch die russische Regierung nie ver- stummten. Es ist ungerecht, die Sache so darzustellen — wie es häufig geschieht — als ob der Zarismus allein die Schuld an der Unterdrückung und den Russifizierungsbestrebungen trage. Niemals wäre es der russischen Regierung allein gelungen, durch Iahrhunderte die unterdrückten Völker so erfolgreich nieder- zuhatten, wenn nicht der Geist der Orthodorie und des Großrussentums die absolute Suprematie ihres Volkstums und ihrer nationalen Kirche über alle in die Gebiete des russischen Reiches zwangsweise eingefügten „Fremdstämmigen" verlangt hätte. Man würde die Bedeutung des Befreiungskampfes der kleinen Nationen im Osten Europas unterschätzen, wenn man einzig den Zarismus und sein Prinzip des Zentralismus verantwortlich machen würde für die Erscheinung, die eine Ausdrucksform des Russentums überhaupt ist: nationale Überhebung und Unduldsamkeit. Wäre der Zarismus allein der Schuldige, so würde wohl die Selbständigkeit aller zu einem Eigenstaat fähigen Fremdstämmigen jetzt gesichert erscheinen. Daß dem nicht so ist, bedarf jetzt nach 6monatlanger Existenz eines demokratischen Rußland keines Beweises. Sogar den Finnländern, die nie Ver schmelzung mit dem russischen Reich haben erleben müssen und deren gesonderte Existenzberechtigung die Anerkennung der ganzen Welt gefunden hat, versagt das erneuerte Rußland, das sich selbst soeben erst von seinen Unterdrückern befreit hat, ihr Recht. Wenn die provisorische russische Regierung unter dem Druck der gewaltigen Separationsbewegung der Ukraine im Augenblick der schwersten inneren Not hat nachgeben müssen, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß dies nicht geschehen ist in Anerkennung der Berechtigung dieser Bewegung, sondern nur aus taktischen Gründen. Keine der russischen Parteien, selbst bis zu den radi- kalsten Elementen hinab, hat die maßlose Überheblichkeit des Panrussismus einer besseren Einsicht weichen lassen. Sucht man eine Erklärung hierfür, so findet man sie in der Idee des großrussischen Staates und seinen Grundelementen. Die Rolle der Orthodorie als Russifizierungsfaktor ist bekannt. Es liegt im Wesen der griechisch-katholischen Kirche, sich als die einzig rechtgläubige zu be- trachten und jede Form von Toleranz a priori nicht aufkommen zu lassen. Wo der russische Pope erscheint, ist einzig er Verkünder der wahren Religion und Ver-

trcter jeder anderen Konfession sind Ketzer und Ungläubige. Von dieser Idee der Unduldsamkeit ist die griechisch-katholische Kirche bisher in keinem einzigen Punkte un: mit keinem einzigen Beispiel abgewichen. Solange daher diese Orthodoxie einer der lebendigsten Faktoren des russischen Volkstums bleibt, — das Zurücktreten derselben vor der Wucht der politischen Ereignisse in der gegenwärtigen revolutionären Übergangszeit beweist keineswegs, daß sie an Lebensfähigkeit nnd Bedeutung dauernd abgenommen hat — bedeutet sie eine ungeheure Gefahr für die vom Russentum abhängigen Nationen.

Ein zweiter Vergewaltigungsfaktor des Russentums ist der Panslavismusin seiner jeweilig modernen politisch wirkenden Form. Panslavismus heißt nicht etwa nur Sammlung und Einigung der slavischen Völker auf Grund gleicher Rassengemeinschaft, sondern ist von allen seinen russischen Verkündcrn stets als selbstverständliche Suprematie des Russentums aufgefaßt worden. Das heilige Rußland sei das Meer, sagte schon Alexander Puschkin, in das alle slavischen Flüsse münden mögen. Das Beispiel ist treffend. Wie das Meer alle Wasser in sich so restlos aufnimmt, daß es ein Element bildet, so hofften die Panslavisten, daß alle anderen slavischen Völker auf ihre kulturelle Eigenart und ihre nationale Sonderheit verzichten würden, einzig, um Rußland anzugehören und in ihm aufzugehen. Der Panslavismus ist nicht überwunden, möge er auch politisch vorübergehend an Wirkungskraft verlieren und seine imperialistischen Ziele — die Aufrichtung des dreigeteilten Kreuzes auf der Hagia Sophia — aufgeben. Es wird in späteren Zeiten klarer zu Tage treten, was heute erst deutlich zu werden beginnt, daß die Ursachen dieses Krieges im Neoslavismus kadettischer Ausprägung lagen. Dieser Slavismus wurde nur möglich dank der Unterdrückung einer großen Anzahl slavischer Brüdervölker durch Rußland, und er sorgte sich nie so sehr um das Heil der allslavischen Sache wie um die Ziele des russischen Imperialismus.

Solange das russische Reich mit Gewalt seine zentralistische Einheit zu erhalten suchte, ist der Panslavismus eine lügnerische Vorspiegelung des Pan - russismus. Dieser aber ist so eins mit den Grundelementen des russischen Wesens und Volkstums, daß er fast unausrottbar erscheint. Daher gibt es für die fremdstämmigen Völker — seien sie Slaven oder Nichtslaven — nur die eine Möglichkeit, alle verführerischen Ideologien des Russentums abzulehnen und den Staat zu bekämpfen, der aufgebaut ist auf historischem Unrecht und Mißbrauch seiner Gewalt.

Der Panrussismus ist nicht nur etwa Grundanschauung der russischen Nationalisten oder des kadertischen Bürgertums, das sich jetzt besonders feindselig den Bestrebungen der Ukrainer entgegenznstemmen versucht, sondern auch dersozia - listischen russischen Parteien. Er ist also in jeder politischen Organisation des russischen Lebens vertreten. Eine Zeitlang konnte man sich hier-

über täuschen; noch 1904 auf dem Kongreß der oppositionellen russischen Parteien zu Paris legten die Kadetten, die sozialrevolutionäre und andere Parteien in einer Resolution das Recht auf nationale Selbstbestimmung und nationale Entwicklung für alle Nationalitäten Rußlands dar. Als aber jetzt diese Nationalitäten nach dem Selbstbestimmungsrecht der Völker auf die Erfüllung ihrer konkreten Wünsche drangen, fanden sie überall Ablehnung und es wurde offenbar, daß auch russische Sozialisten aus der Wesenheit des Russentums heraus nicht anders handeln konnten , als das moskovitische Reich seit Iahrhunderten. Die Entstehungsgeschichte des moskovitischen Reiches hat zur Folge gehabt, daß die Eigenschaften der Großfürsten, Zaren und deren Schergen in den Charakter des russischen Volkes übergingen. Niemand vermag seine Vergangenheit zu leugnen. Was in Iahrhunderten Ausdrucksform der politischen Macht eines Volkes war, gräbt sich in sein Wesen hinein, und wenn die Leidensgeschichte des russischen Volkes in letzter Ausprägung seelische Tiefe der dostojewskischen Menschen und die Frömmigkeit der Tolstoi-Anhänger hervorgebracht hat, so haben die Iahrhunderte der Unterdrückung jeder selbständigen Bewegung kulturell hochstehender Gebilde in der Nachbarschaft Moskaus und die Rolle, die die Russen als Peiniger der Fremdstämmigen spielen mußten, sie schließlich zu dem gemacht, was sie heute sind: Vertreter einer nationalen Theorie der Uberhebung und Verächter jeder ihnen fremdartigen Wesensform.

Diese Gründe sind es, die ein dauerndes und aufrichtiges Nachgeben der Großrussen, gesehen aus ihrem Charakter und ihrem Volkstum heraus, nicht denkbar erscheinen lassen. Dazu kommt noch die russische unbedingt imperialistische Staatsidee und die Auffassung von der Unteilbarkeit des russischen Riesenreiches. Einer russischen Politik, die auch weiterhin gegründet bleibt auf Imperialismus und Machtfaktoren, können die Ukrainer wie alle übrigen Fremdstämmigen Rußlands die Macht ihrer nationalen Bewegung entgegensetzen. Es ist ein Existenzkampf, den aufzunehmen wir heute entschlossen sind und in dem wir die höchsten Güter unseres Lebens und unseres Volkes uns erst erringen wollen, während die Russen in ihm das blutige Erbe zaristischer Vergewaltigungen verteidigen wollen. Den inneren Kampf aber, den die Russen in sich selber erst austragen müssen, um einzusehen, daß höhere Menschlichkeit und wahre Kultur sie in Unrecht fetzt, müssen sie mit sich selbst ausfechten. Wir brauchen eine Organisation unserer Volkskräfte, eine tiefere Durchdringung unserer nationalen Eigenart, politische Tatkraft und Reife, um unseren Staat zu schaffen und ihn Rußland gegenüber durchzusetzen — die Russen brauchen tiefere Einsicht und' Reinigung ihres Volkscharaktcrs von ihren selbstschödlichen, aus ihrer inneren Kulturlosigkeit stammenden Eigenschaften. Der Kampf wird zu einem ganz besonders schweren, weil nicht nur Macht gegen Macht gesteht ist, sondern weil wir unsere nationale Sristenz erst im Gegensatz; um russischen Volkscharakter sichern können.

Nikolai Naumenko
Der ukrainische Staat
: Ii.
Die Ukrainer haben sich als Slaven reiner erhalten, als die Großrussen, die ein Gemisch von Slaven, Finnen und Tataren sind. Somit sind beide Völker auch ethnographisch verschieden, was besonders französische nnd englische Gelehrte anerkannt haben. B4rard faßte in seinem Werk „le ßranS »ussien et !« perir Kussiev" seine Auffassung dahin zusammen: „die Großrussen und die Kleinrussen sind physisch und intellektuell untereinander mehr verschieden, als ein Pikarde von einem Katatonie? oder ein Brerone von einem Florentiner"; gleichermaßen urteilen L.Leger, E. Lavis und A. Rambaud. Kijew ist älter wie Moskau und ist die Wiege des slavischen Staates, der heute zu Rußland geworden ist; sich aber nicht etwa ans dem Kijewer Staate entwickelte, sondern ein Tochterstaat wurde, eine Kolonie auf finnischer Grundlage mit stark mongolischem Ginschlag. Wenn Moskau später zum dominierenden Staat wurde und Kijew an Litauen und später an Polen fiel, so heißt dies noch nicht, wie die russische Geschichtsschreibung es darstellt, daß der alte Kijewer Staat ein Bestandteil des russischen gewesen sei. Das Fürstentum am Dnjepr war bereits eine Kulturstätte, als in den Ländern Moskowiens noch reine Barbarei und Heidentum herrschte.
Die ukrainische Staatsidee, wie sie sich im Fürstentum Kijew, im Königreich Galizien und Lodomerien bis zur Hälfte des 14. Iahrhunderts und in der nkraimschen Republik, dem Hedmanat im 17. und 18. Iahrhundert verkörpert hat, erlosch nicht, als die Ukraine sich mit Rußland im Vertrage von PerejaÄavl 1K54 verband. — Dieser Vertrag ist als eine Personalunion beider Staaten zu betrachten und das ukrainische Volk hat somit, wie der russische Staatsrechtler Professor Nolde in seinem Grundriß des russischen Staates betont, ein Recht in dem Perejaslavler Vertrag ein Unabhängigkeitsdokument zu erblicken, das vom staatsrechtlichen Standpunkt nicht angefochten werden dürfe. Auch jetzt noch hat man kein Recht.
Diese Idee als untergegangen zu bezeichnen, weil die Ukraine nun über ein Iahrhundert lang in russische Provinzen als sogenanntes Kleinrußland aufgeteilt war, wäre falsch. Die Staatsidee hat vielmehr für die Ukrainer auch heute noch bildende und zeugende Kraft, sodaß die Zeit der großrussischen Unterdrückung und des Unterganges des selbständigen Staatswesens zu einer bloßen Episode geworden ist und die unbesiegbare Lebensfähigkeit dieser Staatsidee beweist. Wenn die Ukraine auch von der politischen Arena hat zurücktreten müssen, so ist der Gedanke einer selbständigen Ukraine nie ganz versunken. Auch Preußen ist im 18. und 19. Iahrhundert mehrfach in Berührung mit dem ukrainischen Problem gekommen. Ukrainische Irredentisten versuchten zu Ende des 18. Iahrhunderts in Preußen um Hilfe und Unterstützung gegen die Macht der Kaiserin Katerina zu werben. 1791 schickte der ukrainische Adel seinen Vertreter, den AdelemarschaU Grafen W. Kapmst nach Berlin, der vom Minister Friedrich Wilhelms IL,

Herzberg, empfangen wurde. Herzberg kennte den Ukrainern keine bindenden Versprechungen machen und vertröstete sie für die Zukunft, sie sollten das Notwendige tun, um die preußische Hilfe später zu erlangen. Da aber Rußland im ungleichen Kampfe Sieger blieb, so konnte Preußen nichts weiter für die Ukraine tun. Ie mächtiger durch die Teilungen Polens das russische Reich wurde, um so mehr mußte die Idee der Wiederherstellung der Ukraine zurücktreten, obgleich damals die Möglichkeit einer Erneuerung des Dnjeprreiches sehr viel einleuchtender sein mußte, als im 19. Iahrhundert — da die buntbewegte Geschichte des ukrainischen Freiheitskampfes gegen Moskowiter, Polen und Türken noch in lebendiger Erinnerung war. Als selbständiger Staat, als Teil Polens, als Verbündeter Schwedens, hatte die Ukraine in die geschichtlichen Entscheidungen aller politischen Fragen des Ostens machtvoll eingegriffen und die Kunde von den Kämpfen und der Lebensart der Kosakenrepublik war in Europa weit verbreitet. Die Macht Rußlands ließ die Ukraine dann als politischen Faktor verschwinden; die Idee als solche aber blieb bestehen und wurde in manchen politischen Kombinationen, die eine Schwächung Rußlands betreffen sollten, stets von neuem hervorgeholt. Iene Kreise, die zurzeit des Kr i m k r i e g e s die Berliner Regierung zu einem Kriege gegen Rußland an Seiten der Westmächte aufforderten, — die sogenannte Bethmann-Hollwe g'sche Partei des preußischen Wochenblattes — machte die Idee einer Loslösung und Befreiung der Ukraine wieder populär. Preußen aber wollte seine alte Politik der Anlehnung an Rußland nicht aufgeben und die Bunsen'sche Denkschrift über „die gegenwärtige Lage und Zukunft der russischen Krise" wurde wieder vergessen. Bismarck erinnert in seinen „Gedanken und Erinnerungen" an die Denkschriften, in denen als Ziel aufgestellt war „die Zerstückelung Rußlands, der Verlust der Ostseeprovinzen, des Gcsamtgebietes der Republik Polen .... und die Zersetzung des Überrestes durch Teilung zwischen Groß- und Kleinrussen". Westeuropa führte den Krieg, der Rußland so sehr geschwächt hatte, nicht bis zu seinem logischen Ende und deshalb hörte die Bedrohung Europas, vor allem Teutschlands durch den russischen Imperialismus bis in unsere Tage nicht auf.
Im Iahre der bulgarischen Krise 1887 erschien in der „Gegenwart" ein von Bismarck inspirierter Artikel Hartmann's, der die Zerstückelung Rußlands und die Errichtung eines ukrainischen Staates empfahl, als eine Präventivmaßrcgel, die endlich Europa und Deutschland von dem schweren Drucke des Zarismus befreien sollte. (Vergl. „Gegenwart" XII. 1887 und 1.1888.) Hartmann's Aufsatz stand damals nicht allein da. Es gab eine Reihe von politiscken Schriften und Broschüren, die sich in den 80er Iahren mit der Frage eines Krieges mit Rußland beschäftigten, und Bismarcks große Rede gegen Rußland zeigt, wie nahe die Gefahr gekommen war. Lag aber einmal die Möglichkeit eines deutsch-russischen Krieges vor, so mußte die ukrainische Frage natnrnotwendig in den Vordergrund treten, und es erscheint keineswegs mehr so fantastisch, daß der geniale Kanzler in der

Presse den Versuchsballon der Hartmann'schen Forderung eines ukrainischen Staates steigen ließ. Seitdem trat die ukrainische Frage ganz besonders in den Vordergrund auf dem Weg über die kulturellen Bestrebungen der Ruthenen in Galizien, ihr Gegensatz gegen die Polen und die Nationalitätenprobleme in der österreichisch-ungarischen Monarchie. Während es in Rußland die Staatsgewalt war, die den Ukrainern das Recht auf ihre Sprache und ihre kulturelle Existenz versagte, waren es in Österreich die P o len, die selbst über die Vernichtung der polnischen Selbständigkeit klagend, sich in nationaler Unduldsamkeit gegen die Ruthenen vergingen. Die Polen erreichten aber das Gegenteil von dem, was sie bezweckten. Dank ihren Verfolgungen blieb das ruthenische Volkstum in Galizien kampfesfroh und stark und Lemberg wurde zum Ursprung der neueren nationalen Bewegung. Aus Lemberg stammen die geistigen Mittel zum Kampf gegen das Russentum und Lemberg war in den Zeiten schlimmster Verfolgung vor und nach der russischen Revolution der einzige Ort, wo ukrainisches Schrifttum und ukrainische Bildung blühen konnten. In Rußland selbst wurde jede, auch die geringste Äußerung ukrainischen Geistes ec> ipso zum Hochverrat gestempelt und selbst die Revolution -von 1905 brachte im Resultat keine nennenswerte Verbesserung.
Immerhin war aber doch durch die revolutionäre Bewegung von 1905—06 ein gewaltiger Anstoß gegeben, und als der Krieg ausbrach, konnte im Geheimen das Feuer der Empörung geschürt werden und mit Hilfe der wirtschaftlichen Organisationen der Bildungsgemeinschaften der Proswita und des galizischen Schrifttums die große Volkserhebung von 1917 vorbereitet werden. Diese bedurfte der äußeren Förderung und des Anstoßes, den sie durch den Fall des Zarismus erhielt. Ursache aber war keineswegs der Umsturz in Petersburg, sondern diese liegt tiefer, und zwar in der nationalen, dem Großrussentum innerlich abgeneigten Eigenart des ukrainischen Volkes. Gleichzeitig mit der Aufhebung der juristischen Gouvernementsregierung in Kijew und den anderen Städten der Ukraine trat die große organisatorische Arbeit der Schaffung zielbewußter Selbständigkeitsbewegung in Aktion. Schon im April konnte der große allukrainische Kongreß in Kijew zusammentreten, der weitgehende Autonomie für die Ukraine verlangte und einen ukrainischen Volksrat, die Zentralrada schuf, zu deren Vorsitzenden der Lemberger Professor Hruschewski gewählt wurde. Die Zentralrada organisierte die nationale Bewegung im ganzen Lande und schuf einen gewaltigen Verwaltungsapparat, der die Ukraine erst tatsächlich von Petersburg unabhängig machen sollte. Als einige Wochen darauf die anderthalb Millionen ukrainischer Soldaten und Offiziere trotz des ausdrücklichen Verbotes des Kriegsministers Kerenski ihre Vertreter zu einer großen Tagung nach Kijew sandten und dieser Militärkongreß die Zentralrada und ihr Programm genehmigte, konnte die Rada sich zu einer provisorischen Regierung der Ukraine umbilden. Es wurde der sogenannte „Universal" erlassen, ein Manifest an die Ukrainer, indem die Forderung weitgehender Autonomie begründet, das fünfunddreißig Millionen grsße

> ' ,
Volk zur Unterstützung dieser Forderung aufgerufen und von Petersburg Anerkennung derselben verlangt wurde. Alle großrussischen Zeitungen lehnten das Universal entschieden ab. Sie sprachen von Übereiltheit und Leichtfertigkeit und verlangten von der russischen Regierung, daß sie sich zu energischen Maßregeln entschließen solle. Die provisorische Regierung arbeitete daraufhin einen Kompromiß mit der Rada aus, daß als höchstes Regierungsorgan für ukrainische Angelegenheiten ein Generalsekretariat errichtet werden sollte. Die Glieder dieser Körperschaft sollen von der russischen Regierung im Einverständnis mit der Rada gewählt werden. Die Entscheidung über die nationalpolitische Verfassung und über die Lösung der Agrarfrage soll der konstituierenden Versammlung vor behalten bleiben. Die Rada verkündete in einem zweiten Universal, daß der oberste Grundsatz die Zusammengehörigkeit mit Rußland bleiben solle. Seitdem arbeitet das Generalsekretariat als wahre Regierung der Ukraine an der Organisation der nationalen Bewegung, und während in Rußland der Hader der Parteien die Lage von Tag zu Tag kritischer gestaltet, arbeiten die Ukrainer an dem inneren Ausbau ihres Staates. Die Frage der Beziehung zu der provisorischen Regierung muß in den Hintergrund treten gegenüber dem großen Werk dieser Staatsblldung und der Realisierung der Iahrhundert alten ukrainischen Staatsidee. Welche Wandlungen das Verhältnis in Rußland noch erfahren dürfte, ist nicht so wesentlich, wie jeder Markstein der nationalen Fundamentlegung; denn mit dieser Arbeit schaffen wir die realen Grundlagen zu der Auseinandersetzung in der Machtfrage, ob die Ukraine je von Rußland unabhängig wird oder nicht. Nicht Verhandlungen und Parlamentsbeschlüsse, selbst nicht das Votum der konstituierenden russischen Versammlung werden den ukralinischen Staat schaffen oder sein Entstehen verhindern, sondern einzig die Faktoren realer nationaler Volksmacht: ein nationales Heer und eine straff organisierte staatsbildendc Willensrichtung des gesamten Volks der Ukrainer. Was die Ukraine aber nicht aus sich heraus schaffen kann, das sind die allgemeinen politischen Vorbedingungen, das ist der Ausgang des großen Völkerringens und die Beziehungen der ausschlaggebenden Weltmächte zum ukrainischen Staate. Vor allem die Zentralmächte werden das Schicksal der Ukraine weitgehend mitbestimmen können und von ihnen hofft das ukrainische Volk Anerkennung und Garantie seiner Staatlichkeit.

H. v. Revelstein:
Die Balten und die Fremdvölkerstage.
In Deutschland haben Pazifisten und andere unheilbare Ideologen, die dem ungeheueren Weltgeschehen der Gegenwart in völliger Verstäjndnislosigkeir gegenüberstehen, es noch in letzter Zeit fertiggebracht, von einer wünschenswerten Aufrechterhaltung des Status quo zu phantasieren. Sie vergessen, daß es im Menschenleben, wie in der Natur, einen Status quo überhaupt nicht gibt, daß alle Dinge in ständiger Fortentwickelnng begriffen sind. So kann das gigantische Ringen dieses Weltkrieges in allen Ländern Europas natürlich nicht ohne mehr oder weniger schwere Erschütterungen von dauernder Wirkung vorübergehen. Das zuerst von der Zimmerwalder Konferenz „beschlossene", dann von der Entente und zuletzt noch in der päpstlichen Friedenskundgebung befürwortete „Selbstbestimmungsrechr der kleinen Nationen" ist als ganz allgemein hingestellte Doktrin natürlich ganz unhaltbar, denn es müßte in seinen letzten Konsequenzen in allen großen Kulturstaaten eine heillose Verwirrung hervorrufen. Die Frage muß vielmehr von Fall zu Fall entschieden werden. Als allgemeine Richtlinie aber wird man gelten lassen können, daß den kleinen Nationen ein solches moralisches Recht da zuzugestehen ist. wo die nötigen kulturellen und wirtschaftlichen Vorbedingungen geboten sind, vor allem aber da, wo das unterdrückte Volk kulturell und wirtschaftlich höher steht als der Unterdrücker und durch ihn deshalb nur geschädigt werden kann.

Da diese Bedingungen bei allen westlichen Fremdvölkern Rußlands im weitesten Umfange zutreffen, so ist es verständlich, daß alle diese Völker jetzt um ilir Selbstbehauptungsrecht ringen und sich bei Zeiten darauf vorbereiten, nicht von einer vielleicht überstürzten Neuordnung der Dinge überrascht zu werden. Dem gegenüber hat das Ziel der deutschen Politik unter allen Umständen in der praktisch-politischen Anerkennung dieser Nationen zu bestehen, was natürlich d i e Nichtanerkennung des imperialistischen Großrussentums als des Herrn über diese Fremdvölker zur Voraussetzung hat. Die polnische Frage ist wenigstens für Rußland — längst erledigt, die Ukraine und Finnland haben in diesem Sommer ihre Autonomie erklärt und zum Teil schon durchgeführt. Wir brauchen hier nicht darauf einzugehen, da diese Gebiete in diesem Heft an anderer Stelle näher besprochen werden. Viel verwickelter und in völliger Ungewißheit noch der Entscheidung harrend liegen die Verhältnisse in den baltischen Provinzen. Hier müssen wir auf die lettische und estnische Frage, mit denen die deutschbaltische im engsten Zusammenhang steht, etwas näher eingehen.

Was zunächst die Letten betrifft, so befindet sich dieses Volk zurzeit in einer ganz besonders ungewissen und zwiespältigen politischen Lage, da es bekanntlich

durch die Frontlinie in zwei fast genau gleich große HAften getrennt wird. Von deutschen Beamten und Offizieren aus Kurland hört man nicht selten den Aussxruch, eine lettische Frage gäbe es dort überhaupt nicht, denn die Handvoll Letten — etwa der dritte Teil soll nur im Lande zurückgeblieben sein — können überhaupt nicht in Bettacht kommen. Diese Anschauung, die auf einer völligen Unterschätzung der lettisch-nationalen Bewegung der letzten Iahrzehnte beruht, muß als durchaus irreführend zurückgewiesen werden. Denn wenn durch die Ungüpsi der Verhältnisse die Düna die dauernde deutsch-russische Grenze bleiben sollte, dann würde eine für Deutschland recht empfindliche lettische Frage erst recht entstehen, eine lettische Irredenta, die einen dauernden Krebsschaden am deutschen Staatskörper zur Folge hätte. — Im allgemeinen gelten alle Letten — sowrhl die Sozialdemokraten und Sozialrevolutionäre, als auch die bürgerlich-konservativen Nationalisten, als ausgesprochene Feinde des Baltentums, wie des Deutschtums überhaupt. Allerdings wird von vielen Seiten versichert, daß der bcsitzliche lettische Bauer in Kurland, der jetzt im Gelde schwimmt, mit der deutschen Herrschaft zufrieden ist. Dazu kommt noch, daß die lettischen Großbauern in Kurland und namentlich in Livland allen Grund haben, sich vor der russischen Anarchie zu fürchten, wobei namentlich die Deklaration der provisorischen Regierung vom 21. Iuli d. I. über die sofortige Regelung der Agrarfrage sie wegen ihres Besitzes mit banger Sorge erfüllen mußte. Das bald nach der Revolution zutage tretende Streben aller lettischen Parteien nach einer „Latwija", einem freien, von Rußland möglichst unabhängigen Lettland, das Kurland, Südlivland und das sogenannte Polnische Livland umfassen soll, findet deshalb außer in der lettischen Intelligenz auch in den Bauern seine stärkste Stütze. Schon im April, als die Russophilie unter den Letten noch stärker verbreitet war, kam es auf einem Kongreß der kurischen Letten in Dorxat zu einem Zusammenstoß zwischen den besitzlichen Bauern und den russenfreundlichen Vertretern der Moskauer Letten. Im Mai war die Neuorientierung der Letten jedenfalls schon so weit gediehen, daß Kerenski bei seinem Besuch in Riga auf einem dort stattfindenden Kongreß die lettische Demokratie beschwören mußte, „nicht von dem gemeinsamen Wege abzuschwenken". Trotzdem spitzte sich das gespannte Verhältnis immer mehr zu, sodaß im Iuli sogar scharfe Gefechte zwischen den lettischen Legionären und russischen Truppen stattgefunden haben. In dem Streben nach einer möglichst weitgehenden lettischen Autonomie dürften heute wohl alle Letten einig sein, auch der russifizierte Demagoge Tschakstc, ein eifriger Anhänger Miljukows, macht da keine Ausnahme, wie seine in Stockholm kürzlich in deutscher Sprache erschienene Flugschrift „Die Letten und ihre Latwija" beweist. Viele maßgebende lettische Politiker machen dabei Propaganda für einen engen föderativen Anschluß an ein autonomes Litauen, wie er auch von dem bekannten Königsberger Gelehrten Prof. Bezzenberger schon 4915 befürwortet wurde. Wenn auch der kurländische Vertreter in Berlin, Silvio Broedrich, mit seiner Bemerkung Recht hat, daß zwischen

den stammverwandten Letten und Litauern eine Feindschaft herrscht, wie zwischen Wolf und Hund, so dürften bei den scharfen, ethnographischen Grenzen zwischen beiden Volksstämmen sich ernste Reibungen unter völlig veränderten politischen Verhältnissen doch leicht vermeiden lassen.

Weit einfacher und klarer liegen die Dinge bei den Esten, die kürzlich die bisherige Provinz Estland mit Nordlivland und der Insel Oesel als autonome estnische Republik erklärt haben. Unter den Esten, die sich durch einen maßvollen, kaltblütig besonnenen und nüchternen — skeptischen Charakter von den Letten sebr scharf unterscheiden, als germanisch-finnisches Mischvolk überhaupt den Germanen in ihrer ausgesprochen männlichen Eigenart sehr nahestehen, hat es eine russenfreundliche Partei vom Beginn des Krieges an überhaupt nicht gegeben.

Bis zum März 1917 beobachteten sie eine vorsichtige und abwartend neutral« Haltung, nach der Revolution aber kam die Losung „Los von Rußland!" in den verschiedenen Kreisen der Bevölkerung mehr oder weniger unverhüllt zum Durchbruch. Selbst die estnischen Soldaten — zurzeit etwa 90 000 — erklärten bald, nicht mehr für Rußland, sondern nur noch zur Verteidigung ihrer engeren Heimat kämpfen zu wollen. Während des ganzen Krieges bildete die feste Richtlinie für die Politik der Esten die engste Fühlungnahme mitFinnland, während gleich-gleichzeitig auch mit den Vertretern des estländischen Adels eine vollkommene Verständigung über die wichtigsten Fragen erreicht wurde. Bezeichnend für die xolitische Reife des estnischen Volkes ist der Umstand, daß noch kürzlich selbst das einzige radikaldemokratische estnische Blatt, der „Kiiv" in Reval, den Grundsatz des „quietu. neu movere" verfocht und sich gegen eine Aufteilung des Groß grundbesitzes aussprach. Die Furcht vor der kommunistischen Zerstörungswut der russischen Anarchie ist eben bei den Esten noch weit schärfer ausgeprägt, als bei den Letten, bei denen der Sozialismus sehr viel mehr Boden gefunden hat. Es ist hierbei zu beachten, daß in allen drei Provinzen von dem landwirtschaftlich genutzten Boden sich weit über die Hälfte in bäuerlichem Besitz befindet, der sich auf 62 771 Bauernhöfe von 45 Hektar im Durchschnitt verteilt. — Die politische Verständigung der Esten mit den Deutschbalten wurde wesentlich durch den Umstand erleichtert, daß die Esten von jeher die Russen verachten, auf die Letten mit einer gewissen Geringschätzung herabsehen, die Balten aber hochachten und wertvolle Heimatgenossen in ihnen erblicken. Nach den letzten Nachrichten machen sich unter den Esten gegenwärtig drei politische Strömungen bemerkbar, die alle in dem Wunsche nach einer möglichst weitgehenden estnischen Autonomie einig sind. Nur die radikal-demokratischen Kreise erstreben eine solche Autonomie im Anschluß an die große russische Bundesrepublik, von den bürgerlichen Elementen dagegen wünscht ein großer Teil, unter völliger Lostrennung von Rußland, ein enges föderatives Verhältnis zn einem völlig unabhängigen Finnland, eventuell im Anschluß an einen allgemeinen skandinavischen Ostseebund. Eine dritte Gruppe, die intelligenteste und am meisten realpolitisch denkende, wünscht ihr autonomes

Land unter deutsches Protektorat zu stellen, weil sie die ungestörte Entwickelung ihrer Heimat nur so für gesichert hält. Für eine lettische Republik bekunden die Esten zurzeit noch wenig Interesse, doch erscheint ihnen der föderative Anschluß an eine solche natürlich als selbstverständlich.

- Die Probleme, die hier nur kurz gestreift werden konnten, haben eine weit über ihre geographischen Grenzen hinausgehende Bedeutung — sie werden jetzt, wo wir vor einem neuen Abschnitt der Weltgeschichte stehen, zu Fragen der großen Politik. Da muß man sich unwillkürlich die Frage aufdrängen: Was soll unter diesen Umständen aus der baltischen Minderheit werden, die in jahrhundertelanger Arbeit dem Lande für immer den deutschen Stempel aufgedrückt hat, jener Minderheit, die nur der Zahl nach nicht die erste Stelle einnimmt, in politischer, sozialer und kultureller Beziehung aber bis heute ausschlaggebend war. Auch diese Frage hat eine Bedeutung, deren realpolitische Tragweite für das Deutsche Reich nicht unterschätzt werden darf, umso weniger, als in Estland bereits jetzt ein neues und sehr gefährliches Kulturelement, das englische, sich festzusetzen beginnt.

Das Schicksal der deutschen Kurländer ist in politischer und nationaler Beziehung heute ohne Zweifel bereits als gesichert anzusehen, die Liv- und Estländer aber, die durch den Krieg in die schwersten Konflikte gerieten, befinden sich mit der Revolution in einer besonders ungewissen und gefährdeten Lage. Es mnß hier übrigens bemerkt werden, daß alle Verbrechen gegen Leben und Eigentum der Balten seit dem März des Iahres, soweit genauere Nachrichten vorliegen, von russischen Soldaten verübt worden sind. Einzelne Verhaftungen von baltischen Kriminalbeamten und Edelleuten durch die revolutionären Komitees in Reval nnd Dorpat wurden sehr bald wieder aufgehoben. Ein feindseliges Verhalten der Esten gegen die Balten beruht da, wo es überhaupt vorhanden ist, weniger auf nationalen, als auf sozialen Gegensätzen; trotzdem kann bis heute von sozialer Revolution in Estland und Livland keine Rede sein. Die baltische Landesvertretung in Estland, die sich in außerordentlich geschickten Händen befindet, hat schon frühzeitig alle Möglichkeiten und Gefahren in Erwägung gezogen und bereits 4914 mit den führenden estnischen Politikern Fühlung gesucht und gefunden.

Diese schon oben erwähnten Kompromisse haben zu einer so vollständigen Einigung geführt, daß es zu irgendwelchen Reibungen zwischen Esten und Deutschen überhaupt nicht gekommen ist, während der estnisch-russische Gegensatz sich in immer schärferen Zusammenstößen geltend macht. Das gute baltisch-estnische Einvernehmen zeigt sich u. a. auch darin, daß von den estnischen Kirchenvorstehern, die durchweg dem grundbesitzenden Adel angehören und zum Teil schon in jahrzehntelanger ehrenamtlicher Tätigkeit sich bewährt haben, bisher kein einziger von den Esten abgewählt worden ist.

Es fragt sich nun, wie sich die Deutschbalten zu der Frage einer estnischen und lettischen Autonomie zu stellen haben. Zweimal, an besonders bedeutungs-

vollen Wendepunkten ihrer Geschichte, ist den Liv- und Estländern eine nationale Autonomie zugesichert worden, 1561 von den Königen Sigismund II. und Erich XIV. von Schweden, und 1710 von Peter dem Großen. Als der letztere Livland und Estland durch Sonderverträge erworben hatte, bemühte er sich, als Herzog der „deutschen Herzogtümer", wie er die ehemals schwedischen Provinzen jetzt nannte, um seine Aufnahme in den deutschen Reichsfürstenstand.
So selbstverständlich erschien es ihm, daß diese Provinzen ihrem Wesen nach deutsch waren und deutsch bleiben sollten. — Heute, wo die Balten zum dritten- mal vor einer Umwälzung der osteuropäischen Verhältnisse stehen, liegt es auf der Hand, daß sie — ganz besonders, angesichts der immer deutlicher hervortretenden mitteleuropäischen Neuorientierung der Esten und Letten — an der Verwirklichung einer Autonomie ihrer Heimat mitarbeiten müssen. Sie dürfen jetzt nicht ?ine nur passive Rolle spielen, sondern müssen nach einer politischen Stellung streben, die ihrer sozialen, kulturellen und vor allem ihrer wirtschaftlichen Bedeutung ent- spricht. Das sind sie nicht allein sich selbst schuldig, sondern dem deutschen Volks- stamm überhaupt, dem deutschen Gedanken in der Welt, den sie stets hochgehalten Kaden. Als ihr politisches Endziel können sie nur einen autonomen, unter deutscher Herrschaft stehenden Bundesstaat erstreben, der Kurland, Livland, Estland und Litauen umfassen würde. Ein solcher Bundesstaat müßte als Boll- werk gegen alle russischen und polnischen Erpansionsbestrebungen zur Ostsee für Deutschland von größtem Werte sein, unter gleick>zeitiger Vermeidung aller bei einer wirklichen Annexion entstehenden Rcibungsflächen. Von allen militärischen Entscheidungen ganz abgesehen, erscheint die Verwirklichung eines solchen Planes dadurch näher gerückt, daß sich Vertreter Finnlands, der Ostseeprovinzen und der Ukraine kürzlich in Stockholm über gemeinsame Richtlinien ihrer Politik geeinigt haden. Die Befürchtungen ängstlicher deutscher Philister, daß so „ein neuer Balkan im Nordosten" entstehen könnte, sind ganz unbegründet, denn die uner- quicklichen Zustände auf der Balkanhalbinsel waren bisher ja darauf zurückzu- führen, daß sich eine solche bundesstaatliche Vereinigung dort bis jetzt hat nicht bilden können.
Eine endgültige Trennung Livlands von Kurland durch die neue Grenze müßte die Balten ebenso empfindlich berühren, wie die Letten, denn die Balten bildeten seit 1795 in allen drei Provinzen eine geschlossene Einheit, eine große deutsche Familie, die stets Frend und Leid geteilt und gemeinsame Ziele verfolgt hat. Besonders verhängnisvoll für die Balten und mittelbar wohl auch für Deutschland würde eine solche Trennung werden, wenn das neugeschaffene auto- nome Gebiet nicht unter deutsche Oberherrschaft käme. Aber wie die Würfel des Krieges auch fallen mögen, — in jedem Falle werden die Liv- und Estländer in dem oben angedeuteten Sinne weiter arbeiten und nach wie vor die Fahne des Deutschtums hoch zu halten suchen. Eine nicht nur moralische, sondern anch praktisch-politische Unterstützung der Balten und des deutsch-baltischen Einflusses

würde in diesem Falle nicht allein im allgemeinen deutschvölkischen Interesse liegen, sondern eine realpolitische Notwendigkeit für das deutsche Reich darstellen. Den umständlichen Nachweis, daß ganz im allgemeinen die nationalen Ideale der Balten und das reale Staatsinteresse Deutschlands sich vollkommen decken, können wir uns hier wohl ersparen, denn diese Ubereinstimmung dürfte wohl jedem klar sein, dessen politischer Horizont nicht durch Partei-Scheuklappen eingeengt wird.

Ich erinnere deshalb zum Schlusse nur an das bekannte Wort Treitschkes, daß „die Zukunft Deutschlands davon abhängt, wie weit die deutsche Sprache verbreitet sein wird".

Professor Dr. C. Ballod, Berlin:

Die Letten.

Die Letten bilden mit den Litauern einen besonderen Zweig der arischen Völker, sie stehen etwa in der Mitte zwischen Slaven und Germanen, jedoch näher den Slaven. Sie bewohnen fast ganz Kurland, Südlivland und 3 Kreise des russischen Gouvernements Witebsk, sie bilden auf etwa 59000 qkru die Landbevölkerung und dürften vor Beginn des Weltkrieges etwa 1,6—1,7 Millionen Seelen gezählt haben (1897 gab es annähernd 1,4 Mill. Letten).

Die ältere Geschichte der Letten ist wenig bekannt, im 12. und 13. Jahrhundert zerfielen sie in eine Anzahl von einander unabhängiger Stämme, die mit den Nachbarn, den Liven, Esten, Litauern in ständiger Fehde lagen. Im Laufe des 13. Iahrhunderts wurden sie von dem deutsckxen Ritterorden in harten Kämpfen unterworfen und christianisiert und teilten beim Zerfall des Ordens' staates dessen Schicksal: in Kurland gehorchten sie dem Adel und dem Herzog, den sie „leelskullßs", den „Großherrn" nannten, in Livland kamen sie unter die Krone Schwedens, jedoch wurden von Livland etwa 12000 qkm, die jetzigen lettischen Teile d«s Gouv. Witebsk als „Polnisch-Livland" abgetrennt, die das Schicksal Polens bis zu dessen Zusammenbruch teilten. Die Bevölkerung war in Livland und Kurland protestantisch geworden, in „Polnisch- Livland" wurde sie rekatholisiert. Bis zum 19. Iahrhundert gab es unter den Letten nur einen Stand: den leibeigener Bauern. Adel und Bürgertum im Baltenlande stellten eine deutsche Herrenschicht vor, es war für einen Bauernsohn fast unmöglich, in eine (deutsche) Handwerkszunft einzudringen. Di« Aufhebung der Leibeigenschaft 1818 und 1319 brachte den Letten zunächst nur eine recht beschränkte Freipigigkeit und war

in Livland mit dem Verlust des durch die Bauernverordnung vom Iahre 1804 gewährleisteten Nutzungsrechtes des Grunds und Bodens gegen gemessene Leistungen verbunden. Das Recht auf Grundbesitz erlangten die lettischen Bauern in Livland im Iahr« 1848 durch die Bemühungen eines vornehm gesinnten Adligen, des Hamdkar v. Fölkersahm, in Kurland erst um 1863 nach der Aufbebung der rnssischen Leibeigenschaft. Dieses Recht war aber bloß fakultativ: der Gutsbesitzer durfte Land an Bauern verkaufen, mußte es aber nicht. In Bezug auf den Landpreis sollte die „freie Vereinbarung" herrschen. Die Folge war, daß in Bezug auf den Landpreis das größere oder mindere Wohlwollen des Gutsherrn maßgebend war, daß in einzelnen Teilen des Baltikums, da, wo Land billig verkauft wurde, sich rasch eine wohlhabende Schicht von Großbauern bildete, in anderen Teilen, wo Land teuer verkauft wurde, hatten die Bauern schwer zu kämpfen, die meisten Inhaber der Bauernhöfe blieben lange Zeit Pächter, die gegen Pachtsteigerungen nicht geschützt waren. Allmählich ist allerdings fast das ganze sog. „Bauernland" von den Gutsherrn abverkauft worden, begreiflicherweise zu steigenden Preisen, was insbesondere in den 80er und 90er Iahren, zur Zeit des großen Preissturzes für agrarische Prodnkte, eine große Unzufriedenheit hervorrief und den nationalen Gegensatz gegen das Deutschtum verschärfte. Dabei konnte nicht die gesamte lettische Landbevölkerung Land erlangen, sondern nur die Hofinhaber; nur ^/z—'/« waren Hofinhaber, „Bauernwirte", die Höfe in der Durchschnittsgröße von 45—50 da inne hatten, den Rest bildeten landlose Knechte und „Lostreiber". Dieser Umstand erklärt in der Hauptsache die Zerstörung von etwa 200 Gutshöfen in der Revolution von 1905. Das Niederwerfen der Revolution, die sich s. Zt. auch gegen die Bauernwirte gewandt hatte, bewirkte eine starke Abwanderung der „Knechte" vom Lande in die Stadt, insbesondere nach Riga, wo die seit 1895 gewaltig aufblühende Industrie große Arbeiterscharen brauchte. Die Abwanderung der Knechte und deren Ersatz durch litauische und z. T. russische Landarbeiter erklärt es, daß das Organ des konservativ gerichteten Teils der Bauernwirte es begrüßte, als einige kurische Großgrundbesitze? deutsche Kolonisten aus Wolhynien ins Land zogen: man hoffte in deren Söhnen brauchbare und billige Landarbeiter zu gewinnen. Der Wohlstand der lettischen Bauernwirte hat in der Zeit seit der Revolution bis zum Weltkriege ungemein zugenommen. Bedingt war dies durch die seit 1900 immer stärker einsetzende Genossenschaftsbildung und die Ausbreitung des Molkereiwesens nach dänischem Muster, das viele Bauernsöhne, die in der Revolution von 1905 flüchten mußten, persönlich kennen gelernt hatten; die erhöhten Weltmarktpreise kamen auch den Bauern, die ihr Land teuer gekauft hatten, sehr zu nutze. Der steigende Wohlstand der Großbauernschicht hat zu einer AbschwcSchung des Gegensatzes gegen die deutsche Gutsherrnschicht geführt, denn nun hatten auch die Bauern, die teuer gekauft hatten, genügend zu leben. In den Städten, insbesondere in Riga ist das städtische Patriziat, die Schicht der Großkaufleute und Fabrikanten, deutsch ge-

blieben, die Letten besetzten aber immer breitere Teile des Handwerks, bildeten den Hauptteil der industriellen Arbeiterschaft, drangen immer mehr vor als Detail-
listen und Hausbesitzer. Die letzteren Schichten betonten den nationalen, die Ar-
beiterschaft den sozialen Gegensatz gegen das Deutschtum. Mit dem Anwachsen des bäuerlichen Wohlstandes hatte eine steigende Zahl von Bauernsöhnen es zum Hochschulstudium gebracht; die lettischen Akademiker haben sich zunächst in den 70er und 80er Iahren des 19. Iahrhunderts leicht germanisieren lassen. Die
ersten lettischen Akademiker, wie z. B. Georg Neiken, vertraten energisch den Standpunkt, daß die Letten sich im kulturellen Interesse germanisieren lassen müßten. Allmählich aber entstand z. T. mit durch eine gewisse Exklusivität der alten baltischen „Literatenkreise" ein steigender nationaler Gegensatz. Die lettischen Akademiker suchten Anschluß an das Russentum, erhofften von den Russen ein« günstige Lösung der Agrarfrage. Die Gegensätze wurden insbesondere durch die Hinweise auf die Zeiten der Leibeigenschaft rege gehalten: man warf
den Gutsherren vor, sie wären harte Herren gewesen. Unbestritten auch in lettischen Kreisen ist, daß der deutsche Adel den lettischen Bauern zur Arbeit er-
zogen und dadurch ihn befähigt hat, im Konkurrenzkampfe besser zu bestehen. Der Gegensatz in Kultur, Volksbildung und Wohlstand zwischen den lettischen Teilen, die uuter deutscher Herrschaft gestanden haben, und zwischen Polnisch-Livland ist sehr in die Augen springend. Unbestritten sind vor allem die Verdienste des Pro-
testantismus, der evangelischen Geistlichkeit um die Hebung der Volksbildung und Sittlichkeit, die Kenntnis der Lesekunst ist durch sie unter den lettischen Bauern bereits im 18. Iahrhundert verbreitet worden. Deutsche Geistliche habeil die
ersten lettischen Bücher geschrieben und die ersten Zeitungen seit 1819 herausge-
geben. Die Hoffnungen der lettischen Intellektuellen in den 80er Iahren des
19. Iahrhunderts auf russische Hilfe wurden freilich bitter getäuscht: es kam dem russischen Regiment nur darauf an, Zwietracht unter die Fremdstämmigen zu säen: Schule, Verwaltung, Gericht wurden gründlich russifiziert, das Russische wurde Unterrichtssprache in den früher lettischen Volksschulen, vor Gericht mußten die des Russischen unkundigen Letten durch Dolmetscher, die schlecht übersetzten, ihr Zeugnis ablegen.

Die Revolution von 190ö hatte daher in den Städten die bewußte Spitze
gegen die russische Herrschaft. Die schrankenlose Herrschaft der Reaktion nach 1906 hat die russischen Sympathieen bei der lettischen Landbevölkerung sehr zurückgedrängt, die städtischen Arbeiterführer hofften nach wie vor durch Anschluß an die russische Sozialdemokratie auch nationale Ziele zu fördern. Der Weltkrieg scheint mehrfachen Stimmungswechsel hervorgebracht zu haben: zunachst waren die Sympathie«n zweifellos auf russischer Seite; die rücksichtslosen Requisitionen auf dem Lande gegen Requisitionszettel, zahlbar nach dem Kriege, und die Aus-
sicht auf Ansiedelung einiger Hunderttausend nissischer Bauern bewirkten eine stark? Abkühlnng. Zur Zeit der Besetzung Kurlands durch deutsche Truppen

dürfte die Stimmung eine recht laue gewesen sein. Wäre damals, August 1915, eine Erklärung vom deutschen Gouvernement erfolgt, die den lettischen Bauern ihr Land, eine gewisse Selbstverwaltung und Volksschule mit lettischer Unterrichtssprache garantierte, so wären die Sympathieen ganz überwiegend auf deutscher Seite gewesen. Das erlösende Wort wurde aber nicht gesprochen, und das gab den Russophilen im lettischen Teil Livlande das Oberwasser: es erfolgte mit Genehmigung der russischen Regierung, die diesmal recht gut begriff, um was es sich handelte, die Bildung lettischer Freiwilligenbataillone, die man „zur Befreiung" ihrer Heimat rücksichtslos verbluten ließ. Die Revolution weckte die Hoffnung auf volle Autonomie Lettlands als Glied des russischen Gesamtkörpers — auf lettischer Seite. Die russische provisorische Regierung beeilte sich aber durchaus nicht, in dieser Beziehung irgendwelche bindenden Erklärungen abzugeben. Dem Wunsche der Letten und Esten nach Bildung einer nationalen Armee durch Herausziehen der lettischen und estnischen Soldaten aus den russischen Armeeformationen wurde nicht nur nicht stattgegeben, sondern, wie es scheint, die lettischen Freiwilligenbataillone zur Auflösung veranlaßt. Kein Wunder daher, daß Kerenski von lettischer Seite in Riga kühl empfangen worden ist. In der Folge haben russische Deserteure deutsche Gutshöfe und lettische Bauernhöfe ohne Unterschied geplündert und mehrfach niedergebrannt. Diese Ereignisse scheinen eine Wiederannäherung zwischen Letten und Deutschen in Livland zu Wege gebracht zu haben: es scheinen sich Verhältnisse anzubahnen, wie in Finnland, wo zwischen Schweden und Finnen zwar Gegensätze bestehen, man aber nach außen, auch Rußland gegenüber, zusammenhält eingedenk der kulturellen und konfessionellen Gemeinschaft.

Wie werden sich die Dinge in der Zukunft entwickeln? Es ist sehr möglich, daß das, was die livländischen Letten in der ersten Zeit der Revolution als höchstes Ziel erstrebten, eine Föderativverfassung in Rußland nach der Art der Vereinigten Staaten, es heute nicht mehr ist: daß sie befürchten, die künftige russische konstituierende Versammlung würde zwar den Ukrainern Autonomie zugestehen, jedoch nicht den anderen „Fremdvölkern", sondern sie unter den vollen Zentralismus zurückzwingen, womöglich den allen zaristischen Plan aufnehmen, eine starke Ansetzung russischer Bauern im Baltikum in die Wege leiten mit der Entschuldigung, daß die Letten zu viel, die Russen zu wenig Land hätten. Darauf haben sich bereits Russen unter Hinweis auf die dünne Besiedelung des Baltikums im Verhältnis zu Kleinrußland berufen. Daß im Baltikum sich weite Sümpfe, Heide- und Sandstrecken befinden, der baltische Durchschnittsboden relativ genommen höchstens —^4 so viel wert ist wie die wnnderbar fruchtbaren herrlichen Gebiete der russischen Schwarzerde, braucht die russischen Nationalisten nicht zu genieren. Kein Wunder daher, wenn unter den Letten Strömungen im Entstehen wären, die auf eine volle Selbständigkeit abzielen, in Ubereinstimmung mit den dahin gehenden Wünschen der Finnländer. Die Voraussetzung dazu wäre natür-

lich ein gesicherter Ausgleich mit der deutschen Bevölkerung, welcher Ausgleich
ja erst den bei Rußland verbliebenen Letten die Wiedervereinigung mit Kurland
bringen könnte. Der Ausgleich könnte sich auf eine gegenseitige Garantie des
privaten Grundbesitzes, freier Schulen, einer bestimmten prozentualen Teilnahme
an der Verwaltung erstrecken. Es sollen bereits in Livland Verhandlungen statt-
gefunden haben, bei denen die Letten den Deutschen eine 20 °/«ige Vertretung bei
den Abgeordnetenstellen zugestanden haben. Eine volle Selbständigkeit des Balti-
kums würde ein gewaltiges Aufblühen der Landwirtschaft daselbst zur Folge
haben, wegen der günstigen Lage zum Westen, insbesondere zu Deutschend, und
der Möglichkeit der Einfuhr billiger Industriewaren. Die Kenntnis der deutschen
Sprache bei den Letten, die seit der Russifizierungsära, seit 1888 etwa, stark ab-
genommen hatte, würde bei voller Selbständigkeit wieder ungemein zunehmen.
Man könnte meinen, daß die Russen Livland nicht gern fahren lassen würden, ine-
besondere weil Riga nach und nach der Hauptausfuhrhafen Sibiriens geworden
war. Das war aber; seit dem Bau der Murmanbahn hat das Baltikum an
Wichtigkeit für die Russen cingebüH. Solange „Petrograd" Hauptstadt bleibt,
wird man freilich auf das Baltikum größten Wert legen, wird die Hauptstadt
aber nach Moskau verlegt oder gar nach Kijew, was heute durÄxaus nicht mehr un
möglich ist, so sinkt die Bedeutung des Baltikums für Rußland, es wird dann das
von den Türken eroberte Gebiet Armeniens, insbesondere Trapezunt, in der Wert-
bemessung wachsen. Allerdings ist anzunehmen, daß die Russen auf Kompen-
sationen auch an der Westgrenze dringen werden. Solche Kompensationsobjekte,
Faustpfänder besitzt Deutschland in den eroberten weiß- und kleinrussichen Gebieten
der Gouv. Grodno und Wolhynien, z. T. auch des östlichen Teils von Wilna.
Allerdings würden dann die großpolnischen Träume von einer neuen Herrschaft
des Polentums über Weißrußland, Litauen und Kurland zu Grabe getragen
werden, die Polen müßten sich mit deu ethnographisch polnischen Gebieten, also
Kongreßpolen ohne die Nordhälfte von Suwalki, allenfalls mit dem znm Gouv.
Grodno zählenden Kreise Byalostok begnügen. Im deutschen Interesse liegt aber
kaum ein Großpolen an seiner Ostgrenze, sondern eher kleinere Pufferstaaten, die
ganz naturgemäß als Agrarausfuhrgebiete ein freundschaftliches Verhältnis mit
dem Großindustriestaat Deutschland anstreben würden.

Dr. Herman Gummerus, Helsingfors:
Die Unabhängigkeit Kinnlands.
Nie hatte das russische Joch so schwer auf Finnland gelastet wie unmittelbar
vor der Revolution. Militärisch vollständig von den russischen Okkuparions-
truppen beherrscht, politisch zu einer rechtlosen Grenzmark herabgesunken, wirr-
schaftlich an die Grenze der Hungersnot gebracht, lag Finnland anscheinend als
ein wehrloses Opfer der entfesselten Henkergelüste der Moskowiter da.
Der Weltkrieg hatte in Finnland erst unbestimmte Hoffnungen, dann eine
zielbewußte militärisch-politische Bewegung ins Leben gerufen, deren Zweck die
Befreiung des Landes mit Hilfe der Feinde Rußlands ist.
Diese Bewegung — eine Volksbewegung im wahren Sinne des Wortes — war
von den russischen Behörden bald entdeckt worden, und nun folgte eine in der Ge-
schichte Finnlands bis dahin unerhörte Schreckens herrschaft.
Da kam endlich doch die Erlösung. ^D ie russische Revolution
führte in Finnland fast unmittelbar zum Sturz der Sattapenherrschaft des Gene-
ralgouverneurs Seyn. Einige Tage nach dem Revolutionsausbruch erließ die
vorläufige russische Regierung ein Manifest, wodurch die gesetzwidrigen, die Kon-
stitution des Landes verletzenden Verordnungen und Russifizierungsmaßnahmen
aufgehoben und die Autonomie wieder hergestellt wurde. Der Land'
tag wurde zusammenberufen und der Senat — die einheimische Regierung Finn-
lands — wurde nach Entfernung der früheren servilen Mitglieder durch die Er-
nennung hervorragender finnlcindischer Patrioten aus allen Parteien neugebildet.
Finnland hatte in den zwei Iahrzehnten seines Verfassungskampfes gelernt,
sich auf zufällige Stimmungen und einen Systemwechsel in Rußland nicht zu ver-
lassen. Schon lange hatten seine führenden Politiker erkennen müssen, daß ohne
internationale Garantieen das staatliche Dasein Finnlands auf
tönernen Füßen stand. Solange die finnländische Frage eine innere russische Frage
blieb, gab es für Finnland keine Sicherheit. Sogleich nach dem Erlaß des Au-
tonomiemanifestes wurde in der Presse und öffentlichen Kundgebungen die Ansicht
klar ausgesprochen, daß das Manifest auch für die Erhaltung der Autonomie keine
hinreichende Gewähr bieten könne.
Allein bald zeigte sich, daß auch die Wiederherstellung und Sicherung der
Autonomie, ja sogar eine bedeutende Erweiterung derselben, dem finnländischen
Volk nicht mehr genügte. Nicht umsonst hatten die Russen alles getan, um die
Finnländer zu überzeugen, daß die Kluft zwischen den beiden Nationen unüber-
brückbar, sei, daß eine staatliche Verbindung zwischen ihnen unvermeidlich zur
nationalen und politisch«n Vergewaltigung der Schwächeren führen müsse.
Namentlich während des Weltkrieges war in Finnland der Gedanke an die Er-
richtung eines von Rußland getrennten unabhängigen

Staats zur Reife gekommen. Und nun kam dieser Gedanke, nachdem die
Wellen der ersten spontanen Begeisterung über den Sturz des alten Regimes sich
gelegt hatten, mit der Macht eines lange zurückgehaltenen Volkswillens zum
Vorschein.
Es fing mit Artikeln in der Presse und mit Reden und Resolutionen in
öffentlichen Versammlungen an. Zum Durchbruch kam die Bewegung mit der
großen Programmredc des neuen sozialdemokratischen Regierungschefs Tokoi
im Landtage am 20. April.
„Die Entwicklung unseres Volks — sagte er —, seine Vergangenheit und
seine Geschichte sind ein lebendes Zeugnis davon, daß das Volk Finnlands im
Laufe der Zeit zur Reife eines selbständigen Volks gelangt ist, das
über sein eigenes Recht, seine eigenen Angelegenheiten und seine eigenen Pläne
selbständig bestimmen kann. Unsere ganze kulturelle Entwicklung ist im Zeichen
der Selbständigkeit vor sich gegangen. Auch unsere wirtschaftliche Entwicklung
ist dermaßen selbständig und unsere Gesellschaftsordnung ist von derjenigen Ruß-
lands so verschieden, daß es keine Frage sein kann, von einer solchen Vereinigung
der beiden Länder zu reden, da die Gesellschaftsordnung des einen oder des
anderen Landes darunter leiden müßte." Als geschätzter und würdiger Nachbar
des freien Rußlands müsse Finnland volle Selbständigkeit erhalten,
denn ein selbständiges Volk (wie das russische) könne einen unterjochten Nachbarn
oder einen unterdrückten Bundesgenossen nicht vertragen. Auch in Rußland
dürfte man darüber im klaren sein. „Ich verlasse mich daher darauf — fuhr der
Redner fort —, daß das S e l b st b e st i m m u n g s r c ch t des finnischen Volkes
und der Anfang seiner Selbständigkeit auf festem Grunde steht. Unsere
Pflicht ist es, unerschütterlich und folgerichtig diese Grundlage in einer Weise zu
entwickeln, daß die Selbständigkeit Finnlands schon in der
nächsten Zukunft garantiert wir d."
Die Sozialdemokraten Finnlands sind überzeugte Träger der Unabhängig,,
keitsbewegung geworden. Sie haben nicht gezögert, den Anspruch Finnlands auf
die volle Selbständigkeit der sozialistischen Friedenskonferenz in
Stockholm vorzulegen. In den vorbereitenden Unterredungen mit dem
holländisch-skandinavischen Komitee am 23. und 24. Mai haben die entsandten
Vertreter der finnlcjndifchen sozialdemokratischen Partei ausgesprochen, daß die
Frage nach der rechtlichen Stellung Finnlands auf dem künftigen Friedenskongreß
als eine internationale Frage behandelt werden soll. „Der Zeitpunkt
— sagten die finnländischen Delegierten — ist jetzt gekommen, um das zu ver-
wirklichen, was das Volk Finnlands wünscht: die volle Unabhängig-
ke i t. Die Sozialdemokraten Finnlands huldigen vollständig dem Grundsatz der
internationalen Sozialdemokratie von dem Selbstbestimmungsrecht
allerVölker und verlangen für Finnland das Recht, über seine Stellung
selbst zu verfügen."

Die Stellung der Sozialdemokraten Finnlands zu der Unabhängigkeitebe-
wegung war aus dem Grunde maßgebend, weil sie im Landtage über eine abso-
lute Majorität — 103 Stimmen von 200 — verfügten und dementsprechend in
der neuen einheimischen Regierung die Hälfte der Plätze besetzten. Aber auch d i e
bürgerlichen Parteien schlossen sich der Bewegung an. DieIung -
finnen haben Mitte April auf ihrem Parteitage die Erlangung der größt-
möglichen Selbständigkeit als das Ziel Finnlands festgestellt. Eine fast gleich-
lautende Resolution ist Anfang Mai vom Parteitage der Altfinnen gefaßt
worden. In der Resolution der Ende Mai stattgefundenen allgemeinen Landes-
Versammlung der schwedischen Volkspartei heißt es noch bestimmter,
das Volk Finnlands sei in kultureller und politischer Entwicklung so weit fortge-
schritten, daß es berechtigt sei, in der Zahl der souveränen Nationen einen Platz
als selbständiger Staat zu verlangen. Die vierte bürgerliche Partei, der
Bauernbund, hat stets dem Unabhängigkeitsgedanken nahe gestanden.
Es konnte also schon sehr bald nach dem Revolutionsausbruch darüber kein
Zweifel mehr sein, daß das Volk Finnlands zielbewußt und mit seltener Ein-
mütigkeit die volle Unabhängigkeit erstrebte. Wie stellte sich aber Rußland
zu diesen Plänen?
Es ist wohl kaum nötig zu sagen, daß die bürgerlich-demokra-
tischen Parteien Rußlands, die kaum weniger nationalistisch sind als die
gestürzten Reaktionäre, sich dem Unabhängigkeitsbestrcben Finnlands sofort wider-
setzten. Die Rede Tokois im Landtage, sowie alle späteren Kundgebungen in
dieser Richtung wurden von führenden bürgerlichen Blättern mit heftigen Wider-
sprüchen und gehässigen Angriffen beantwortet. Sie behaupteten, gegen die
innere Autonomie Finnlands nichts einzuwenden zu haben, aber auf dieReichs -
einheit wollten sie nicht verzichten.
Was die russischen Sozialisten betrifft, war ihre Stellung zur
Frage von Anfang an unklar. Von den Sozialdemokraten sprachen sich nur die
Marimalisten bestimmt in dem Sinne aus, daß Rußland sich den Wünschen
der Finnländer nicht widersetzen dürfte, auch wenn diese die volle Unabhängig-
keit und die Lostrennung vom russischen Reiche verlangen würden. Die Mini-
malsten wurden zwar, wie alle russischen Sozialisten, nicht müde, das Selbst-
bestimmungsrecht der Nationalitäten zu proklamieren, aber ob sie bereit sein
würden, in Konsequenz mit diesem Grundsatz, Finnland als unabhängigen Staat
anzuerkennen, war fraglich. Die finnländischen Sozialdemokraten, die Ende April
nach Petersburg entsandt wurden, um sich darüber zu erkundigen, bekamen keinen
bestimmten Bescheid. Auch über den Standpunkt, der durch ihren großen Ein-
fluß auf die Bauern sehr wichtigen sozial-revolutionären Partei
war einstweilen keine Klarheit zu gewinnen.
Um so schwerer war es, daß die vorläufige russische Regierung, so wie sie nach
dem Revolutionsausbruch zusammengesetzt wurde, nicht gewillt war auf die Sou-

veränität Rußlands über Finnland zu verzichten, und daß sie bereit war, eine Unabhängigkeitserklärung Finnlands mit Waffengewalt zu bestrafen. Daß aber dierussischen Soldaten in Finnland, trotz ihrer revolutionären Gesinnung, ohne Schwierigkeit zu bewegen waren, gegen die Finnländer vorzugehen, darüber konnte kein Zweifel sein.

Dieser Eventualität mußten die führenden finnländischen Politiker jedenfalls Rechnung tragen.

Da Finnland somit vorläufig auf die definitive Lossagung von Rußland verzichten mußte, stellte es sich als eine zwingende Notwendigkeit heraus, das Verhältnis zu der vorläufigen russischen Regierung provisorisch zu ordnen, und die Einmischung derselben in finnländische Angelegenheiten zu verhindern. Zu diesem Zwecke arbeitete der Senat schon in den ersten Tagen nach der Revolution einen dem Landtage vorzulegenden Gesetzentwurf aus, der darauf hinausging, daß die meisten Prärogative des ehemaligen Monarchen an die einheimische Regierung Finnlands übertragen werden sollten. Dem Senat Finnlands sollte in fast allen finnländischen Angelegenheiten die endgültige Entscheidung zustehen. Ausgenommen wurden nur solche Angelegenheiten, die das Rechtsverhältnis Finnlands zu Rußland und russische Einrichtungen oder Staatsbürger in Finnland betrafen, außerdem die Ernennung des Generalgouvcrneurs und dessen Gehilfen. Dem Generalgouverneur sollte die Befugnis zuerteilt werden, die Mitglieder des Hkonomiedepartements des Senats aus Personen zu wählen, die das Vertrauen des Landtages genießen.

So maßvoll und — man könnte fast sagen — bescheiden dieser Antrag des Senats auch war, wurde er in den russischen Regierungskreisen sehr schlecht aufgenommen. Die juristische Kommission, zu deren Behandlung der Gesetzentwurf von der vorläufigen Regierung in Petersburg überlassen wurde, stellte sich einstimmig auf den Standpunkt, daß nur die konstituierende russische Rationalversammlung, nicht die provisorische Regierung kompetent sei, die Frage zu entscheiden, ob der Entwurf dem Landtage vorgelegt werden sollte, weil er auf eine Abänderung der bisher bestehenden Rechtsverhältnisse zwischen Finnland und Rußland hinausgehe. Gerade diese Kompetenz wurde aber von finnländischer Seite der konstituierenden russischen Versammlung abgesprochen.

Es zeigte sich also, daß die Regierung des Herrn Miljukow das Selbstbestimmungsrecht Finnlands nicht einmal innerhalb der Grenzen der inneren Selbstverwaltung anerkennen wollte. Die russischen Sozialisten sprachen in ihren Zeitungen ihre Mißbilligung über diese n«ni>«ssumu« Politik sehr scharf aus. Mit dem wachsenden Einfluß des Arbeiter- und Soldatenrats machte sich die sozialistische Auffassung in der finnländischen Frage allmählich geltend. Mit dem Sturz Miljukows kam sie zum Siege. Anfang Iuni entschloß sich die vorläufige Regierung, dem Antrage des finnlän-

dischen Senats ihre Zustimmung zu geben, freilich mit einigen
nicht unwesentlichen Änderungen.
Prinzipiell bezeichnete die Gesetzvorlage in dieser abgeänderten Form keine
Sicherung Finnlands vor eventuellen neuen russischen Übergriffen.
Aber darauf kam es auch nicht an. Es handelte sich, wie in der Motivierung der
Gesetzvorlage ausdrücklich betont wurde, nur um eine provisorische Rege-
lung der Verhältnisse zwischen Finnland und Rußland. Die Frage, ob und wie
Finnland überhaupt mit Rußland vereinigt bleiben sollte, wurde dadurch offen
gelassen.
Dieses erste, der russischen Regierung abgerungene Zugeständnis hatte die
Finnländer keineswegs bewogen, auf das einmal aufgestellte Ziel zu verzichten,
sondern sie in ihrem Willen, nur bestärkt. Am 18. Iuni hat der sozialdemo-
kratische Parteitag sich noch einmal feierlich für die Unabhängigkeit ausge-
sprochen. In der einstimmig angenommenen Resolution wird es gerade vom
Standpunkte der Sozialdemokratie aus nachgewiesen, daß die ungestörte und
soziale Entwicklung Finnlands nicht gesichert werden könne, solange das Land in
Vereinigung mit Rußland bleibt. Nurals eine selbständige Repu-
blik, frei neben einem freien Rußland, werde Finnland seine
richtige Stellung haben.
Man verhehlte sich allerdings nicht, daß die vollständige Los-
trennung von Rußland von politischen und militärischen
Umständen abhängig war, die noch nicht übersehen werden konnten.
Realpolitisch mußte man mit der Eventualität rechnen, daß irgendein staatsrecht-
liches Band^wischen Finnland und Rußland bestehen bleiben mußte. Für diesen
Fall wollte man die Befugnisse der russischen Regierung in Bezug auf Finnland
möglichst beschränken.
Die Gesetzesvorlage über die Erweiterung der Befugnisse des finnländischen
Senats wurde am 12. Iuni dem Landtage vorgelegt und dem Grundgesetzaus-
schusse zur vorbereitenden Behandlung überlassen. Inzwischen trat in Rußland
eine Situation ein, die es Finnland zu ermöglichen schien, einen weiteren Schritt
auf dem Wege zur Unabhängigkeit zu tun. Der Konflikt zwischen der vorläufigen
russischen Regierung und dem Arbeiter- und Soldatenrat verschärfte sich mit jedem
Tage. Die Marimalisten in Petersburg bereiteten sich zu offenem Aufstande vor.
Anfang Iuli hat der allrussische Kongreß der Arbeiter-, Sol-
daten- und Bauernräte in Petersburg in der finnländischen Frage eine
Resolution gefaßt, in derdasSelstbestimmungsrecht Finnlands
bis zur vollen Unabhängigkeit anerkannt und die Regierung aufge-
fordert wurde, einstweilen die unbeschränkte Autonomie des Landes durchzu-
führen.
Die finnländischen Sozialdemokraten entschlossen sich, diese Situation auszu-
nutzen. Der Grundgesetzausschuß des Landtages hatte bereits den oben er-

wähnten Gesetzentwurf der Regierung in wesentlichen Punkten umgearbeitet, um die Befugnisse der russischen Regierung in finnländischen Angelegenheiten noch weiter zu beschränken. Ietzt ließ man die ganze Gesetzvorlage fallen und arbeitete stattdessen ein ganz neues Gesetz aus, in dem nicht mehr nur von den Befugnissen des finnländischen Senats, sondern von der Ausübung der höchsten Regierungsmacht in Finnland überhaupt die Rede war. Nach diesem Gesetz sollte die letzte Entscheidung aller finnländischen Angelegenheiten dem Landtage zustehen, mit Ausnahme der Fragen, die die äußere Politik und militärische Gesetzgebung und Verwaltung berührten. In diesen Fragen, aber auch nur in diesen, war also ein Mitbeschließungsrecht der russischen Regierung vorausgesehen. Der Senat Finnlands sollte nicht von der russischen Regierung, sondern vom Zandtage ernannt und aufgelöst werden, und der Landtag sollte vorläufig das Recht ausüben, selbst über seine Einberufung und seine Auflösung zu beschließen.

Der Sinn dieses Gesetzes, das mir als eine provisorische Regelung der Regierungsmacht in Finnland gedacht war, ist unverkennbar: der russischen Regierung wird das Beschlußfassungsrecht in finnländischen Angelegenheiten prinzipiell abgesprochen und die Autonomie des Landes bis auf ihre äußersten Grenzen erweitert. Dabei ging man von der Voraussetzung aus, daß die souveräne Macht in Finnland nach der Abdankung des Monarchen nicht an die vorläufige russische Regierung, sondern an den finnländischen Landtag übergegangen sei.

Das Gesetz wurde vom Landtage in der dritten Lesung am 18. Juli mit 138 gegen 55 Stimmen angenommen.

In Rußland rief der Beschluß des Landtages in den Regierungskreisen allgemeine Entrüstung hervor. Die bürgerlichen Zeitungen überfluteten von gehässigen Angriffen nnd Drohungen. Auch die Sozialisten waren zum Teil der Ansicht, daß der Landtag nicht das Recht habe, über das Verhältnis Finnlands zu Rußland allein zu beschließen, und daß die letzte Entscheidung der konstituierenden russischen Nationalversammlung zustehe.

Die russische Regierung erließ am 31. Iuli ein Manifest, in welchem die Auflösung des Landtages und die Verrichtung von Neuwahlen befohlen wurde. Die marimalistisch gesinnten russischen Tuppen in Finnland, die teilweise sich bereit erklärt hatten, die Forderungen der Finnländer zu unterstützen, wurden zurückberufen und von zuverlässigen Regimentern, u. a. zwei Divisionen Kosaken, ersetzt. Der Generalgouverneur Finnlands Stachowitsch sprach offen aus, daß der Landtag nötigenfalls mit Waffengewalt auseinandergetrieben werden würde.

So kam es zu einem offenen Konflikt zwischen dem finnländischen Landtag und den russischen Machthabern. Die

Lage wurde dadurch noch mehr verwickelt, daß die finnländische Regierung mir 7 Stimmen — die sechs bürgerlichen Senatoren und der Generalgouverneur als Vorsitzender — gegen 6 — die Sozialdemokraten — den von der überwiegenden Mehrzahl des Volkes scharf verurteilten Beschluß faßte, das russische Auflösungsdekret zu veröffentlichen und die Verrichtung von Neuwahlen zu verordnen.
Wie sich der Landtag zu dem Auflösungsdekret stellen wird, ist, während dics geschrieben wird, noch unentschieden. So viel ist klar, daß die Landtagsmajorität die großen Massen des Volkes hinter sich hat, und daß auch diejenigen bürgerlichen Politiker, die die Taktik der Sozialdemokraten nicht billigen, die Unabhängigkeit Finnlands als Endziel betrachten. Nickt weniger sicher ist es, daß aus den Neuwahlen, wenn sie tatsächlich zustande kommen, eine Volksvertretung hervorgehen wird, die in bezug auf das Verhältnis zu Rußland einen mindestens ebenso radikalen Standpunkt einnehmen wird, >ric die bisherige. —
Um die vom Landtage vertretene Politik recht einzuschätzen, muß man die inneren vom Kriegszustande geschaffenen wirtschaftlichen und sozialen Schwierigkeiten, mit denen das Land gegenwärtig zu kämpfen hat, in Bewacht ziehen. Vor allem kommt die überaus schwierige Lebensmittelfrage in Betracht.
Schon seit mehreren Iahrzehnten ist Finnland nicht mehr imstande, seinen Getreidebedarf durch die eigene Produktion zu decken.
Seit dem Kriegsausbruch, der dem Import von Lebensmitteln vom Westen ein Ende machte, ist Finnland ausschließlich auf die Getreidezufuhr aus Rußland angewiesen. Finnland ist jetzt, wenn es nicht gelingt, den Import wieder zu heben, vor die Gefahr gestellt, ohne Brot zu sein.
Das ist umso bedenklicher, als auch die anderen Zweige der landwirtschaftlichen Produktion durch den Krieg stark beeinträchtigt sind. Der Viehbestand ist teils wegen Futtermangels, teils durch Requisitionen für die Armee stark vermindert, und was an Milch und Butter noch erzeugt wird, geht zum großen Teil nach Petersburg.
Mit den eigenen Vorräten würde Finnland jedoch vielleicht zur Not auskommen können, wenn es nicht außer seiner eigenen Bevölkerung dasimLande stehende russische Militär und die großen Mengen ziviler Russen, die namentlich nach der Revolution in Finnland eine Zuflucht gesucht haben (man berechnet ihre Anzahl auf mindestens eine halbe Million) zu ernähren hätte.
Um die Lebensmittelversorgung und Verteilung zu ordnen, hat der Landtag im Mai ein Gesetz angenommen, das die finnländischen Behörden berechtigt, alle vorhandenen Lebensmittelvorräte rücksichtslos in Beschlag zu nehmen. Aber diese Maßnahme wird der Lebensmittelnot nicht wesentlich abhelfen können, solange die Verpflegung der Russen der Bevölkerung obliegt.
Eine zweite Schwierigkeit wurde der finnländischen Regierung dnrch die

spontanen, ziemlich ungeordneten und häufig gewaltsamen Streikbe-
wegungen bereitet, die nach dem Revolutionsausbruch in einigen Teilen des
Landes entstanden.
Es erwies sich jetzt als ein politischer Vorteil, daß die Sozialdemokraten so-
wohl im Landtag, als auch in der einheimischen Regierung so stark vertreten
waren, da eine rein oder überwiegend bürgerliche Volksvertretung und Regierung
auf die Arbcitermassen viel weniger Einfluß gehabt hätte.
Der Regierung ist es fast überall gelungen, den Arbeitsfrieden schnell wieder
herzustellen.
Aber diese Bemühungen wären ohne Zweifel noch erfolgreicher gewesen, ja,
man kann behaupten, daß die Unordnungen größtenteils vermieden worden
wären, wenn nicht die ausschreitenden finnischen Arbeiter
überall auf die Unterstützung der russischen Soldaten
hätten rechnen können.
So lassen sich die inneren Schwierigkeiten zuletzt und zum größten Teil auf
die Anwesenheit der russischen Truppen in Finnland zurückführen. Ihr bloßes
Dasein macht die durch die Revolution gewonnene innere Freiheit fast illusorisch.
Die feindselige Haltung der Finnländcr den russischen Truppen gegenüber
gab der russischen Presse den Anlaß zu neuen Hetzartikeln. Diese Hetze steigerte
sich zu maßlosen Wutausbrüchen wegen der Art und Weise, wie der Landtag die
sogenannte russische Valutafrage behandelte. Der in Finnland seit
längerer Zeit im Sinken begriffene Rubelkurs hatte letzten Endes zur vollständigen
Entwertung des russischen Geldes geführt. Die Finnland«? verweigerten die An-
nahme desselben. Die russische Regierung beantragte die Aufnahme einer
inneren finnländischen Staats-Anleihe in Höhe von 350 Millionen finn. Mark,
welche Summe der russischen Staatskasse zur Verfügung gestellt werden sollte.
DerLandtag aber lehnte Mitte Iuli diesen Antrag ab.
So läuft die Eirtwickclung in Finnland seit dem Revolutionsausbruch in
einen täglich sich verschärfenden Konflikt mit Rußland aus. Ob und wann dieser
Konflikt zu einem offenen Bruch führen wird, läßt sich heute noch nicht sagen. Ein
vorschnelles impulsives Handeln seitens der Finnländer ist nicht zu erwarten, denn
solange die russischen Heere im Lande stehen, wird ein bewaffneter Konflikt ver-
mieden werden müssen. Das Vorgehen Finnlands wird von den Ereignissen in
Rußland selbst bestimmt, denn was vorläufig nicht mit Gewalt erzielt werden
kann, wird die innere Zersetzung des russischen Reichs mit sich
bringen. Vor allem aber stellt Finnland seine Hoffnungen auf die Selb-
ständigkeitsbewegungen der übrigen Fremdvölker Ruß-
lands, in erster Linie der Ukrainer, ein. Einem Zusammengehen aller dieser
Völker zwecks gegenseitiger Unterstützung werden die Großrussen kaum wider-
stehen können.
Schließlich aber hängt die Lösung der finnländischen Frage von der allgc-

meinen Neuordnung der europäischen Verhaltnisse beim Friedensschluß ab. Die öffentliche Meinung Europas muß sich davon überzeugen, daß die Ansprüche Finnlands auf Unabhängigkeit bei den Friedensverhandlungen nicht beiseite geschoben werden können. Die staatliche Stellung Finnlands muß endlich einmal internationale Gewähr erhalten.

Zuerst hat sich die internationale Sozialdemokratie davon überzeugen lassen. Und zwar haben namentlich die Vertreter der deutschen Sozialdemokraten auf den Konferenzen in Stockholm rückhaltslos das Selbstbestimmungsrecht für Finnland verlangt, indem sie Finnland als Kongreßpolen gleichgestellt betrachten.

Was die kämpfenden Großmächte selbst betrifft, werden auch sie einsehen müssen, daß die Konstituierung Finnlands als unabhängiger Staat ein allgemeines europäisches Interesse sein wird, ein Interesse, dem die angeblichen Ansprüche Rußlands weichen müssen. Wenn Finnland in den Händen Rußlands belassen wird, wird es immer ein Herd der Unruhe bleiben. Denn ein kulturell und politisch hoch entwickeltes Volk, wie die Finnländer, wird, wenn es einmal den Anspruch auf staatliche Selbständigkeit erhoben hat, nicht ruhen, bevor es diesen Anspruch durchgesetzt hat.

Daß die Zentralmächte bereit sein werden, für die Unabhängigkeit Finnlands einzutreten, muß jedenfalls angenommen werden. Wird aber auch dieEntente damit einverstanden sein?

Iedenfalls kann und darf Finnland auf dem Friedenskongreß nicht beiseite gelassen werden. Seinem Volke kann das Recht nicht mehr bestritten werden, unter den politisch selbständigen Nationen Europas einen Platz einzunehmen.

Dr. Jonas Petraitis:

Zur litauischen Frage.

I. Die Fragestellung.

Es wird des öfteren behauptet, daß die litauische Frage eines der schwierigsten Probleme dieses Krieges sei. Indessen ist dem durchaus nicht so. Diese Frage wird nur schwierig und verwickelt, wenn man mit ihrer Erörterung allerlei andere Fragen verknüpft, welche mit der eigentlichen litauischen Frage nichts zu tun haben oder nichts zu tun haben sollten.

Es gibt eine ganze Zahl deutscher Schriftsteller, welche diese Frage vom Standpunkte der vitalsten Interessen Deutschlands als eines Staates und wiederum vom Standpunkt der Forderungen der einen oder andern Gruppe seiner Bewohner beantworten wollen. Sie sagen, es sei für Deutschland

wichtig, daß Rußland geschwächt werde, daß Deutschland seine Grenzen weit nach Osten ausdehne, daß Kurland, welches damals unter dem Einflusse des deutschen Ritterordens stand und, da Litauen mit seinem Gebiet Deutschland von Kurland trennt, daß auch dieses von Deutschland in Besitz genommen werden müsse. Die wichtigste Sache sei die, daß Deutschland gutes Ackerland braucht, und daß davon in Litauen sehr viel vorhanden sei. Mit einem Wort, die Deutschen brauchen Land, und darum müssen sie es den Litauern entwenden.

So oder ähnlich sprechen und begründen ihre Ansichten in ihren Schriften Paul Rohrbach, Silvio Broedrich, Wronka, Schrader und andere.

Wir Litauer verstehen diese Sprache sehr gut, kennen sie sehr genau, denn sie erinnert uns auffallender Weise daran, was verschiedene russische Beamten, — von Muravjew an (wenn nicht gar an die Zarin Katharina II. gedacht werden müßte) bis zum berühmten Stolypin, und allerlei Schriftsteller in der russischen Zeitung „Nowoje Wremja" und „Wilenski Wiestnik" gesagt haben. Sie alle konfiscierten litauische Güter und verteilten sie an russische Besitzer, sie kauften Land an von Gütern, siedelten russische Kolonisten an und verboten den Einheimischen sich Land zu kaufen. Abgesehen davon gebrauchten sie die barbarischsten Mittel, um die Litauer zu verrussen. Fast 40 Iahre hindurch gestatteten sie nicht, daß die Litauer Bücher und Zeitungen mit litauischen Lettern druckten, und drängten ihnen die russische Schrift auf, um sie so leichter an die russische Literatur zu gewöhnen, sie ließen die litauischen Kinder weder in der Schule noch im Elternhause litauisch lehren und gaben selber Schriften heraus, die den Litauern gewidmet waren, stellten überall ihre Lehrer und Beamten als Agitatoren hin, daß sie die Leute überreden sollten, ihre Sprache aufzugeben und die russische anzunehmen, welche früher seit alters her die Sprache dieses Landes gewesen sei.

Diese planvolle Arbeit wurde die ganze Zeit, seit Litauen zu Rußland gehört, d. h. durch mehr als 120 Iahre, besonders energisch aber während der letzten 50 Iahre betrieben. Trotzdem haben die Russen auf diesem Wege die litauische Frage nicht gelöst, im Gegenteil, sie ist nur lauter und klarer geworden. Noch kurz vor dem Kriege verlangten die Litauer, los von Rußland zu kommen und die völlige Unabhängigkeit zu gewinnen.

Wenn nun die oben erwähnten politischen Aussichten die Oberherrschaft gewännen, würden wir Litauer dieselbe Politik in zweiter Auflage erleben. Sie schreckt uns nicht, wenn sie uns auch quält. Ihre Früchte würden aber dieselben sein.

Darum ist die litauische Frage auf diese Weise nicht zu lösen. An die erste Stelle sollte man die Bedürfnisse des ganzen Litauens als eines politischen Gebildes setzen und nicht die Interessen des einen oder andern Staates und noch weniger diejenigen irgend einer oder der anderen Gruppe seiner Bewohner.

Jonas Petraitis
Zur litauischen Frage
Auch dürfen wir bei der Stellung der litauischen Frage nicht vergessen,
daß der Prozeß der Neubelebung des litauischen Nationalbewußtseins ein
Werk der Neuzeit, eine Frucht der neuzeitlichen demokratischen Bewegung ist.
Beim Versuch, die litauische Frage zu erörtern, müssen wir darlegen,
aus welchen Triebkräften und Elementen sie sich zusammensetzt, inwiefern sie
eine potenzielle Macht ist, welche als eine historische Notwendigkeit zu einer
bestimmten und nicht zu einer anderen Lösung drängt. Auch muß man
wenigstens ein wenig daran denken, wie sich die Gruppen der Einwohner
Litauens, denen es heute obliegt, die litauische Frage zu lösen, im Laufe
des geschichtlichen Lebens gebildet haben, es ist nötig, das historische Erbe
zu prüfen.
II. Das historische Erbe.
Eine jede Nation hat mehr oder weniger an ihrem historischen Erbe
zu tragen. Die sich daraus ergebende Last der litauischen Nation ist, ver-
glichen mit derjenigen der anderen, vielleicht nicht schwerer.
Wir denken daran — und zwar mit Stolz — daß Litauen im XlVI
und XV. Iahrhundert ein großes Reich war, welches im XVIII. Iahrhundert
seine Selbständigkeit verlor. Unsere damaligen Großfürsten, von denen einige
zugleich die Könige Polens gewesen sind, waren Söhne unseres Volkes und
ermangelten weder der Tapferkeit noch der Festigkeit und der Weisheit ihrer
Zeit. Die Grenzen des litauischen Reiches hatten sie so erweitert, daß sie
das baltische und das Schwarze Meer erreichten.
Alles das ist gewesen und im Laufe der Geschichte für immer vergangen.
Die alten Stände haben ihre Bedeutung in unserem Lande verloren,
und als der Frondienst (1861) aufgehoben wurde, fing in Litauen die unterste
Bevölkerungsschicht an sich zu entwickeln und zu erstarken, und heute, nachdem
sie zur Selbstbesinnung gelangt und zum Bewußtsein ihrer Macht gekommen
ist, möchte sie in ihren Händen das Geschick des Landes halten. Ihr sind
weder Fürsten notwendig, noch Magnaten, denn sie selber will sich ihre
Beamten und ihre Behörden geben.
Wie in aller Welt, so ist auch in Litauen unter den neuen Verhält-
nissen des sozialen Lebens eine demokratische Bewegung entstanden, welche
sich bemüht, bürgerliche und staatliche Ordnung des Lebens der Nation zu
finden.
Dieses klare Streben der Volksbewegung schwächen heute fortgesetzt zwei
Kräfte, die aus dem historischen Erbe erhalten geblieben sind, nämlich die
litauische Geistlichkeit und der litauische Adel. Beide haben sich entwickelt
und sind erstarkt, nachdem unsere Nation in nähere Beziehungen zu Polen
getreten ist. Und wahrscheinlich besteht deshalb zwischen den Polen und
Litauern bis zum heutigen Tage ein so unerbittlicher Kampf.

Zur litauischen Frage
Jonas Petraitis
Auch beim heidnischen Glauben zeichneten sich bereits die Litauer und allen voran ihre Fürsten durch alle jene sittlichen Eigenschaften aus, welche die Lehre Christi von den Menschen fordert. Die Verkündigung der Lehre Christi war nur eines der Mittel zur Unterjochung der litauischen Nation. Auch konnte diese Lehre nicht anders denn als bloßer äußerer Zwang auf die Seelen der Menge wirken, weil sie seit der Zeit Iagailas von der polnischen Geistlichkeit und den polnischen Großen in einer den Litauern unverständlichen Sprache verbreitet wurde.
Durch einige Zeitalter war dieser Zwang wirksam, der in den vergangenen Iahrhunderten deshalb noch besonders drückend wurde, weil die Geistlichkeit in Litauen auf Grund der verschiedensten Schenkungen eine Unmenge von Gütern und Klöstern besaß. Von allen diesen Besitztümern ist der Geistlichkeit bis heute wenig übriggeblieben. Aber der Wunsch zu herrschen, die Menge zu leiten und ihre Wünsche zum Ausdruck zu bringen, blieb bis heute in Litauen stärker erhalten als in irgend einem anderen Lande. Besonders unerträglich ist dieser Wunsch heute, da die polnische Geistlichkeit auch jetzt noch der Verkünder des litauischen Volkswillens sein will. Die sich daraus ergebenden Gegensätze führten zu dem noch heute tobenden nationalen Kampf zwischen den sogenannten Litwomanen und Polakomanen.
Man darf sagen, daß Polen durch die ganze Zeit seiner Geschichte von einem sonderbaren Schicksal verfolgt wurde. Polen hat nämlich immer gelebt und lebt auch heute noch nicht in dem, wie die Verhältnisse nun einmal sind, sondern in dem, was sein könnte oder hätte sein sollen.
Noch war Polen nicht zu einer starken Monarchie gelangt und schon beeilte es sich, eine Adelsherrschaft aufzurichten. Und wiederum war es ihm noch nicht gelungen einen Mittelstand zu schaffen und schon bemühte es sich, eine bürgerliche Revolution herbeizuführen. Die unterste Schicht war noch nicht oder kaum von der Leibeigenschaft befreit, und schon versuchten die Polen im Namen dieser Schicht Aufstände zu machen. Noch sind die heutigen staatlichen Formen in Polen nicht gereift, und schon reden die Polen laut von ihrer Regierung und ihrem Heer. Die Polen haben es immer sehr eilig mit neuen rechtlichen und staatlichen Einrichtungen und vergessen immer die dazu nötigen Grundlagen.
Das ist nun einmal die Eigentümlichkeit des polnischen Adels. Und er wurde ein wunderbares Leuchtfeuer für den litauischen, welcher ganz versunken in diesen betrüglichen Schein auch die Sprache seiner litauischen Vorfahren und seine Volksgenossen vergaß.
Weil sie sich dem Volke entfremdet haben und dessen Wünsche und Bedürfnisse nicht kennen und meist Standesansichten als Grundherren in Litauen vertreten, so sind sie jeder demokratischen Bewegung feindlich gesonnen. Sie begreisen, daß wenn die litauischen demokratischen Schichten die Oberhand

gewinnen, sie ihres Einflusses verlustig gehen würden. Darum strecken sie ihre Hände aus zum zeitweiligen polnischen Staatsrat (Rada Stanu) mit der Forderung, Litauen in seinen Schutz zu nehmen und ihnen die Herrschaft in Litauen zu sichern, oder aber sie warten auf die Wiederkehr der Russen, unter deren Herrschaft, wie sie bis zur Revolution bestand, es ihnen in Litauen, im Vergleich zu anderen, nicht übel erging.

III. Die materiellen Ursachen und die Entwicklung der litauischen Bewegung.

Die litauische Bewegung ist ein notwendiges Ergebnis des wirtschaftlichen und sozialen Lebens in Litauen. Die russische Regierung vermochte diese Bewegung nicht einzudämmen. Und wir hoffen, daß auch keine andere Macht dazu imstande sein wird.

Im Iahre 1861 war die Leibeigenschaft in Litauen aufgehoben. Die Gutsarbeiter und Pächter erhielten eigenes Land. Anfänglich war die wirtschaftliche Lage dieser Leute eine günstige. Das blieb etwa ein bis zwei Iahrzehnte hindurch. Auf den Gütern Litauens, wohl auch in manchen Dorfern erhielt sich die Naturalwirtschaft länger als anderswo. Die litauischen Landwirte schafften sich alles selber, was sie für die Wirtschaft brauchten, und kauften nur wenig hinzu.

Allmählich jedoch wurde der litauische Bauer in den allgemeinen Gütertausch des Welthandels hineingezogen. Immer stärker trat auch bei ihm das Bedürfnis auf, dieses und jenes zu kaufen. Dazu war anfangs das Geld auch vorhanden, denn die Wirtschaftserzeugnisse brachten ziemlich gute Preise. Die wohlhabenderen Besitzer fingen an, ihre Söhne in die mittleren und höheren Schulen zu senden. So erwuchs aus den litauischen Dorfbewohnern die erste litauische Intelligenz.

Aber dieser glückliche Zustand währte nicht lange. Schon zu Anfang der Wer Iahre des 19. Iahrhunderts erschien auf den europäischen Märkten amerikanisches Getreide. Nun sanken die Preise sehr rasch. Infolge dessen entstand in Litauen eine dauernde Krisis, welche im Laufe der Zeit für die Landwirte immer schlimmer wurde.

Viele sahen sich gezwungen, die Landwirtschaft aufzugeben, und suchten andere Erwcrbsmöglichkeiten, sei es daß sie sich dem Handel oder der Industrie zuwandten. Die Stellung eines Lehrers, eines Beamten war nicht erreichbar, nicht einmal diejenige eines Unterbeamteu an der Eisenbahn-Verwaltung. Alle diese Ämter von den höchsten bis zu den untersten wurden von der russischen Regierung mit Russen besetzt. So blieben denn nur einige freie Berufe für die litauische Intelligenz, wie diejenigen des Arztes, des Geistlichen, des Advokaten. Die Leute anderer Berufe mußten aus Litauen auswandern und sich einen Unterhalt entweder entfernt in Rußland oder

in Amerika suchen. Im litauischen Gebiet stieg allmählich die Zahl der
Leute, die keinen Boden besaßen oder die arbeitslos waren. Sie begaben
sich in die nächsten Städte Kurlands, nach Libau, Riga, Reval oder auch
in russische Fabriken.
Um den Ertrag des Bodens zu erhöhen, um eine intensivere Bewirt-
schaftung zu ermöglichen, den Handel und das Gewerbe einzuführen, war
eine ganze Reihe der verschiedensten Schulen, eine Presse, ein billiger
Kredit, die Freiheit, die mannigfachsten Vereine und Genossenschaften zu
gründen, notwendig. Alle diese Maßnahmen erzwangen sich in Litauen
die entstandenen wirtschaftlichen Verhältnisse.
Inzwischen hatte die russische Regierung den Litauern die Presse völlig
genommen. Sie hatte verboten litauisch zu unterrichten. Und wenn irgendwo
Schulen gegründet wurden, so bemüht sich die russische Regierung durch sie
die litauischen Kinder zu russifizieren, statt zu bilden. Die Litauer boikot-
tierten diese Brutstätten des Russentums und verzichteten völlig darauf, ihre
Kinder dorthin zu senden. Irgend eine Genossenschaft oder einen Verein
zu gründen, war nicht gestattet. Immer mußte man die Behörde darum
ersuchen, um nach jahrelangen Verhandlungen abschlägig beschieden und von
der Polizei in jeder erdenklichen Weise gemaßregelt zu werden. Noch kurz vor
der Revolution von 1905 erlaubten die russischen Gouverneure den Litauern
nicht einmal die Gründung eines Konsumvereins, weil sie befürchteten, die
Litauer könnten so zu Separationsgelüsten kommen. Kurz, das soziale Leben
der Litauer wurde auf jede Weise erschwert und beengt.
Im Iahre 1883 begann in Nagnit im preußischen Litauen die erste
litauische Zeitschrift, die Auschra (Morgenröte) zu erscheinen. Bald zeigten
sich auch andere Zeitschriften, in denen die für Litauen gemeinschädliche
Politik der russischen Regierung dargelegt wurde. 1896 erschienen schon in
Litauen selbst heimlich gedruckte Zeitschriften, und zwar in Wilna, wo die
erste litauische, nämlich die sozial-demokratische Partei ge-
gründet worden war. Sie erhob schon damals als ihr politisches Bekennt-
nis die Forderung einer unabhängigen litauischen Republik in
Verbindung mit den benachbarten Nationen, mit den Polen, Letten,
Weißrussen.
Etwas später, nämlich 1902, organisierte sich auch die zweite litauische
Partei, diejenige der litauischen Demokraten. Diese Partei druckte im
preußischen Litauen verschiedene Zeitschriften und Bücher und schaffte sie
nach Russisch-Litauen. Indessen erstarkte dort täglich mehr die Organisations-
tätigkeit trotz aller Opfer, die gebracht werden mußten.
Alles das war notwendig in dem Kampf der Nation um ihre Eristenz.
Und er blieb nicht ohne Erfolge. Als nach der Revolution im Iahre 1905
in Rußland ein freiheitlicher Wind zu wehen begann, da wurde die russische

Regierung mit allerlei Forderungen bestürmt. Es wurde neben verschiedenen anderen Rechten sogar eine Autonomie für das litauische Gebiet gefordert.
Diese Forderungen erhob auch im Namen ganz Litauens die erste große litauische Volksvertretung in Wilna im Dezember 1905. Sie sagte der russischen Regierung einen Kampf auf Tod und Leben an und forderte die Autonomie für Litauen mit einem Landtag in Wilna, in welchen die Abgeordneten durch eine allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahl gesandt werden sollten.
Aber bald gelangte die russische Regierung wieder in den Besitz uneingeschränkter Macht und versuchte, alle verlorenen Positionen wiederzugewinnen. Es begann eine neue Reaktionszeit. Da die russische Regierung nicht alles zurücknehmen konnte, was sie gewährt hatte, so versuchte sie Litauen dadurch zu beruhigen, daß sie den ruhigeren und vertrauenswürdigeren Kräften zu wirken gewährte. Solche Kräfte waren in Litauen die katholische Geistlichkeit und die Nationalisten.
Der katholischen Geistlichkeit war gestattet, Bildungsvereine zu gründen, sogar Schulen einzurichten. Den Nationalisten wurde nicht gewehrt, nach Belieben gegen die Polen zu schreiben und die Gegensätze unter den Bewohnern Litauens, nämlich zwischen den Litauern und Polen, zu vergrößern, damit sie nur ja nicht weitere, politische Forderungen stellen möchten.
Die litauische sozialdemokratische Presse wurde völlig verboten. Die litauischen Demokraten konnten öffentlich ebenfalls nicht als Partei tätig sein. Die von ihnen gegründeten Bildungsvereine wurden aufgelöst.
So ging es in Litauen bis zum Beginn des Krieges, also volle 10 Iahre zu.
Als die neue russische Revolution ausbrach und erfolgreich blieb, trat auch der linke politische Flügel der Litauer, die lit. sozialdemokratische und die lit. demokratische Partei, mehr in den Vordergrund und beanspruchte die Führung des gesamten litauischen politischen Lebens. Indessen blieben auch die anderen Gruppen nicht zurück. Und die litauische Volksvertretung, die von den in Rußland lebenden oder dorthin geflohenen und verschleppten Litauern gewählt war und am 16. Iuni 1917 in Petersburg zusammentrat, faßte die Entschließung, daß Litauen eine unabhängige Republik sein solle. Die Linksparteien verbesserten sie dahin, daß der Beschluß über die endgültige Form des litauischen Staates gefaßt werden sollte von der konstituierenden nach demokratischen Prinzipien von den Litauern ganz Litauens gewählten Volksvertretung in Wilna.
Auf diese Weise entwickelte sich die litauische Demokratie. Sie ging dabei die Wege, die ihr die Notwendigkeit vorzeichnete. Über die Haltung der Litauer seit der deutschen Okkupation ist nichts weiter zu sagen: jede Regung des nationalen Lebens blieb untersagt.

Zur litauischen Frage
Jonas Petraitis

IV. Die Forderung eines litauischen Staatswesens.

Wenn wir heute nach der Zukunft Litauens fragen, so ist es unnötig zurückzublicken in jene Vergangenheit, da Litauen ein großer und mächtiger Staat war. Er wurde im Mittelalter geschaffen zur Zeit der Feudalherrschaft. Und jetzt, wo es in Litauen eine andere soziale Struktur gibt, wäre der alte Staat für die litauische Frage ohne jede Bedeutung.

Wir fordern eine eigene Regierung, fordern eigene öffentliche und staatliche Einrichtungen. Und das bedeutet: wir fordern für Litauen die staatliche Unabhängigkeit.

Das ganze litauische Gebiet umfaßt mehr als 190000 qkm., das ist ein Areal von der doppelten Größe Belgiens und nicht kleiner als viele selbständige Staaten Europas. Auf dieser Landfläche wohnen mehr als 4V, Millionen Menschen und die Litauer machen davon in verschiedenen Gegenden mehr als 80°/» aus, an anderen allerdings auch weniger, doch beträgt ihre Zahl im ganzen genommen wohl Hg aller Bewohner Litauens. Man zählt wohl 3 Millionen Litauer.

Eine so große Nation, die seit Alters auf ihrem Gebiet wohnt, welches das Meer erreicht, besitzt alle Voraussetzungen zu einer glücklichen selbständigen Eristenz.

Man könnte einwenden, daß es den Litauern an Beamten fehlen wird, an dem Mechanismus des Bürokratismus, der für einen jeden Staat erforderlich ist. Darauf läßt sich erwidern, daß Litauen sich während der letzten 50 Iahre eine Intelligenz geschaffen hat, die für das Land ausreichen würde, und für die kein Platz in der Heimat war. Das Leben hat sich in Litauen so entwickelt, daß trotz der russischen Unterdrückungsmaßregeln eine reiche Presse und Literatur geschaffen ist, Vereine, Genossenschaften und Schulen begründet sind. Litauen ist zur Selbstverwaltung reif geworden.

»

Literatur: Empfehlenswerte kürzlich erschienene Schriften über Litauen sind: Erich Linksch, Litauen und die Litauer, I. Schrader, Verlagsbuchhandlung, Stuttgart. W. St. Vidunas, Litauen in Vergangenheit und Gegenwart, Verlag Lituania, Tilsit. K. Werbelis, Russisch Litauen, I. Schrader, Stuttgart, vr. Gaigalat, Litauen (Im Druck). Antoine Viscont, 1^ lätduunie et I» «uerre, (Uenvve). Zechlin, Litauen (Im Druck). P. Klimas, liietuvs jos gyveotojäi ir «Zenos. Vilnius 1917.
Quitos spsustuve.

Michael von Tseretelli:
Georgien und der Kaukasus in ihrer internationalen Bedeutung.

i.

Gegen Ende des 18. Iahrhunderts stand der König von Ost - Georgien Heraklius H. in ständigen diplomatischen Beziehungen mit der russischen Kaiserin Katharina II. und sandte gleichzeitig seine Boten zum Kaiser von Osterreich und zum König von Preußen, um bei ihnen Schutz und Bündnis zu suchen. Er war bereit, auf seine Souveränität zu verzichten, um dem durch zahlreiche Kriege erschöpften Georgien endlich Frieden zu schaffen, und in diesem Bestreben hatte er nicht leichten Herzens eine solche Entscheidung des Schicksals seines Vaterlandes vorgenommen.

Weder ein Volk noch sein König verzichtet aber leichten Herzens auf die Souveränität, insbesondere ein stolzes Volk, das eine politische Geschichte von zweitausend Iahren hinter sich hat, und der tapferste und stolzeste Vertreter des Geschlechtes der Bagratiden, die seit dem sechsten Iahrhundert auf dem Georgischen Boden die Herrschaft ausübten, hätte niemals für sich selbst und für seine ganze Nachkommenschaft die russische Vasallenschaft gewünscht, wenn ihn dazu nicht die dringendsten Gründe veranlaßt hätten.

Und tatsächlich, groß und ernst waren die Ursachen. Die Entwicklung hatte die Verhältnisse so gestaltet, daß der Charakter, die Psyche selbst des georgischen Volkes, die sich in seiner langen Geschichte entwickelt hatten und durchaus nicht orientalisch waren, schließlich dazu führten, daß Georgien nicht mehr unter den Verhältnissen weiter eristieren konnte, die in dem Zeitraum zwischen dem 15. und 18. Iahrhundert der Orient für das Land geschaffen hatte. Es wurde durch diese Umstände endlich gezwungen, seine politische Selbständigkeit freiwillig aufzugeben und auf das zu verzichten, wofür es jahrhundertelang gekämpft hatte.

Das georgische Volk war ein christliches Volk, das im Kreise der griechisch-christlichen Kultur herangewachsen war. Es hat in seiner Heimat unter dem Einfluß dieser christlich-griechischen Kultur seine eigene, nationale, christlich-georgische Kultur geschaffen. Der freie Geist, der Frauenkultus, die griechische Philosophie, das mittelalterliche Rittertum, eine Staatsorganisation, die diesem Geiste entsprach, eine reiche kirchliche und weltliche Literatur und Kunst, — eine Kultur, deren Elemente heterogen waren, die doch aber im ganzen national-georgisch war und bis heute so geblieben ist, — das charakterisierte

das georgische Volk, das war sein geistiger Reichtum, den es verteidigte, weil seine nationale Individualität ohne diesen Reichtum undenkbar war. Als Bruchteil einer nicht-semitischen und nicht-arischen Rasse, haben die verschiedenen georgischen Stämme seit den ältesten Zeiten in Kleinasien gelebt. Damals befand sich das georgische Volk im babylonischen Kulturkreise, — als ein kleinasiatisches Kulturvolk gehörte es völlig zum Orient. Doch wurde es von dem eigentlichen Orient zum ersten Mal getrennt, als es, von Kleinasien vertrieben, sich seine letzte Heimat im Kaukasus schuf und erst dort, durch die Annahme des Christentums in den ersten Iahrhunderten n. Chr., zum historischen^ christlichen Staatsvolk wurde und seine politische Geschichte anfing. Es ist seit dieser Zeit in den griechisch-orientalischen Kulturkreis eingetreten, nach der Trennung der georgischen Kirche von der armenischen aber hat sich Georgien vollständig an das Griechentum angeschlossen, durch das letztere an den Okzident, und bis heute dauert diese Bewegung des georgischen Geistes im Sinne der Trennung vom Orient und des Anschlusses an Europa« — .. . . , ,! : .

So verlor das georgische Volk im Laufe der Zeiten das geistige Verwandtschaftsgefühl mit den sogenannten asiatischen Völkern, insbesondere mit den Völkern, die sich im muhammedanischen Kulturkreise entwickelt haben, und dabei waren gerade diese Völker die Nachbarn Georgiens. Das georgische Volk war auch kein europäisches Volk im strengeren Sinne des Wortes, obwohl es viel mehr Ähnlichkeit mit den Europäern hatte — sowohl im Charakter, Temperament wie in der geistigen Kultur, — und obwohl der georgische Feudalismus in vielen Beziehungen an den europäischen erinnerte. Ia, trotz des großen Einflusses, den der Orient und insbesondere der islamitische Orient auf Georgien ausgeübt hat, war Georgien niemals ein rein orientalisches Land.

Und als Armenien und später Byzanz politisch vernichtet wurden, — diese zwei christlichen Mächte, mit welchen Georgien trotz aller Verschiedenheiten und Gegensätze geistig und oft auch politisch verbunden war, da blieb es ohne Bundesgenossen und ohne Freunde, als einzige christliche Macht in Asien, von den asiatischen Völkern umringt, von dem islamitischen Kulturkreis umgeben. Sogar seine kaukasischen Nachbarn, die Bergvölker, sind seit dem 15. Iahrhundert zum Islam übergegangen, sodaß von Norden, Süden und Osten das unglückliche Land von den Todfeinden eingekreist wurde, ohne eine freie Landverbindung mit Europa, da alle Seewege, die nach Europa führten und früher Georgien mit Byzanz verbunden hatten, von den Türken besetzt waren, und dadurch die Verbindung Georgiens mit den kulturve:wandten Völkern des Westens vollständig unmöglich geworden war.

Das mächtige Reich Davids des Erneuerers und der göttlichen Thowat, das im 11. und 12. Iahrhundert den Höhepunkt seines Glanzes erreicht

hatte, wurde von den Mongolen im 13. Iahrhundert vernichtet, und nach dem Abzug der Mongolen blieb Georgien nicht nur kulturell und Wirtschaftlich ruiniert, sondern auch seine politische Einheit ging verloren: das Reich wurde in zwei Königreiche und mehrere Fürstentümer zersplittert. Von diesen Zeiten an griffen die Türkei und Persien unaufhörlich das Land an und gaben ihm keine Ruhe bis zum letzten Moment seines politischen Lebens. Auch die benachbarten Bergvölker, — aus den verschiedensten Gründen, wie aus religiösem Gegensatz, durch materielle Vorteile veranlaßt, und auch von den Türken und Persern aufgehetzt — plünderten Georgien bei jeder günstigen Gelegenheit aus, anstatt die Unabhängigkeit des Kaukasus zusammen gegen die gemeinsamen Feinde zu verteidigen; für die Klugen hütte es doch auch schon damals klar genug sein sollen, daß das politische Schicksal des ganzen Kaukasus von Georgien abhängig war, aber unsere Nachbarn haben dies erst dann verstanden, als ihnen die unausbleiblichen Folgen ihrer „Politik" sichtbar wurden.

Der Orient hatte Georgien überhaupt nicht verstanden, sein Recht auf das Dasein nicht anerkannt. Georgien aber wollte keinesfalls im Orient aufgehen, weil das seine vollständige Vernichtung bedeutet hätte, und es kämpfte bis zum äußersten um seine freie Eristenz. Georgien war der ewige Feind des Orients, weil der Orient das kleine Land verfolgte und es zu vernichten versuchte.

Schließlich blieb das einzige Land, von welchem Georgien Hilfe erhalten konnte, Rußland; jenes junge Reich suchte längst schon seine Macht nach Süden auszudehnen. Und das leidende Georgien kam ihm jetzt entgegen. Die Georgier riefen die Russen zu Hilfe, als ihre Glaubensgenossen aus demselben Kulturkreis wie sie.

Der feindliche Orient hat die Tragweite dieser Anknüpfung der russisch-georgischen Beziehungen auch nicht rechtzeitig verstanden. Er verstand nicht, daß Georgien nicht nur sein nationales Wesen bis zum letzten Mann zu verteidigen fest entschlossen war, sondern auch seine politische Freiheit, und daß, wenn es ein Bündnis mit Rußland suchte, dies zu dem doppelten Zweck geschah: um wenigstens die innere Autonomie des Landes unter dem russischen Schutz aufzubewahren und den türkischen, persischen und kaukasischen Einfällen in Georgien ein Ende zu bereiten. Deswegen dauerten die diplomatischen Besprechungen zwischen den russischen Zaren und den georgischen Königen vom 16. bis zum 18. Iahrhundert, was die Machthaber der Türkei und Persiens mit Zorn erfüllte und Georgien als „verräterisches Land" zu „bestrafen" veranlaßte. Schah-Abbaz selbst betrachtete seinen Einfall in Georgien als eine Strafe, die er diesem Lande wegen einer solchen Anknüpfung mit Rußland auferlegen mußte.

Das war die internationale Lage Georgiens während drei Iahrhunderten,
und diese Lage hat schließlich den König Heraklius gezwungen, das russische
Protektorat anzuerkennen und sich selbst und seine ganze Nachkommenschaft
als Vasallen der russischen Kaiser zu erklären.
Doch dachten die Georgier niemals daran, ihr Recht auf das politische
selbständige Leben aufzugeben. Sie wollten wenigstens die innere Autonomie
des Landes behalten, und das war auch der Sinn und der Inhalt des
Vertrages von 1783.
Der Orient und die benachbarten Bergvölker haben die russische Gefahr,
die sie selbst durch die Behandlung Georgiens auf sich gezogen hatten, zu
spät gesehen, und als sie sie endlich sahen, verstanden sie sogar im letzten Mo-
ment noch nicht, Georgien entsprechend seiner internationalen Lage zu behandeln.
Anstatt ihm Ruhe und Frieden zu gewähren, anstatt mit ihm ein festes
Bündnis zu schließen, um gegen die Russen gemeinsam vorzugehen, haben
sie immer nur Georgien „strafen" und es mit Feuer und Schwert vernichten
wollen. Mit dieser Art von Rache wollten sie Georgien von Rußland
lostrennen. — Ein rein asiatisches Mittel, dessen Anwendung selbstverständlich
ihre natürlichen Folgen hatte!
Manche behaupten, daß Rußland ohne den Vertrag von 1783 und auch
im Falle des Bündnisses der Türkei und Persiens mit allen kaukasischen
Völkern und mit Georgien endlich den Kaukasus erobert hätte und nach
Süden vorgedrungen wäre. Wir möchten darauf antworten: vielleicht, aber
nach einem langen und außerordentlich schweren Kampf. Man darf nicht
vergessen, daß die kaukasischen Bergvölker allein den Russen viel später —
als sie durch den Vertragsbruch an Georgien bereits im Kaukasus festen Fuß
gefaßt hatten, sechzig Iahre lang den zähesten Widerstand geleistet hatten,
und es wäre Rußland selbstverständlich unendlich viel schwerer gewesen, den
ganzen Kaukasus, die Georgier und die Bergvölker, die von der Türkei und
Persien unterstützt gewesen wären, zu unterwerfen. Außerdem hätte dieser
gigantische Kampf vielleicht die Hineinmischung einer oder mehrerer europä-
ischen Mächte hervorgerufen, und es ist sehr schwer auszurechnen, welche
Lösung diese komplizierte Krise gefunden hätte.
Rußland brach den Vertrag von 1783 bereits im Iahre 1801 und ver-
wandelte Georgien in eine Anzahl russischer Gouvernements. Die Russen
verfolgten die georgische Nation während der folgenden hundert Iahre ihrer
Herrfchaft in Georgier^ versuchten sie zu entnationalisieren, ihre Sprache und
Kultur auszurotten und die territoriale Einheit des Landes zu zerstören; sie
vernichteten die Selbständigkeit der georgischen Kirche usw. Georgien leistete
gegen diese Russifikationspolitik der neuen Feinde den zähesten Widerstand.
Mit den Waffen in der Hand protestierte es gegen den Vertragsbruch, mit
Erhebung antwortete es den Russen auf ihr unloyales Vorgehen und betrachtete

die russische Herrschaft in Georgien als eine völkerrechtswidrige Erscheinung.
Durch eine intensive wirtschaftliche Tätigkeit konnte das georgische Volk die
russischen Kolonisationsversuche vollständig zum Scheitern bringen und auf
diese Weise seine territoriale Einheit vor der Zerstörung retten. Es hat sich
kulturell stärker erwiesen als das russische Element, und anstatt sich russifizicren
zu lassen, hat es gerade während der russischen Herrschaft und im bitteren
Kampfe gegen sie eine neue nationale Kultur, die eine direkte Fortsetzung
der alten bildet, im Laufe des 19. Iahrhunderts geschaffen.
Doch konnte man glauben, daß Georgien bei alledem aus bestimmten
Gründen für die treubrüchigen Russen wäre. Die Angst vor dem Orient
versöhnte alle Georgier einstweilen mit dem Gedanken des Verlustes der
politischen Unabhängigkeit, und es gab am Anfang und bis zum Ende der
zweiten Hälfte des vorigen Iahrhunderts gute georgische Patrioten, die die
Hilfe, welche sie den Russen bei dem Werke der Unterwerfung des Kaukasus
und der Erniedrigung der Türkei und Persiens leisteten, als eine national-
georgische Sache betrachteten. Und tatsächlich, mit der Hilfe der georgischen
Heere eroberten die Russen den ganzen Kaukasus und besiegten Persien und
die Türkei, welch' letzterer sie die altgeorgischen Provinzen fortnahmen. Ietzt
erst verstanden die Türken und die Perser die russische Orientierung der
Georgier, und auch den kaukasischen Völkern wurde es endlich ganz klar,
warum die Georgier mehr den fremden, feindlichen Russen als ihren Nachbarn
während des 60 jährigen russisch-kaukasischen Krieges zu Hilfe kamen. Von
den Türken, Persern und ihren Nachbarn gezwungen, haben die Georgier
zur Verwirklichung der russischen imperialistischen Ziele im Kaukasus im nahen
Orient beigetragen. In dieser Beziehung haben die Georgier den Russen
viel größere Dienste geleistet als die Armenier, die mit den bekannten Methoden
die Russen gegen die Türken immer unterstützten. Durch die Herrschaft im
Kaukasus und auf dem Schwarzen Meere haben die Russen im Orient eine
große Macht gewonnen, insbesondere in diesem Kriege, und noch ist nicht
vorauszusehen, wie weit das russische Vordringen im Orient gehen und was
dieser moskovitische Vormarsch dem Orient bringen wird. Und unglücklicher-
weise hat Georgien gegen seinen Willen zur Herbeiführung dieses Verhäng-
nisses beitragen müssen.
Es gab auch eine andere Partei in Georgien, die immer gegen die
russische Herrschaft im Kaukasus und im Orient war. Diese Partei setzte
die alte Politik von S. Leonidge fort, doch war sie im Anfang schwächer
als die Partei, die die Politik des Königs Heraklius aus den obenerwähnten
Gründen bevorzugte, und in der erzwungenen russischen Orientierung mancher
großen Patrioten dieser Zeit in ihrer Tätigkeit in diesem Sinne, die ihnen
selbst zuwider war, muß man die Erklärung mancher unverständlicher Seiten
deS Charakters dieser Leute suchen. Dieser Partei gehörte eine ganze Schar

von Schriftstellern und Dichtern an: den tiefen Zwiespalt ihrer Seele sieht man in ihren Dichtungen. Der große Dichter Orbeliani, der sein ganzes Leben die glorreiche Vergangenheit seines Vaterlandes und seinen Niedergang beweinte, der immer Hoffnung hatte, daß eines Tages Iberien als Phönir erneuert wiederersteht, war ein russischer General und während einer kurzen Zeit sogar Statthalter des Kaukasus! Die Angst vor dem Orient, dieselbe erzwungene Wahl des kleineren von zwei Übeln leiteten die Gedanken und die Tätigkeit unserer Denker und Politiker, verbitterten ihr Leben und störten ihre Gefühle seit langem, und derjenige, der nur einen Blick auf unsere Unglücksgeschichte werfen will, wird leicht verstehen, wie schwer für das georgische Volk die Bestimmung seiner politischen Orientierung immer war, wie die Georgier seit dem Untergang ihrer politischen Einheit und Macht immer zwischen zwei Feuern standen, und wie es auch heute für uns Freundlose schwer ist, einen endgültigen politischen Schritt zu tun, wenn wir nicht imstande sein können, die notwendigen Folgen dieses Schrittes genau vorauszusehen, — eines Schrittes, von welchem geradezu die Existenz unserer Nation abhängig ist.

II.

Als das gesellschaftliche Leben Georgiens im Laufe des vorigen Iahrhunderts sich entwickelt hat, als nach der Abschaffung der Leibeigenschaft und nach der Entwicklung des Handels und der Industrie dieses Leben komplizierter wurde, die Volksbildung höher stieg, die neuen Ideen auf dem vaterländischen Boden erschienen und auch von Europa nach Georgien kamen, als für die Lösung der neuen Probleme neue Parteien mit bestimmten sozialen, politischen und nationalen Idealen und Programmen sich gebildet hatten, — da vollzog sich die vollständige, endgültige Trennung Georgiens von dem Orient. Die Rückkehr Georgiens in den orientalischen Kulturkreis wurde für die Georgier absolut undenkbar, infolgedessen wurde jede, aber auch jede orientalische politische Orientierung unseres Volkes ausgeschlossen. Andererseits verhinderte das russische Regime diese neue Entwicklung unseres Volkes und versuchte, sie im Keime zu ersticken. Und auf diesem Boden entstand der verzweifelte Kampf der georgischen Demokratie, des ganzen georgischen Volkes gegen das russische Regime. Die Georgier haben an der revolutionären Arbeit in Rußland eifrig teilgenommen. Es gab in Rußland keine große revolutionäre Partei, in der die Georgier nicht stark vertreten gewesen wären und nicht eine große Rolle gespielt hätten. Die russischen Kameraden erkannten auch stets ihre Verdienste und ihren Heroismus an. Die sozialistischen Ideen übten in Georgien einen solchen Einfluß aus wie in keinem anderen kleinen Lande. Die sozialdemokratische Partei ist bei , uns die stärkste Partei geworden. Sie vertritt in Georgien nicht nur die

Arbeiterschaft, sondern auch die Bauernschaft und fast die ganze Demokratie. Die einzelnen georgischen Vertreter dieser Partei spielen außerdem eine große Rolle auch in Rußland selbst, wie sie es beispielsweise in allen 4 Dumas als Abgeordnete getan haben und heute in dem Soldaten- und Arbeiterrat und im revolutionären Ministerium tun. Unsere Sozialdemokraten haben im Anfang sogar Übertrieben, sie haben den Internationalismus als Kosmopolitismus verstanden und beschäftigten sich weniger mit der georgischen nationalen Frage als mit den allgemeinen sozialen Fragen. Doch ist die Zeit des übertriebenen Idealismus auch bei unseren Sozialdemokraten vorbei, und heute hat sich ein beträchtlicher Teil der georgischen Sozialdemokratie für die Selbständigkeit bezw. für die Autonomie Georgiens ausgesprochen. Und die junge Partei der georgischen Nationaldemokraten, die mit außerordentlicher Schnelligkeit in Georgien Boden und Einfluß gewinnt, ist in diesem Kriege ganz offen für die Wiederherstellung der verlorenen Rechte Georgiens und für die Wiedergewinnung seiner Selbständigkeit aufgetreten. Die ganze Nation ist von diesen Idealen beseelt. Sie stellt sich die Aufgabe, die nationalen, sozialen und politischen Probleme zu lösen, die im Laufe des 19. Iahrhunderts in Georgien geboren sind und welche niemals hätten erscheinen können, wenn Georgien im asiatischen Kulturkreise geblieben wäre. Im letzteren Falle wäre sogar die Lösung der nationalen Frage unmöglich, weil — wie schon oben gesagt — der Orient das georgische Volk geistig und sogar physisch vernichtet hätte, wenn es weiter unter seiner Herrschaft zu leben gezwungen worden wäre, und deshalb wäre auch heute noch eine orientalische politische Orientierung Georgiens undenkbar und absolut ausgeschlossen, wenn es keine Garantieen haben würde, daß seine Rechte auf freies nationales und politisches Dasein von den Feinden Rußlands anerkannt werden: Die Befreiung von dem russischen Regime, von de? russischen Herrschaft selbst, dann aber das freie unabhängige politische Leben, — Souveränität oder im schlimmsten Falle territoriale Autonomie — diese Grenzen kann der georgische politische Gedanke nicht verlassen, und Georgien sucht Freunde und Unterstützung überall außerhalb Rußlands, unter den Feinden Rußlands, doch nur unter der Voraussetzung, daß die letzteren seine Rechte völlig anerkennen. Diese Anerkennung und die Garantieen dafür sind die Hauptbedingung für das Bündnis des georgischen Volkes mit den außerhalb Rußlands stehenden europäischen und asiatischen Mächten.

Tatsächlich sind die Sympathie«n Georgiens in diesem Kriege für die JentralmSchte und ihre Verbündeten gewesen, und diese Sympathieen können weiter zum wirklichen Bündnis führen, wenn die Feinde Rußlands die Lage Georgiens richtig verstehen, wenn sie einer Nation, die 2000 Iahre lang ihr eigenes Staatswesen gehabt hat, das Recht auf die Selbständigkeit ernstlich zuerkennen, wenn sie endlich die große Bedeutung

eines freien Georgiens und eines unabhängigen Kaukasus im nahen Orient im eigenen Interesse richtig erkennen, ebenso wie sie die Bedeutung einer unabhängigen Ukraine für Zentraleuropa usw. neuerdings zu erkennen scheinen.

III.

Die russische Revolution hat die Hoffnungen Georgiens nicht verwirklicht. Georgien hat nicht nur für die Verwirklichung der großen, allgemein menschlichen Ideale seine Kräfte der russischen Revolution geopfert; es hat gedacht, daß mit der Vernichtung des Zarismus es auch seine Rechte wiederhergestellt sehen wird, — seine Rechte, die der Zarismus völkerrechtswidrig vernichtet hat: die Revolution dachte man sich als die Verneinung des Zarismus, aller seiner gesetzwidrigen Taten und infolgedessen auch jenes völkerrechtswidrigen Aktes, durch welchen die Kaiser Paul I. und Alerander I. im Iahre 1801 den georgischen Staat vernichtet hatten. — Das war unsere Hoffnung. Doch haben die Männer der Revolution sich als ebenbürtige Imperialisten erwiesen, wie die „Tschinowniks" des Zaren es waren. Sogar die Wiederherstellung der Autokephalie der georgischen Kirche wollte die provisorische Regierung nicht direkt anerkennen, bis das georgische Volk sie dazu gezwungen hatte. Die Georgier lassen sich noch an der deutsch-österreichischen Front aufreiben, von einem Feinde, der niemals der Feind Georgiens gewesen ist und niemals sein kann, anstatt daß die Georgier die Grenzen des eigenen Gebietes verteidigen! — Die Frage der Autonomie Georgiens, die von den Föderalisten, Nationaldemokraten, von einem Teil der Sozialdemokraten, vom Volke selbst direkt gestellt wurde, wurde von der provisorischen Regierung und von der Presse mit Feindseligkeit bekämpft und die ganze nationale Bewegung als contre-revolutionäre Umtriebe erklärt. —

Als die Georgier die Männer der Revolution an ihre Rechte erinnerten, gab ihnen Kerenski eine Antwort, die gerade einem jungen russischen Revolutionär ziemt: der Vertrag von 1783 hätte jetzt keine Geltung, weil er von den Vertretern der Dynastie geschlossen war, jetzt aber sei diese Dynastie verschwunden und an ihre Stelle die Demokratie getreten! Der Schluß, den Kerenski aus einer solchen „juridischen Konstruktion" (?!) zieht, ist natürlich, daß Georgien eine russische Provinz bleiben soll. Georgien ist von der Revolution betrogen worden; — alle Parteien Georgiens, sogar die Sozialdemokraten, die am meisten von der russischen Revolution die Verwirklichung ihrer Hoffnungen erwarteten, sehen sich betrogen, und eines Tages werden sie alle, das ganze georgische Volk, mit anderen Fremdvölkern Rußlands zusammen, gegen die russische Demokratie vorgehen, wenn sie sehen, daß diese Demokratie ebenso wie der Zarismus sie verraten hat und gegen die Völker, die ihre legitimen Rechte verlangen und zur nationalen Freiheit streben, mit den Bajonetten vorgehen wird!

So steht Georgien noch heute zwischen zwei Feuern, ebenso wie es
früher gestanden hat, und kann nicht so leicht seine politische Orientierung
endgültig bestimmen. Sein Ideal ist die Fortsetzung des unabhängigen poli-
tischen Lebens. Rußland ist das Haupthindernis zur Verwirklichung dieses
Ideals, — das revolutionäre Rußland ebenso wie früher das zaristische. Die
letzte Rede Kerenskis auf der Moskauer Reichsversammlung läßt schon keinen
Zweifel mehr daran.
Wir betonen noch einmal: die Zentralmächte und die Türkei
müssen diese schwierige Lage Georgiens verstehen und seine legitimen Be-
strebungen, sein Recht auf ein selbständiges Staatswesen anerkennen und
nach dieser Anerkennung Georgien als Bundesgenossen zu behandeln garan-
tieren — nur dann wird ihre gemeinsame Arbeit mit dem georgischen Volke
die gewünschten Ergebnisse zur Folge haben.
Und groß ist die Bedeutung eines freien Georgiens, eines unabhängigen
Kaukasus, sowohl für den Orient wie für die Zentralmächte und für die
Balkanstaaten. Die imperialistischen Ziele Rußlands, die es mit der Zu-
stimmung seiner Alliierten im nahen Orient verfolgt, sind kein Geheimnis mehr.
Am 20. August hat zuletzt der deutsche Reichskanzler enthüllt, wie die Alliierten
die Türkei und den nahen Orient überhaupt aufteilen wollen. Die Aus-
führung dieses Planes der Alliierten hätte nicht nur die Vernichtung des
ottomanischen Reiches bedeutet, fondern die Unmöglichkeit der Fortsetzung der
wirtschaftlichen Tätigkeit der Zentralmächte im Orient. Die Unabhängigkeit
der Balkanstaaten und der Bestand selbst des österreichisch-ungarischen Staates
wären ernst bedroht. Solange Rußland das Schwarze Meer und den Kau-
kasus beherrscht, wird diese Gefahr immer bestehen. Und niemand darf sich
Illusionen darüber machen, daß etwa die Revolution auf alle Fälle Rußland
zur Auflösung und zum Verderben führen müsse!
Der künftige Imperialismus des verjüngten Rußlands ist gefährlicher
für die Zentralmächte, die Türkei und den Orient, als es der des Zarismus
war, und um diesen Imperialismus des revolutionären Rußlands zu be-
seitigen, ist es vor allem notwendig, eine selbständige Ukraine, oder im
schlimmsten Falle eine völlig autonome Ukraine zu schaffen, damit die russische
Gefahr nicht mehr von dem Schwarzen Meer her Europa bedrohen kann.
Für die Beseitigung dieser Gefahr im Orient aber ist es außerdem absolut
notwendig, ein selbständiges Georgien, einen unabhängigen Kaukasus zu
schaffen, — oder im schlimmsten Falle wenigstens die territoriale Autonomie
für Georgien und für den Kaukasus überhaupt zu erlangen. Geschieht es
als eine der Folgen dieses Krieges, so können die Zentralmächte und die
Türkei ohne weitere Gefahr von russischer Seite ihre Tätigkeit im Orient
fortsetzen. Wenn nicht, dann ist das Schicksal der Türkei und der Balkan-
staaten entschieden, dann bleibt auch in der Zukunft dieselbe ewige Ursache

des Krieges zwischen Rußland und den Zentralmächten bestehen, und es ist
schwer vorauszusagen, wer in diesem gigantischen Kampfe den endgültigen
Sieg davontragen wird, , , . ,,
Georgien bildet ein wirtschaftlich und kulturell entwickeltes Land, besitzt
ein Territorium, das ungefähr dem bulgarischen gleicht, mit einer Bevölkerung
von mehr als drei Millionen. Das georgische Volk hat eine lange politische
Geschichte und Erfahrung hinter sich und noch dazu die Rechte auf Autonomie
und sogar auf Unabhängigkeit. Es ist ausgesprochenermaßen ein Staatsvolk.
Die georgische Frage ist eine internationale Frage nicht nur von dem Stand-
punkte ihrer Bedeutung, sondern auch von dem Standpunkte des Völkerrechts
aus für diejenigen, die noch die Geltung der Verträge anerkennen. Ebenso
ist die allgemeine kaukasische Frage eine internationale Frage wegen ihrer
großen Bedeutung. Die kaukasischen Völker sind ebenfalls fähig, politisch
unabhängig zu leben. Die günstige geographische Lage, die natürlichen
Reichtümer des Landes und die Zahl der Bevölkerung (insgesamt IL^/z Mil-
lionen) machen das durchaus möglich. Und wenn wir nach dem Friedens-
schluß ein unabhängiges Georgien, eine freie Föderation der Bergvölker und
der Tataren sehen würden, die unabhängige neutrale kaukasische Konföderation
Rußland von dem Orient trennen würde, so wäre das eines der größten
positiven Ergebnisse dieses Krieges. Wenn die Kaukasier aber weniger Glück
haben,und nicht ein unabhängiger Kaukasus, sondern eine autonome, mit
Rußland verbundene kaukasische Konföderation Zustandekommen würde, so hätte
es trotzdem dem russischen Imperialismus im nahen Orient einen entscheidenden
Schlag versetzt.
Das ist das Ideal der Kaukasier und insbesondere der Georgier. Für
die Verwirklichung dieses Ideals sind wir und alle kaukasischen Völker bereit,
zusammen mit den Feinden Rußlands zu arbeiten. Eine vollständige Einig-
keit herrscht unter den Kaukasiern und den Georgiern. Die alten Mißver-
ständnisse sind aufgeklärt und verschwunden. Die Kaukasier haben endlich
Verstanden, daß ihr Schicksal mit dem der Georgier für immer verbunden ist
und in demselben Sinne entschieden wird wie das der Georgier. Das war
früher so und ist heute nicht anders, weil das einzige Volk im Kaukasus,
das ein eigenes Staatsleben hatte, das georgische war. Es ist aber die
höchste Zeit, daß unsere anderen natürlichen Freunde endlich die Notwendig-
keit unserer Ansprüche und unserer Frage erkennen, und mit ihrer Hilfe und
unserer Energie werden wir vielleicht imstande sein, unsere Ideale zu ver-
wirklichen, was eine große internationale Bedeutung hätte und eine wichtige
Garantie für die Sicherheit des ganzen nahen Orients, insbesondere der
Türkei, und für die weitere Entwicklung des Einflusses der Zentralmiichte
in der orientalischen Welt wäre.

Doch verlangen wir von unseren natürlichen Freunden für die Garantien, die ihnen unsere zukünftige Unabhängigkeit bieten kann, die Garantien, die wir jetzt schon von ihnen haben müssen und von welchen wir oben gesprochen haben. Das ist, wie wir nochmals betonen, die wichtigste Bedingung unseres Zusammenarbeitens. Die georgische und kaukasische Frage überhaupt ist eine große ernste politische und internationale Frage, und keineswegs eine große politische Intrige, die, nach der Meinung der Entente, die ZentralmSchte und die Türkei organisiert hätten.

Arslan Girey:

Der russische Islam und die russische Revolution von 1917.

1.

Unter den Fremdvölkern Rußlands zählen die mohammedanischen Völker zu den in Westeuropa am wenigsten bekannten. Das hat seinen Grund darin, daß sie nach Sprache und Knltur dem Okzident völlig fremd gegenüberstehen und dank der brutalen Herrschaft der Russen*) nicht imstande waren, sich soviel an okzidentaler Bildung anzueignen, als sie es wollten und als es notwendig war, um selbst sich dem Okzident näher zu bringen. Nur so ist es verständlich, daß es den Russen gelingen konnte, die Geschichte der Tataren ivtr», et extr» mnro« zu verunglimpfen und den gesamten modernen Islam Rußlands der Verachtung preiszugeben, zumal die Russen in dieser Hinsicht mit England Hand in Hand gehen, daö seinerseits den europäischen Kontinent zu überzeugen bemüht ist, alles, was den Orient bewohnt, sei minderwertig. Mit großem Erfolg haben beide Staaten und Völker die Verfälschung der öffentlichen Meinung der Welt betrieben, um unter dem Schutze ihres Lügensystems ohne Protest die schwersten Vergewaltigungen an den diskreditierten Völkern zu verüben. Den ersten Riß in das russische System brachte die erste russisch« Revolution, in der der rnssische Islam sich der erstaunten Welt als eine Macht in Rußland zu erkennen gab, sich eine gute politische Vertretung in der mohammedanischen Fraktion der Reichsduma und im Allrussischen Mohammedaner Kongreß schuf und binnen kurzem eine nicht mehr zu übersehende islamisch-russische Presse begründete, um sich untereinander zu ver-

*) Seit die Ukrainer den ihnen ausgedrängten verächtlich.'n Namen der Kleinrusse» verdrängt haben, haben die Grobrussen gleichfalls ihren Namen verloren und sind zu Rüssen schlechtweg geworden.

ständigen und sich der Welt verständlich zu machen. Den zweiten größeren Riß brachte der gegenwärtige Weltkrieg, insofern als er das Prinzip der Selbstbestimmung der Völker, das die Entente nur auf Europa anwenden wollte, auf alle Welt ausgedehnt und damit das Interesse auch an den unterdrückten islamischen Völkern Rußlands sehr wesentlich gefördert hat. Zerrissen aber hat das russische Lügensystem erst die Revolution dieses Iahres, denn nunmehr hat der Islam Rußlands beweisen können und bewiesen, daß er imstande ist, seine Geschicke selbst in die Hand zu nehmen. Nunmehr wird sich die Welt dauernd mit den russischen Mohammedanern beschäftigen müssen und letztere selbst werden ihrerseits, da sie einmal ungehindert sind, dauernd ein Verhältnis zur Welt suchen und finden.

II.

Bevor ich zur kurzen Darstellung der Ereignisse dieser letzten Phase der Entwicklung des russischen Islams übergehe, will ich kurz die fünf Gruppen innerhalb derselben nennen und die Verhaltnisse in den einzelnen Gruppen, soweit sie von Wichtigkeit für das Verständnis des folgenden sind, skizzieren. Diese fünf Grupen sind nicht immer völkisch einheitlich, wohl aber politisch. Es sind das die fünf Gruppen, aus denen sich der Allrussische Mohammedaner Kongreß zusammensetzt.

Die wichtigste Rotte kommt den Tataren zu, die zwischen Wolga und Ural siedeln und sporadisch westlich über die Wolga, östlich über den Ural hinübergreifen. Unter den Sammelnamen Tataren subsummiert man außer reinen Tataren auch die dasselbe Territorium bewohnenden Baschkiren, Tschuwaschen usw., da sich alle diese Völkerschaften in der Erkenntnis, allein nichts zu bedeuten, mit den Tatarrn zu einem einheitlichen Ganzen verbinden. Kein Siedelungsgebiet ist so zerrissen, wie das Gebiet dieser Gruppe. Seit altersher hat Rußland hier die gewaltigste Kolonisation getrieben, noch am Ende des XIX. Iahrhunderts durch nackten Länderraub das geschlossene Siedelungsgebiet der Baschkiren (900 000 Menschen) gesprengt. Ihre Gesamtzahl beträgt nach der Zählung von 1897, die bekanntlich die Zahlen für den Islam aus politischen Gründen herabgesetzt hat, 1 737 000.

Die zweite Gruppe auf dem europäischen Kontinent bilden die Krimtataren, denen die Mohammedaner <n den Gebieten des ehemaligen Großfürstentums Litauen zugesellt werden, weil sie in der geistlichen Verwaltung mit dieser verbunden sind. Ihre Zahl ist klein, im ganzen 190 800 in der Krim und 15 645 in den Gouvernements Wilna, Minsk, Grodno und Kowno. Ihre Bedeutung ist jedoch viel größer, als die Zahlen erwarten lassen. So haben die in Litauen beheimateten Mohammedaner in den Tagen der gegenwärtigen Revolution eine Reihe von hochgeschätzten Fuhrern gestellt.

Die dritte Gruppe sind die Kaukasusmohammedaner. Unter den verschiedenen Völkerschaften Transkaukasiens haben eine überragende Stellung die sogen.

Kaukasustataren, deren wichtigste Zentren Baku und Ielisawetpol sind. Die kaukasischen Bergvölker, die im Gegensatz zu den übrigen Mohammedanern Rußlands keine Türkvölker sind, haben sich ebenfalls mit den Kaukasustataren verbunden, weil sie die Gemeinsamkeit der spezifisch kaukasisch«n Interessen im engsten Zusammenwirken mit letzteren gesichert wissen. Wenn sie die absolute Führung nicht in dem Maße wie die übrigen Mohammedaner des Kaukasus an Baku und Ielisawetpol abgetreten haben und ihrem Zenjtrum, Wladikowkas, eine selbständige Bedeutung zukommt, so ist die politische Vertretung des Kaukasus infolge der Verbindung der Bergvölker mit den Kaukasustataren nach außen einheitlich geworden.

Die vierte Gruppe bilden die Kirgisen, die in einer kleinen Anzahl von 261059 zwischen den Niederungen der Wolga und des Ural als Bukejiwfchen Horde leben und als ein Volk von nicht weniger als 3 988 993 (immer nach der Zählung von 1897) das Generalgouvernement der Steppe bewohnen und mit anderen Worten vom Kaspisee bis zu Chinas Westgrenzen siedeln. Sie bilden völkisch eine völlig einheitliche Gruppe des russischen Islams, sind von großer Tüchtigkeit des Verstandes und Charakters, so daß wohl anzunehmen ist, daß ihre Bedeutung in kurzer Zeit in Rußland gewaltig wachsen wird, nachdem die Schranken des alten Regimes, die gerade auf diesem Volke am schwersten lasteten, gefallen sind.

Die fünfte und letzte Gruppe bilden die Bewohner Turkestans. Die Vorherrschaft haben hier die Sarten im Osten, die Turkmenen im Weste» des Landes. Die Scheidegrenze zwischen ihnen bilden die Reiche Buchara und Chiwa, die aber als souzeräne Staaten außerhalb des Systems des russischen Islams und der Organisation des Allrussischen Mohammedaner-Kongresses stehen. Turkestan ist völkisch auch nicht einheitlich. So gehören zu ihm weite Gebiete von Kirgisen, die völkisch zu den nördlich an sie schließenden Brüdern im Generalgouvernement der Steppe tendieren, heute aber noch mit Turkestan eine Einheit bilden und gemeinfame Vertreter in den Allrussischen Kongreß entsandten. Turkestan ist dicht besiedelt und zählt Millionen Einwohner.

In religiöser Hinsicht hatte die russische Regierung die Mohammedaner untereinander getrennt, um der Idee der Einheit des russischen Islams entgegenzuwirken. Die Wolgatataren haben ihre religiöse Verwaltung in Ufa, die nach ihrem ursprünglichen Sitz die Orenburger Geistliche Versammlung heißt; ihr ist das Gebiet der Kirgisen und Turkestan untergeordnet. Die Krim hat mit Litauen, wie bereits exwäHnt ist, eine besondere Verwaltung und im Kaukasus unterhielten die Russen ein Scheich-ul-Islamat für die Schiiten und ein Muftiamt für die Sunniten.

In militärischer Beziehung sind dienstpflichtig nur die Wolga- und Krimtataren. Aus den Kaukasiern und den Turkmenen Turkestans sind nur einige

„Freiwill>gen"-Regimenter aufgestellt worden, die so zustande kamen, daß die Regierung den Ältesten der Dörfer erklärte: „Ihr habt so und so viel Mann zu stellen" und diese für Geldzahlungen die Ärmsten im Dorf willig machten, den verhaßten russischen Heeresdienst zu übernehmen.

II.

Kaum hatte die Revolution der liberalen Bourgeoisie und der sozialistischen Volksmassen mit Hilfe des aufrührerischen Militärs zum Sturze des Zarismus geführt, als auch der Islam gleich den anderen Fremdvölkern sofort zur Organisation der Bezirke seiner Siedlungsgebiete überging. Dort, wo er ausschließlich oder in der Majorität ansässig ist, rief er Lokalkomitees ins Leben, die die Leitung dieser Bezirke vollständig in ihre Hand nehmen. Dort, wo sich die Mohammedaner in der Minderheit befinden, gründeten sie Komitees, die eine ausgiebige Vertretung der islamischen Interessen neben den anderen Nationalitäten ermöglichten. Die islamischen Komitees verständigten sich alsbald untereinander und setzten in Petersburg einen Ausschuß ein, der den Auftrag erhielt, einen Allrussischen Mohammedancrkongreß zum 1/14. Mai nach Moskau zu berufen, damit der Islam seine Organisation und seine Politik vereinheitlichen könne. Es erwies sich nämlich, daß die alte Generation der mohammedanischen Politiker durch die harten Prüfungen, die von dem Zarismus und der 3. und 4. Duma ausgingen, so ermattet waren, daß sie den großen Moment der Revolution nicht zu werten verstanden und einer jungen Generation Platz machen mußten. Der bekannteste Exponent jener versagenden Richtung, die bei der revolutionären Bourgeoisie das Glück suchte und sich mit dem freundlichen Augenblinzeln der russischen Imperialisten begnügen wollte, ist Sadri Maksudow, während die wichtigsten Exponenten der neuen Richtung Achmed Calikow, ein Abkömmling der kaukasischen Berge, und der Sozialrevolutionär Iljas Ischakow sind. Neben diesen gibt es noch eine Gruppe von Politikern, die bereits früher eine Rolle spielten und sie heute weiterspielen, weil ihnen der Blick für die Größe der Stunde nicht verloren gegangen war. Ihr wichtigster Führer ist der weit über Rußlands Grenzen hinaus bekannte liberale rek'gionsphilosophische Schriftsteller Musa Bigijew, der heute Achun (Propst) in Petersburg an dem vom Emir von Buchara nach dem Vorbilde der berühmten Moschee Bibi-Changow in Samarkand erbauten Gotteshause geworden ist.

Das Organisationskomitee in Petersburg arbeitete mit größtem Eifer und größter Präzision, wovon ihre „Bulletins", die überall im Islam verbreitet wurden, Zeugnis ablegen. Der Kongreß kam pünktlich zustande. Von allen Orten und von allen Organisationen kamen Delegierte. Man erwartete 500 Teilnehmer und sah ihrer 800, ungerechnet der 112 Frauen. Die islamischen Frauen Rußlands, um das hier einzuschalten, hatten alsbald nach der Revolution in

Kazan einen allrussischen Kongreß islamischer Frauen abgehalten und beschlossen, eoüte yue coüte die Frauenfrage zu lösen, d. h. dieselben Rechte zu erobern, die ihren europäischen Schwestern zustehen. Daher erschienen sie in Moekau in so unerwartet großer Zahl. Unter den Männern, die gekommen waren, sah man — was besonders hervorzuheben ist — neben den Zivilisten eine Reihe militärischer Delegierter, deren Führer Iljas Alkin war. Die mohammedanischen Soldaten Rußlands hatten nach dem Vorbilde der Ukrainer im Wettstreit mit den anderen Fremdvölkern Rußlands eine Militärliga begründet, deren Zentralstelle das Militärkomitee von Kazan ist. Kein Zweifel, daß die Vertretung von wenigstens einer Million Soldaten des russischen Heeres die Bedeutung des Moskauer Kongresses wesentlich erhöhte.

Auf dem Kongreß selbst ist es zu schweren Kämpfen gekommen. Es gab starke Parteien, denen die Liberalisierung des Islams ein Greuel ist. Zu ihnen gehören sehr viele Imams. Allein sie wurden von dem Gros des Kongresses überstimmt. Dieses bestand aus Sozialisten. Untereinander waren letztere keineswegs in allen Punkten einig. So vertraten die Sozialdemokraten den Gedanken einer zentralisierten demokratischen russischen Republik gleich den übrigen Genossen im Reich, während sich die Sozialrevolutionäre für einen föderativen Freistaat einfetzten und politische Autonomie für die islamischen Territorien Rußlands forderten. Zusammen mit den reaktionär Gesinnten, die sich mit ihnen auf dem Boden des Nationalismus ohne Schwierigkeit verständigen, trugen die Sozialrevolutionäre den vollen Sieg zugunsten autonomer Territorien davon. Während die Krim, der Kaukasus, die Kirgisensteppe, Turkestan feste Grenzen besitzen, machte die Abgrenzung des Territoriums der Tataren Schwierigkeiten, weil die Russen durch die gewaltsame Ansehung von Siedlern die Einheit des ethnographischen Gebiets der Tataren zerstört haben. Man sah sich gezwungen, diese Frage bis zum nächsten Allrussischen Mohammedanerkongreß zu vertagen, nahm aber als Mindestterritorium eine Fläche etwa von der Größe Kongreßpolens mit Ufa als Zentrum in Aussicht.

Volle Einigkeit herrschte in der brennendsten Frage der zur Zeit notwendigen Organisation des Islams. Hier schuf der Allrussische Mohammedanerkongreg zwei Zentralstellen: eine zur politischen, die andere zur religiösen Leitung des russischen Islams. Mit der politischen Führung wurde ein Zentralrat mit dem Sitz in Petersburg bettaut, der 30 Mitglieder zählt und nach den 5 islamischen Gebieten gegliedert ist. Zwölf Mitglieder des Zentralrars müssen ständig in Petersburg anwesend sein, wo ihnen der Emir von Buchara seinen Palast zur Verfügung gestellt hat. Bisher haben die islamischen Teilgebiete in den Ausschuß der Zwölf entboten: Achmed Calikow, Vorsitzender; Schakir Muck?a Medjarow, Schriftführer, und Zagid Schamil — als Vertreter Zentralrußlands; Ubejdulla Chodshajew, Kulbaj Tugusow und Zaki Walidi aus Turkestan, die Kirgisen Dshaganscha Dusmuchamedow, stell». Vorsitzender, und Walid Chan Tanatschew;

ein Krimtatare Ismail Lemanow. 2 Vertreter des Kaukasus und einer aus Zentralrußland sind noch zu wählen.
In der geistlichen Verwaltung gelang es ohne große Opposition anstelle der verschiedenen rivalisierenden geistlichen Behörden die Orenburger Versammlung zur höchsten geistlichen Gewalt des gesamten russischen Islams zu erheben. Wesentlich erleichtert wurde die Aufgabe des Kongresses durch die kurz vorher erfolgte Verbindung der Schiiten und Sunniten im Kaukasus, die in der Erkenntnis der Forderung der Zeit nach Eintracht eine Union herbeigeführt hatten, wie sie etwa in der preußischen Landeskirche für die verschiedenen Protestanten zu standegekommen ist. Um diese neue Behörde sofort durch Mitwirkung aller islamischen Völker Rußlands ins Leben zu rufen und die russische Regierung, die gutwillig nie und nimmer dem Allrussischen Mohammedanerkongreß das Recht zur Ernennung der Mitglieder dieser Behörde eingeräumt haben würde, vor ein k»it äcconipU zu stellen, wurde nicht nur Ali Dshan Barudi zum Mufti des gesamten Islams Rußlands, sondern auch das gesamte Kollegium der Verwaltung gewählt. Hierbei feierten die islamischen Frauen einen außerordentlichen Erfolg. Eine der anwesenden Damen kam als Mitglied in die Verwaltung hinein.
Da sich das Militärkomitee von Kazan bereit erklärte, sich dem Zentralrat nach seiner vollendeten Konstituierung unterzuordnen, so hat der Allrussische Kongreß tatsächlich die Vereinheitlichung der Leitung seiner Geschicke erreicht. Alle kleinen Errungenschaften sind gegenüber dieser bedeutungslos und können füglich beiseite bleiben.

III.

Was die Zukunft der angestrebten Befreiung vom russischen Ioch belangt, so kann heute niemand sagen, wo ihre äußersten Marken liegen. Während es sich im Mai a. c. um die Frage einer zentralisierten oder föderativen Republik drehte, ist heute diese Frage müßig geworden. Dank dem Vorgehen der Ukrainer lautet die Frage: föderatives Rußland oder freie nationale Staaten. Mit der Andeutung solcher Evolutionsmöglichkeiten muß man sich jedoch z. Zt. begnügen, um sich nicht im Uferlosen zu verlieren. Klärung bringt sicher der Herbst, in dem ein Fremdvölkerkongreß, berufen von dem Zentralrat der Ukraine, tagen wird, und dann die auf den 24. Dezember festgesetzte konstituierende Versammlung in Moskau, die die Großrussen für ganz Rußland einberufen.

Felix Mlynarski
Polen, die russischen Fremdvölker

Dr. Felix Mlynarski: Polen, die russischen Fremdvölker und die russische Revolution.

Herr Dr. F. Mlynarski war bis vor kurzem Delegierter des obersten polnischen Nationalkomitees in Amerika, wo er die Unabhängigkeit Polens erfolgreich vertrat. Er ist der Verfasser der Schrift: „?de Problems «k tke comlnß peace", in welcher er den internationalen Charakter der polnischen Frage darlegte und die Meinung vertrat, daß nur der allgemeine Friedenskongreß die polnische Frage losen könne. Dr. Mlynarski ist Mitglied des Erekutivausschusses des „Nationalen Zentrum s", aus welchem die zu konstituierende polnische Regierung gebildet werden dürfte. Die nachfolgenden Aeußerungen Dr. Mlynarskis dürften daher besonderes Interesse beanspruchen:

„Der Ausbruch der russischen Revolution hat anfänglich gewisse Kreise sowohl der polnischen wie der deutschen Gesellschaft desorientiert. In der deutschen Presse wurden Meinungen laut, daß es gelingen wird mit dem revolutionären Rußland Frieden zu schließen, und im Zusammenhang mit dieser Hoffnung begann man die Konzeption des polnischen Staates im Bunde mit der föderativen russischen Republik der bisherigen Konzeption des polnischen Staates im Bunde mit Mitteleuropa entgegenzustellen. Dies mußte die Beziehung zum Akte vom 5. November und dessen unmittelbare Realisierung ungünstig beeinflussen. Ein voreiliger Pessimismus erfaßte sowohl die Deutschen wie die Polen. Die ersten verloren den Glauben an die Notwendigkeit der Bildung des polnischen Staates — die zweiten die, Hoffnung, daß der Akt vom 5. November überhaupt vor dem Friedenskongreß verwirklicht werde. Eine gewisse Analogie ist zwischen denjenigen deutschen Politikern, die eine Verständigung mit Rußland auf Kosten Polens wünschen, und den Polen, die unter diesen Umständen ihre antirussische Haltung zu revidieren sich genötigt sahen, zu bemerken. Die polnische Linke fürchtete nach dem Sturz des Zarismus Rußland nicht mehr, da sie an eine aggressive Politik der revolutionären Regierung gegenüber Polen nicht glaubte. Die Wirklichkeit hat diese Illusionen Lügen gestraft. Die erste ernüchternde Tatsache war die russische Offensive, die sich in der Richtung auf Lemberg und Wilna bewegte, d. h. dem Beispiel des zarischen Imperialismus folgte. Gleichzeitig begann sich trotz des inneren Chaos der großrussische Staatsinstinkt immer deutlicher zu regen, der unter den Parolen der Einheit und Unteilbarkeit des russischen Imperiums Reaktionäre, Sozialisten, Oktobristen und Kadetten vereint. Das in seiner inneren Politik zerschlagene Rußland des Sozialisten Kerenski erweist sich in der äußeren Politik einheit-

lich und solidarisch. Die Parole des Krieges nahm Oberhand über die des Friedens, und die Parole der Unteilbarkeit Rußlands und eiserner Unnachgiebigkeit den Fremdvölkern gegenüber triumphiert über die Phrasen vom Selbstbestimmungsrecht der Völker. Gutschkow z. B., der als Kriegsminister das Märzmanifest über das unabhängige Polen unterzeichnete, organisiert gegenwärtig eine liberal-republikanische Partei unter der Parole der Einheitlichkeit und Unteilbarkeit Rußlands, was zur Genüge charakterisiert, wie er in der Praxis die „Militärunion Polens mit Rußland" auffassen würde.
Die Tagung der Kosaken ist unter der gleichen Losung einberufen worden und Kerenski führt sie ins Leben ein, indem er den Landtag von Finnland auflöst und seine Kosaken dorthin schickt. Das gleiche Geschick wird wohl auch sehr bald die starke ukrainische Bewegung ereilen. Die revolutionäre Karriere des Gen. Kornilow, die mit dem Füsilieren einer ganzen Division begann, ist für die Fremdstämmigen gleichfalls ein Memento.
Dem gegenüber muß die Stellung aller derjenigen, die gegen das zaristische Rußland waren, erhalten und der Krieg mit Rußland unbedingt bis ans Ende ausgefochten werden. Auch die Notwendigkeit der raschen Realisierung des Novembermanifestes und der Bildung einer Armee gewinnt auf diesem Hintergrunde immer mehr an Aktualität und der frühere Plan der Abgrenzung Mitteleuropas von Rußland durch eine Zone, die aus den von Rußland abgetrennten, selbständig gemachten und mit gemeinsamen Banden vereinten Fremdvölkern gebildet wird, kommt mit neuer Kraft zur Geltung. Also die Selbständigkeit Finnlands, Litauens, Polens und der Ukraine. Das Problem ist nicht einfach. So bestehen z. B. Reibungen zwischen Litauen und Polen oder Ukraine und Polen. Die gegenseitigen Beziehungen dieser neuen Staatsorganismen werden wohl den Friedenskongreß bestimmen. Die Furcht vor dem scheinbaren polnischen Imperialismus, die in Litauen und der Ukraine verbreitet wird, ist unbegründet. Die gemeinsame Befürchtung der russischen Rache und Revanche wird die Reibungen sicher dämpfen und diese Nationen zum gemeinsamen Handeln zwingen."
-» -» >
Literatur. Über Polen informieren am besten: Erasme Piltz: „ ?etite Lue^olorMie ?«Ivnaise", I^idralre ?»^vt K (Zie., I^sussime et ?ari«. Friedrich Naumann: „Was wird aus Polen?" — Wilhelm Feldman: „Zur Lösung der polnischen Frage". Verlag von Carl Curtius, Berlin, 1916. — Gothein : „Polen als Nationalitätenstaat." — Dr. Ri ch ar d Bahr: „Im besetzten Polen." Berlin, Carl Curtius. 1916. — Ian Kucharzewski: „I^'Lurope et le Probleme Rus««'?«Iviiai8." I^aussune 1916. — Dr. Felix Mlynarski: ,,^de Problems «k tde comin^ pesce." — Benjamin Segel: „Die polnische Iudenfrage". Verlag Georg Stille, Berlin 1916.

Georg Jahn
Volksvermehrung und Bevölkerungs-
vr. Georg Jahn, z. Z. Brüssel:
Volksvermehrung und Bevölkerungspolitik nach
dem Kriege.
Die Erscheinung des Geburtenrückganges in Deutschland, die in den letzten Iahren vor dem Kriege in wachsendem Grade die Aufmerksamkeit der Volkswirtschaftler und Politiker auf sich zog und bereits vielfach über den engeren Kreis der Sachverständigen hinaus in der öffentlichkeit erörtert zu werden begann, hat durch den langen schweren Krieg und seine unabwendbaren bevölkerungspolitischen Folgen eine so wesentlich erhöhte Bedeutung gewonnen, daß sie die vermehrte Bcachtung, die sie schon jetzt zu finden scheint, durchaus verdient. Die Tatsachen, die die Statistik ermittelt hat, dulden keinen Zweifel. Die absolute Geburtenziffer, die im Iahre 1870 1 635 646 und 1872 nach einem unbedeutenden, durch den Krieg verursachten Rückschlag 1 692 227 betrug, ist von da ab mit geringen Schwankungen fast unausgesetzt gestiegen, erreichte im Iahre 1901 mit 2 097 838 ihren Höhepunkt und sank dann allmählich, aber unausgesetzt wieder ab. 1910 war die Geburtenziffer noch 1 982 836, 1912 bereits 1 925 883, 1913 nur noch 1894 589 und 1914: 1874 389. Dieser absolute Rückgang scheint nicht beträchtlich, gewinnt aber ein anderes Aussehen, wenn man damit vergleicht, daß von 1901 bis 1914 die Bevölkerung Deutschlands von rund 57 Millionen auf rund 68 Millionen gewachsen ist, die Zahl der Eheschließungen zugenommen hat und in Verbindung damit eine Zunahme der bisher Ledigen unter den Heiratenden, eine Verringerung des mittleren Heiratsalters sowie eine Verlängerung der durchschnittlichen Ehedauer eingetreten ist. Im Verhältnis zur Bevölkerungszahl ist deshalb der Geburtenrückgang wesentlich stärker, als es nach den absoluten Zahlen den Anschein hat. Die sogenannte allgemeine Geburtenziffer, die im Iahresdurchschnitt 1871/80: 40,7 °/««, 1881/90: 38,2 1891/1900: 37,3 7««, betrug, war 1901, also im Iahre der größten absoluten Geburtenziffer, nur noch 36,9 im Iahnsdurchschnitt 1901/10: 33,9°/«« und sank in den Iahren 1911, 1912, 1913 und 1914 auf 29,5 29,1 °/««, 28,3 und 27,6 Der relative Geburtenrückgang ist also doch recht erheblich.
Da die absolute Zahl der unehelichen Geburten sich seit 1901 ungefähr gleich geblieben und in ihrem Verhältnis zur Geburtenziffer sogar von 8,6 °/« auf 9,8 °/« im Iahre 1914 gestiegen ist, so entfällt der Rückgang in seinem ganzen Umfange auf die ehelichen Geburten, hat also seinen Grund in einem beträchtlichen Absinken der ehelichen Fruchtbarkeit. Dieses ist allem Anschein nach in den Städten wesentlich stärker als auf dem Lande. Denn wenn auch für die letzten Iahre vor dem Kriege keine genauen Zahlen vorliegen, so geben doch einige ältere preußische Be-

rcchnungen einen gewissen Anhalt. Nach der einen derselben war die Zahl der ehelichen Geburten in Preußen auf 1000 Ehefrauen im Alter von 15 bis 50 Iahren in den Städten 269 im Durchschnitt der Iahre 1879/82 und sank auf 240 in 1894/97, 227 in 1899/1902 und 207 in 1904/07; auf dem Lande dagegen waren die entsprechenden Ziffern 288, 290, 287 und 269. Nach einer anderen Bc- rechnung kamen auf 1000 Ehefrauen im Alter von 15 bis 45 Iahren in den preußischen Städten 1880/81 305 eheliche Geburten, 1890/91 297, 1900/01 26« und 1905/0« nur noch 241, in den Landgemeinden dagegen 1880/81 329, 1890/91 347, 1900/01 337 und, 1905/0« 317. Es liegen Ansichten dafür vor, daß die Entwicklung in Stadt und Land sich in den letzten Iahren vor dem Kriege in denselben Geleisen bewegt hat wie in der erfaßten Periode.

An dem starken Geburtenrückgang in den Städten haben weniger die oberen Schichten Anteil als vielmehr die mittleren und ein Teil der unteren, da die ersteren — ähnlich wie der Adel und die Großbauern auf dem Lande — von jeher aus Rücksicht auf die Vermögenszusammenhaltung die Kinderzahl stark beschränkt haben. Die geringste eheliche Fruchtbarkeit und die stärkste prozentuale Abnahme derselben hat nach einer Untersuchung von Leo Berger (Untersuchungen über den Zusammenhang zwischen Beruf und Fruchtbarkeit, Z. d. k. preuß. stat. Landesamtes 1913, Abt. 3) die Berufsabteilung L, also die Beamten und die Angehörigen der freien Berufe. Für einzelne große Beamtengruppen liegen besondere Unter' suchungen vor, nach denen allerdings die Kinderarmut in diesen Kreisen geradezu erschreckend ist. So hat die Statistik der Reichspost- und Telegraphenvcrwaltnng über den Haus- und Familienstand des Post- und Telegraphenpersonals festgestellt, daß nach dem Stande vom 1. 10. 1912 auf je einen verheirateten, verwitweten oder geschiedenen Beamten in der höheren Postlaufbahn durchschnittlich 1,7 Kinder, in der mittleren 1,9 und in der unteren 2,4 entfielen. Es erreichten also nur die unteren Postbeamten den Geburtendnrchschnitt des französischen Volkes, und alle Kategorien blieben beträchtlich hinter dem 3,5 betragenden für ganz Deutschland zurück. Ein wenig besser liegen die Verhältnisse bei den preußischen Beamten, über die eine Familienstandsstatistik vom Iahre 1913 Auskunft gibt. Ein höherer Beamter hatte hiernach durchschnitlich 2,1 Kinder, ein mittlerer 2,4 und ein unterer 2,9. Obgleich die Verhältnisse also hier nicht unwesentlich günstiger lagen wie bei den Postbeamten, so bleibt doch der Gesamtdurchschnitt mit 2,7 immer noch stark hinter dem Reichsdurchschnitt zurück. Fast genau so wie bei den preußischen Beamten ist der Familienstand der Volksschullehrer, bei denen nach einer privaten Untersuchung der Kinderdurchschnitt vor dem Kriege knapp 2,6 war. Wie sehr sich die Verhältnisse in den beiden letzten Gruppen ähneln, zeigt sich z. B. daran, daß bei den preußischen Beamten 71,22 °/« und bei den Lehrern 72,58°/« bis zu drei Kindern hatten, also das Ein- und Zweikindersystem bei ihnen stark verbreitet war. Wenn auch für die übrigen Beamtenschichten und für die Angehörigen der freien Berufe statistische Unterlagen nirbr vorhanden

sind, so kann man doch nach der täglichen Erfahrung behaupten, daß namentlich bei den letzteren das Zweikindersystem fast schon zur allgemeinen Gepflogenheit geworden ist.

Gut unterrichtet sind wir weiterhin über die Familienstandsverhältnifse bei den Privatangestellten, jener neu heraufgekommenen Schicht, die mit rund 2 Millionen Erwerbstätigen schon einen recht bedeutenden Platz unter den Volksklassen einnimmt. Nach den größeren Untersuchungen, die über die einzelnen Angestelltengruppen im letzten Iahrzehnt gemacht worden sind, kamen auf einen verheirateten, verwitweten oder geschiedenen technischen Privatbeamten im Durchschnitt 2,0, einen Handlungsgehilfen 2,3 und einen Bureauangestellten noch mcht ganz 2,0 Kinder. Diese Zahlen bedeuten, dast die Herrschaft des Zweikindersystems sich hier bereits vollständig durä>gcsetzt hat. Ähnlich, wenn auch durchaus noch nicht so rasch verlaufen ist die Entwicklung bei der gelernten, hochqualifizierten und hochgelohnten Industriearbeiterschaft. Direkte Untersuchungen für einzelne Gruppen (wie z. B. die Buchdrucker) und die Bearbeitung indirekt gewonnenen Materials haben auch hier stark sinkende Durchschnitts-Kindcrzahlen und bewußtes Kleinhalten der Familie als sicher ergeben.

So steht es fest, daß gerade die am stärksten wachsenden, aus dem modernen Wirtschaftsleben herausgeborenen Bevölkerungsschichten der Beamten, Privatangestellten und gelernten Arbeiter eine Geburtenbeschränkung ausüben, die — im ganzen Volke zur Gepflogenheit erhoben — uns in der Bevölkerungsvermehrung auf eine Stufe mit Frankreich bringen würde. Glücklicherweise stebt es jedoch noch nicht so schlimm, und es gibt noch breite Volksschichten, wie besonders die Landarbeiter und Kleinbauern sowie die ungelernten Industriearbeiter, die bisher keinen wesentlichen Geburtenrückgang aufzuweisen haden/ Ihnen ist es vor allem auck zu danken, daß wir immer noch einen sehr hohen Geburtenüberschuß hatten und als Volksganzes ständig gewachsen sind. Unser Geburtenüberschuß ist von 1870 bis zur Iahrhuirdertwende mit gewissen Iahresschwankungen unausgesetzt gestiegen, er betrug 1870 nur 4öI 331, 1880 bereits 522 970, 1890 560 247 und erreichte in den Iahren 1901 mit 857 824 und 1902 mit 902 243 seinen Höbepunkt. Seitdem hat er sich zwischen 800 und 900 000 gehalten, abgesehen von einzelnen Iahren (z. B. 1905 und 1911), in denen er infolge erhöhter Kindersterblichkeit unter 800 000 sank. Wenn der Geburtenüberschuß so auch über ein Iahrzehnt lang ungefähr auf seiner absoluten Höhe stehen geblieben ist, so darf doch nicht übersehen werden, daß auch er bereits relativ gesunken ist; denn während er im Iahre 1902 bei rund 59 Mill. Einwohnern 15,6 der Gesamtbevölkerung ausmachte, belief er sich 1913, im letzten Iahre vor dem Kriege, bei rund «8 Mill. Einwohnern nur noch auf 12,4°/«,.

Wir verdanken diese Aufrechterhaltung unseres Geburtenüberschusses angesichts des starken absoluten und relativen Geburtenrückganges einzig und allein der Tatsache, daß unsere allgemeine Sterblichkeitsziffer noch wesentlich rascher

gesunken ist. Während im Iahre 1870 die Zahl der Gestorbenen noch 29,0°/««, 1880 27,5 °/«« und 1890 25,6 °/«« betrug, ist sie seit 1900, wo sie 23,2«/«« der Gesamtbevölkerung ausmachte, unausgesetzt weiter gefallen. Sie war 1912 nur noch 16,4 °/«« und 1913 15,8 °/««. Einen wesentlichen Anteil an diesem Ruckgange hat die Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit, die bis 1912 und 1913 auf 14,7 und 15,1°/« der Lebendgeborenen zurückgegangen war, mit dieser Ziffer aber noch immer hinter den anderen Kulturstaaten wie z.B. der Schweiz mit 12,3°/« (1911), Belgiens mit 12,0°/« (1912), Frankreichs mit 11,1°/« (1910), Däne, marks mit 10,6°/« (1911), Englands mit 9,5°/« (1912), der Niederlande mit 8,7°/« (1912) Schwedens mit 7,5°/« (1910) und Norwegens mit 8,5°/« (1911) z. T. ganz wesentlich zurücksteht.

Über die Gründe des Geburtenrückganges ist in Deutschland vor dem Kriege in den Kreisen der Bevölkerungspolitiker vielfach und heftig hin- und hergestritten worden. Die einen glaubten die Erschwerung der Lebenshaltung, die Teuerung der Lebensmittel, die mangelhaften Wohnungsverhältnisse, die großen Kosten jeder höheren Ausbildung, die Höhe der öffentlichen Lasten, die Konkurrenz im Wirtschaftsleben, die Überfüllung der städtischen Berufe, die Schwierigkeiten des sozialen Aufstiegs infolge der Berbeamtung und Bureaukratisierung auch des Wirtschaftslebens, die Unmöglichkeit der Erlangung wirtschaftlicher Selbständigkeit u. dergl. mehr verantwortlich machen zu müssen. Andere schoben die Schuld auf die Bequemlichkeit der Eltern und ihr Streben nach einem genußreichen Lcb^n. Eine dritte Gruppe wieder suchte den Grund in der Verfeinerung der Kindesliebe und dem gesteigerten Verantwortungsgefühl der Eltern dafür, daß die Kinder die Bedingungen einer erträglichen Existenz finden und es besser haben und weiter bringen sollten als sie selbst. Die letzten endlich erblickten die Ursache aller Schäden in dem Schwinden der kirchlichen Religiosität mit ihrem biblischen Gebot der ehelichen Fruchtbarkeit und bemühten sich, die Richtigkeit ihrer Behauptung durch die größere Geburtenhäufigkeit in streng katholischen, kulturell zurückgebliebenen Gegenden zu erweisen.

Alle diese Gründe, so einseitig sie manchmal verfochten worden sind, deuten doch im wesentlichen in eine ganz bestimmte Richtung, in der allein die Erklärung für den in der ganzen modernen Kultnrwelt mehr oder weniger stark in die Erscheinung tretenden Geburtenrückgang zu suchen ist. Der Wille zur Kinderzeugung ist abhängig von der Lebensgesinnung, die eine ganze Knlturperiode beherrscht. Die unsere aber wird charakterisiert durch den Geist der Rechenhaftigkeit, der mit dem kapitalistischen Wirtschaftssystem in die Welt eingezogen ist. Er hat auch das Geschlechtsleben der Menschen nicht unberührt gelassen und die Kinderzeugung im wesentlichen auf die Basis rein vcrständnismäßiger Erwägung gestellt. Das Liebesleben steht unter rationalistischer Kontrolle. Und wenn der Kreis der diese Konttolle Übenden heute erst 20 oder 30°/« der sich sexuell Betätigenden umfassen mag, so werden es morgen 40 oder 50 und im übernächsten

Iahrzehnt vielleicht schon 60 oder 70 °/«sein. Das ist es, worauf vor allem Iulius Wolff in seinen bevölkerungspolitischen Schriften mit Recht hingewiesen hat: Der Geburtenrückgang, die willensgemäße Beschränkung der Kinderzahl ist ein Ausfluß der beginnenden zielbewußten Beherrschung des generativen Automatismus und damit ein Teil jenes gewaltigen Rationalisierungsprozesses, der allmählich unsere gesamte Kultur durchdringt.

Daß daneben auch noch andere, namentlich serualpsychologische und sozialpathologische Momente zur Erklärung des Geburtenrückganges heranzuziehen sind, ist gewiß. So läßt sich eine steigende Abnahme des Zeugungswillens und Fortpflanzungstriebes in den Kreisen mit verfeinerter Kultur nicht verkennen. Ebenso ist die Gebärfreudigkeit unserer Frauen zweifellos im Sinken begriffen, eine Erscheinung, die als Folge der sozialökonomischen Wertung der Frauenarbeit, des Eintrittes der Frau und Mutter in das Berufsleben und der indirekt und direkt damit im Zusammenhange stehenden somatischen und seelischen Umgestaltungen des Frauenkörxers anzusprechen ist. Der Frauentypus, den unsere Frauenbewegung in steigendem Grade anstrebt, ist einer den großen nationalen Volkszwecken angemessenen Fruchtbarkeit keineswegs günstig. Denn das Streben nach ökonomischer Selbständigkeit, das von dieser Frauenbewegung gestärkt und gefördert wird, bringt gerade diejenigen Frauen hoch, die die gesteigerte Rechenhaftigkeit der ganzen Lebensgesinnung unseres Wirtschaftszeitalters besitzen, und läßt sie zugleich aus vielfachen Gründen leichter zur Verheiratung gelangen. Auf der andern Seite aber begünstigt und bevorzugt unser Industriesystem in hohem Maße unter den weiblichen Arbeitskräften von vornherein den relativ viril angeborenen Typus mit schwachem Zeugungs- und Fortpflanzungswillen vor dem weiblichen Eigentypus mit ausgeprägtem Fortpflanzungstrieb, leidenschaflichem Gefühl und starker Erotik.*) Hierin liegt mit einer der tiefsten, mit dem Rationalisierungsxrozesse unserer Kultur mittelbar zusammenhängenden Gründe für den Geburtenrückgang. Auf einem anderen Blatte stehen die keineswegs zu unterschätzenden sozialpathologischen Momente. Hierher gehören vor allem der glücklicher Weise an Bedeutung abnehmende Alkoholismus und die wachsende Ausdehnung und Verbreitung der Geschlechtskrankheiten mit Fehl- und Totgeburten, Unfruchtbarkeit und konstitutioneller Vergiftung der Nachkommenschaft als Folgen, die gesundheitliche Schwächung zahlreicher Frauen durch Fabrik- und Heimarbeit und der Rückgang der Sitte und des Vermögens zum Stillen, die wachsende Verbreitung des Kindbettfiebers mit tödlichem Ausgang, die Vielgebärerei der proletarischen Frauen und endlich die geradezu ungeheuerliche Zunahme des kriminellen Abortus aus sozialökonomischen und sozialethischen Motiven.

") Bergl. hierzu besonders den bedeutenden Aufsatz -Zum Sinn der Frauenbewegung" von Max Scheler <Zlbhcmdlimgeil und Aiifsätze, Bd. II, Leipzig 1915).

Indessen, wie man auch immer den Geburtenrückgang zu erkläiren und zu verstehen suchen mag, als nationalpolitisches Problem behält er seinen bedrohlichen Charakter und ist durch den Krieg in seiner Bedeutung nur noch gesteigert worden. Für alle beteiligten Völker bedeutet der Weltkrieg namentlich infolge seiner Länge und der Hartnäckigkeit, mit der er auf allen Fronten geführt wird, einen ungeheuren Aderlaß, der in seinen Folgen nur schwer und langsam überwunden werden wird. Wir können heute noch nicht übersehen, wie groß die Zahl der Gefallenen und der an ihren Wunden oder an Krankheiten gestorbenen Volksgenossen ist. Es ist sicherlich eine erschreckend große Zahl, wenn sie auch hoffentlich hinter den Totenziffern unserer Gegner Rußland und Frankreich zurückbleibt. Ein sehr hoher Prozentsatz dieser Toten hat keinerlei Nachkommen hinterlassen oder ist nur in ungenügendem, unterdurchschnittlichem Maße zur Fortpflanzung gelangt. Dazu kommt eine erhebliche Zahl von Kriegskranken und Verstümmelten, die zwar nicht zeugungsunfähig geworden sind, aber wegen ihres körperlichen Zustandes überhaupt nicht heiraten oder doch die Kinderzahl in ganz ungewöhnlicher Weise beschränken werden. Den Gefallenen sieben die Hunderttansende von Witwen, deren Gebärtwtigkeit der Krieg nach dem ersten oder zweiten Kinde unterbunden hat, und die noch gar nicht zu übersehende Menge von Mädchen gegenüber, die infolge des Mangels an Männern überhaupt nicht zu Ehe und Fortpflanzung gelangen können. Daß sich hieraus sehr einschneidende Folgen für die Bevölkerrnngsvermehrung ergeben müssen, ist ohne weiteres klar. Ia, diese sich auf lange Iahre hinaus erstreckenden Folgen werden sicherlich sehr viel stärker sein, als der unmittelbare Ausfall an Geburten wöhrend des Krieges, der auf die Abwesenheit der Männer zurückzuführen ist und an den man in der Regel bei der Erörterung der bevölkerungspolitischen Folgen des Krieges in erster Linie oder gar ausschließlich denkt. Auch über diesen, mit der Länge des Krieges wachsenden Ausfall läßt sich noch nichts Bestimmtes sagen, da die erforderlichen amtlichen Ziffern fehlen. Im vorigen Iahre ist seitens der Regierung im Reichstage behauptet worden, trotz der Geburtenabnahme nnd der starken Erhöhung der Sterbeziffern durch die gefallenen und an Wunden und Krankheiten gestorbenen Kriegsteilnehmer sei die Bevölkerungszahl stationär geblieben. Diese Annahme mag für einen früheren Zeitpunkt zutreffend sein, verliert aber mehr und mehr an Boden. Nach Angabe des Kgl. Sachs. Statistischen Amtes war die Geburtenziffer in Sachsen schon im Iahre 1915 um 26,5 °/<> niedriger als 1914, obgleich die Wirkungen des Krieges auf die Gebärtätigkeit sich überhaupt erst vom Mai 1915 ab bemerkbar machen konnten. Und für Großberlin ist der Rückgang für das Iahr Mai 1915 bis April 1916 gegenüber der gleichen Periode 1914/15 auf 29,3°/« berechnet worden. Da inzwischen fast die ganze, im zeugungskrcfftigsten Alter stehende männliche Bevölkerung eingezogen worden ist und im Felde steht oder in den weitgedehnten Etappengebieten tätig ist, so müssen sich diese Ziffern für die folgende Zeit noch beträchtlich erhöht haben. Die regelmäßigen Beurlaubungen der Frontsoldaten

vermögen daran gar nichts zu ändern, da kein gewissenhafter Mann, der täglich mit dem Abschluß seines Lebens rechnen muß, Kinder in die Welt setzen wird, wenn er es irgend verhindern kann. So müssen wir für mindestens 3 Jahre mit einem Gcburtenausfall von vielleicht 40 bis 5O°/«, wenn nicht mehr rechnen. Das bc- dentet gegenüber der Normalzahl an Geburten vor dem Kriege ein Minus von 750 bis 900 000 jährlich. Berücksichtigt man dazu noch, daß auch die Gestorbc- nenziffcr nicht nur für die Kriegsteilnehmer, sondern infolge der mangelhaften Ernährung auch für die Heimatbevölkerung beträchtlich über das normale Maß hinaus gesteigert ist, so ergibt sich als sicher, daß wir für die Kriegsjahre nicht nnr keinen Geburtenüberschuß, sondern sogar eine Bevölkerungsabnahme zu ge- wärtigen haben.

Ist zu erwarten, daß dieser Rückschlag in den nächsten Iahren nach dem Kriege überwunden wird, und vor allem, können wir hoffen, daß die rückläufige Tendenz der Geburtenbeschränkung in ihr Gegenteil umschlägt und einer erneuten Steigerung der Geburtenziffer Platz macht? Das sind die Fragen, von deren bejahender oder verneinender Beantwortung die bevölkerungspolitische Zukunft des Deutschen Reiches abhängig ist.

Was zunächst die erstere Frage betrifft, so ermutigt uns die geschichtliche Er- fahrung zu einer optimistischen Antwort. Es ist eine nicht wegzuleugnende Tat- sache, daß nach allen großen, Menschenleben vernichtenden Kriegen die Bo völkerungsvermehrung einen neuen, starken Anlauf nahm. Die ungeheuren Ver- wüstungen, die der Dreißigjährige Krieg nicht nur unter den Kämpfenden, sondern vor allem auch in nie wieder erlebter Weise unter der Bevölkerung angerichtet hatte, sind in wenigen Iahrzehnten ausgeglichen worden. Nach dem Sicbejäh- rigen Kriege erstarkte der ausgesaugte preußische Staat nicht nur wirtschaftlich sehr rasch, sondern nahm auch schnell an Bevölkerungszahl zu. Die siegreichen Be- freiungskriege, denen doch fast ein Iahrzehnt verheerender Kämpfe vorangegangen war, hatten den ersten großen Bevölkerungsaufschwung des 59. Iahrhunderts zur Folge. Und nach dem deutsch-französischen Kriege endlich setzte, nach leichter Überwindung des geringen Geburtenausfalls während der Kriegszeit, jene große Periode stärkster Bevölkerungsvermehrung ein, die bis zur Iahrhundertwende anhielt und unter deren günstigen Wirkungen wir den gegenwärtigen Krieg führen.

So läßt sich erwarten, daß auch diesmal der Krieg mit seinen großen Menschenverlusten und seinem empfindlichen Geburtenausfall einen elementaren Anstoß zu einer neuen starken Bevölkerungsvermehrung geben wird. Hat er doch dem ganzen Volke aufs deutlichste zum Bewußtsein gebracht, daß wir mit all unserem Reichtumc nichts sind, wenn wir den Feinden ringsum nicht einen starken Wall von Männern entgegenwerfen können. Mag auch die Überlegenheit der Technik auf unserer Seite sein, mögen wir auch über ein starkes moralisches Plus verfügen, letzten Endes und auf die Dauer entscheidet doch die elementare Volks-

kraft. Deshalb werden wir nur so lange eine steigende Macht sein, als wir an Menschenzahl zunehmen. Das sind Gedankengänge, die auch dem letzten Mann an der Front verständlich sind, wenn er sieht, wie die Russen an der Ostfront trotz ungeheuerer Verluste an Toten, Verwundeten und Gefangenen immer wieder neue Armeen aus dem Boden stampfen, oder an der Westfront die Engländer aus allen Teilen der Welt Truppen zusammenziehen, um sich die zahlenmäßige Überlegen-heit je länger, je mehr zu sichern. Wenn es überhaupt etwas gibt, was den Willen zur Geburtenbeschränkung in der Masse des Volkes zu brechen vermag, so kann es nur diese elementare Erkenntnis sein, die jeder aus dem Schützengraben mir nach Hause bringt.

Die objektiven wirtschaftlich-sozialen Hemmungen, die den einzelnen vor dem Kriege zur Beschränkung der Kinderzahl antrieben, werden freilich damit nicht in Wegfall kommen, sondern gerade dnrch den Krieg an Schwere und Bedeutung ganz wesentlich gewinnen. Waren schon vor dem Kriege die wachsenden Steuer-lasten in Reich, Staat und Gemeinde für die Mass« des Volkes drückend, so werden sie durch die Verzinsung und Abtragung der Kriegskosten auf ein Schwindel cr-regendes Maß hinaufgetrieben. Ähnliches gilt für die Kosten der Lebenshaltung. Gewiß wird hier das Niveau des Krieges nicht dauernd bestehen bleiben, aber hohe«Lebensmittelpreise und fürs erste auch wesentlich über das Friedensmaß hinausgesteigerte Preise für Indnstrieartikel werden wir für eine Reihe von Iahren sicherlich behalten. Ebenso ist mit einer Steigerung der Wohnungsmieten zu rechnen, da der Bau- und Wohnungsmarkt, dem es schon vor dem Kriege <;n flüssigen Mitteln fehlte, nnter den Nachwirkungen der Kriegsanleihen und dem künftigen Kapitalbedarf der Industrie aufs stärkste zu leiden haben und angesichts der drohenden Erhöhung des Hypothekenzinsfußes zu einer Abwälzung auf dic Mietpreise gezwungen sein wird. So werden alle wichtigen Posten im Haue-haltungsbudget wesentlich höher sein als vor dem Kriege, ohne daß es gleich-zeitig möglich erscheint, das Einkommen entsprechend zu steigern. Denn es ist sebr wahrscheinlich, daß nach dem Kriege die Löhne und Gehälter nicht nur infolge verstärkter Konkurrenz der Arbeiter und Angestellten untereinander, sondern namentlich auch wegen der Verlangsamung der Kaxitalbildung und der Er-schwerung der Prodnktionsbedinguiigen in der Industrie einem starken Drucke unterliegen und, wenn auch vielleicht nicht allgemein sinken, so doch kaum steigen werden. Ebenso ist mit einer Stabilität der Beamtengehälter zu rechnen, da an-gesichts der außerordentlich vermehrten Staatsausgaben die Schwierigkeiten für die Bewilligung angemessener Gehaltssteigerungen nnd -znlagen in die Augen springen.

Mit Recht ist demgegenüber daranf hingewiesen worden, daß es die Aufgabe einer großzügigen Bevölkerungspolitik sei, die hierin liegenden starken Hemmungen der im nationalen Interesse dringend erforderlichen Bevölkerungsvermehrung nach Möglichkeit auszugleichen. Man muß sich freilich hüten, von derartigen bevolke-

rungspolitischen Maßnahmen allzu viel zu erwarten. Vor allem vermögen sie niemals den Willen zur Geburtenbeschränkung zu brechen und diejenige Lebensgesinnung in den Menschen zu erwecken, die die Grundlage für jede Steigerung der Fruchtbarkeit ist. Das haben uns die vielfachen bevölkerungspolitischen Versuche, die Frankreich in den letzten Iahrzehnten unternommen hat, aufs deutlichste bewiesen. Eine Bevölkerungspolitik, die als ihren wichtigsten Behelf ein Verbot antikonzeptioneller Mittel bettachten würde, wäre deshalb durchaus auf dem Holzwege und ohne Zweifel von vornherein zur Wirkungslosigkeit verdammt. Politische Maßnahmen wirken eben niemale elementar, sondern können höchstens vorhandene Ansätze stützen und fördern und zu rechter Entfaltung bringen. Eine gesunde Bevölkerungspolitik wird sich deshalb zweckmäßiger Weise darauf be schränken, das Vorhandene, die einmal Geborenen besser als bisher zu erhalten, die Hemmungen der Bevölkerungsvermehrnng zu beseitigen oder doch abzuschwächen und dem unterdrückten Zeugungswillen neue Anreize zu verstärkter Betätigung zu geben, und endlich den Urquell aller völkischen Kraft, der aus der unteren Landbevölkerung strömt, durch Unterstellung der inneren Kolonisation unter bevölkerungspolitische Gesichtspunkte neu zu öffnen.

Worauf hiernach zunächst in stärkerem Grade und in planmäßigerer Weise als bisher hingewirkt werden muß, das ist die Erhaltung der Zcugungskrast und -fähigkeit der Männer und Frauen als der Grundvoraussetzung aller Volksvermehrung. Ihre größten Feinde sind der Alkoholismus und die Geschlechtskrankheiten. Wenn der Alkoholismus auch nur in beschränktem Umfange eine Schwächung der Zeugungskraft oder völlige Sterilität im Gefolge hat, so sind docb seine Folgen für die Nachkommenschaft umso schlimmer. Sie sind bekannt genug und brauchen hier nicht weiter erörtert zu werden. Iedenfalls dürfen wir, wenn wir die Kindersterblichkeit verringern, die Skrophulose eindämmen, die Verbreitung geistiger und moralischer Minderwertigkeit unter den Kindern bekämpfen und unseren Irrenhäusern den Nachwuchs unterbinden wollen, den Kampf gegen den ^ Alkohol, der ja gerade in der letzten Zeit vor dem Kriege bereits recht stattliche Erfolge erzielt hat — der Trinkbranntwein-Verbrauch in Deutschland ging von 1900 bis 1913 von 4,3 auf 2,8 I pro Kopf, also um 3ö°/«, der Bierverbranch von 118 auf 102 I, also um 14°/« zurück — nicht vergessen, sondern ihn als wertvolles bevölkerungspolitisches Hilfsmittel mit allen Kräften fördern.

(Schluß folgt.)

Gebet
Hans Sturm

Hans Sturm:

Gebet.

Über den Waffern
Der nachtumschatteten Erde
Schwebtest du schaffend
Am Morgen der Welt.
Aus den lodernden Feuern der Ferne,
Aus des Weltraums donnernden Tiefen
Rief dein weithinmanderndes Werde
Unsere Erde
Ins strahlende Licht!

Über die Zeiten
Des donnernden Heute
Hebe die dunkel
Umnachtete Welt.
Hebe sie über die blutigen Ströme,
Die um die morschen Gestade branden,
Hoch in das Sternland des heiligen Friedens,
In die seligen
Tage von Einst!

Über die Nächte
Jähhinsterbender Völker
Breite den Mantel
Am Abend der Welt.
In des Todes gähnende Tore
Flute des Lebens ewige Fülle,
Und dein weltengemaltiges Werde
Rufe die neue
Menschheit ins Licht!

Rechtsanwalt Dr. Erich Bohn, Breslau.

Der Spuk in Oels.

Fortsetzung.

III. Der Spuk in Fcnske's Wohnung.

Der Spuk in Fenske's Wohnung hat angeblich am 20. Ianuar 1916 begonnen und am 28. März — meinem Sputtag — geendet. Ich gebe zunächst cine Skizze der Fenske'schen Wohnung im ersten Stock. Flurnachbar Fenske's ist der pensionierte Gefangenaufseher Lakomi. Unter Fenske's wohnen im Erdgeschoß zwei Schwestern R., von denen eine schwerkrank ist; unter Lakomi wohnt ein Arbeiter Taube. In dem kleinen Hause wohnen also nur 4 Parteien. Unter dem Erdgeschoß liegen Keller. Über dem ersten Stock befinden sich Böden. Das Haus ist mit der Rücksute an die alte Stadtmauer angebaut. Es ist ein Rohbau, angeblich um 1880 gebaut. Auf der entgegengesetzten Seite, der Vorderfront, liegt ein breiter Vorgarten, den man von der Kaiserstraße aus betritt. Ihm gegenüber, durch die Straße getrennt, steht das erwähnte Seminar.

Hofseite nach der Brettschneider'schen Wohnung im Nachbarhaus.
jknstkr
m>mm>
M>issrrl,g,
rlüche
Fenster
Zenfter
Bei, ^
Wohnzimmer
U ISr
Iw?en
Soxho
rar
Spukzimmer ^zenftcr
Große Stube
Ounkler Hausflur
Tür
Tür
W ISr
Tür
Wohnung Lakomi
Garten
Sxukzimmer

Die erste geordnete Schilderung des Spuks gibt Fenske in der Klage, die er am 7. März 191« zu Protokoll des Gerichtsschreibers erklärt. Die Klage ist also nicht von ihm selbst verfaßt, sondern der Gerichtsschreiber hat sie mit ihm durch-

gesprochen. Der Sekretär, der die Klage aufnahm, Namens Oerter, hat übrigens nach Aufnahme der Klage das Spukhaus besucht und ist auch als Zeuge vernommen worden.

Der Inhalt der Klage ist ein Kulturdokument. Es drückt dem kommenden Gerichtsverfahren seinen Stempel auf, preßt die regelspottende Welt der Spuk geistcr in das Gehäuse eines Mietsprozesses.

Das Schriftstück lautet:

Oels, den 7. März 1916.
Gerichtsschreiberei 1 des Königlichen Amtsgerichts.
Es erscheinen:
1. Der Ziegeleiverwalter Emil Fenske, jetzt Sergeant im Pferdelazarett Oels,
2. seine Ehefrau Emilie geb. Goltz von hier,
Privatwohnung beider in Oels, Kaiserstraße 1 K,
bei Geschwister Brettschneider,
und geben auf ausdrückliches Verlangen folgende Klage gegen:
1. die Hausbesitzerin unverehelichte Marta Brettschneider,
2. die Hausbesitzerin unverehelichte Anna Brettschneider, hier, Kaiserstraße 1 K,
zu Protokoll:

Wir haben gemeinsam von den Beklagten eine Wohnung in ihrem Hause Kaiferstraße 1 d zum vierteljährlich im voraus zu zahlenden. Mietszins von 7ö,7ö Mark gemietet.

Beweis: der schriftliche Mietevertrag.

Die Miete ist immer am 1. September, 1. Dezember, 1. März und 1. Iuni zu bezahlen und ist bis 1. Iuni d. Is. bezahlt.

Beweis: die vorzulegende Quittung.

Wir haben die Wohnung am 1. September 1915 mit unseren beiden Kindern bezogen, wollen jedoch unverzüglich jetzt die Wohnung ohne Kündigung räumen, da sie nicht mebr bewohnbar ist und der weitere Aufenthalt darin schwere Gesund-lnitsschädigung, insbesondere Nervenzerrüttung, zur Folge haben wird.

Im Einzelnen führe ich zur Begründung folgendes an:

Seit etwa 20. Ianuar 1916 haben sich in unserer Wohnung Geräusche mannigfachster Art eingestellt, die nur übersinnlich zu erklären sind. Man hört zum Beispiel, und zwar besonders abends:

tt) lautes Uhrenticken in den Wänden,
d) Zirpen in der Wand in etwa zwanzigfachcr Stärke des Tones, den eine Heuschrecke hervorbringt,
s) Holzsägen und das Herunterfallen der zersägten Holzklötze,
6) das Stimmen von Geigenseiten,
e) Peitschenknallen,

t) Knallen von aufspringenden Korken,
Mäusequietschen,
K) lautes Kratzen,
i) jämmerliche, weinerliche Töne,
K) Schnalzen, Schwatzen, wie bei starker Kautätigkeit,
I) Aufknacken von Nüssen,
in) Trommeln an den Wänden, Fußböden, Bettstellen und an der Lampe,
u) Kuckuckrufen,
«) Scharren an Wänden und Fußböden,
I') Schaukelbewegung der Bettmatratzen,
cz) mancherlei Rnftöne, teilweise Vogelrufen gleichkommend,
und vieles andere mehr.
Beweis, Zeugnis:
1. des Polizeikommissars Sabath in Oels und
2. dessen Ehefrau,
3. Unteroffizier Lauersdorf, im Pferdelazarett in Oels,
4. mein 14 jähriges Kind Elisabeth,
5. mein 13 jähriges Kind Gertrud,
6. mein 19 jähriger Sohn, der Goldarbeiter Artur Fenske, zur Zeit im städtischen Krankenhaus,
7. Fräulein R. in unserem Hause,
8. den pensionierten Gefangenaufseher Theophil Lakomi und seine Ehefrau, beide hier, Kaiserstraße 1 d.
Weitere Zeugen zu benennen behalten wir uns vor.
Durch die geschilderten Vorgänge sind unsere Nerven bereits aufs schwerste zerrüttet, besonders meiner Ehefrau Nerven.
Beweis: Zeugnis des Sanitätsrats Anton hier.
Auch unsere Kinder werden täglich ängstlicher und es ist sofortiger Wohnungswechsel notwendig. Die Beklagten lassen uns ohne Kündigung, bczw. ohne Zahlung des vollen Mietszinses nicht ausziehen.
Wir bitten daher, unter Abkürzung der Einlassungsfrist auf 24 Stunden ganz nahen Termin anzuberaumen. In diesem werden wir beantragen:
1. festzustellen, daß wir berechtigt sind, unsere Wohnung im Hanse der Beklagten in Oels, Kaiserstraße 1d, sofort und ohne Kündigung zu räumen, und
2. den im Voraus gezahlten Mietszins für die Zeit vom 1. April bis 31. Mai 1916 mit 50,50 Mark an uns zurückzuzahlen;
3. die Kosten des Rechtsstreits den Beklagten aufzuerlegen;
4. das Urteil für vorläufig vollstreckbar zu erklären.
Wir bemerken noch, daß wir die Beklagten auch ausdrücklich auf die schweren Mängel der Wohnung hingewiesen haben, und daß sie nns zur Antwort

gaben, als wir um Abhilfe baten, wir seien selbst schuld an den Vorkommnissen, und lehnten jede Abstellung der Mängel ab, zumal sie dazu nicht imstande seien. Unsere Kinder wären hypnotisiert.

v. g.

gez. Emil Fenske,
gez. Emilie Fenske geb. Goltz.

Geschlossen,
gez. Oerter, Sekretär.

In dieser Klage ist die Wirkung des Spuks auf die Gesundheit von dem Gerichtsschreiber stark betont worden, weil das Bürgerliche Gesetzbuch sofortige Räumung der Wohnung zuläßt, wenn sie erheblich gesundheitsgefährlich ist.

Frau Fenske gab mir kurz darauf, am I5. März 1916, folgende Schilderung.

Ich habe diese Schilderung aus ihr herausgefragt. Die Klageschrift kannte ich damals noch nicht.

„Am 20. Ianuar 1«16 begannen rätselhafte Geräusche. Die Geräusche waren auf sämtliche Zimmer verteilt. Sie fingen sehr leise an und haben sich im Laufe der Zeit gesteigert. Die Geräusche traten anfangs nur des Nachts bei Dunkelheit auf, wenn wir uns schlafen legten. Ende Februar und Anfang März aber auch bei Tage und bei Lampenlicht. Die Geräusche hatten sozusagen alle 8 Tage ein neues Programm. Einmal klopfte und knackte es, dann zirpte es, dann hörte man Kauen und Schlucken, wie wenn ein Tier Hafer frißt und wiederkaut, Peitschenknallen, dann wie wenn ein Maurer mit dem Maurerhammer die Wände aufreißt, dann trommelte es. Man hörte Laute wie Kuckuckrufen, wie Geigenstimmen auf 4 Seiten, dagegen hörte man nicht Füßetrappeln und nicht Heulen. Aber man hörte furchtbares Kratzen, wie wenn ein Tier mit ganz großen Krallen kratzte. Wir hörten auch eine Art Miauen, einmal ein Knallen, wie wenn man eine Champagnerflasche öffnet, dann, als wenn in der Wand eine Uhr ging. Das Klopfen begleitete das Stundenschlagen unseres Regulators. Einmal hat es den Schlag der Turmuhr mit Klopfen begleitet. Es klopfte auch an den Türen, wie wenn jemand herein wollte. Wir haben im Anfang beim Klopfen deutlich kalte Zugluft gespürt. Auch Geräusche, wie den lauten Gang unserer Taschenuhr hörten wir. Dagegen hörten wir nicht Lachen und nicht Weinen, auch nicht das Geräusch von Fußtritten.

Ich und ein Zahlmeister Oxatz aus dem Pferdelazarett in Oels haben in der Dunkelheit einen Funken gesehen, der im Zimmer schwebte. Er erlosch plötzlich. Es war ein kleines, bläulich-rotes Flämmchen. Als es verschwand, klopfte es. Mein Mann und meine Kinder haben wiederholt Funken gesehen. Die Funken sind den Kindern nachgefolgt. Zeugen haben dies gesehen. Mein Mann will Lichrscheinc gesehen haben, wie Blitzschein. Die Geräusche haben uns geradezu

verfolgt, sodaß wir von einem Zimmer in das andere flüchteten. Wir haben schließlich auf der Erde gelegen und haben die Wohnung gekündigt, weil wir es nicht mehr aushalten.
Sanitätsrat Dr. Anton hat meine Kinder untersucht und gesund gefunden. Sie sollen nur nervös sein".
Das Amtsgericht lM am 9.März ö Zeugen vernommen, und zwar eidlich, die folgendes ausgesagt haben:
1. Zeuge: Unteroffizier Lauersdorf.
Ich heiße Ernst Lauersdorf, bin 30 Iahre alt, evangelischer Religion, mit den Parteien weder verwandt noch verschwägert, Unteroffizier hier.
Ich bin am vorigen Sonntag, Abend gegen 8 Uhr, in der Wohnung der Kläger gewesen. Ich habe dort verschiedene Geräusche gehört, u. a. auch einen brummenden, langanhaltenden Ton in der Küche. Ferner habe ich dann in der einen Stube, nachdem sich die beiden Töchter der Kläger ins Bett gelegt hatten, ein Klopfen in der Bretterwand gehört, und zwar sowohl in der Kopf- und Fußwand, als auch in den Seitenwänden des Bettes. Ich kann mir diese Töne nicht erklären, bin aber der Überzeugung, daß sie nicht von den Kindern ausgegangen sind, obwohl ich anfangs diese Vermutung hatte. Außerdem hatte ich ein Scharren auf dem Fußboden, Kucknckrnfen und grunzende Töne gehört. Die Töne zeigten sich immer dort, wo die Kinder waren. Das Kuckuckrufen habe ich auch gehört, als die beiden Mädchen in meiner Nähe waren. Die Rufe gehen, soweit man es mit dem Gehör wahrnehmen kann, von verschiedenen Stellen des Zimmers aus, ohne daß man irgendwelche deutliche Wahrnehmungen an der Stelle machen kann. Ich selbst kann mir diese Vorgänge nicht erklären.
Die Wohnnng ist, soviel ich gesehen habe, in gutem Bauznstande.
v. g.
2. Zeuge: Amtsgerichtssekretär Oerter.
Ich heiße Iakob Oerter, bin 38 Iahre alt, katholischer Religion, mit den Parteien weder verwandt noch verschwägert.
Nachdem zunächst die Ehefrau bei mir gewesen war und dann am nächsten Tage die beiden Kläger, war ich der Ansicht, daß es sich um zwei stark nervöse Personen handelt. Nachdem ich die Klage aufgenommen hatte, wollte ich mich selbst von den behaupteten Tatsachen überzeugen und bin am Dienstag und Mittwoch Abend bei den Klägern in der Wohnung gewesen. Ich habe an beiden Tagen verschiedene der behaupteten Tatsachen beobachtet. Am Mittwoch Abend waren noch verschiedene andere Personen zugegen. Ich habe zunächst am Dienstag in der linken vorderen Ecke des ersten Zimmers ein Rauschen gehört, das dem eines elektrischen Zimmerventilators gleicht. Sodann habe ich im zweiten Zimmer am Fußende des Bettes mehrfach starkes Klopfen vernommen und auf Klopfen

meinerseits ein deutliches und lautes Zurückklopfen gekört. Bald darauf setzte Schnarren und Kratzen ein, das ich von allen Geräuschen für am aufregendsten hielt. Wenn die Uhr schlug, klopfte es am Bett im Takt mit. Einmal habe ich ferner deutlich Kuckuckrufen und Stimmen einer Geige in der Tonleiter abwärts wahrgenommen. Bei fast allen Geräuschen habe ich und die Mitzeugen die Kinder beobachtet. Doch deren Beteiligung habe ich in keiner Weise feststellen können, ebensowenig die Beteiligung der Kläger. Im Gegenteil, zeigten besonders die Kinder und die Ehefrau bei allen Geräuschen mehrfach große Aufregung und die Kinder schwitzten oft vor Angst. In etwa 3 Fällen habe ich noch deutlich einen etwa erbsengroßen, bläulichen Funken wahrgenommen, der durch die Stube zog und sich besonders dann zeigte, wenn die Kinder ihr Bett wechselten. Die Funken haben auch andere Zeugen wahrgenommen. Alles dies spielte sich in den Abendstunden zwischen 8 und '/-11 Uhr ab, und zwar meist in verdunkeltem Zimmer.

Eine Erklärung für all diese Wahrnehmungen habe ich nicht. Die Wohnung liegt im ersten Stock.

v. g.

3. Zeugin: Frau Oerie r.

Ich heiße Walli geb. Behrmann, bin 32 Iahre alt, katholischer Religion, mit den Parteien weder verwandt noch verschwägert.

Ich bin am Dienstag und Mittwoch Abend ebenfalls mit meinem Ehemann in der Wohnuug der Kläger gewesen und habe dort Wahrnehmungen gemarkt. Ich habe insbesondere auch das Klopfen und das Summen, sowie das Kratzen am Bett gehört. Bei dem Klopfen in dem Bett habe ich mich überzeugt, daß die Kinder nicht in Frage kommen. Ferner habe ich gesehen, daß ein bläulicher Funke aus dem einen in das andere Zimmer schwebte. Eine Erklärung für diese Tatsachen habe ich nicht.

4. Zeuge: Amtsgerichtssekretär Laßmann.

Ich heiße Fedor Laßmann, bin 39 Iahre alt, evangelischer Religion, mit den Parteien weder verwandt noch verschwägert.

Ich war gestern Abend in der Wohnung der KlÄger. Ich habe an den Bettstellen das Klopfen ganz deutlich gehört. Ich bin der Uberzeugung, daß die Kinder daran ganz unbeteiligt sind; der Oberjäger Herzog hatte den Kindern die Hände festgehalten, wie er mir sagte.

Das Klopfen zeigt sich in hellen Tönen, die durch ein Klopfen z. B. mit den Zehen oder dem Fuße nicht hervorgebracht werden können. Dem Klange nach war es, als ob die Töne von außen an dem Bett erzeugt würden; sie waren oft krommelartig.

V. g.

ö. Zeuge: Ob erjag er H erzog.
Ich heiße Paul Herzog, bin 36 Iahre alt, katholischer Religion, mit den
Parteien weder verwandt noch verschwägert.
Ich war gestern Abend in der Wohnung der Kläger und habe dort folgende
Wahrnehmungen gemacht:
In dem Bett, in dem die Kinder schliefen, hörte ich erst ein leises Klopfen,
das dann stärker wurde und zeitweise in Trommeln überging. Ich hatte zunächst
Mißtrauen gegen die Sache und wollte mich selbst genau davon überzeugen. Ich
habe ganz dicht am Bett gestanden und habe deutlich gehört, daß es am Kopfende
des Bettes geklopft hat. Die Mädchen können auf keinen Fall dabei im Spiele
gewesen sein, davon habe ich mich genau überzeugt. Ich habe auch die Geigen-
stimmen gehört und das Kratzen. Ich bin der Überzeugung, daß die Kinder nicht
an den Geräuschen beteiligt sind, und kann sie mir nicht erklären. Ten Funken
habe ich selbst nicht gesehen, aber in meiner Gegenwart behauptete der Unterzabl-
meister Opatz, daß er den Funken gesehen habe.
v. g.
Zeuge Oerter erklärt noch nachträglich:
Beim Nennen bestimmter Namen setzt das Klopfen nicht ein; wenn ich aber
die Namen „Brettschneider" und „R." nannte, dann klopfte es besonders stark.
(R. wohnt im selben Hause.)
Der Zeuge Herzog erklärt: das ist richtig.
v. g.
Die 5 Zeugen leisteten den Zeugen ei d.
Die Angaben der Fenske'schen Eheleute sind nicht immer gleich geblieben.
Sie haben zwischen einer natürlichen und einer übersinnlichen Erklärung ge-
schwankt und danach ihre Aussagen unbewußt gefärbt. Auf diese Abweichungen
komme ich im weiteren Laufe der Untersuchung zu sprechen.
Bis zu diesem Zeitpunkt steht eine geschlossene Zeugengruppc für die Über-
sinnlichkeit des Spuks ein. Fünf Zeugeneide besiegelten und bekräftigten, daß
in dem kleinen Öls ein großes Welträtsel geboren wurde.

IV. Gutachten.

Über die Richtlinien des Gutachtens müssen einige allgemeine Bemerkungen
vorausgeschickt werden. Der vorliegende Fall ist in vieler Hinsicht thpisch. Von
vornherein bildeten sich zwei Gruppen, die ihn nach ihrer Weise zu untersuchen
und zu beurteilen unternahmen. Auf der einen Seite die Anfklärungs-Gruxpe,
deren Führer in diesem Falle der Steinmetzmeister Seidel ist. Sie bezeichnen von
vornherein den Spuk als einen Unfug und suchen diesen Unfug zu beweisen. Auf

der andern Seite stehen die Okkultisten, die von vornherein ein übersinnliches Phänomen in dem Spuk sehen und — wie die Spiritisten — ihn durch die Geister-hypothese zu erklären suchen. Das Vorgehen beider Parteien ist gleich unfrucht-bar. Man kann derartige Ereignisse nicht von vornherein als Unfug oder als übersinnliche Erscheinungen ansehen, sondern muß die Erscheinungen ansich nehmen und auf Grund wissenschaftlicher Methodik zu erklären versuchen. Was dabei herauskommt, ist gleich. Die Aufgabe der Wissenschaft ist nicht eine vor-weggenommene Ansicht — (Unfug oder Übersinnlchkeit) — zu beweisen, sondern die Tatsachen ohne Voreingenommenheit zu erklären. Die Wissenschaft prüft erst und urteilt dann. Die Voreingenommenheit urteilt sofort und prüft garnicht. Nebenbei bemerkt kann natürlich auch die Arbeit der beiden erwähnten Gruppen zufällig ein brauchbares Ergebnis haben, aber das beweist nicht etwa die Rich-tigkeit ihrer Methodik, die durch und durch falsch bleibt. - Über Spukcrscheinungen ist eine reiche Literatur vorhanden. Männer wie Lombroso haben sich eingehend damit beschäftigt und die Tatsächlichkeit der Spukerscheinungen bejaht. Kultur-geschichtlich ist bemerkenswert, daß zu allen Zeiten und bei allen Völkern der Glaube an Spukerscheinungen vorhanden ist. Man kann daher nicht von vorn-herein behaupten, daß Spukerscheinungen nicht bestehen, sondern man wird diese Hypothese ebenso wie die Unfugshypothesc zu prüfen haben.

Deswegen ist auch die „philosophische" Begründung des amtsgerichtlichen Urteils verfehlt. Das Kausalitätsgesetz gilt auch für die metapsychischen Erschei-nungen. Sie sind Wirkungen von Ursachen. Wenn wir Klopflaute hören, so müssen sie eine Ursache haben: Anschlagen von einem Gegenstand, Erplosionslante, Geräusche, die eine unbekannte Kraft verursacht. Wenn man Geigentöne hört, so brauchen sie nicht von einer Geige herzurühren: man kann sie auf Blas-instrumenten täuschend nachahmen. Viele der Spukgeräusche sind allerdings nur durch einen intelligenten Urheber zu erklären — womit das Problem beginnt, nicht, nach der Ansicht des Amtsgerichts, endet.

Der Leitsatz des Amtsgerichts, „daß in der Welt alles gesetzmäßig zugeht", ist richtig, beweist aber nichts gegen einen Spuk. Auch der Spuk hat seine Ge-setze. Er mag die snpranormalste aller metapsychischen Erscheinungen sein: gesetz-los ist ex deswegen nicht. Ich muß dabei hypothetisch sprechen, weil ich ja nicht weiß, ob es echte Spukvorgänge gibt. Aus zahlreichen Berichten kann man sich aber ein Bild machen, wie ein Spuk aussieht, wenn er wirklich existiert. Typisch ist ihm ein Programm. Eine bestimmte, begrenzte Reihe von Vorgängen, die sich automatisch immer wieder von neuem abspielen — wie ein Schaustück, das immer neu aufgeführt wird: Sin Mord, der sich jede Nacht wiederholt, Türenschlagen und Fußtapfen, die nächtlich in einem Zimmer gehört werden. Der Oelser Spuk hat kein festes Programm, er wechselt es wie ein Kino wöchentlich. Wie eine Geisteskrankheit ein bestimmtes Bild von Symptomen bietet und nicht Melancholie und Größenwahn sich in einer Person vereinigen, so scheint auch der Spuk ein

einheitliches Bild darzustellen und es ist für einen Laien ebenso schwer einen Spuk zu simulieren wie eine Geisteskrankheit. Deswegen ist der Leiser Spuk mit seinem Programmwechsel von vornherein so verdächtig, wenn man ihn mit anderen Spukberichten vergleicht. Bei ähnlichen Spuks hort man Schläge auf Tischen und es bewegen sich Gegenstände. Die Entladung einer so gewaltigen Kraft äußert sich in Bewegungen: Stühle rücken. Steine fliegen, usw. Alles das fehlt beim Fenske-Spuk. Wenn cr auch darum nicht unecht sein muß, so macht seine Regellosigkeit ihn doch sehr verdächtig.

n) Man findet oft Berichte von sogenannten Spukhäusern*). Das sind Häuser, an die der Spuk angeblich gebunden ist. Beispiel: Schlösser, in denen in einem Zimmer seit Iahrhunderten eine Gestalt erscheinen soll, oder bestimmte Geräusche, wie Fußtritte, Schlürfen, Klopflaute usw. sich hören lassen.

Auch die Fenöke'sche Wohnung geriet in den Verdacht, eine solche Spukwohnung zu sein. Fenske erhielt am 13. März 1916 folgenden Brief:

„Geehrter Herr Fenske! Wie ich in der Zeitung vom Geisterprozeß vor dem Amtegericht gelesen habe, so will ich Ihnen mitteilen, daß wir in Ihrer Wohnung vor 3 Iahren unter ähnlichen Erscheinungen gewohnt haben, und bin bereit, als Zeuge vor dem Gericht aufzutreten.

Rudolf Schneider."

Auf diesen Brief hin setzte ich mich mit Schneider in Verbindung. Schneider ist taubstumm, cr versteht aber den Sprecher und vermag sich auch verständlich auszudrücken. Immerhin ist die Verständigung sehr schwierig und ich konnte nur folgendes verstehen:

Er hat vor 3 Iahren Kaiserstraße 1 l>, hochparterre rechts, in der Wohnung gewohnt, die jetzt die Fräulein R. bewohnen, also unter der Fenske'scben Wohnung. Er und seine Frau haben nichts besonderes bemerkt.

Ein kleines Kind jedoch, das jetzt 5 Iahre alt ist, ist, soweit ich Schnede? verstehe, mehrfach erschrocken. Es glaubte Schritte auf der Treppe zu hören, man fand aber dann niemanden.

Schneider hat mir dann am 25. März 1916 einen schriftlichen BericKt erstattet, der sich mit seinen Bekundungen vor dem Amtsgericht Oels deckt. Vor dem Amtsgericht Oels hat er am 27. April 1916 folgendes ausgesagt:

*) Nene Literatur: Lombrofo: Hypnotische und spiritistische Forschungen 1909. Stuttgart. S. g«3—345. — Puls: Spuk-Geschichten. Berlin 1839. - «oockrick ?resr: l'Ks ^Ilessck Usuntin« «k L. Nouse, I^näon 1900. — Aksakoff: Vorläufer des Spiritismus, Leipzig 1898. — pspus: I^ msison Ksntös äs Vslsnos - sn - Sri?. Paris 1396. — Jllig: Der Spuk in Groberlach, Göppingen 191«. Viele Beichte findet mzn in den «cultiftischen Zeitschriften. In Deutschland: Übersinnliche Welt. Berlin, und Psychische Studien, Leipzig.

Der Spuk in Oels
Erich Bohn
1. Sind Sie der heute geladene Zeuge Rudolf Schneider? Ia.
2. Sind Sie taub? Ia. Seit wann? Seit dem 3. Lebensjahre. Sie sollen
als Zeuge in dem Rechtsstreit des Ziegeleiverwalters Enril Fenske und
seiner Ehefrau, jetzt in Oels,
gegen
die Hausbesitzerinnen Marta und Anna Brettschneider in Oels,
vernommen werden und mussen Ihre Aussage nachträglich dahin beschwören, daß
Sie die reine Wahrheit gesagt und nichts verschwiegen haben. Durch den Eid,
der eine heilige Handlung ist, rufen Sie Gott zum Zeugen der Wahrheit Ihrer
Aussage an. Durch eine falsche Aussage machen Sie sich einer Sünde schuldig und
setzen Sie sich der Gefahr einer Bestrafung mit Zuchthaus oder Gefängnis aus.
Auch die Angaben, die Sie über Ihre Person (Name, Alter usw.) machen, fallen
unter den Eid.
Sind Sie sich über die Bedeutung des Eides klar?
gez. Rudolf Schneider.
Zur Person:
Wie heißen Sie? Rudolf Schneider.
Wie alt sind Sie? 36.
Was sind Sie? Lederzuschneider.
Sind Sie mit den Parteien verwandt oder verschwägert? Nein.
Zur Sache:
1. Haben Sie einen Brief des Inhalts wie Blatt 39 der Akten an Fenske
geschrieben? (Unter Vorlegung des Briefes.) Ia.
2. Aus welchem Grunde?
Hat Sie jemand dazu aufgefordert? Nein.
3. Woher haben Sie erfahren, daß ein solcher Prozeß schwebt? Aue der
Oelser Zeitung.
4. Haben Sie in der Wohnung hier, Kaiserstraße 1 d, bei den Geschwistern
Brettschneider gewohnt? Ia.
ö. In welcher Zeit? Vom Iuli 1912 bis Iuni 1913.
6. Kennen Sie den Kläger Fenske und seine Frau? Nein.
7. Haben Sie in derselben Wohnung gewohnt wie Fenske? Ich weiß nicht.
8. Woher wissen Sie, in welcher Wohnung Fenske wohnt? Aus der Oelser
Zeitung.
9. Haben Sie in Ihrer Wohnung irgend welche Wahrnehmungen gemacht,
die denjenigen ähnlich sind, welche Sie in der Zeitung gelesen haben?
Dürfte ich meine schriftlichen Berichte vorlegen? Der Zeuge legte den
anliegenden Bericht vor, der vorgelesen wurde.
10. Ist Ihre Frau auch taub? Ia.
Oder auch stumm? Nein.

11. Ist Ihre Tochter Lotte taub? Nein.
Oder stumm? Nein.
12. Haben Sie den Bericht selbst abgefaßt? Ja.
13. Allein oder mit fremder Hilfe? Allein.
14. Sind Sie ausgezogen, weil die Wohnung zu dunkel war? Ia.
Oder weil sich das Kind fürchtete? Ia.
15. Kann Ihre Frau sich ebenso schriftlich verständigen wie Sie? Ia.
16. Haben Sie oder Ihre Frau den Geschwistern Brettschneider Mitteilung gemacht, was Sie an Ihrem Kinde beobachtet haben? Nein.
17. Anderen Leuten? Nein.
18. Wie haben Sie die Geräusche (die Sie in Ihrem Bericht angegeben haben, z. B. Zuschlagen der Türen, Knarren der Wetterfahne, Plätschern des Wassers) wahrgenommen? Ich habe selbst gesehen.
Sie müssen jetzt Ihre Aussagen beschworen in der Weise, daß Sie die rechte Hand zu Gott erheben und das Nachstehende laut ablesen:
Sie schwören bei Gott dem Allmächtigen und Allwissenden, daß Sie nach bestem Wissen die reine Wahrheit gesagt und nichts verschwiegen haben.
Ich schwöre es, so wahr mir Gott helfe.
DerZeugelasdievorstehendeEidesformmitFormelab.
gez. Schrader. Hansel.
Ich, Rudolf Schneider, gebe einen Bericht ab über unsere Erlebnisse und Beobachtungen an unserer Tochter Charlotte. Wir wohnten vom Juli 1912 bis Ende Iuni 1913 auf der Kaiserstraße 1 t, bei Geschwister Brettschneider im hinteren Hause, Hochparterre rechts. Unsere Tochter, mit Lvtte gerufen, war l'/s Iahre alt, immer geweckt und lustig. Zu unserem Staunen stürzte das Kind mitten aus dem Spiele an mein« und meiner Frau Beine und klammerte sich fest, und blickte fortwährend nach der Wand. Meine Frau glaubte, jemand kommt die Treppe herauf, ging bald hinaus. Niemand war zu sehen. Ebenfalls erschrak Lotte auch auf dem Arme meiner Frau, drehte sich heftig herum und sah auch nach der Wand. Wir glaubten, es kommt alles vom Geräusche draußen. Die Eingangstür vom Closett, sowie Kellertür schlagen sich heftig bei jedem Windstoß, sodaß Geschwister Brettschneider darüber schimpften, daß die Mieter die Tür nicht fest zugemacht haben, oder die Bäume, Weintrauben und knarrende Wetterfahne verursachten Geräusche, die unheimlich auf das Kind wirkten, daß das Kind nicht wagte, allein zu sein. Es folgte und hängte immer an dem Rock seiner Mutter.
An einem Waschtage war ich auf dem Wäscheboden und fand einige Eimer, 4—5 an der Zahl, halb voll Wasser. Das Regenwasser lief durch das Dach und plätscherte auf das Wasser im Eimer, die Geräusche verursachten. Auch haben wir uns gewundert, daß unser Kind am Mittag, Abend, in der Nacht nicht gut geschlafen hatte. Es war sehr oft. Wir sahen in der Nacht bei Licht große ängsi-

liche Augen des Kindes und lag ganz still. Von den Geistern haben wir keine Ahnung, den Funken haben wir nicht gesehen. Einmal vergaß ich den Haue-schlüssel, und da die Haustür verschlossen war, ging ich durch die offene Kellertür vom Hofe hinein im Keller Und die Flurtreppe hinauf. Es überkam mich kein Grauen. Wenn es mir damals in den Sinn gekommen wäre, was die Geister heißen, hätte ich mit Hilfe der hörenden Bekannten den Spuren nachgehen können, woher die Geräusche gekommen wären. Schon nach Iahren haben wir von Geschwistern Drettschneider die Lösung des Mietskontraktes gefordert, was Geschwister Brettschneider ablehnten. Weil die Wohnung dort für uns zu düster war. Wir waren froh, nach 1 Iahr umziehen zu können. In der neuen Wohnung schlief Lotte zu unserer Freude viel besser und gut, trotz des starken Wagenverkehrs auf der Gartenstraße. Es sind alles die Wahrheiten, was ich geschrieben habe." —

Wenn man diesen Bericht mit der ersten Postkarte vergleicht, so fällt der Unterschied in die Augen. Nach der Postkarte mußte man annehmen, es handle sich nm einen ähnlichen Spuk wie bei Fenske. Nach dem Berichte erklärt sich der Spuk auf recht harmlose Weise. Ich hebe das besonders hervor. Wäre Schneider kritiklos von einem Offenbarungs-spiritisten vernommen worden, so wäre aus der Fenske'schen Wohnung sofort ein Sxukhaus geworden und hätte die literarischen Beispiele mehrerer Iahrhunderte um ein weiteres vermehrt. Es bedarf mitunter wirklich nur geringer Mühe, um Schilderungen ihres erborgten phantastischen Gewandes zu entkleiden und sie auf die Nacktheit der Tatsachen zurückzuführen. Nicht die geringste Tatsache spricht dafür, daß die Fenske'sche Wohnung eine Spukwohnung ist.

Unter diesem Gesichtspunkte wird man nun auch noch prüfen müssen, ob etwa der Spuk durch rein objektive, mechanische Geräusche zu erklären ist. Solche ob>jektive Geräusche könnten sein: der Fall von Regentropfen, das Schlagen von Türen, das Rauschen der Wasserleitung usw. In der Tat sind solche objektive Geräusche nachweisbar. Zum Beispiel das Uhrenticken. Ich habe festgestellt, daß das Uhrenticken an einer bestimmten Wand des Spukzimmers zu hören war und daß in der unteren Wohnung an derselben Wand eine laut tickende Uhr hängt. Die Wände des Hauses sind sehr dünn gebaut. Ebenso kann das Knallen und Knacken durch Wärmeveränderungen entstanden sein. Besonders interessant ist das Rauschen, das von vielen Zeugen gehört wurde. Der Zeuge Lauersdorf hat einen brummenden, lang anhaltenden Ton in der Küche gehört; der Zeuge Oerter in der linken, vorderen Ecke des ersten Zimmers, — das ist dieselbe Stelle, — ein Rauschen, das dem eines elektrischen Zimmerventilators gleiche. Ich habe dieses Geräusch sofort an der bezeichneten Stelle feststellen können. Es tritt immer an der Wasserleitung auf, wenn jemand im Erdgeschoß den Hahn öffnet. Als ich das Rohr noch während des Rauschens untersuchte,

konnte ich eine deutlich« Erschütterung des Rohres feststellen, die vom Untergeschoß herkam. Man hörte dort an der Wasserleitung hantieren. Das Rauschen ist nichts anderes als das Geräusch der Wasserleitung, wenn ein Hahn geöffnet wird. Auf diese so einfache Erklärung ist kein Zeuge verfallen! Der Gefangenwärter Lakomi hat sie mir bestätigt. Wir können uns ein Bild von der Be fangenheit der Zeugen machen, wenn ihre Beobachtungsgabe schon bei einer so einfachen Tatsache versagte.

Wenn wir also auch einen Teil der Geräusche objektiv zu erklären vermögen, so scheitert diese Erklärung doch bei andern Geräuschen, die von einem intelligenten Urheber herrühren. Wenn beispielsweise das Schlagen der Turmuhr von regelmäßigen Schlägen begleitet wird, so muß ein intelligenter Urheber vorhanden sein.

b) Wenn die Erscheinungen nicht rein objektiv sind, so muß ein Täter vorhanden sein. Es kann sein, daß dieser Täter bewußt wirkt, also bewußt einen Unfug verübt. Es könnte sein, daß er ein Medium ist, bei dem gewisse psychische Kräfte sich spontan entladen. Es könnte sein, daß telepathische — fernwirkende — Vorgänge vorliegen. Diese Hypothesen sind nun einmal aufgestellt worden und müssen geprüft werden. Der Ausgangspunkt für unsere Untersuchung werden aber immer die Geräusche an sich bleiben. Wir müssen feststellen,wieundwo sich eigentlich der Spuk ereignet. Wir fragen zuerst nach der Tat, dann nach dem Täter. Hierfür brauchen wir Zeugenaussagen. Es ist nur sehr bedauerlich, daß ich selbst keine Wahrnehmungen von Klopflauten oder irgendwelchen Geräuschen mit einer einzigen Ausnahme machen konnte. Ich bemerke hierzu, daß mein Kommen in die Sxukwohnung immer von den Bewohnern des Hauses und des Nachbarhauses kontrolliert werden konnte, weil ich über einen breiten Vorgarten gehen und dann eine dunkle Treppe hinaufsteigen mußte. Die Wände des Hauses sind auch so dünn, daß jeder Besuch von den Bewohnern des Hauses kontrolliert werden kann. Hierzu trat, daß mein Kommen durch den Prozeß in Oels bekannt geworden war, daß also die mutmaßlichen Täter alle Ursache zur Aufmerksamkeit hatten. Als ich bei meinem ersten Besuch am 20. März nach zweistündiger Unterhaltung mit Fenskes mich einmal in den Hof entfernte und dann wieder die dunkle Treppe hinaufging, rief hinter mir deutlich eine weibliche Stimme „Guckuck". Die Frauenstimme kam von der Tür der R.'schen Wohnung im Erdgeschoß her. Es war der klare Ruf eines Menschen, er hatte nichts Spukhaftes an sich. Ich habe den Ruf den Fenske'schen Eheleuten sofort genau wiedergegeben, und sie erklärten mir, daß die Geisterstimme ebenso rufe. Das war die einzige Wahrnebmung, die ich machen konnte.

Im übrigen ist unsere Untersuchung also auf Zeugenaussagen angewiesen. Bei Bewertung solcher Zeugenaussagen ist große Vorsicht geboten *). Es ist grund»

*) Vergleiche: Erich Bohn, Der Fall Rothe. Breslau, 1301.

falsch, anzunehmen, man könne Sxukphänomene mit dem gesunden Menschenverstand untersuchen. Die Technik des Spuks wie überhaupt aller metapsychischen Erscheinungen ist überaus kompliziert. Sie setzt Vorkenntnisse und Erfahrung voraus. Ebensowenig wie jemand mit seinem gesunden Menschenverstande eine Krankheit untersuchen kann, kann er es mit den Spukerscheinungen. Er kann vielleicht eine richtige Beobachtung machen, aber wirklichen Wert haben doch nur die Beobachtungen von spezialwissenschaftlich vorgebildeten Beobachtern. Allgemeine Bildung, ärztliche oder juristische Vorbildung
berechtigen noch lange nicht zu einem endgültigen Urteil.

Wir wissen nicht, ob die 5 Zeugen, die das Amtsgericht vernommen hat, wirklich geeignete Beobachter waren. Es ist eine alte Erfahrung, daß Zeugen, die das erste Mal mit metapsychischen Erscheinungen in Berührung treten, unrichtig beobachten. Sie unterliegen der Aufregung des Ereignisses, sie sind unbekannt mit der Technik der Erscheinungen, leicht geneigt, dort etwas Wunderbares zu sehen, wo die Spezialwissenschaft bekannte Erscheinungen sieht. Wichtig ist auch die zeitliche Entfernung, die zwischen der Beobachtung und ihrer Wiedererzählung liegt. Diese Entfernung ist im vorliegenden Falle günstig, weil die Beobachter bald hinter den Ereignissen vernommen wurden. Günstig ist es auch, daß die Beobachter unter der Verantwortung des Eides standen. Andererseite leiden die Vernehmungen nnter der Abwesenheit eines Sachverständigen. Das Amtsgericht Oels hat mit anerkennenswerter Objektivität sich bemüht, den Tatbestand zu klären. Es muß rühmend hervorgehoben werden, daß es an die Ereignisse mit solcher Ruhe und Sachlichkeit herangetreten ist und unbefangen das Möglichste getan hat, um die Ereignisse zu klären. Die Versuche des Gerichts konnten aber zu keiner Aufklärung führen, weil dem Gericht ein Sachverständiger fehlte. Der Sachverständige hätte die Zeugen anders vernommen, er hätte aus ihnen vieles herausgefragt, was dem Laien entgeht. Beispielsweise geht aus den Vernehmungen die Hrtlichkeit des Spuks nicht immer genau hervor. Es ist nicht angegeben, daß der Zeuge Oerter wegen Augenleidens in ärztlicl«r Behandlung ist und wo er sich bei der Beobachtung der Lichterscheinung befand. Bei allen solchen Ereignissen bilden sich Parteien, und wo die Parteinahme anfängt, endet die Unbefangenheit. Die erste Partei ist immer die Polizei, denn sie suckt als Behörde einen Täter — sie unterstellt also einen Menschen mit Zielen, wo vielleicht nur objektive Tatsachen vorliegen. Der Verdacht, getragen von amtlicher Autorität, beeinflußt die Aufklärung, und leider oft in falscher Richtung. Aber auch die Zeugen haben ihre eigene Meinung. Gerade hier wurden sie zur unbewußten Parteinahme gedrcöngt, weil der Mietsprozeß ein Parteiprozeß ist. Wirklich wenden sich die Fräulein Brettschneider auch an den Hausbesitzerverein und der Hausbesitzerverein nimmt die Aufklärung gegen den Mieter in die Hand! Man schiebt unbewußt die Tatsachen hin und her, nur um sie auf eine Seite herüber zu zerren. Eine Partei verdächtigt die andere. Lakomi, Brettschneider, R.,

Fenske stehen der Reihe nach gegenseitig im Verdacht, den Spuk hervorzurufen. Man sucht und findet bei jeder Partei ein Motiv hierfür. Nichtsistleichter, als Motive zu finden. Demgegenüber habe ich mich bemüht, die Tatsachen von den Wahrnehmungen möglichst loszulösen und zu einem objektiven Ergebnis zu gelangen.

Die Zeugenaussagen sind also vorsichtig zu bewerten, wenn sie die Übersinnlichkeit der Ereignisse schildern. Dieselbe vorsichtige Kritik muß man aber auch anwenden, wenn sie die Täterschaft der Fenskes verneinen. Es ist sehr einfach, im Halbdunkel einen Spuk hervorzurufen. Man braucht nicht einmal ein gewandter Taschenspieler zu sein, um das zu können. Wer mit physikalischen Medien experimentiert hat, weiß, wie unendlich schwer es ist, die bewußte oder unbewußte Mithilfe des Mediums auszuschalten. Das Medium braucht dabei nicht einmal bewußt zu betrügen. Unter dem autosuggestiven Wunsche, Kloxflaute hervorzurufen, können automatisch betrügerische Handlungen ausgelöst werden. Die 5 Zeugen des Amtsgerichts mögen mit dem Wunsche, die größte Vorsicht zu gebrauchen, an die Prüfung herangetreten sein. Sie mußten 4 Personen zu gleicher Zeit beobachten und es gehört schon eine außergewöhnliche Schärfe der Wahrnehmung und außergewöhnliches Verständnis für die Spukerscheinungen dazu, um ganz sicher sagen zu können, daß die Mitglieder der Familie Fenske nicht an dem Spuk mitgearbeitet haben. Der gefährliche Punkt für alle derartigen Untersuchungen ist die nngeschulte Beobachtungsgabe der Zeugen. Deswegen lösen sich die meisten Untersuchungen schließlich in der Unmöglichkeit anf, wirkliche Tatsachen festzustellen. Besonders vorsichtig sind die Aussagen der verdächtigen Personen aufzunehmen. Als Täter wird im strafrechtlichen Verfahren Fenske beschuldigt, seine Frau und seine beiden Töchter nehmen juristisch die Stelle von Zeugen ein. Das nahe verwandtschaftliche Verhältnis dieser Zeugen zu dem Täter nötigt den Iuristen zum Mißtrauen. Für den Psychologen sind auch dic Aussagen dieser Personen unentbehrlich. Er wird sie mir größter Vorsicht behandeln, aber er kann sie nicht schlechthin übergehen. Ihre Glaubwürdigkeit hängt ganz von der Bewertung der Persönlichkeiten ab. Wenn ich im folgenden in gewissem Umfange die Aussagen der Familie Fenske herangezogen habe, so liegen hierfür gute Gründe vor. Seit 25 Iahren beschäftige ich mich mit dem fraglichen Gebiet. Ich habe hunderte von Sitzungen mit Medien und Pseudomedien abgehalten, ich bin mit der Technik der Taschenspielerei vertraut und eine 15 jährige Tätigkeit als Rechtsanwalt und Verteidiger von Kriminalfällen bringt Erfahrungen mit sich. Man lernt Persönlichkeiten bewerten und die Erfabrung, die neben der eigentlichen Vorbildung für die Prüfung solcher Tatsachen erforderlich ist, steht mir zu Gebote. Die Familie Fenske hat meine Untersuchungen bereitwilligst erleichtert. Sie wnßte nicht, daß sie scharf beobachtet wurde, auf Schritt und Tritt wurden ihr von mir Fallen gestellt. Alle diese Prüfungen führten zu demselben Ergebnis, daß die Gutgläubigkeit dieser Leute nicht anzuzweifeln sei. Diese Leute

haben ihr möglichstes getan, um die Aufklärung zu erleichtern, sie haben Sachverständige gewünscht, während die Gegenpartei des Miersxrozesses die Sachverständigen ablehnte.

i) Die einzelnen Tatsachen:

1. Lichterscheinungen.

Als Lichterschrinungen wurden in etwa 3 Fällen ein erbsengroßer, bläulicher Funken wahrgenommen, der durch die Stube zog und sich besonders dann zeigte, wenn die Kinder ihr Bett wechselten; ferner ein Lichtschein. Zeugen hierfür: d.is Ehepaar Oerter. Die Fenske'schen Eheleute haben auf genaues Befragen mir zugegeben, daß eine Täuschung möglich sei. Der Lichtschein sei von der Straße hergekommen und es habe vielleicht jemand mit einer Blendlaterne geleuchtet. Bei dem Funken habe sich der Zeuge Oerter allein im dunkeln Kabinett neben dem Spukzimmer befunden. Im Spukzimmer war nebenan Licht. Durch das Schlüsselloch des Kabinetts kann ein Lichtschein aus dem Spukzimmer in das Kabinett gefallen sein; vielleicht habe auch jemand eine Lampe bewegt. Ich gebe persönlich auf Lichtwahrnehmungen, wenn sie nicht ganz genau kontrolliert und möglichst photographisch festgehalten sind, nichts. In hunderten von Fällen haben Zeugen Lichterscheinungen, namentlich Lichtscheine und schwebende Funken gesehen, trotzdem durch die photographische Platte festgestellt wurde, daß nirgends eine Lichterscheinung war. In meiner Gegenwart sind sehr oft solche Fälle vorgekommen. Die Lichterscheinung kann eine subjektive Vorstellung der Zeugen gewesen sein. Selbst wenn objektiv eine Lichterscheinung vorlag, spricht doch mckits dafür, daß sie absichtlich hervorgerufen worden ist oder daß* sie auf eine übersinnliche Quelle zurückzufuhren sei.

2. Zugluft.

Anfänglich will Fenske ein Kältegefühl wahrgenommen haben, wenn der Spuk begann. Später nicht mekr. Er meint, es sei wohl auf seine Angst zurückzuführen. Zwar wird bei manchen metapsychischen Vorgängen Zugluft und Kältegefühl beobachtet, aber im vorliegenden Fall spricht alles für eine subjektive Empfindung „es läuft einem vor Angst kalt über den Rücken". Weitere Erklärungen erübrigen sich.

(Schluß folgt.)

Ilse Reicke:

Karl von Rochows letzte Verzückung.

Schluß.

Dieselben Worte wiederholte vierzehn Tage später Geheimrat Piepert seinem Patienten, und riet ihm dringend, das Ferienvierteljahr in den hohen, staubfreien Bergen zu verbringen, — falls er nicht riskieren wolle, die Vorlesungen für den nächsten Winter plötzlich absagen zu müssen.

Nur diese letzte Möglichkeit war es, die Karl von Rochow bewog, den Rat des Geheimrats zu befolgen und sich zu der kostspieligen Reise in ein Sanatorium der Schweiz zu entschließen. Krankheit kannte er bisher nicht, sie erschien ihm als etwas Verächtliches, Schimpfliches, und der Aufenthalt in einem jener bekannten, für gewisse Krankheiten reservierten „Kurorte" hatte für ihn, wie für manche anderen, etwas durchaus Anrüchiges.

Zugleich mit einer großen Bücherkiste traf er dennoch Anfang August dort oben ein. Er lebte bald in steter Fehde mit dem Arzt, deren Gegenstand die Streitfrage war, ob er arbeiten dürfe oder nicht; er war gereizt über die anstaltsmäßige Knebelung seiner persönlichen Freiheit — hatte er doch früher niemand um seine eigene Lebensweise zu befragen brauchen —, dann verletzte ihn die unerhörte Kostspieligkeit dieses gemaßregelten Lebens, und zuletzt reiste er vor der Zeit, weit früher, als Geheimrat Piepert ihm bewilligt, in seine Universitätsstadt zurück.

So war es also mit der „Erholung" und „Besserung", die der berühmte Mediziner für so dringend nötig befunden, wieder schnell zu Ende.

Dies Erlebnis trug vor allem dazu bei, in Karl von Rochow einen gewissen ererbten Eigensinn, in allem, was seine Person anging, noch zu bestärken. Er, der früher gefügig war wie ein Kind, da niemals jemand in seine eigenen Angelegenheiten, sei es auch nur zu seinem eigenen Besten, hineingeredet hatte, — einfach, weil niemand sich dafür interessierte — er vertrug diesen plötzlichen Wechsel nicht, wollte nichts von allen gutgemeinten Ratschlägen wissen, und so ließ er die ernsten, besorgten Vorstellungen seiner Freunde, der Kollegen und des Arztes geduldig und aufmerksam über sich ergehen, jedoch nur, um sich nachher nicht im geringsten darum zu bekümmern.

Der Herbst kam, mit seinen Nebeln und feuchten Winden, und dem oft Tage lang währenden Regen. Karl von Rochow ließ es sich nicht anfechten, ganz so wie sonst, trotz des Hustens, seine Spaziergänge in der frühen Dämmerstunde zu machen.

Karl von Rochows letzte Verzückung
Jlse Reicke
Er wollte mit Gewalt, daß alles so sei wie einst, ehe er auf der sommerlichen Insel dem Banne des hellbraunen Buches und allem, was damit zusammenhing, verfallen war. Er hielt seine frühere Lebensform mit starrem Eigensinn aufrecht, — und fühlte dennoch, mit wehmütiger und süßer Genugtuung, daß seine Seele eine andere sei wie einst und nimmermehr die alte werden könnte noch wollte.
Er glich einer Pflanze, die lange Iahre hindurch in frischem Grün und ernstem Blattschmuck gestanden und die nun ihre einzige späte und geliebte Blüte mit dem sanften, süßen Sterben des ganzen Stammes bezahlt.
Man war wieder im Wintersemester. Die Wirtinnen in der Stadt hatten neue Mieter in den frisch hergerichteten Stuben, die Eramina fanden statt, und wieder schloß sich der Kreislauf eines Iahres über dem ernsten Städtchen mit den drei roten Backsteinkirchen, zwischen den weiten Wiesen und dem beweglichen Wasser.
Eines Tages — nasser Schnee lag und bildete täppisch die zierlichen Formen der Büsche und des gotischen Denkmals vor der Universität nach — eines Tages traf Professor Kämpe vor der Bibliothek mit seiner Spektabilität, dem Dekan der philosophischen Fakultät zusammen.
„Das ist ja ausgezeichnet, lieber Professor, daß ich Ihnen begegne", rief Kämpe schon von weitem und lüftete den Hut in großem Bogen. ‚Sch war nämlich gerade auf dem Wege zu Ihnen. Haben Sie einen Moment Zeit? Dann erzähle ich's Ihnen gleich hier."
Der Dekan versicherte, vollauf Zeit zu haben.
„Gewiß, Herr Geheimrat, die Zeit wächst ja in unserer teuren Gegend wie's liebe Unkraut."
Die beiden Herren lachten kurz auf und gingen zusammen in der kühlen Schneeluft auf und nieder und, nachdem er sich die Nase mit einem blendend weißen Tuche geputzt, fing Professor Kämpe an:
„Es handelt sich um den Rochow. Sie wissen wohl, es geht ihm nicht zum Besten, und Kollege Neumann — er wohnt ja Haus an Haus mit mir — trifft ihn neulich beim Mittagessen. Der Mann kommt ihm nicht ganz geheuer vor, — Sie kennen ihn ja, reden läßt er nicht mit sich über diesen Punkt — na kurz und gut, Neumann, der Bescheid weiß, lädt ihn einfach zum Kaffee ein. Unser Rochow sucht natürlich Ausflüchte, aber Kollege Neumann — er ist ein energischer Herr — läßt nicht locker, nun, und dann hat er Rochow nach dem Kaffee glücklich so mürbe gekriegt, daß er sich nochmals untersuchen läßt."

Geheimrat Kämpe hielt eine Weile inne, denn mit gleitenden Schritten,
den verkürzten Fuß ein wenig nachziehend, kam durch den tiefen Schnee der
auf sie zu, der Gegenstand ihres Gespräches war.
Karl von Rochow blickte hinter seinen beschlagenen Brillengläsern er-
schreckt und ein wenig mißtrauisch, wie es schien, die Kollegen an, riß hastig
den Schlapphut herunter, stand einen Augenblick unsicher, ob er sie anreden
solle oder nicht, und setzte dann in seinem weißbeschneiten Mantel, gesenkten
Blickes, den Weg fort.
„Nun", die Herren machten kehrt und Professor Kämpe räusperte sich,
„nun ist die Sache die, daß es recht schlimm steht. Der arme Kerl müßte
schon längst ins Bett gesteckt sein, aber es ist ihm ja nicht zuzureden! Darum
heißt es eben, Gewalt anwenden. Neumann sagt also, sobald wie möglich
mit ihm in eine Anstalt, lieber heut wie morgen, wenn es hier nicht zu
einer Katastrophe kommen soll! Er läßt Sie bitten, doch heut noch, mit ihm,
wenn es geht, zur Magnifizenz zu gehen, damit das Nötige veranlaßt wird.
Ist's Ihnen recht, Herr Kollege? Professor Neumann kommt um zwölf
direkt aus der Klinik herüber".
„Ia, selbstverständlich. Ich warte dann im Vorzimmer auf ihn. Sie
schließen sich doch an, Herr Geheimrat?"
„Ia gewiß, das kann ich tun, wenn Ihnen daran liegt."
Es klingelte vom Auditoriumsgebäude, mit eiliger Verneigung, den Hut
mit einer seiner großen, energischen Bewegungen lüftend, empfahl sich Professor
Kämpe, und der Dekan schritt langsam, den Kopf schüttelnd nach ihm die
Stufen zur Universität hinauf.
Im Rektorzimmer, von dessen Wänden — sie waren rosa wie die einer
Mädchenschlafstube — in dunklen Oelbildern die mittelalterlichen Hüter der
Wissenschaft an dieser Hochschule auf ihre Nachfahren im Geiste niederblickten
— in jenem Zimmer war es, daß die Würfel über Karl von Rochows
weiteres Lebensschicksal fielen. Die vier Herren waren sich bald einig und
die Magnifizenz mit dem gütigen Fürstenantlitz versprach, alles selber in die
Wege zu leiten, und mit dem Kollegen von Rochow persönlich zu reden.
Als dieser das Ansinnen vernahm, das man ihm stellte, war er tief
verletzt und erklärte, nimmermehr zum zweiten Male eine solche Leidensfahrt
wie damals jene in die Schweiz zu unternehmen. Das Ganze sei ihm,
abgesehen von allem andern, zu kostspielig, und es sei am Ende seine
Angelegenheit, wo er zu Grunde gehe, und man müsse es doch wohl ihm
überlassen, ob er inmitten seines Heimes, seiner Bücher, und der ihm lieb
gewordenen Stadt sterben wollte, oder irgendwo in einer fremden Heilanstalt!
Nach dieser Unterredung, welche die Magnifizenz an einem späten Abend
im Arbeitszimmer Karl von Rochows mit ihm führte, waren die Freunde

ebenso ratlos, wie der Patient selber, dem der hitzige, verzweifelte Ton
seiner Worte erschreckend und fremd an sich selbst erschien.
Nimmermehr indes hätte er sich zu jener Reise bereit gefunden, wenn
nicht das Schicksal selber, oder besser, Karl von Rochows vernachlässigter,
versagender Körper seine Stimme gebieterisch erhoben hätte: ein schlimmes
Fieber warf ihn, der mit scharfen Reizmitteln und übermenschlicher Willens-
anstrengung die letzten Woche» hindurch sich aufrecht erhalten hatte, von
neuem auf das Krankenlager. Tagelang drohte die höchste Gefahr, und als
Karl von Rochow wieder aufstand, schien der Kampf zwischen Leben und
Vergehen in ihm ausgerungen, war der gewaltige Wassersturz zwischen den
beiden Welten passiert, und auf still gewordener Fläche trieb nun sein
Schifflein den jenseitigen Ufern entgegen.
Nun beleidigte und kränkte ihn die Fürsorge der Freunde nicht mehr.
Mit Dankbarkeit und Rührung empfing er, was Teilnahme und treusorgende
Freundschaft für ihn taten, für ihn, der Zärtlichkeit und Hingebung für
einen Menschen nur kurze Zeit empfunden und selbst nie hatte erfahren
dürfen. Er ließ es geschehen, daß man ihn in der Heilanstalt anmeldete,
den Tag der Abreise festsetzte, und an seinen getreuen Freund Gustav Lange
schrieb, der in der Hauptstadt des Reiches Oberlehrer war und umgehend
sich erbot, die Fahrt mit ihm zu machen.
Am Tage vor der Abreise saß Karl von Rochow noch lange auf, über
i>en Schreibtisch gebeugt, um den weiteren Plan für sein großes Marienwerk
aufzuzeichnen, das er zunächst nicht vollenden konnte. Die Petroleumlampe
warf ihren gütigen, warmen Schein über die aufgeschlagenen glatten
weißen Bücher, das sorgfältige Manuskript, über die blinkende Tinte, und
füllte die übrigen Ecken des Zimmers mit dämmerigem, webendem Lichte.
Nichts regte sich mehr im Hause, nur das geschäftige, leise Knirschen der
Feder war zu hören.
Endlich legte der einsame Schreiber den Halter bei Seite, schloß den
Deckel des mächtigen Tintenfasses, erhob sich und begann, das Manuskript
in braunes Packpapier einzuschlagen, das er am Morgen schon sich sauber
zurecht gelegt hatte. Er verschnürte die Blätter mit Sorgfalt und schrieb
mit Blaustift Namen und Inhalt darauf. Nun war er fertig. — Fertig?
Er lehnte am Bücherregale, wieder liebkoste sein Blick sie, die seine
Freude, sein Glück gewesen: die Bücher, — von denen aber auch seines
Lebens Schmerz und Wende ihm gekommen waren. Wieder nahm er den
einen oder den andern Band heraus, um liebkosend in den Fingern die

Leibhaftigkeit dieses geistigen Besitzes zu fühlen. — Er strich mit den Händen
an den Rücken entlang:
„Ihr sollt alle i h r gehören, dennoch ihr, — alle, alle," sprach er leise
mit einem plötzlich aufleuchtenden Lächeln; dann ließ er sich schwer am
Schreibtische nieder und drückte die Augen auf den Ärmel seines Rockes.
Als er sich erhob, lag ein heimlicher Triumph in seinen Zügen. Er
schritt zum Ofen, neben dem der kleine Kochapparat auf dem Tische stand,
nahm die Spiritusflasche vom Fußboden auf und füllte behutsam den Behälter
bis auf den letzten Tropfen — die Flasche war leer. Er entzündete die
Flamme, goß aus der Karaffe, die er aus dem Schlafzimmer herbeiholte,
Wasser in den Aluminiumtopf, — dann schüttete er Tee in die gelbe
Porzellankanne, legte das Sieb auf die gelbe Tasse und ging zum Fenster.
Draußen stand der düstere Nikolaiturm in der samtschwarzen Winternacht.
Karl von Rochow stieß das Fenster auf: kühl und klar zog die Luft herein.
Er lehnte sich hinaus und sah oben um die Spitze der Kirche die Sterne
glitzern. Die kahlen Wipfel der Linden neigten sich leise davor im Nacht-
hauche. Der Schritt eines einsamen Wandrers hallte fern auf dem Pflaster
der kleinen, verlassenen, schwarzen Straßen. Niemand war zu erblicken. . .
Die Schritte kamen näher, wurden ganz laut und deutlich, so daß er
erschrak, und wanderten dann weit, weit hinaus in die Ferne. Oben löste
sich lautlos und leuchtend eine Sternschnuppe. . .
Er kam zurück, schloß das Fenster, bereitete sich den Tee und stellte
die dampfende Tasse auf den Schreibtisch. Aus der Schublade zog er einen
verschlossenen Briefumschlag hervor, auf dem eine längst vergangene Iahreszahl
stand. Nachdem er ihn erbrochen, legte er den darin enthaltenen beschriebenen
Bogen neben sich und begann auf einem anderen Bogen etwas niederzuschreiben,
wobei er am Anfang einige Male nach der Vorlage hinüberblickte. Als er
geendet, schloß er das neue Schriftstück sorgfältig in einen starken Umschlag,
siegelte ihn, und schrieb mit fester Hand darauf: Letzter Wille.
Dann zerriß er das Testament von einst, warf die Fetzen in den Papier-
korb und löschte die Lampe....
Der nächste Morgen — kühl und grau lag er auf der Stadt — ließ ihn
nicht mehr zur Besinnung kommen. Allerlei war noch anzuordnen und
zu erledigen, Rechnungen waren zu begleichen, und dann ging es zum
Bahnhof, wo Gustav Lange mit dem Gepäck schon wartete.
Der Rektor, Professor Engel und Fräulein Bernegg, Fräulein Hooge,
Fräulein Deißler und Herr Keier hatten sich eingefunden. Sie halfen ihm,
einen Abteil suchen, reichten Schirm und Reisetasche, und Fräulein Hooge
gab ihm als Abschiedsgruß einen Strauß gelber Osterlilien — die einzige
Blume, die um diese Zeit in der Stadt zu haben war. Dann ließ der Zug,

der aus der nordischen Hauptstadt kam und nicht Lust hatte, in dem bescheidenen Stäbchen sich lange aufzuhalten, ein ungeduldiges Zischen hören und setzte sich langsam ins Rollen. Noch ein Händedruck, ein paar ermunternde Abschiedsworte, vier wehende weiße Tücher, — Karl von Rochow beugte sich aus dem Fenster und sah die teure kleine Stadt sich zusammenschieben und kleiner werden unter den drei ragenden Türmen.

Die Wundheit des Abschieds befiehl ihn, wo das eben, vor zwei Minuten Erlebte schon Geschichte, schön Erinnerung geworden ist, und dahinten schon liegt, was wir doch noch festzuhalten glauben.

Karl von Rochow blickte trotz der starken Zugluft und des Widerspruches von Freund Gustav aus dem Fenster, bis auch die Türme plötzlich fort waren — nun sah man noch den Kirchturm des Fischerdörfchens über den Wiesen und ein Stück des Bodens. Der kleine Kirchturm wanderte getreulich mit, eine lange, lange Zeit, dann schnellte plötzlich ein Stück Wald darüber und fremdes immer neues, fremdes Land schob sich in rasender Eile unter seinen Blicken dahin. ,,,!,., : '

Karl von Rochow ging hinein in das Abteil, Freund Gustav bettete ihn sorgsam in die Polster und plauderte ihm von den gemeinsamen heiteren Studienjahren. ,

Den Rest des Tages, und die Nacht über blieb Karl von Rochow in Berlin als Gast Gustav Langes. Er lernte dessen Frau und seine Kinder kennen — die Mutter hatte den Kleinen vorher eingeschärft, daß sie dem fremden Onkel nicht zu nahe kommen und ihn nicht küssen durften —, dann, nach einem Abend um den behaglichen Sofatisch, ging am nächsten Morgen die trostlose Fahrt durch die graue, winterliche Mar? nach der Heilstätte an.

Es war kalt im Zuge, ein paar schwächliche Iungen im Kellneranzuge hielten Bier und Würstchen feil an den mürrischen Stationen, — kein Tee war für den Kranken so schnell zu beschaffen, und mit steigender Sorge langte Gustav Lange endlich, nach allzulanger Fahrt, an dem Bestimmungsorte an.

Die Heilstätte lag einige Kilometer entfert von der Bahnstation. Man hatte zwei Leute mit einem Feldbettwagen herausgeschickt, um den Kranken in Empfang zu nehmen. Der Wind pfiff kalt um den kleinen grauen Bahnhof, wo die beiden Männer von der Anstalt Karl von Rochow auf das Bett legten, in wollene Tücher hüllten und das Verdeck aus Segeltuch emporschlugen. Dann setzte man sich in Bewegung.

Vorn zog der eine der Leute, hinten schob der andere, Freund Gustav schritt bald rechts, bald links, wie der Weg es erlaubte, neben dem Wagen, und der kleine schwarze Anstaltspudel begleitete mit seinen Sprüngen den traurigen Zug. Der Weg verließ bald die Stadt und führte auf einer, breiten Straße, die mit kahlen Bäumen bestanden war, zwischen flachen Feldern dahin. Der Wind hing klagend in den Telephondrähten> die. an

dem Wege sich entlang zogen. Graue Wolken liefen unablässig über das
graue, nackte Land.
„Da, — jetzt sehen Sie dahinten bei dem Walde schon den Turm von
der Anstalt", sagte einer der Männer und deutete mit der Hand geradeaus.
Gustav Lange blickte einen Moment dort hin, dann wandte er den
Kopf beiseite und seine Augen bohrten sich krampfhaft in einen unsichtbaren
Punkt am Horizont, während er die Lippen bitterlich aufeinanderpreßte. . .
5
5 *
Die Heilstätte war ein großes, helles Gebäude, dreistöckig, und wie ein
Schloß um einen geräumigen Hof gebaut. Ein Geruch von peinlicher
Sauberkeit schwebte durch die hellen, luftigen Korridore und die weißen
Krankenzimmer. Schwestern in hellblauen Kleidern mit weißen Häubchen
und Schürzen bewegten sich flink in den Räumen, auf den weißlackierten
Treppen und in dem großen Speisesaal, den formenfroher Architektengeist
mit gothischen Bogen, wie das Refektorium eines Klosters, ausgestattet hatte.
Draußen lag der neue Obst-und Gemüsegarten, in dem die Kranken
zuweilen selber arbeiteten, die Erde umgruben und gossen, auf der anderen
Seite befanden sich freundliche Parkanlagen, die allmählich in den märkischen
Kiefernwald übergingen, der zu der Anstalt gehörte. Auf den weiten Hof
hinaus, in dem Rasen und junge Fliedersträucher angepflanzt waren, öffneten
sich die Liegehallen, und dort ließen die Kranken, auch bei kaltem Wetter
in ihren Stühlen ausgestreckt, mit dem Geplauder des kleinen Springbrunnens
ihre Stunden gleichförmig verrinnen und verplätschern.
Karl von Rochow fühlte sich wohl in dieser ruhigen, immer gleichen
Umgebung. Mitunter lächelte er in dem Gedanken, daß er, der immer
wieder die Geschichte und das Leben der mittelalterlichen Klöster voll
leidenschaftlichen Anteils studiert hatte, nun selber in einer solchen, klösterlich
abgeschiedenen Stätte seine letzte Einkehr hielt. Stille und in Frieden gingen
seine Tage dahin.
Er lag draußen in seinem Stuhle und lauschte dem Stecknadeltönchen,
das der stark zugedrehte kleine Springbrunnen mit seinem schwachen Strahle
noch hören ließ; sein großes dunkles Haupt war der blassen Wintersonne
zugewandt. Sie gleißte auf den Brillengläsern und machte die Furchen in
seiner hohen, steil ansteigenden Stirne sichtbar. Die Haut zog sich gelblich-
weiß und schlaff über die Stirne, die allzubreite Nase und zwei zarte Stellen
auf den Wangenknochen, — alles übrige bedeckte der dichte und dunkle Vollbart,
in den sein Haupthaar überging. Nur die tiefliegenden dunklen Augen

bewegten sich noch voll unruhigen Lebens in dem stillgewordenen Antlitz...
So behielten ihn die in Erinnerung, denen es vergönnt war, Karl von Rochow
in seinen letzten Lebenstagen noch ein paar flüchtige Stunden zu sehen.
Einmal, zu seiner unaussprechlichen Freude, hatte der große weltberühmte
Gelehrte aus Berlin ihn besucht, und sie hatten bis zuletzt von ihrer Arbeit,
der vollendeten wie von den Plänen, mit einander gesprochen. — Dann war
ein andermal, an einem Sonntag, Gustav Lange mit seiner Frau und den
Kindern gekommen und sie gingen im Kiefernwalde mit einander spazieren.
Weihnachten, der Frost und der Schnee stellten sich ein, und als langsam
das Licht zu wachsen begann und der Erde den harten Panzer löste, da
erlöste es sanft und gnädig auch Karl von Rochow von der Schwere irdischen
Daseins. . .
Am Abend vorher noch hätte er in Gedichten gelesen, in einem schmalen
hellbraunen Bande, den er oft mit sich getragen, — und dann, am nächsten
Mittag, wäre es still mit ihm zu Ende gegangen. So erzählte einige Tage
später die Krankenschwester den Freunden, die hergereist waren, auf dem
letzten Wege den Verblichenen nicht allein zu lassen.
Der große Gelehrte aus Berlin befand sich darunter, drei Kollegen aus
der kleinen Universitätsstadt am Meere und ein paar Offiziere, — Verwandte,
von denen bisher niemand gewußt und mit denen keiner sich recht
abzugeben verstand. Der älteste von ihnen, ein breitschultriger Oberst
mit weißem Haupte und warmen blauen Augen, hatte das Testament
an sich genommen, in dem sein Vetter Karl eine durchaus unbekannte Dame,
aus einer östlichen Provinzstadt, ein alleinstehendes Fräulein, das, wie es
hieß, eine hervorragende Dichterin sein sollte, zur Erbin seiner gesamten,
kostbaren Bibliothek eingesetzt hatte.
Der Zug bewegte sich zwischen winterlich braunen Wiesen und frisch
umgebrochenen Äckern, die des Samens harrten, dahin zu dem kleinen Kirchhof.
Er war überragt von einer bescheidenen Kapelle, die ihre ernsten Glockentöne
in die weite, einförmige Landschaft sandte. Wolken hasteten grau über den
Himmel und wehten durcheinander, wie schwarze und weiße Schleier.
Nun ging der Zug den kleinen Hügel zum Friedhof hinauf, einer nach
dem andern verschwand durch die Pforte, — nun waren sie alle nicht mehr
zu erblicken, — und jetzt waren sie wohl schon zur Gruft gelangt. . .
Langsam verklang eine Glocke im Lande.

Rund
schau

Staatsbürgerliche Rundschau.

Von P. Hoche.

Staatsbürgerliche Belehrungen.

Es war zu begrüßen, daß jenes Schlagwort von der staatsbürgerlichen Erziehung die Wandlung durchmachte, wonach man sich nicht nur mit bürgerkundlichen Belehrungen begnügte, etwa in einem besonderen Fache, Bürgerkunde genannt, sondern daß man tiefer drang und einer allseitigen Erziehung zum echten Staatsbürger das Wort redete. Nun ist allerdings nicht zu übersehen, daß die rechte Staatsgesinnung und ihre Betätigung im guten Handeln ein gewisses Verstehen und ein bestimmtes Wissen zur notwendigen Voraussetzung hat. Wieviel wird von dem einzelnen immer wieder gefehlt, weil ihm eben die richtige Einsicht in die Welt der Wirklichkeit mangelt.

Aus diesem Grunde waren die „Staatsbürgerlichen Belehrungen in der Kriegszeit" willkommen, die vom Landesgewerbeamt in Carl Heymanns Verlag, Berlin, herausgegeben wurden und deren zweiter Band als Abschluß erschienen ist.

Unendlich stark sind die Anregungen, die dieser Krieg der Erziehung gibt, und gerade die Staatsbürgerkunde wird erst Leben sein, wenn sie von dem warmen Blute unserer Zeit durchströmt sein wird. An bürgerkundlichen Büchern fehlte es bisher keineswegs, aber sie sind durch diesen Krieg vielfach veraltet, denn sie lassen manches vermissen, dessen hoher Wert erst in unseren Tagen erwiesen wurde.

Das ist aber gerade die Bedeutung des vorliegenden Werkes, daß es aus der Zeit entstanden und für die Zeit geschrieben ist, und seine schnelle und weite Verbreitung darf wohl als Kriterium für seinen Wert gelten.

Neun berufene Männer haben den Stoff sorgfältig zusammengestellt und ihn im vaterländischen Geiste dargeboten (im ersten Bande). Es ist hier nicht gut möglich, alle Kapitel durchzugehen, wie sie die nähere Bekanntschaft vermitteln mit unserem eigenen Staate, so wie er im Heerwesen, in Gewerbe und Handel, in der Ernährung, im Verkehr und im Geld- und Rechtswesen in der Zeit bis zum Kriege geworden ist. Hingewiesen sei nur

auf den ersten Beitrag „der Krieg" von Rohrbach und den letzten „der Krieg und die Iugendlichen" und die „unterrichtliche Verwertung der Stoffe" von Schulinspektor Haumann. Rohrbach betont den Wert der deutschen Schulung und zeigt, wie uns England um diese Bildungsarbeit von der Volksschule bis zur Universität beneidet und sie am liebsten vernichten möchte, Haumann dagegen zeigt den heutigen Iugendlichen als Staatsbürger. Er verlangt, daß das Gemeinschaftsleben im Staate den Ausgangspunkt für die staatsbürgerlichen Belehrungen bilde. Der Zusammenhang zwischen dem einzelnen und dem Ganzen muß in den Gesichtspunkt des Schülers gerückt werden, und er muß zur Erkenntnis seiner Pflichten gegen sein Volk gebracht werden. Es ist meines Erachtens überhaupt der große Wert dieses

Buches, daß es zwar eine Unmenge
von Belehrungen gibt und doch darin
nicht aufgeht, daß es als Erziehungs-
ziel aufstellt: Nicht nur staatsbürger-
liches Wissen, sondern Tugenden, Ge-
sinnungen. Die deutsche Schulerzie-
hung war in den letzten Iahrzehnten
schon in der Gefahr, der Herrschaft des
einseitigen Intellektualismus zu erlie-
gen. Schon vor dem Kriege und jetzt
erst recht kam uns zum Bewußtsein,
daß wir den ganzen Menschen erfassen
müßten, wenn wir alle Volksglieder zu
höchster Lebenstüchtigkeit bringen woll-
ten. Das trifft nun aber auf die staats-
bürgerliche Erziehung ganz besonders
zu; hier heißt es erst recht: Wissen und
Einsicht sind gut und notwendig, aber
Wollen und Handeln sind das letzte
Ziel der Erziehung.

Der zweite Band führt zunächst
über den eigenen Staat hinaus zu jenen
Völkern, die mit uns im Bunde stehen
oder als Feinde jetzt gegen uns käm-
pfen. Die Verfasser, O. Hoetzsch und
P. Rohrbach, gehen den geschichtlichen,
- besonders den politischen und wirtschaft-
lichen Beziehungen zwischen uns und
unsern Verbündeten und Gegnern nach
und zeigen, was für Möglichkeiten sich
daraus für unsere Zukunft ergeben.

Mit diesem Wissen gilt es in der Tat
fühlbare Lücken auszufüllen, die in
unserer politischen Bildung überall
klaffen. Der Krieg hat es uns zum
Bewußtsein gebracht, oft in schmerz-
haftester Weise, wie wir wirtschaftlich
von den übrigen Ländern abhängig
sind. Diesen verzweigten inneren Zu-
sammenhängen gilt es nachzugehen und
die Einsicht dafür auch schon bei dem
heranwachsenden Geschlecht zu erwecken.
In dieser Beziehung harren des Geo-
graphie- und Geschichtsunterrichts tat-
sächlich neue Aufgaben. Das vorlie-
gende Werk aber will zu diesem Zweck
sicher nicht erschöpfend belehren, son-
dern nur anregen.

Durch den gegenwärtigen Krieg ist
das Interesse für eine Fülle von Fra-
gen lebendig geworden, die das staat-
liche Leben der Gegenwart berühr««
und denen der tiefer nachgehen möchte,
der eben den Krieg und unser Schicksal
innerlich miterlebt. So erfahren wir
durch kundige Federn, wie sich unter
dem Einfluß des ungeheuren Krieges
unser Wirtschaftsleben umgestaltet hat
und zur Kriegswirtschaft geworden ist.

Wir hören ferner von der großzügigen Fürsorge für alle Bedürftigen dieser Zeit, insbesondere für die Verwundeten, für die Hinterbliebenen und für die Invaliden.
Dieser Krieg ist eine Leistung des ganzen deutschen Volkes; auch die Frau hat daran ihren starken Anteil. Mit Geschick stellt G. Bäumer dar, was die Frau im besonderen geleistet, gelitten hat und welches ihre Aufgaben und Hoffnungen für die Zukunft sein werden.
Ebensowenig wie der erste, will der zweite Band ein abgeschlossenes Ganze sein. Er will nur die Fragen herausheben und beleuchten, die besonders zeitgemäß sind und für die eine eingehende Belehrung erwünscht sein dürfte. Es ist ja auch klar, daß die Dinge vielfach noch im Flusse sind, und ein abschließendes Urteil deshalb erst später möglich sein kann.
Iedenfalls wäre zu wünschen, daß das Buch in weiten Kreisen wirkte. Es ist zwar ebenso wie der erste Band für die Hand der Lehrer bestimmt, denen es den nötigen Stoff und die Anregung für den staatsbürgerlichen Unterricht, wie er alle Fächer zu durchdringen hat, bieten soll, aber ich möchte seine Aufgabe weiter bestimmt sehen. Es handelt sich hier um ein Buch, das tatsächlich von allen Kreisen unseres Volkes gelesen werden kann und soll. Denn auch unter den Erwachsenen wird es so manchen geben, der über vieles, was hier dargestellt ist, im Unklaren schwebt oder in Unwissenheit steckt und der sich aus den fesselnd ge-

schriebenen Aufsätzen über das unterrichten kann, was ihn doch füglich mit am meisten auf der Welt angeht, nämlich über sein eignes Volk.

Rundschau der Kriegsliteratur XXVII.

Von Dr. ivr. Kurt Ed. Imberg.

Bereits des öfteren haben wir an dieser Stelle Gelegenheit gefunden darauf hinzuweisen, daß in den letzten Iahren dankenswerterweise in unserer politischen und wirtschaftlichen Literatur eine Lücke ausgefüllt zu werden beginnt, die sich leider in unangenehmer Weise bemerkbar gemacht hat. Wir meinen die Kenntnis unseres östlichen Nachbars: Rußlands. — Neuerdings sind nun wiederum einige Bücher erschienen, die sich diesem Ziele widmen, und die zweifellos geeignet sind, uns unsere Nachbarn im Osten näher zu bringen. Zunächst sei eine Sammlung von selbständigen Aufsätzen genannt, die Prof. M. Sering unter dem Titel „Westrußland in seiner Bedeutung für die Entwicklung Mitteleuropas" im Verlage von B. G. Teubner (Leipzig) herausgegeben und mit einer interessanten Einleitung versehen hat. In dieser Sammlung werden alle die Probleme, die durch den Weltkrieg in den Vordergrund des Interesses gerückt sind, in gründlichen und wissenschaftlichen, aber doch allgemein verständlichen Darlegungen behandelt. Die finnische, baltische, litauische, ukrainische und polnische Frage werden von sachkundigen Verfassern untersucht und in anschaulicher Weise geschildert. Weitere Kapitel beschäftigen sich mit dem deutschen Kolonistentum in Rußland, seiner kulturpolitischen Bedeutung für Rußland, der oft behandelten, aber noch immer nicht gelösten Ostjudenfrage und schließlich mit der Agrarfrage und Agrarreform. Wir wünschen dem Buche einen vollen Erfolg; möge es in weiteste Kreise dringen und dazu beitragen, daß wir bei den künftigen Friedensverhandlungen die positiven und negativen Faktoren im Osten richtig ab- und einzuschätzen vermögen.

Dasselbe können wir auch von dem zweiten Werke wünschen; es ist dies der 4. Band von Perthes' „Kleiner Völker- und Länderkunde": „Polen". Dr. E. Zi vier, einer der besten Kenner der Geschichte Polens, gibt in diesem Bande einen ausgezeichneten

Abriß der polnischen Geschichte. Er zeigt, wie Polen seit Jahrhunderten durch die individualistische Staatsauffassung seines Adels fast immer in innerer Zersplitterung gelebt, und wie schwer diese Uneinigkeit im Innern auf seine politische Stellung nach außen gewirkt hat. Seit mehreren Iahrhunderten trug Polen den Keim seiner Zersetzung in sich, nur von Zeit zu Zeit fand es einen Herrscher, der die Einigkeit des Adels wenigstens für einige Zeit herzustellen vermochte, und der kraft seiner Persönlichkeit oder seiner verwandtschaftlichen Verbindungen mit andern Mächten das polnische Staatswesen zu Ansehen und Blüte brachte. Die Geschichte Polens sollte ein Lehrbuch sein für die Lösung der polnischen Frage. —

Im Anschluß sei auch auf die neueste Veröffentlichung der „Freien Vereinigung für Staatswissenschaftliche Fortbildung in Wien" hingewiesen, die unter dem Titel „das Königreich Polen vor dem Kriege" zehn Vorträge enthält, die auf Veranlassung der genannten Gesellschaft im März dieses Iahres in Wien gehalten worden sind. Diese von Dr. Lud wig Cwiklins ki im Verlage von Franz Deuticke (Wien-Leipzig) herausgegebene und mit einer Einleitung versehene Sammlung gibt öem Leser ein gutes Bild von Land

und Leuten Polens, seiner Geschichte in den letzten hundert Iahren, seiner Landwirtschaft und Industrie, seinem Bank- und Finanzwesen. Die von genauen Kennern der polnischen Verhältnisse gegebenen Ausführungen, die selbstverstandlich nicht als erschöpfende Darstellungen gelten wollen, bieten einen sehr lesenswerten, interessanten Überblick, mögen einzelne Verfasser auch manchmal die Lage durch eine etwas zu optimistische Brille beschauen.

In 2. Auflage liegt die „Geschichte Rußlands" von Th. H. Pantenius vor, die in R. Voigtländers Verlag in Leipzig erschienen ist. Der 1915 verstorbene Verfasser, ein geborener Kurländer, gibt in diesem Werke eine gründliche, trotzdem gut lesbare Darstellung der russischen Geschichte von der Entstehung des Reiches bis zur Zeit vor dem Weltkrige. Selbstverständlich war es nicht die Absicht Pantenius', eine ausführliche Geschichte des russischen Reiches zu geben, dazu wären mehrere dicke Bände erforderlich gewesen. Das Ziel, das er sich in diesem Werke gesetzt hat, ist lediglich, dem deutschen Publikum auf Grund der schwer zugänglichen russischen historischen Literatur und der wenigen brauchbaren in anderen Sprachen geschriebenen Werke über russische Geschichte eine knappe, allgemein verständliche Schilderung der Geschichte unseres östlichen Nachbars zu geben, um auf diesem Wege der Unkenntnis über russische Zustände abzuhelfen. Das Buch, dem eine Karte Rußlands beigegeben ist, die das Verstehen der Ausführungen wesentlich erleichtert, kann warm empfohlen werden. Wir hoffen, bei Gelegenheit ausführlicher auf das Buch zurückkommen zu können.

Im Verlage von Hugo Bruckmann in München ist ein neues Buch des schwedischen Gelehrten RudolfKjellö n erschienen: „Studien zur Weltkrise", das eine Reihe während des Krieges geschriebener Aufsätze enthält. Es ist in dieser Rundschau schon wiederholt auf die hervorragende, klare, wissenschaftliche Art Kjellsns hingewiesen worden, mit der er alle politischen Probleme zu erfassen und darzulegen versteht. Auch die neue Sammlung, die in Dr. Friedrich Stieve einen trefflichen Übersetzer gefunden hat, wird zweifellos dazu beitragen, das Ansehen,

das der Professor von Upsala schon
jetzt mit Recht genießt, in Deutschland
immer mehr zu vergrößern und zu ver-
allgemeinern. Von Interesse dürfte be-
sonders der Aufsatz „Deutschlands Irr-
tum" sein, an dessen Schluß Kjellsn
erklärt: „Ich glaube an Deutschlands
Zukunft so stark wie überhaupt an
irgend etwas in der politischen Welt.
Aber ich zweifle nunmehr daran, daß
diese Zukunft auf dem Meere liegt.
Mit zunehmender Klarheit vermeine
ich zu sehen, daß Deutschlands Zukunft
auf dem Lande liegt: nicht in einer
Teilung des Meeres mit England,
sondern in einer Befreiung vom Meere
und von England". —
„Das Ende des kolonialpolitischen
Zeitalters" betitelt sich eine Schrift
aus der Feder von Dr. Karl Hoff-
mann, die soeben im Verlage von
Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschie-
nen ist. Leider ist es uns an dieser
Stelle nicht möglich, so ausführlich
auf die lesenswerten und interessanten
Ausführungen des Verfassers einzu-
gehen, wie wir gern möchten, und
wie die Schrift es verdient. Wir müssen
unsdarauf beschränken, einzelnes heraus-
zugreifen, und es im übrigen unseren
Lesern selbst überlassen, das Buch in
die Hand zu nehmen und den Gedan-
kengängen Hoffmann's nachzugehen.
Wie Hoffmann u. a. ausführt, muß
sich die deutsche Nation jetzt entscheiden,
„wo der Schwerpunkt ihrer Entwick-
lungsrichtung künftig liegt: ob in der
kolonialinterozeanischen, an die man
sich gewöhnt hatte und die man aus

der europäischen Vergangenheit kennt, oder in jener anderen, von der wir die Witterung haben, daß sie etwas Neues bedeutet". Hoffmann entscheidet zugunsten der letzteren Richtung: „es gilt an die Stelle unserer bisherigen Kolonialpolitik, die Fiasko machte, einen anderen Imperialismusgedanken zu setzen", oder wie er am Ende seiner Ausführungen sagt: „Unsere Entwicklung hat ihre Zukunft entweder in der Richtung, die ihr der europäische Kontinent in seinem Einssein mit der Alten Welt anweist, d. h. zunächst und vor allem in mitteleuropäisch - vorderasiatischer Richtung, oder wir haben überhaupt keine Zukunft". Der Verfasser tritt also mit aller Entschiedenheit für den mitteleuropäischen Gedanken im weiteren Sinne, für das „Berlin-Bagdad" ein, ohne jedoch ganz das Kolonialwesen aufgeben zu wollen und zu beseitigen. Dieses soll aber nur ein „wirtschaftliches Hilfsunternehmen für materielle Absichten und Zwecke", nur „die Ergänzung der wirtschaftsorganischen Mitteleuropa- und Kontinentalpolitik" sein, nicht aber umgekehrt.

Es ist schon oft, auch an dieser Stelle darauf hingewiesen worden, wie viele Hemmungen und Klippen vorhanden sind, die diesen, auch von Hoffmann erstrebten Weg äußerst beschwerlich, vielleicht unpassierbar machen. Auch Hoffmann scheint diese Schwierigkeiten, die keineswegs nur in wirtschaftlicher Richtung zu suchen sind, sondern im Gegenteil meist auf politischem Gebiete liegen, nicht ganz richtig einzuschätzen. Das von ihm und anderen erstrebte Ziel, so schön es wäre, ist mehr oder weniger auch eine Frage der Politik, und in dieser spielen bekanntlich die Imponderabilien eine größere Rolle, als man gewöhnlich glaubt. Doch das ist ein Thema, Uber das wir hier nicht handeln wollen.

Wir hoffen, später noch einmal Gelegenheit zu finden, eingehender auf die Hoffmann'sche Schrift zurückkommen zu können.

Interessante Kapitel zur Vorgeschichte des Krieges enthält das bei Max Kirstein in Berlin erschienene Buch „Belgien als französische Ostmark" von dem bayrischen Landtagsabgeordneten O. P. Dirr. Der Verfasser hat mit diesem Buche der Kriegsliteratur einen guten Dienst erwiesen. Er stützt sich

bei seinen „Studien" in erster Linie
auf belgische und französische Quellen,
was seiner Arbeit ein erhöhtes Maß
von Unparteilichkeit und deshalb von
Wert verleiht. An Hand dieser Quel-
len, die wohl kaum in den Verdacht
der Deutschfreundlichkeit kommen dürf-
ten, zeigt Dirr, daß Belgien immer
mehr in das französische Fahrwasser
hinüber segelte, und wie die Franzö-
sierung auf allen Gebieten von Tag
zu Tag stärker und umfassender, wie
das an Kopfzahl stärkere, wirtschaftlich
und politisch aber schwächere Vlamen-
tum von dem wallonischen Element
immer mehr an die Wand gedrückt
wurde. Die Folge dieser Französierung
war dann, daß auch die Politik ihre
Hauptstütze im Westen suchte und sich
ganz und gar in Frankreichs Arme
warf. Die Dirr'sche Schrift birgt eine
reiche Fundgrube für alle, die sich
mit dem belgischen Problem befassen
wollen. —
Als Band I. der im Verlage für
Sozialwissenschaft (Berlin) von Parvus
neu herausgegebenen „Sozialwifsen-
schaftlichen Bibliothek" liegt eine Arbeit
von Paul Umbreit über „die
deutschen Gewerkschaften im Welt-
krieg" vor. In zwölf Abschnitten
behandelt der Verfasser in der Haupt-
sache die Arbeit der Gewerkschaften,
auf dem Gebiete der Kriegsfürsorge
für die Kriegcrfamilien, die Arbeits-
losen, Kriegsbeschädigten und Hinter-
bliebenen auf dem Felde der Ehre ge-
fallener Arbeiter, sowie die Lebens-
mittelversorgung der Gewerkschaftler

und ihrer Angehörigen. Weitere Kapitel beschäftigen sich mit der Kriegswirtschaft, der Sozialpolitik im Kriege, mit dem Hilfsdienstgesetz u. s. w., während das Schlußkapitel über die Gewerkschaften nach dem Kriege spricht.

Einen außerordentlich interessanten Beitrag zur Lösung des Staatsschulden-Problems hatRudolfGoldscheid in seinem im Wiener Anzengruber-Verlage erschienenen Buche „Staatssozialismus oder Staatskapitalismus" geliefert. Der durch viele Schriften bereits bekannte Verfasser versucht in diesem neuen Werke zu zeigen, wie Überraschendes wir leisten könnten, „wenn umfassende Repropriation des Staates und auf dieser aufgebaute systematisch durchorganisierte Erweiterung der Gemeinwirtschaft die Antwort auf das Erlebnis des jetzigen Krieges bildete". Die Schrift enthält nun, wie Goldscheid im Vorwort ausführt, den „Programmentwurf für eine derartige, das Wohl des Ganzen garantierende Staatsrepropriation" und legt gleichzeitig dar, aus welchen Gründen bei Aufrechterhaltung des überkommenen verschuldeten Steuerstaates d>e Lösung der sozialen Frage künftig noch weit mehr erschwert sein müßte als je zuvor.

Wenn wir auch nicht in allen Punkten den Ausführungen Goldscheids beipflichten können, zumal sich sicherlich bei ihrer Umsetzung in die Praxis sehr große Hemmungen und Widerstände erheben werden, die zu überwinden außerordentlichschwer, vielleicht unmöglich sein dürfte, trotzdem enthält auch dieses neue Werk des Wiener Gelehrten wiederum eine Fülle wertvoller Gedanken, die den Leser zum Nachdenken anregen, und denen sicherlich wenigstens zum Teil auch bei der künftigen Ordnung der innerstaatlichen Verhältnisse Rechnung getragen werden wird. — Im Falken-Verlage in Darmstadt hat Dr. Willy Moog zwei kleine Schriften veröffentlicht, die in allgemeinverständlicher Form geschrieben, aber dennoch streng wissenschaftlich gehalten, die Ansichten unserer großen Philosophen Kant und Fichte über den Krieg wiedergeben. Beide Schriften, die sich „Kants Ansichten über Krieg und Frieden" und „Fichte über den Krieg" betiteln, enthalten viele wertvolle Ausführungen, die gerade in der

heutigen Zeit nicht ohne Interesse
sein dürften.

Geschichtswissenschaftliche Rundschau.

Von August Friedrich Krause.

Eines, glaube ich, kann man heute
schon als sicheren geistigen Gewinn des
Weltkrieges buchen: Eine Weckung
und Vertiefung des historischen Sinnes
bei den breiten Massen der Gebildeten.
Wer so wie wir die ungeheuren Welt-
geschehnisse miterleben durfte, die schick-
salbestimmend für die ganze Welt sein
werden, wer so, wie das gegenwärtige
Geschlecht, Blicke tun darf in das ge-
heime Walten historischer Kräfte, dem
muß von selbst das Verlangen in der
Seele wachsen, zu wissen: Wie wurde
das alles? Was will daraus werden?
Ohne geschichtliches Wissen ist aber
keine Klarheit zu gewinnen, ist kein
tieferes Eindringen in die innersten Zu-
sammenhänge der gegenwärtigen Ereig-
nisse mit denen der Vergangenheit und
Zukunft möglich. Mancher wird darum
zu seiner verstaubt auf einem Brett sei-
nes Bücherregals stehenden Weltge-
schichte greifen, um Antwort auf Fra-
gen zu finden, die der Weltkrieg in ihm
lebendig gemacht hat. Unter den volks-
rümlich-wissenschaftlichen Werken wer-
den die historischen an Beachtung und
Verbreitung gewinnen.

Wie gerufen kommt darum die
Neuauflage eines Werkes, daS schon

bei seinem ersten Erscheinen als der bewußte Anfang neuer Weltgeschichtsschreibung begrüßt wurde: Hans F. Hclmolts, im Verlage des Biblisgraphischen Instituts herausgegebene „Weltgeschichte", deren zweite Auflage, von Armin Tille besorgt, kurz vor Ausbruch des Weltkrieges zu erscheinen begonnen IM. Das Werk soll in dieser zweiten Auflage von nenn auf zehn Bände wachsen, von denen zurzeit drei vorliegen. Wahrscheinlich soll mit der Herausgabe der weiteren Bände bis nach Beendigung des Weltkrieges gewartet werden, um die großen Ereignisse nnd Umwälzungen, die er bringt, in den einzelnen Teilen, die noch ausstehen, mit berücksichtigen zu können und so einen natürlichen Abschluß des großzügigen Werkes zu gewinnen.

Von allen bisher erschienenen „Weltgeschichten" ist nicht eine das, was sie in ihrem Titel verspricht, eine Geschichte der Welt, oder genauer gesagt, der Menschheit. Auch die neueste, die von Pflugk-Hartung im Ullsteinschen Verlage herausgegebene, die sich stolz eine Darstellung der „Entwicklung der Menschheit in Staat und Gesellschaft, in Kultur und Geistesleben" nennt, wandelt im großen und ganzen die alten Bahnen. Sie alle geben nur Geschichte der Kulturvölker, meist vom europäozentrischen Standpunkte aus. Wer aus ihnen die Geschichte eines Volkes oder Ländergebietes kennen lernen will, muß sie sich aus den verschiedenen, chronologisch geordneten Hauptabschnitten zusammensuchen und fand sie, ausgenommen in der Ullsteinschen, zumeist gegeben ohne jede Berücksichtigung des Landes und seiner Bodenverhältnisse, in dem sie sich vollzogen hatte. Mit diesem gleichförmigen Konservativismus der Weltgeschichtsschreibung hat Helmolt bei dem Entwurf des Planes zu seinem großen Werke bewußt und vollständig gebrochen und hat als erster den Versuch gemacht, die Weltgeschichtsschreibung auf völlig neue Grundlagen zu stellen.

Nachdem Ranke die philosophische Weltgeschichtsschreibung auf eine zuvor nie geahnte Höhe gebracht hatte, schien eine Weiterentwicklung kaum möglich. Doch waren die neuen Bahnen, in die nun eingelenkt werden sollte, schon vorbereitet. Karl Ritter hatte als einer der ersten die Geographie auf wissen-

schaftliche Grundlage gestellt und den Vergleich zur Methode dieser Wissenschaft gemacht. Er wollte nicht nur die Länder unter sich, sondern auch jedes Land auf dm verschiedenen Stufen der Entwicklung mit sich selbst verglichen haben, und stellte durch diese Art der Behandlung einen notwendigen Zusammenhang her zwischen Erdbeschreibung und Geschichtsbeschreibung. Letztere sollte der ersteren dienstbar gemacht werden und die geschichtlichen Beobachtungen hatten bei Ritter im wesentlichen den Zweck, die Natur und die Eigentümlichkeiten des Landes, das ihm Gegenstand der Untersuchung war, aufzuhellen und schärfer erkennbar zu machen. War für ihn die Tatsache der Wechselbeziehungen zwischen Land und Volk, zwischen dem Boden und seiner Geschichte nur ein Mittel für die Methode seiner Betrachtungsweise, so wurde sie für Friedrich Ratzel, der die Ideen Ritters vertiefte und weiter entwickelte, zu einer Erkenntnis von höchster Bedeutung. Nach seinen Anschauungen ist die Verbindung zwischen Menschheit und Erde die denkbar innigste. Indem er uns in dem Satze: „Die Menschheit gehört zur Erde wie ein Stück von der Erde" die Erkenntnis der Einheit von Menschheit und Erde gewann, stellte er zugleich die innigsten Beziehungen zwischen Geographie und Geschichtsschreibung her. Bisher war dem Historiker der Boden nur die Bühne gewesen, auf dem sich die dargestellten geschichtlichen Vorgänge abspielten; seit Ratzel ist es nicht mehr

angängig, die Geschichte eines Volkes oder Kulturkreises zu schreiben, ohne zuvor das Land und seine eigentümliche Natur, seine Abschließung von den übrigen Kulturkreisen und seine Verbindungen mit ihnen kennen gelernt zu haben. So wurde durch Ratzel die Weltgeschichtsschreibung auf geographischer Grundlage vorbereitet. Hans F. Helmolts Verdienst ist es, diese Ideen in einer groß angelegten Weltgeschichte praktisch zur Durchführung gebracht zu haben, sowohl was die Anordnung des Stoffes, als auch was die Betrachtungsweise anlangt. Die Gliederung in die berühmten drei Hauptgruppen: Altertum, Mittelalter und Neuzeit und innerhalb derselben in chronologisch geordnete Abschnitte mußte der Anordnung nach geographischen Gesichtspunkten weichen. Bei dieser Gliederung nach Ländern und Kulturkreisen schien es nicht von Belang, mit welchem Teil der Erde der Anfang gemacht wurde. Helmolt wählte aus praktischen Gründen für die erste Auflage Amerika. Indem der Herausgeber der zweiten Auflage, Armin Tille, der im übrigen die bewährten Grundsätze im Plan des Werkes und in der Bettachtungsweise beibehielt, für den Anfang Ostasien wählte und über Hoch- und Westasien zu Afrika und den Mittelmeerländern weiterschritt, gewann er eine auch historisch begründete einheitlichere Anordnung des Stoffes. Infolge der Fruchtbarmachung der Ideen Friedrich Ratzels wurde der Rahmen der Weltgeschichte weiter gespannt als bisher; die Weltgeschichte wurde nun wirklich, was sie längst schon hätte sein sollen: eine Geschichte der gesamten Menschheit — nicht nur der Kulturmenschheit. So wurde nicht nur mit der bisher üblichen Darstellung vom europäozenrrischen Standpunkte aus gebrochen, sondern auch mit der Anschauung, als wären nur die großen Kulturnationen mit ihrer reichen Kulturentwicklung einer historischen Betrachtung wert. Zum ersten Male wurde im Rahmen einer Weltgeschichte nicht nur die Entwicklung der Wilden zu Halbkulturvölkern in die Darstellung einbezogen, sondern auch die sogenannten „geschichtslosen" Völker wurden behandelt. Die Länder- und Völkerkunde trat in den Dienst der Weltgeschichtsschreibung, und neben den Historiker stellten sich gleichberechtigt der

Paläontolog, der Ethnolog, der Geograph, um das, was wir bisher als Geschichte anzuerkennen pflegten, zu ergänzen, zu erweitern und zu vertiefen. Solange im Mittelpunkt der weltgeschichtlichen Darstellung eine philosophische Idee stand, und die historischen Vorgänge dem Geschichtsschreiber nur dazu dienten, die Wahrheit dieser Idee zu erweisen, konnte eine Weltgeschichte nur das Werk eines Verfassers sein. Seitdem aber der Rahmen der Weltgeschichte so viel weiter gespannt ist, und in ihren Dienst andere wissenschaftliche Disziplinen getreten sind, die eine volle Menschenkraft für sich allein in Anpruch nehmen, mußte eine größere Zahl von Mitarbeitern sich vereinigen, um ein solchesWerk zustande zu bringen. Unter Helmolts, und nun, für die zweite Auflage, unter Armin Tilles Leitung sammelte sich eine Schar von zweiundvierzig der bedeutendste» deutschen Gelehrten, unter denen wir nicht wenige Namen finden, die Weltruf besitzen. Es besteht bei dieser Arbeitsverteilung naturgemäß die Gefahr, daß dem Gesamtwerk die Einheitlichkeit verloren geht, und es ist auch nicht, zu leugnen, daß sich in einzelnen Abschnitten Wiederholungen und Widersprüche geltend machen. Ersteren ist soviel als möglich durch zahlreiche Ber- und RückVerweisungen vorgebeugt; letztere sind nicht störend. In bewundernswerter Disziplin haben sich, soweit die bis jetzt erschienenen ersten drei Bände ein Urteil zulassen, alle Mitarbeiter dem Grundgedanken des Werkes unter-

geordnet und so dazu beigetragen, das Unternehmen als einheitliches Ganzes erscheinen zu lassen. Mögen im einzelnen wissenschaftliche Anschauungen auseinander gehen; nirgends wird doch der Versuch gemacht, die subjektive Weltanschauung als allgemein gültige und notwendige dem Leser aufzuzwingen. Dies gerade erscheint mir als ein großer Vorzug der Helmolt'schen Weltgeschichte: Dem Leser wird die Freiheit der Meinung vollauf gewahrt; nirgends wird sie zu Gunsten irgendeiner sogenannten geschichtlichen Wahrheit oder Idee vergewaltigt. Die.Verfasser tragen nur den historischen Tat-
' sachenbericht so, wie er ihnen erscheint, vor; die geschichtsphilosophischen Gedanken muß der Leser selbst aus ihnen folgern. Die große Volkstümlichkeit des Werkes liegt begründet in der Art des Vortrages dieser Tatsachen, nicht in der Vermittlung von Meinungen. Es bedarf keiner besonderen Erwähnung, daß in der zweiten Auflage überall die Darstellung der Ereignisse bis in die jüngste Vergangenheit fortgeführt wird. Der erste der drei Bände behandelt nach einem einleitenden Uberblick über die Geschichte der Weltgeschichtsschrei'
bung und nach einer Darstellung der Vorgeschichte der Menschheit die Geschichte Chinas, Iapans und Koreas, die Geschichte Hochasiens und Sibiriens, die wir bisher in keiner Weltgeschichte zu finden gewohnt waren, die Geschichte Indiens und Indonesiens und schließt mit einem besonderen Abschnitt über die geschichtliche Bedeutung des Indischen Ozeans. Es ist bedauerlich, daß die so interessanten und wichtigen Aufsätze von Helmolt, Kohler nnd Ratzel, die den ersten Band der ersten Auflage einleiteten, der zweiten Auflage vorenthalten wurden. Wenn auch inzwischen die Anschauungen über Weltgeschichtsschreibung auf geographischer Grundlage viel an Boden gewonnen haben, so enthalten diese Aufsätze doch so bedeutende und grundlegende Gedanken, daß es schade ist, wenn sie nicht auch weiterhin fruchtbar gemacht werden. — Der zweite Band ist Westasien gewidmet und behandelt das alte Westasien, Westasien im Zeichen des Islam, Armenien, die Entstehung des Christentums und seine östliche Entfaltung nnd die Kreuzzüge. Der dritte Band führt hinüber zu Afrika und bringt außer

einer ethnographisch-historischen Darstellung der wilden und halbwilden Negervölker die Geschichte NordafrikaS und Ägyptens und behandelt nach einem Aufsatz über den inneren geschichtlichen Zusammenhang der Mittelmeervölker die Geschichte der Pyrcnäenhalbinsel und Altgriechenlands. Hohes Lob verdient wieder die Ausstattung des Werkes mit wertvollen Bildern, Tafeln und Karten, die um vieles reicher ist, als die der ersten Auflage. Außer einer größeren Anzahl farbiger und schwarzer Tafeln in verschiedenen Wiedergabe-Techniken, sind auch dem Tert zahlreiche Abbildungen eingefügt, die der erzählenden Darstellung oft wesentlich zu Hilfe kommen. Es ist bei einem historischen Werk dieser Art und Bedeutung selbstverständlich, daß besonderer Wert auf zeitgemäßes Bildermaterial gelegt worden ist. Wenn, wie bei dem Rufe des Herausgebers und seiner Mitarbeiter, sowie des Bibliographischen Instituts bestimmt zu erwarten ist, die folgenden Bände inhaltlich und in der Ausstattung auf gleicher Höhe stehen, ist für das deutsche Haus ein volkstümliches historisches Werk gewonnen, wie es eigenartiger, vollständiger und bedeutender nicht gewünscht werden kann. Es dürfte in keiner Hausbibliothek Gebildeter fehlen, und wer sich in historische Vorgänge und Zusammenhänge welcher Zeiten und Völker auch immer vertiefen will, wird es kaum entbehren können. —

Rundschau

Schlesische Rundschau.

Von vr. Walter Meckauer.

Seit meinem letzten Bericht über schlesische Literatur sind viele Monate vergangen. Wieder liegt ein Bücherberg schlesischer Autoren vor mir, aus dem es das wesentlichste herauszuholen gilt. Nicht wie das letztemal handelt es sich um Werke von ausgesprochen literarischem Charakter. Zum Teil fallen sie in das Gebiet der Unterhaltungsliteratur, der Dialektkunst und der Literaturgeschichte. Als wertvollste Erscheinungen nenne ich die Bücher von Ludwig Marck, Paul Keller und Kurt Münzer. Im Verlage von S. Schottlaender hat der Bruder des verstorbenen Breslauer Referendars Lutz Marck eine Auswahl seiner dichterischen Versuche herausgegeben. Diese Gedichte, die sowohl zeitlich wie räumlich weit auseinander zu liegen scheinen, offenbaren bei aller Verschiedenheit im Stil einen zielbewußten Willen zu künstlerischer Gestaltung. In den schwingenden Rhythmen der „Lieder des Mönchs" geigt die verhaltene JnbrunstRilkescherHingabe. Die „Lieder des Städters" glühen verlangend in melancholischerSüße Verlainescher Schwermutund manchmalvoll impressionistischen TaumelsVerhacrenscherPathetik. Unter den „Liedern des Wandernden" finden sich Zeilen und Strophen von eigenstem Klang und Glanz. So das wundervolle Gedicht „Ernte", das vielleicht der Höhepunkt des ganzen Buches genannt werden kann. In dem völlig freien, im Motiv wie in det Formgebung und im Gesang der Reime selbständigen „Morgen am Meer" wird ein landschaftliches und ein seelisches Geschehen aufs glücklichste verbunden. Der Wind, der Meerwind, der Morgenwind weht durch diese rasch aneinandergefügten, sich überhastenden Verszeilen. Angefügt ist dem Bande ein Teil Prosa, der besser als „Gedichte in Prosa" zu bezeichnen ist. Diese kleinen Prosastückc haben alle den Ton warmer Religiosität. Besonders schön sind die beiden Stücke „Todesstunde" und „Frühlingsfahrt".

Von PaulKeller sind im Bergstadtverlage von Wilhelm Gottlieb Korn in Breslau eine Anzahl seiner kleinen Geschichten und Skizzen in Auswahl für Feldpostsendungen erschienen. Das Bändchen, das „Von Hause ein Päckchen Humor" ins Feld bringen will, enthält gute alte Bekannte aus den vielgelesen-

sten Werken Kellers. Die Geschichten sind aus dem Seminartheater, aus dem Letzten Märchen, den Stillen Straßen, den Fünf Waldstädten, dem Sohn der Hagar und den Ferien vom Ich entnommen. Keller schreibt in seinem Vorwort: „Der Humor ist noch nicht beschlagnahmt. Und schließlich ist ja ein wenig Humor für einen Kriegsmann wohl zu gebrauchen. Vom Kriege erzähle ich euch nichts. Der Krieg erzählt euch selbst beide Ohren und die Seele voll. Ich will euch lustige Geschichten erzählen, nicht grelle Witze und beißende Satiren, lauter Heimatklänge. Und wenn sie in euch widerklingen sollten, findet ihr wohl, daß die Glocken zuhause hängen — in eurer eigenen Iugend." Ein Paketchen Humor von zu Hause: als solches sei diese Sammlung Kellers empfohlen.

Einen kleinen Künstlerroman bietet ein neues Buch des aus Gleiwitz gebürtigen Novellisten KurtMünzer. Es ist der Roman eines Pseudo-Künstlers, betitelt „Die Heimkehr des Tobias Hug", der als 68. Band der „Zeitbücher" (50 Pfg.) bei Reuß Sc Itta in Konstanz herauskommt. Münzer giebt das Schicksal eines jungen Menschen, der infolge einer vorgefaßten Meinung seiner Eltern an der Erfüllung seines von der Natur ihm vorgeschriebenen Schicksals verhindert wird. Die Mutter dieses Beklagenswerten, der von Kindheit an mit Sprachen, Mathematik und Wissen aller Art geplagt wird, hat sich in den Kopf

gesetzt, daß ihr Sohn dem „Ideal" entsprechen müsse, das sie sich von einem Künstler macht. Mit halber Ironie wird nun die Laufbahn dieses künstlich großgezogenen „Dichters" verfolgt, dem alle eine glänzende Zukunft prophezeien und der Kraft seiner zur Schau getragenen Genialität und seines sicheren Selbstbewußtseins sogar die Anerkennung und Empfehlung eines maßgebenden Kritikers besitzt. Schließlich aber — und das ist das Ende der erbaulichen Geschichte — endigt er wie der selige Iobs im grauen Alltäglichen, wo es am allergrousten ist. Und jetzt erfüllen sich die Schicksale, die ihm verheißen waren: Er heiratet die Iugendgefährtin seines entlegenen Heimatsstädtchens, er zeugt drei Buben und führt das Kolonialwarengeschäft seines Vaters weiter. „Die Hugs blieben ein zünftiges Bürgergeschlecht, das niemals einen Dichter in die Welt entließ" — mit dieser beruhigenden Bemerkung schließt die Irrfahrt des Tobias Hug.

Im Verlage von Theodor Gerstenberg in Leipzig veröffentlicht der Redakteur der Schleichen Dorfzeitung Olaf Heinemann einen Band Novellen „Der Teufel im Weibe". Es sind eine Anzahl kleiner unterhaltend erzählter Geschichten. Der LiegnitzerSchriftsteller Hans Zuchhold,der schwerverwundet in russische Gefangenschaft geraten war, gibt bei August Scherl in Berlin ein Kriegsbuch heraus, das er „Aus der Hölle empor" betitelt. In ihm schildert er die Erlebnisse eines aus russischer Gefangenschaft Ausgetauschten. Es sind Tagebuchblätter, die seine Abenteuer in Rußland bis zu seiner Erlösung behandeln. Einen literarischen Streifzug in Schlesiens Nachbargebiet unternimmt Oskar Hellmann in seinem im Verlage Hellmann (Glogau und Leipzig) erschienenen Buche, das den sachlich wenig glücklichen Titel „Das ist Altösireichs Siegesschritt!" trägt. Um die Namen des Prinzen Eugen, General Laudon, Erzherzog Karl und Graf Radetzky kreisen die Lieder der österreichischen politischen Dichter. Jnseinem Überblick führt Hellmann durch ein mannigfaches historisches Material, das mit den ältesten Zeiten beginnt und die literarischen Bestrebungen des Nachbarstaates bis zu Peter Rosegger zeigt. Hans Rößler, der als Verfasser von Dialektgedichten in

Schlesien einen Namen gewonnen hat, gibt eine neue Geschichte in schlesischer Mundart „Der Förschter-Hons" heraus. Hier ist der Versuch zu einem Dialektepos gemacht, das in wechselnder Versform die Geschichte eines Liebespaares erzählt (Verlag S. Schottlaender, Breslau).

Einer besonderen Besprechung bedürfte ein Buch, das wenig in die Gesellschaft mehr oder weniger literarischer Erscheinungen hineinpaßt. Es würde bei Vertiefung und Eingehen einen eigenen Artikel fordern. Wir können es daher hier nur seinem Titel nach erwähnen, um diesen Überblick über Neuerscheinungen in Schlesien zu vervollständigen. Es ist ein philosophisches Buch des Breslauer Oberlehrers vr. R. Kynast: eine wissenschaftstheoretische Untersuchung über „Das Problem der Phänomenologie". (Verlag Trewendt sc Gramer, Breslau).

Ein anderes philosophisches Werk: „Philosophie de5 Altertums" des Breslauer Universitätsprofessors Dr. Richard Hönigswald sei hier auch nur dem Titel nach genannt.

Unverlangte Manuskript« send«, wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto bewegt.
A«rm»geder und «defredakteur: Pros. 0r. Lud»!» Stein l» Berlin V t0, Llchmmck-! bz. (Zeleson Amt
»nrftrl,«r,S306,)-«n°«««Mch«rR«dai,tc«: Dr.SnIv!»» «rn« WBr»l«.-«lleK.««r»-A»,fKUngar«
»rtlllch, K, K. KoftMchhandlu», (?. «enUi. »udaxelt V. ««otwaMtc, - ... 1 o. «. «ch»ttl«-»d«,. !

^^^i lngeraten>^nnakme m^n^
ckurok unssrs (ZesoKKktsstslls, Ssrlm>V.l», I^akovvuksr S«; äurok unssrn Verlag, Lrsslsu III; ksrnsr öurok 6is ?irms: Kuckolk lilosss unck 6i« deksnvtsu XllN«ilo«n>Lxps6iti«llsn.
Iniertionsprel», pro 46 mm Kreits 2si!« <Iiuä«Ik Klosss'» Normal-2silsumssssr I^o. b) 70 ?k.

MeömOeMmMsM
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schleiche Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin >V.i« Budapest Kopenhagen
«. F. Steinack«. «erthold Sutter. «rMIche K K Sssbuchha»«, «nlev K Lastelbalch
Stockholm Christiania Konstantinopel -
«, E Fritz«, l.!d»lrl« «ox»!«, Jacob Dybmad »nchhdlg, Inlerna«, Vuchhondl. Ott« ««U.
für die Provinz«, In Schwede» und >n Dänemark: Tdr. Urfln« Rachs,l««r, «»venhagen.
fir die Schweiz: «Hadem, «nttqu. u. v»chl>a»>ttu»« Herm, P»ur, gurich I.
«eneralverrrewng sür Holland: W.V. »an«t«cku» u»» «,Kn, Haa«, «ultenhosW,
42. Jahrgang. Band 16z. Heft 519. Dezember 1917.

Professor Dr. Ludwig Stein:

Die Grenzen der Wissenschaft.

Die religiöse Wahrheit unterscheidet sich grundwesentlich von der wissenschaftlichen durch ihre größere Subjektivität. Die wissenschaftlichen Wahrheiten, die logisch-mathematischen Gesetze, die „Mathematik der Natur", wie sie bei den Romantikern hieß, haben transsubjektive Geltung, wenn sie auch, wie Kant annimmt, nur subjektive Bedingungen sind. Die Naturgesetze, so führte ich einmal aus, sind Beispiele wissenschaftlicher Wahrheiten, die Menschen nicht gefunden, sondern vorgefundeu haben. Bevor es Menschen auf unserm Planeten gab, übten diese Gesetze ihre unfehlbare Wirkung aus. Anders die religiöse Gewißheit; sie gilt nur von Menschen für Menschen. Die Naturgesetze sind früher als das Menschengeschlecht, das ja schon nach diesen Gesetzen ins Dasein trat und seine Entwicklungsrichtung von ihnen vorgezeichnet erhielt. Die Religionen aber sind vergleichsweise späte Erzeugnisse des menschlichen Bewußtseins. Denn Iahrtausende haben unsere halbtierischen Vorfahren ohne jede Religion gelebt, und heute noch liegen die Dinge so, daß ein beträchtlicher Teil des Menschengeschlechts immer noch ohne Religion in höherem Sinne auskommt. Religionen und Kulte sind vielmehr so mannigfaltig und wechselvoll, so vielgestaltig und entwicklungsfähig wie Sprachstämme und Dialekte. Es gibt unzählige Idiome, ja im Grunde genommen spricht jedes entwickelte Individuum seine persönliche Sprache, wie es seinen eigenen Stil schreibt. So wenig es, nach einem bekannten Schulbeispiel, das sich wohl zuerst bei den Stoikern findet, später aber durch Euler populär geworden ist, zwei Blätter in der Welt gibt, die sich in allen Stücken gleichen, ebensowenig gibt es zwei kultivierte Menschen, die mit dem Gedanken an Gott genau dieselben Vorstellungen und Begriffe verbänden. Iedem offenbart sich sein Gott in der individuellen Weise, die seiner Fassungskraft und Gemütsbeschaffenheit angemessen ist. Und deshalb ist Religion nicht bloß Privatsache, wie eine politische Partei dogmatisch kündet, sondern privateste Sache, das Allerheiligste unseres Selbst, das intimst Persönliche, das wir kennen. Das Bouffonsche Wort ,,!« stM «'est I'K«rume" gilt doppelt und

dreifach in der Biegung: I^s religio» o'est I'uomme. Wie in Sprache und
Stil, so gelangt der tiefste Kern der menschlichen Persönlichkeit in der
Regelung ihrer Beziehungen zum Übersinnlichen oder Göttlichen zu markan-
tester Ausprägung.
Soll dies heißen, daß die religiöse Wahrheit, die Offenbarung von
innen, der Gott in der Menschenbrust, in dem Sinne individuell ist, daß kein
gemeinsamer Grundstock religiöser Gesamtüberzeugung vorhanden wäre?
Offenbar nein! Denn mag auch jeder Gebildete seine persönlich gefärbte
Sprache reden oder seinen nur ihm eigentümlichen Stil schreiben, so hat
er doch für alle Fälle den Regeln der Grammatik sich unterzuordnen, den
phonetischen und semasiologischen, vollends den Gesetzen der formalen Logik
sich zu unterwerfen. Was die Grammatik für die Sprache ist, nämlich jenes
ordnende Prinzip, das der Willkür der Individualität Schranken setzt, das sind
die Zeremonielle und Kulte für die einzelnen religiösen Bekenntnisse: das
gemeinsame Band, das zusammenhaltende Prinzip, die Einheit des äußeren
Kultus in der Mannigfaltigkeit individueller Glaubensschattierung. Kultvor-
schriften und Zeremonielle sind, wie Sitten und Bräuche in der Soziologie,
gleichsam die Grammatiken des religiösen Denkens, und sie verhalten sich zur
Religion wie das Sprechen zum Denken, das Lautbild zum Gedankenbild.
Ein Kultzwang hat nur den Sinn einer konventionellen Regel, wie Gruß,
Händedruck oder jede sonstige durch stilles Übereinkommen sanktionierte
Höflichkeitsbezeugung. Es ist ein äußeres Gebot der Schicklichkeit, der Sitte,
des Kultgebrauchs, der Familientradition, aber bei Leibe keine innere Nötigung
wie etwa die religiöse Überzeugung von einem allwaltenden Vernunftprinzip
in Natur und Geschichte. Es gibt viele Sprachen, aber nur eine einzige
Logik für alle Menschen, ja sogar für die Tiere ^animalische Logik), weil
wir ein identisch organisiertes Zerebralsystem mit identischen Erfahrungen
haben. Derselbe Begriff (z. B. Haus) hat mannigfache Lautsymbole; es
heißt in jeder Sprache anders. Die Axiome hingegen sind logische, auf dem
Satz Identität beruhende ewige Wahrheiten, weil sie zeitlose und überräumliche
Geltung haben. Ihr Gegenteil ist undenkbar.
Bei logisch-mathematischen Wahrheiten gibt es keinen individuelleil
Spielraum wie bei Sprachen, Rechtsformen, Moralnormen oder kirchlichen
Bekenntnissen. Ein Euklidisches Axiom gilt für einen Mathematiker nicht um
ein Haar mehr als für jeden Laien in der Mathematik. Eine solche über-
persönliche Wahrheit, die für jedes denkende Wesen ausnahmlos gilt, die
jede Veränderung oder Entwicklung ausschließt, endlich weder einer Erfahrung
zu ihrer Beglaubigung bedarf, noch jemals von irgend einer denkbaren
Erfahrung aufgehoben oder umgestoßen werden kann, das nennen wir objek«
tive, d. h. transsubjektive, an keine Bedingung, keine Zeit, kein Volk, vollends
an kein Individuum gebundene Wahrheit. Mit den Sinnen erfaßt man die

Wirklichkeit, mit dem Verstande die Wahrscheinlichkeit, mit der Intuition die „Wahrheit"; jene bieten sinnliche, diese logische Gewißheit. Die Sinne zeigen uns nur die Gegenwart, der vergleichende, unterscheidende, zusammensetzende Verstand lehrt uns hingegen auf der einen Seite die Vergangenheit kennen und verstehen, auf der anderen gar die Zukunft ahnen oder auch, wie bei astronomischen Voraussagen, mit unfehlbarer Sicherheit künden. In seiner höchsten Potenz, der Vernunft, der ratio intuitiva, welche das Ganze nicht aus seinen Teilen aufbaut, sondern als unaufgebbares logisches Postulat setzt oder fordert, so daß das Ganze früher ist als seine Teile — für diese intuitive Erkenntnis allein gicbt cs ein Überall und Immer, ein Notwendiges und Allgemeingültiges. Erst hier gibt es „ewige Wahrheiten."

Giebt es nun eine zeitlose Religion ebenso, wie es eine zeitlose Wissenschaft gibt? Läßt sich die religiöse Wahrheit zu jenem Grad überpersönlicher, also transsubjektiver Gültigkeit steigern, wie es die Mathematik für Raum, Zeit und Zahl in demjenigen Ausschnitt ihrer Leistungen vollbracht hat, den man die „Mathematik der Natur" genannt hat? Läßt sich die religiöse Gewißheit, die auf einem Anschauungszwang beruht, in die Nachbarschaft der logisch-mathematischen Sicherheit bringen, die ihre Legitimation einem unausweichlichen Denkzwang verdankt? Und wieder bietet uns das Verhältnis von Sprechen und Denken einen wertvollen Fingerzeig. Auch das Sprechen ist nicht reine Willkür, sondern, wie wir wissen, den Regeln der Grammatik, weiterhin phonetischen Grundgesetzen Untertan. Aber das grammatikalisch richtige Sprechen hat nur den Charakter der Konventionalregel, nicht den einen Legislation. Es gibt viele Menschen, die ungrammatikalisch sprechen, ohne damit aufzuhören, Menschen zu sein, wie es viele Gläubige einer Konfession gibt, die das vorgeschriebene Zeremoniell nicht befolgen, ohne dadurch aufzuhören, dem betreffenden Bekenntnis zugezählt zu werden. Zeremonien sind wie alle Konventionalregeln nur Etikettenfragen der Konfession. Nicht so in der Logik. Hier ist das individuelle Belieben sehr bald ausgeschaltet. Einen kleinen Denkfehler verzeiht man vielleicht im täglichen Umgang noch leichter als einen syntaktischen Fehlgriff. Aber wer dauernd Denkfehler begeht, wessen Denkvermögen logisch nicht funktioniert, den schließen wir als Geistesgestörten aus unserer Mitte aus. Wie wir Vergehen gegen Leben und Eigentum mit Gefängnis und Zuchthaus bestrafen, so konsequentes Versagen der Logik mit Irrenhaus. Wer ungrammatikalisch spricht, wird nur aus der Liste der gebildeten Menschen gestrichen, wer aber irre redet, d. h. seine logische Funktion einbüßt, der wird aus der Gemeinschaft der gesunden Menschen gewaltsam entfernt.

Ieder Anspruch auf Ausschließlichkeit, Auserwiihltheit, Einzigkeit und Unvergleichlichkeit, den einzelne positive Religionen oder Nationen einst erhoben haben, mußte angesichts der vergleichend-geschichtlichen Betrachtung

entweder ganz fallen gelassen oder auf ein zum schwächlichen Symbol verdünntes Surrogat herabgemindert werden. Weltreiche, die für die Ewigkeit gehämmert schienen, gingen unter. Völker und Nationen, die einst der gesamten bekannten Welt ihren imperatorischen Machtwillen diktierten und den ' unterjochten Stämmen den Fuß auf den Nacken setzten, schwanden dahin. Weltsprachen, die einst die gebildeten Umwohner des gesamten Mittelmeerbeckens im Bann hielten, haben ihre lebendige Triebkraft eingebüßt und führen heute nur noch ein welkes, mumifiziertes Dasein in Grammatiken, Enzyklopädien und Lericis. Und vor dieser unübersehbaren Totenstadt untergegangener Sprachen und Sitten, Lehrmeinungen und Überzeugungen, Einrichtungen und Überlieferungen, vor diesen Trümmerfeldern von begrabenen Hoffnungen und zerschellten Illusionen sollte die Wissenschaft den Mut haben, in dogmenstarrer Selbstsicherheit den Menschen ein herrisch-apodiktisches „So ist es" oder gar ein despotisch-kategorisches „So muß es sein" entgegenzuschleudern?
Stolz und hochgemut darf sich die Wissenschaft des bisher Errungenen ehrlich freuen. Sie hat die uns zugängliche Natur mitsamt dem Planetensystem gewissenhaft inventarisiert und katalogisiert; sie hat den Umkreis des Erfahrbaren mit unermüdlicher Forschergeduld von Tag zu Tag erweitert und bereichert; sie entlockt mit sinnreichen Apparaten, mit wunderbar vervollkommneten Instrumenten und Arbeitsmethoden der Sphinr ein Geheimnis nach dem anderen. Das Unerkennbare, das nach Kant hinter allen Offenbarungsformen der unseren Sinnrn zugänglichen Welt sich verbirgt, wird durch beharrliches Erforschen und Belauschen von unseren größten Denkern und Trachtern genötigt, immer wieder neue Seiten seines Wesens, die unseren Vorfahren noch durch den Schleier der Maja verhüllt waren, zu offenbaren.
Dem großen Weltgeheimnis wird in unablässigem Ringen ein Mysterium nach dem anderen abgetrotzt. Aus dem Halbdunkel von Ahnungen und Visionen, w'e sie Auguren und Propheten erfüllten, aus jenem „Urmythos", der es unseren Ncuromantikern angetan hat, wird das Mysterium in das helle Tageslicht des Experimentes gerückt und an die Stelle von Weissagungen treten mathematische Formeln. ^Wie einst die Propheten den Willen des einzig - einzigen Gottes kündeten, so weissagen uns heute die Priester der Wissenschaft, was in der Zukunft Schoß ruht. Nicht Priester, sondern Naturforscher erwecken in uns heute „Erwartungsgefühle für die Zukunft." Sie künden auf Grund astrophysischer Berechnungen Sonnen- und Mondfinsternisse an; sie formulieren uns Naturgesetze, die nach Ernst Mach nichts anderes bedeuten als „Einschränkungen, die wir unter Leitung der Erfahrung unserer Erwartung vorschreiben." Wie Prophezeiungen in religiöser, so sind Naturgesetzte in wissenschaftlicher Richtung immer nur der Ausdruck des der Zukunft harrenden Gefühls. Wer dem Propheten wort glaubt, ist überzeugt, durch dieses Gesetz habe Gott seinen ewigen Willen

offenbart. Iede neue Einsicht in das wunderbare Getriebe und Gewebe der Natur, jeder neue Einblick in die streng gegliederte und kausal verkettete Entwicklungsrichtung der Naturgeschehnisse und der Geschichtszusammenhänge bestärkt den Mann der Wissenschaft in der Überzeugung, daß das Universum kein blindes Willkürspicl von zufällig im Weltenraum umherwirbelnden Atomen oder Korpuskeln darstellt, daß vielmehr Plan und Sinn, Methode und System, Ordnung und Zusammenhang im Fugenbau dieser Weltmaschine, wie sie Newton nennt, oder dieses Weltorganismus, wie Schelling ihn begreift, obwalten müssen.

Mit dem berechtigten Stolz der Wissenschaft auf das schon Erreichte verbindet sich die bescheidene Demut vor dem noch zu Erreichenden oder vielleicht niemals Erreichbaren. Den mutwilligen Traum des ungeschichtlich denkenden achtzehnten Iahrhunderts, das dem starren Dogma der Kirche ein ebenso starres rationalistisches Dogma der Vernunft trotzig entgegensetzte, mußte das geschichtlich orientierte neunzehnte Iahrhundert preisgeben. Was Enzyklopädisten und Freidenker einst vermeint und marktschreierisch verkündet haben: ihnen sei endgültig gelungen, das „System der Natur" restlos zu enthüllen, alle Rätsel des Daseins in Mathematik, Physik und Chemie aufzulösen, alles Organische, Lebendige, ja sogar das geschichtlich - gesellschaftliche Leben auf bloße Mechanik der Atome zu reduzieren, kurz all das materialistisch-naturalistische Schellengeklingel und phraseologische Kinderplappcrgeräusch hat sich angesichts der historischen und soziologischen Forschungen des neunzehnten Iahrhunderts als der phantastische „Traum eines Geistersehers" entpuppt. Der Materialismus als Weltanschauung ist tot und begraben; und der verständnisinnige Nekrolog, den ihm Friedrich Albert Lange gewidmet hat, erzählt uns die Geschichte seiner dialektischen Tragik. Im zwanzigsten Iahrhundert hat die Wissenschaft nicht mehr jenen kecken, siegesgewissen Wagemut, jene naiv zupackende Tollkühnheit, wie sie das vorkantische, an den Geschichtsproblemen mit verbundenen Augen vorübergehende Aufklärertum ausgezeichnet haben. Das neunzehnte Iahrhundert, das vor allen zwei Wissensgebiete in den Mittelpunkt menschlicher Forschung geschoben hat: die Geschichte und die Biologie (insbesondere die Biochemie), hat die historisch und biologisch gebildete Menschheit Bescheidenheit gelehrt.

Wir sehen heute, nach hundert Iahren, ein, was unsere Großen, Kant und Fichte, Schelling und Hegel, vernehmlich genug gekündet haben: die Wissenschaft ist nicht das letzte, sondern im günstigsten Fall nur das vorletzte Wort. Gegen unseren unstillbaren Wissensdurst schöpfen wir Meerwasscr, dessen Salzgehalt den Durst nicht nur nicht löscht, sondern immer aufs neue reizt. Der Wissenschaft schien gelingen zu wollen, das Unerforschliche zu erforschen, das Unergründliche zu ergründen, das Unerschöpfliche zu erschöpfen. Am Ende ist's doch das alte Danaidenfaß, ^.u clessus äe äieu, il ^ s le Sivio,

rief einmal Ernest Renan aus. Das Erempel Welt geht nicht restlos
auf in Physik und Chemie. Ein Residuum bleibt, ein Unableitbares, ein
Unerklärbarcs, das die Romantiker im mystischen Gefühlüberschwang durch
intuitives Schauen greifbar zu fassen vermeinen. Wir lehnen dieses dialek-
tische Saltomortale ab, obgleich wir für die psychologischen Beweggründe der
Romantiker Verständnis haben, weil wir der Gefahr entrinnen möchten, auf
dem Umweg weichseliger Gemütsstimmungen Positionen zu verlieren oder
gradezu preiszugeben, die sich der menschliche Verstand in seinem weltge-
schichtlichen Ringen gegen die erdrückende Autorität der Kirche in Humanis-
mus, Renaissance und Reformation mühselig genug erobert hat. Von den
Triumphen des Intellektes über das zu Boden geworfene mittelalterliche
Weltbild möchten wir zu Gunsten romantischer Sentimentalität nicht einen
preisgeben. Angesichts der nicht wegzuleugnenden Tatsache, daß die wissen-
schaftlichen Theorien und Systeme von Tag zu Tag wandeln, wechseln,
einander ablösen und verdrängen, ergänzen und vervollkommnen, gebietet
uns aber die Ehrlichkeit, den Gedanken einer alleinseligmachenden Wissenschaft
als intellektuelle Hybris ebenso abzuweisen, wie die Wissenschaft selbst den
Ansprüchen auf alleinseligmachende Kirchen oder Nationalitäten unbarmherzig
entgegengetreten ist. Ienseits der Welt der Tatsachen, die uns die Wissenschaft
demonstriert und deren Umkreis sich von Tag zu Tag erweitert, liegt das
gewaltige Reich des Unbetretenen; hinter der wirklichen birgt sich die wahre
Welt. Ich sage nicht mit Du Bois-Reymond: die Welt des Ignorabimus,
sondern nur mit Virchow: das Gebiet des Ignoramus. Wir fassen dieses
unbetretene Gebiet des Übersinnlichen nicht als Unerkennbares, sondern als
Unerkanntes, mit unseren bisherigen Forschungsmethoden Unerreichbares anf,
wobei wir dem fortschreitenden Menschengeist das Zutrauen schenken, besonders
seinem metaphysischen Bedürfnis die Fähigkeit zusprechen, den Zipfel des
Unerkannten mit der Hilfe unserer Forschungsmethoden immer mehr zu
lüften. Von diesem Unerkannten selbst aber gibt es noch kein Wissen; nur
einen Glauben an seine Eristenz. Der Glaube an einen vernünftigen
Weltengrund, von dem unsere eigene Menschenvernunft eine Ausstrahlung
ist, heißt: Religion. Diese Religion wird in verschiedene Konfessionen ge-
spalten, durch Symbole versinnbildlicht, durch Riten veranschaulicht. Konfes-
sionen erhalten sich zur Religion in unserem Sinn wie die verschiedenen
Sprachen zur Logik.

Otto Boldt

Otto Boldt:

Der Reichssinanzbedarf nach dem Kriege und seine Deckung.

Noch stehen wir seit nunmehr länger als drei Jahren in dem gewaltigen Ringen um unsere nationale Eristenz. Noch gilt es in einmütigem, festgeschlossenem Zusammenstehen alle Kräfte einzusetzen für die Erkämpfung des endgültigen Sieges und schon nehmen die Zänkereien über die Neu-Gestaltung unseres öffentlichen Lebens nach dem Kriege immer mehr überhand. Auffallenderweise scheint man sich dabei im allgemeinen über die doch am Ende allerwichtigste Frage, woher alles das Geld kommen soll, das nach dem Kriege gebraucht wird, vorläufig nicht den Kopf zu zerbrechen. Erst in letzter Zeit haben lebhaftere öffentliche Erörterungen über Einzelfragen eingesetzt. Aber im Zusammenhang ist das gesamte Fincmzproblem, (soweit Verf. weiß), noch nicht behandelt worden, und doch wäre es hierzu wohl an der Zeit. Zwar tappt man noch immer über dem Zeitpunkt im Dunkeln, an welchem der Krieg beendet sein wird. Immerhin scheint er in sein letztes Stadium eingetreten zu sein. Ein paar Monate längerer oder kürzerer Kriegsdauer dürften also im Vergleich zu der Riesensumme der Gesamtkosten so viel nicht ausmachen, zumal ja heute noch keine genaue Abrechnung aufgemacht, sondern nur ein ganz ungefährer Überschlag gewonnen und die Aufmerksamkeit weiterer Kreise darauf hingelenkt werden soll, welche ungeheueren Schwierigkeiten die Deckung des Finanzbedarfes bieten wird. Denn nicht nur das Reich, sondern auch die Einzelstaaten, sowie die öffentlich-rechtlichen Organisationen aller Art und Gemeindeverbände höherer und niederer Ordnung werden einen gewaltigen Geldbedarf haben. Das gesamte Erwerbsleben wird riesenhafte Ansprüche an den Geldmarkt stellen, namentlich, wenn der fast allgemein erhoffte große wirtschaftliche Aufschwung gleich mit dem Friedensschlusse einsetzen sollte. Dieser Aufschwung aber ist im Interesse unserer gesamten Volkswirtschaft, nicht zuletzt in dem der arbeitenden Klassen, welche reichliche Arbeitsgelegenheit bei hohen Löhnen unbedingt brauchen, durchaus erforderlich. Denn die Ernährungsschwierigkeiten werden nach Lage der Dinge noch längere Zeit andauern; die Preise nicht bloß für die Nahrungsmittel, sondern auch für die vielen sonstigen Lebensbedürfnisse, zu welchen die Rohstoffe aus dem Auslande eingeführt werden müssen, — selbst wenn es nach dem sehr beachtenswerten Vorschlage von Prinz Loewenstein-Riedt gelingen sollte, den sofortigen Bezug in ausreichenden Mengen im Friedensvertrage zu sichern, — besten Falles nur sehr allmählich zurückgehen, überhaupt wird die ganze

Lebenshaltung wohl auf die Dauer sehr erheblich teurer bleiben, als sie vor dem Kriege war. Das Reich wird daher ängstlich darauf bedacht sein müssen, daß es den Einzelstaaten und den nachgeordneten öffentlichen Verbänden nicht alles Wasser abgräbt und auf die eigenen Mühlen leitet. Auch im Erwerbsleben muß volle Bewegungsfreiheit bleiben. Nur dann wird man sicher sein können, daß es schon aus sich heraus trotz aller Schwierigkeiten Mittel und Wege finden wird, Kapitals- und andere Nöte siegreich zu überwinden.

Der Krieg dürfte in den ersten 2 >/z Iahren seiner Dauer, außer dem Aufbrauchen der bei seinem Beginn vorhanden gewesenen Kriegsmittel und Vorräte und abgesehen von den Naturollieferungen und Barkontributionen der besetzten feindlichen Gebiete, monatlich 2^ Milliarden, d. h. in 30 Monaten 75 Milliarden gekostet haben. Inzwischen sind die monatlichen Kriegskosten auf 3 Milliarden Mark gestiegen. Auf eine ganze Dauer von 3 Iahren, und 7—8 Monaten wird man sich wohl gefaßt machen müssen. Und obschon er in der letzten Zeit abflauen, und daher auch nicht so ungeheure Unsummen für Munition usw. verschlingen dürfte, wie gerade jetzt, würde man wohl noch weitere 42 Milliarden auszugeben, d. h. auf 117 Milliarden direkter Gesamtkriegskosten zu rechnen haben. Hierzu kämen aber zunächst noch die Kosten der Fürsorge für die Kriegsbeschädigten und die Hinterbliebenen der Gefallenen. Zu diesem Zwecke würde einmal, um in geeigneten Fällen einzelnen Kriegsbeschädigten durch einmalige Kapitalsabfindung statt der jährlichen Rentenzahlung zur Gründung einer Existenz zu verhelfen, ein Kapital von etwa 10 Milliarden bereit gestellt werden müssen und ferner zu fortlaufenden Rentenzahlungen für den Anfang ein allmählich immer geringer werdender Iahresbetrag von 1 Milliarde aufzubringen sein. Andere Schätzungen gehen freilich über diesen Betrag weit hinaus und betonen dabei, daß es die erste Ehrenpflicht des Reiches sei, hier nicht zu kargen, sondern warmherzig im ausgiebigsten Maße alle erforderlichen Mittel zur Verfügung zu stellen. Von dieser Überzeugung ist selbstverständlich auch Verf. vollständig durchdrungen. Trotzdem hält er seine, auf Faktoren, deren einzelne Aufführung hier zu sehr aufhalten würde, beruhende Schätzung, noch für reichlich bemessen. Außerdem würden in die Kriegskostenrechnung einzusetzen sein nach Riebt'-schein Ausdruck erstens die Kosten für den Wiederaufbau Ostpreußens und Elsaß-Lothringens, zweitens die Entschädigung der Privatpersonen, drittens die Instandsetzung der Kolonien, sowett wir nicht auf einzelne, z. B. Kiautschau gegen genügendes Aequivalent verzichten wollen; wofür zusammen auch wohl 8 Milliarden draufgehen würden.

Endlich müßte nach Friedensschluß sofort mit ^der Herstellung unserer neuen Kriegsbereitschaft energisch vorgegangen werden. Dabei wäre unsere Neu-Rüstung den gemachten Kriegserfahrungen und neu hervorgetretenen Kriegsbedürfnissen ohne Rücksicht auf den Kostenpunkt genau anzupassen und

überhaupt so stark und lückenlos zu gestalten, wie es nach menschlichen Begriffen möglich ist. Eine Schätzung dieser Unkosten entzieht sich naturgemäß dem Urteil des Laien. Trotzdem möchte sich Verfasser mit der Vermutung hervorwagen, daß man unter 20 Milliarden schwerlich davon kommen würde. Die Notwendigkeit dieser Ausgabe wird nun zwar von den Sozialisten und anderen Pazifisten ganz oder wenigstens zum Teil bestritten werden, denn sie leben einmal in dem Wahne, daß nach dem jetzigen Weltenbrande das Zeitalter des ewigen Friedens anbrechen wird. Alle Streitigkeiten sollen künftig durch Schiedsspruch der unbeteiligten Mächte geschlichtet werden. Aber leider sind nur bei derartigen Zwistigkeiten zwischen zwei Mächten von einiger Bedeutung — von großen Weltmächten ganz zu schweigen — doch auch alle anderen Staatswesen der zivilisierten Welt mehr oder minder interessiert, so wie sie auch mit Recht von der einen oder andern Partei wegen Befangenheit als Richter abgelehnt werden könnten. Woher sollen also die Mitglieder für den unparteiischen Areopag zur Schlichtung der Welthändel eigentlich kommen? Wie soll übrigens der Urteilsspruch, falls eine Partei sich nicht gutwillig fügt, ohne Gewaltanwendung vollstreckt werden, d. h. also, ohne daß man als ultira» ratio wieder zum Kriege greift? Alle diese Probleme haben sich die unklaren Schwärmer wohl noch keinen Gedanken kosten lassen. Die Erde wird also in Zukunft nicht mehr von unvollkommenen Menschen bewohnt. Haß, Mißgunst und Neid sind unbekannte Gefühle, auch bei den lieben Engländern. Damit ist alles in schönster Ordnung — für die Utopisten. Kurz, von diesem letzten Rechnungsposten wird sich schlechterdings nichts abhandeln lassen. Denn darüber kann leider kein Zweifel obwalten, daß England auf seine bisherige Weltmachtstellung noch lange nicht verzichten wird, selbst wenn diese, wie wir zuversichtlich hoffen dürfen, jetzt eine mehr oder minder starke Erschütterung davon tragen dürfte. Es wird jedenfalls sofort wieder losschlagen, sobald sich ihm einige Aussicht auf Erfolg zu bieten scheint. Und dieser Fall kann früher eintreten, als man vermutet. Der denkbar stärkste Rückhalt am Angelsachsentum in Nord-Amerika, mindestens unbegrenzte, finanzielle Unterstützung und ausgiebigste Versorgung mit Munition und sonstigem Kriegsmaterial ist ihm jederzeit sicher. Ebenso haben wir von der staunenswerten Geschicklichkeit seiner Politik, andere Völker seinen Interessen dienstbar zu machen, im jetzigen Kriege wahrlich mehr empfunden und gesehen, als uns lieb sein könnte. Die eingeführte Wehrpflicht wird es beibehalten und wahrscheinlich noch weiter ausgestalten.

Wenn dann womöglich noch der Vorsprung, den wir jetzt unseren U-Booten verdanken, durch irgend eine Erfindung auf englicher Seite wieder wett gemacht wird, ist der neue Krieg da. Es bleibt also dabei, daß das deutsche Volk nach dem Kriege einer Mehrschuldenlast von 117 10 -i- 8 -j- 20 155 Milliarden Mark und einer jährlichen Mehrausgabe von einer Milliarde

gegenübersteht. Aber trotzdem uns Engländer und Franzosen durch die unflätigsten Schimpfereien, die elendsten Lügen und schändlichsten Verleumdungen, sowie sonstige Niederträchtigkeiten aller Art, besonders in der Behandlung unserer Gefangenen alles gebrannte Herzeleid angetan haben, hält selbst angesichts dieser ungeheueren Mehrbelastung, die vor dem Kriege als jeden Begriff und Gedanken übersteigend gegolten hätte, Herr Scheidemann an seinem Programm des Friedens „ohne Annerionen und Entschädigungen" fest. Leider beschränkt sich diese Verblendung nicht nur auf ihn und seine engeren Parteigenossen, sondern hat sich nachgerade zu einer vollständigen politischen Epidemie entwickelt, die immer weitere Kreise zu ergreifen droht. Gott sei Dank hat der Reichstag beim Friedensschlusse nichts mitzureden, sodaß es mit einem Scheidemann-Frieden wohl noch gute Wege hat. Denn nach Hindenburgs Urteil über die Kriegslage haben wir sichere Anwartschaft auf den Sieg, wenn wir nur nicht vorzeitig die Nerven verlieren, sondern mit unerschütterlichem Siegeswillen durchhalten. Daß aber unsere späteren Friedensunterhändler nicht zu kläglich versagen, dafür wird das deutsche Volk in seiner weitüberwiegenden Mehrzahl durch die nötige Rückenstärkung schon sorgen. Darauf darf man also immer noch hoffen, daß wir im künftigen Frieden wenigstens Belgien mit der flandrischen Küste fest in der Hand behalten und für uns und unsere Bundesgenossen eine ausreichende Kriegsentschädigung, d. h. auf unseren Anteil etwa 60 Milliarden durchsetzen könnten. Wenn dann die Scheidemann-Leute gegen ein solches Friedensergebnis eine Revolution ins Werk setzen wollen, so könnte man das mit einer gewissen Seelenruhe abwarten. Vielleicht würde sich sogar mancher bisherige Anhänger eines Scheidemann-Friedens mit dem Gedanken trösten, es sei am Ende doch ganz gut, daß ein solcher nicht zu Stande gekommen sei. Denn, betrachten wir die finanziellen Folgen einmal etwas näher. Wie wir gesehen haben, betrugen die Kriegskosten 155 Milliarden Mark ohne die laufende Mehrausgabe von einer Milliarde. 60 Milliarden sind bereits durch fest begebene Anleihen gedeckt. Ebenso darf man wohl mit aller Bestimmtheit annehmen, daß auch die 15 Milliarden, welche jetzt aufgelegt werden sollen, trotz der neusten politischen Vorgänge, welche freilich auf die Volksstimmung stark niederdrückend gewirkt haben, wiederum glatt werden gezeichnet werden. Dann blieben aber immer noch 80 Milliarden schwebender Schuld aus der Welt zu schaffen. Im neutralen Auslande würden wir nach einem so ungünstigen Frieden sicher wenig oder gar keinen ^Kredit finden. Durch freiwillige Inlandsanleihen wären aber 80 Milliarden wohl auch nicht aufzubringen. Man müßte also schon zur Gewaltmaßregel von Zwangsanleihen greifen. Das gesamte deutsche Volksvermögen wird auf 300—375, im Mittel etwa auf 340 Milliarden Mark geschätzt. Es steckt zum größten Teile im Grund und Boden, in Gebäuden, Maschinen usw. und ist nur zum kleinsten

Teile schnell flüssig zu machen, da ja selbst die vorhandenen Barbestände großenteils
als Betriebskapital unentbehrlich sind. Ohne einen allgemeinen volkswirt-
schaftlichen Zusammenbruch mit unausbleiblicher Sicherheit herbeizuführen,
würde man durch eine, etwa in drei Iahresraten zahlbare, sogenannte
Zwangsanleihe schwerlich mehr als allerhöchstens 50 Milliarden aus dem
Inlande herauspressen können. Dann bliebe aber immer noch ein Fehlbetrag
von 30 Milliarden. Dieser würde durch vermehrte Ausgabe von Reichsbank-
noten, — die dazu erforderliche Abänderung der Satzungen der Reichsbank
ließe sich ja leicht bewerkstelligen — Papiergeld, Reichsschatzwechsel, Bankvor-
schüsse, Schulverschreibungen aller Art und ähnliche Maßregeln äußerster Not,
durch welche wenigstens ein offener Bankrott vermieden würde, aus der
Welt zu schaffen sein. Die 50-Milliarden-Zwangsanleihe bedürfte außerdem
der Genehmigung des Reichstages, die aber jedenfalls gesichert wäre, da
nicht zum wenigsten die Sozialdemokraten, die nach ihrem Grundsatze die
Staatslasten auf die leistungsfähigen Schultern abgewälzt sehen wollen, mit
Freuden dafür stimmen würden. Ganz zinsenlos dürfte man allerdings die
Iwangsanleihe auch nicht lassen. Zahlte man dafür aber auch nur 2°/«
Zinsen, — was übrigens einer glatten Vermögenskonfiscation von 30 Milliarden,
d. h. stark 9°/g des gesamten Volksvermögens gleich käme so kostete die
Verzinsung der Kriegsschulden für 75 Milliarden freiwilliger Anleihen zu 5"/o
3«/. Milliarden, für 50 Milliarden Zwangsanleihe zu 2°/, 1 Milliarde,
zusammen 4^ Milliarden, weiter mindestens Milliarde für die letztgedachten
Kriegskredite, im ganzen 5 Milliarden. Diese 5 Milliarden und die eine
Milliarde zu Rentenzahlungen für die Kriegsbeschädigten — 6 Milliarden
müßten also nun durch laufende Mehreinnahmen jährlich aufgebracht werden.
Durch die während des Krieges bereits erfolgten Geldbewilligungen: Waren-
umsatz-, Fracht-, Urkunden-, Kohlen-Steuer, Erhöhung der Post- und Tele-
graphengebühren, die Kriegsgewinnsteuer und Reichsbankabgabe sollen zwei
Milliarden gedeckt werden. Hiervon gilt allerdings die Kohlensteuer nur
bis zum 31. Iuli 1920. Sie wird aber zweifellos mit einigen Modifikationen,
die sich in der Probezeit als notwendig oder wünschenswert herausstellen
sollten, dauernd beibehalten werden; während andererseits Rcichsbankabgabe
und Kriegsgewinnsteuer naturgemäß in Wegfall kommen, soweit sie nicht etwa
als integrierende Bestandteile der künftigen Vermögensbesteuerung fortleben.
Vorläufig mag man also mit diesen zwei Milliarden rechnen. Dann blieben
aber immer noch 4 Milliarden laufende Mehreinnahmen zu beschaffen.
Mit direkten Steuern könnte man, nachdem die Vermögenssteuern schon
bis an die letzte Grenze der Möglichkeit angespannt werden, diesem ungeheuren
Bedarf nicht beikommen. Iunggesellen- und ähnliche Steuern, von denen
jetzt viel die Rede ist, sollte man ruhig den Einzelstaaten überlassen, die
ohnehin nicht ein noch aus wissen, woher sie die Mittel zur Tragung ihrer

besonderen Kriegslasten nehmen sollen. Aus dem gleichen Grunde müssen ihnen auch die Einkommensteuern voll belassen werden. Allenfalls könnte man durch Erhöhung der Erbschaftssteuer und Einführung eines Erbrechtes für das Reich, in Fällen, wo nur entfernte Verwandte hinterbleiben, einige Mehreinnahnen erzielen. Auch bei dieser Neuregelung des Erbschaft-Steuer-Wesens sollte man die betreffenden Einzelstaaten mindestens prozentual an dem Ertrage beteiligen.

Auch von den Monopolen, welche vielfach als Allheilmittel angesehen werden, vermag sich Verfasser nicht viel zu versprechen. Einmal ist zu bedenken, daß die erste Einrichtung eines Monopoles meist sehr viel Geld kostet, sodaß bei der durch einen Verzichtfrieden herbeigeführten Finanznot viele Monopole schon aus diesem Grunde scheitern müßten, zweitens hat jedes Monopol, da es mehr oder minder in das freie Erwerbsleben eingreift, viele volkswirtschaftliche und soziale Schattenseiten, sodaß es nur da seine Rechtfertigung findet, wo es gar kein anderes Mittel gibt, aus einer vorhandenen Einnahmequelle annähernd so große Erträge herauszuholen. Nun gar eine ganze Reihe von Monopolen, die schon in Vorschlag gebracht sind, müßten durch die Lahmlegung des kaufmännischen Unternehmungsgeistes auf unsere gesamte Volkswirtschaft geradezu verheerend wirken und uns so weit in den sozialen Staat hineintreiben, daß die volle Durchführung des sozialistischen Zukunftsstaatcs nicht mehr lange ausbleiben könnte.

Nur ein einziges Monopol wäre nicht nur nicht von der Hand zu weisen, sondern im Gegenteil mit großer Freude zu begrüßen, nämlich das ElektrizitStsmonopol. Doch käme auch dieses nur in Beziehung auf die Erzeugung und Hochfpannungsfortleitung der elektrischen Kraft in Frage. Letztere kann billiger durch große Kraftwerke erzeugt und durch Hochspannung den jetzigen Erzeugungsstellen zugeführt werden, als sie bisher von diesen selbst erzeugt werden konnte. Diese Zusammenfassung großer Gebiete zu einer einheitlichen Elektrizitätswirtschaft ist aber wegen der vielen entgegen-stehenden rechtlichen Schwierigkeiten nur dem Reiche möglich. Das Monopol würde daher erstens die elektrische Kraft verbilligen und vor allen Dingen zweitens den großen Vorteil bieten, daß auch abgelegenere und ärmere Landesteile, deren Versorgung mit Elektrizität durch eine Einzelanlage aus-geschlossen ist, weil entweder das Werk oder der einzelne Stromabnehmer nicht auf seine Kosten kommen würde, so sehr leicht der Segnungen der ElekrizitSt teilhaftig werden könnten; in ähnlicher Weise, wie bei der Verstaatlichung des Eisenbahnwesens verschiedene Gebiete durch Bau von Nebenbahnen dem Verkehr erschlossen worden sind. Zwar würde das Monopol für den Anfang noch keinen großen Ertrag liefern, da man mit dem Erwerbe der bereits bestehenden und für die Monopolverwaltung wünschenswerten Kraftlieferungs-stellungen nur sehr allmählich vorgehen könnte, damit das Projekt nicht von

vornherein an seiner Unerschwinglichkeit scheiterte. Dagegen böte es volle
Gewähr, in Zukunft ein großartiges Mittel zur Hebung des Volkswohlstandes
und zu einer mit jedem Iahre immer reichlicher fließenden Einnahmequelle
für die Reichsfinanzen zu werden. Man denke nur an die geplanten großen
Kanalbauten, die schon zur Entlastung der Eisenbahnen notwendig' sind, uyd
stelle sich dann Deutschland vor mit einem einheitlichen Netz von Starkstrom-
leitungen überspannt, so eröffnen sich wirklich glänzende Perspektiven für
unsere wirtschaftliche Zukunft. Freilich stehen der Durchführung des Projektes
auch große Schwierigkeiten gegenüber. Die Energiequellen stehen im Eigen-
tum der Einzelstaaten und diese sind in der Entwicklung der Elektrizitätsversorgung
für ihre Landsgebiete teilweise schon weit vorgeschritten. Mit ihnen muß
sich das Reich wegen Überlassung ihrer Energiequellen und Anlagen einigen.
Auch die technische Ausgestaltung des Monopols stellt ein außerordentlich
schwieriges Problem dar. (Siehe alles nähere die vortreffliche Broschüre
von Dr. ptul. Richard Hartmann „Das Reichs-Elektrizitäts-Monopol", Verlag
von Iulius Springer, 1917.) Indessen, das Reichs-Elektrizitätsmonopol muß
zu Stande kommen, und wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Da das
Reich sich nicht nur auf die Zukunft vertrösten lassen kann, sondern schon
für die Gegenwart gewaltiger Mittel bedarf, so muß die Elektrizität, um
dies gleich anzuschließen, von vornherein durch scharfe Besteuerung zur Deckung
der Reichslasten herangezogen werden. In welcher Weise dies am besten
geschehen kann, mag hier eine offene Frage bleiben. Iedenfalls würde sie
5lX) Millionen bringen müssen und hierzu auch nach Sachverständigen-Urteil
im Stande sein.

Im geraden Gegensatz zum Elektrizitätsmonopol könnte sich Verfasser keine
verhängnisvollere Maßregel denken, als die Einführung des Brotgetreide-
monopols, eine Ansicht, deren nähere Begründung er sich hier versagen muß,
«eil sie viel zu weit führen würde. An dieses Monopol hat man auch wohl
nur gedacht, um im äußersten Notfalle, der ja bei einem Verzichtfrieden
vorliegen würde, aus dem Brot-, Backwaren- und Mehl-Verbrauch eine Ein-
nahme von wenigstens 5lX) Millionen herauszuholen, und dieses Ziel ohne
Monopol durch bloße Steuerauflagen für unerreichbar hält. Verfasser glaubt
nun aber einen Weg gefunden zu haben, der auch ohne Monopol zum Ziele
führen könnte und zwar durch Fortbildung eines sehr sinnreichen Vorschlages,
welchen der Kommerzienrat Gumpel-Hannover nach Blankenstein'scher Mit-
teilung in seinem Heft s der „Reichsfinanzquellen" (Berlin 1917, Verlag
A. Winzer) diesem letzteren gemacht hat. Nicht das Getreide, sondern das
Fabrikat daraus, soll nach diesem Vorschlag besteuert werden.

„Die Steuer ist in einer Höhe von 5 Mark für den Doppelzentner Mehl
von der Mühle zu zahlen, die dazu vom Steueramt Plomben mit
Band zum Zubinden der Säcke verwendet. Die Entwertung der

Säcke geschieht durch eine Zange. Jeder Sack, der die Mühle verläßt, ist mit dem Steuervermerk in ein Kontrollbuch einzutragen. Die Mühle muß soviel Plomben bezogen und entwertet haben, als Säcke Mehl abgefertigt sind."

Blankenstein bemerkt hierzu: „Von den deutschen Mühlen waren vor dem Kriege 90°/« Lohnmühlen, die ausschließlich für die Selbstversorgung arbeiteten. Gerade diese Mühlen sind nun gewiß nicht in der Lage, die Steuer selbst zu tragen. Sie werden daher den Betrag auf den Mahllohn aufschlagen und infolgedessen hat der Selbstversorger, der Landwirt und der Deputatarbeiter, den vollen Betrag der Steuer zu zahlen. Also gerade der Erzeuger des Brotgetreides wird in erster Linie von der Steuer getroffen. Die sich hieraus ergebende Mißstimmung böte unzweifelhaft einen Anreiz zur Umgehung der Steuer, und eine wirksame Kontrolle der kleinen Mühlen, die sich auf etwa 30000 Betriebe erstrecken müßte, wäre nicht durchführbar." — Aber alle diese Bedenken fielen weg, wenn man die über 37500 kleinen Mühlen, welche höchstens eine Tonne täglich vermahlen können und im Wesentlichen bloß sogenannte „Kundenmüllerei" betreiben, d. h. der umwohnenden Landbevölkerung aus dem ihnen gebrachten Getreide Mehl und außerdem — und zwar in größeren Mengen — Schrot herstellen und die bei der Vermahlung gewonnene Kleie zurückliefern, zu einem mäßigen Aversum einschätzte, durch dessen Zahlung sie zum Betriebe der Müllerei berechtigt würden. Diese Einschätzung müßte einmal nach der Leistungsfähigkeit der einzelnen Anlage und der, bei dem Kundschaftskreise der einzelnen Mühle zu erwartenden täglichen Mehlerzeugung erfolgen, wobei das Verhältnis der Mehl- und Schrotherstellung gebührend Berücksichtigung zu finden hätte. Ein großer Ausfall an der Mehlsteuer dürfte selbst bei sehr mäßiger Festsetzung des Aversums nicht zu befürchten sein. Die Mahlkunden würden gern teureres Mehl verwenden, da sie dadurch Wahrhafteres Brot und gehaltsreichere Kleie erhielten. Man denke dabei an die vor dem Kriege aus gleichem Grunde bevorzugte russische Kleie gegenüber derjenigen der deutschen Mühlen, — trotz der vielfach höheren Preise. Kurz, die Nachteile einer Mehlsteuer würden gegenüber einem Brotgetreide-Monopol minimal sein. Zu dieser Mehlsteuer würde man sich freil'ch auch nur unter dem Zwang eines Verzichtfriedens, — trotz der schwersten Bedenken gegen jede Brotvesteuerung, welche die großstädtischen Arbeitermassen bei jedem Broteinkauf täglich neu verärgern müßte — notgedrungen entschließen dürfen.

Auf die nach Vorstehendem fehlenden 4 Milliarden wären sonach durch die Elektrizitäts- und Mehlsteuer mit Ach und Krach eine Milliarde beschafft. Von den übrigen Einnahmequellen sind die ergiebigsten Zucker — leider auch ein unentbehrliches Nahrungsmittel, — Tabak und Branntwein schon so ziemlich erschöpft. Immerhin dürfte aus ihnen durch Erhöhung der Einfuhr-

zölle und der inländischen Besteuerung noch je 100 Millionen herauszupressen sein, obwohl die Wirkung der Steuererhöhung durch eine entsprechende Einschränkung des Konsums möglicherweise fast ganz oder doch zu einem erheblichen Teile vereitelt werden könnte.
Auch der Wein müßte durch Besteuerung aller inländischen Weinerzeugung — die sich ergebenden Modalitäten brauchen erst bei der Verwirklichung dieses Projektes erörtert werden, — ferner durch Erhöhung der Einfuhrzölle auf ausländische, sowie Einführung von Ausfuhrzöllen auf einheimische Weine, durch Erhöhung der Schaumweinsteuer usw. auf einen Mehrertrag von mindestens 100 Millionen zu bringen sein. Dieses ergäbe dann weitere 400 Millionen.
Ziegel- und Ccment-Fabrikation könnten eine Besteuerung in Höhe von zusammen 50 Millionen vertragen, allerdings nach einer, mangels jährlicher statistischer Unterlagen, recht unsicheren Schätzung.
Kali könnte bei entsprechender Steuer und besonders Ausfuhrzollerhöbung höchstwahrscheinlich 50 Millionen mehr abwerfen. Auch die Stickstoff-Fabrikation würde nach dem Kriege eine beachtenswerte Einnahmequelle bieten.
Die schon erwähnte Erweiterung der Erbschaftssteuer und eine neu einzuführende, allgemeine Ouittungssteuer müßten auch Einnahmen bringen, die immerhin einigermaßen zu Buche schlügen. Ferner wäre eine Steuer auf Trockenkartoffeln, Sondersteuern auf einzelne Maschinenfabrikate, wie Automobile, Waggons für Personenbeförderung im Straßen- und Ferneisenbahnverkehr, für Boote jeder Gattung, Lurussteuern aller Art, Erhöhung bezw. Neu-Einführung von Einfuhrzöllen auf Frischgemüse, Eier zum menschlichen Genuß, auf Erbsen, Linsen, sowie Oelfrüchte und deren Erzeugnisse ins Auge zu fassen. Kurz, 1750 Millionen laufende Mehreinnahmen müßten im Notfalle noch neu zu beschaffen sein. Endlich könnte man unter dem Drucke einer finanziellen Notlage, wie die geschilderte, da an die Möglichkeit einer baldigen, erneuten Kriegführung doch nicht zu denken wäre, mit der Neu-Rüstung langsamer vorgehen und aus den Zinsen des hierfür bereitgestellten Kapitals 500 Millionen für die laufenden Ausgaben jährlich verwenden. Immerhin blieben auch dann noch gegenüber den errechneten 6 Milliarden 1^4 Milliarden ohne Deckung. Letztere könnte schließlich nur erzwungen werden durch eine Erhöhung aller Stempel- und Verkehrssteuern, Post- und Telegraphengebühren usw. Ob freilich der Verkehr auch noch diese Belastungsprobe aushalten würde, ist wohl mehr als zweifelhaft.
Daß also bei einem Verzichtfrieden Zeichen und Wunder geschehen müßten, um das deutsche Volk vor einer völligen Verelendung zu bewahren, wird wohl kein verständiger Mensch in Abrede stellen wollen. Wie ganz anders ständen wir nach einem Friedensschluß da, durch welchen wir die Vormachtstellung in Belgien behalten und 00 Milliarden Kriegsentschädigung

erkämpft hätten. 60 Milliarden Kriegsentschädigung würden die Kriegsschulden um den gleichen Betrag verringern. Von den verbleibenden 95 Milliarden wären inzwischen 75 Milliarden durch Anleihen gedeckt. Eine Schlußanleihe von 20 Milliarden würde beim deutschen Volke nach einem siegreichen Ausgange des Krieges sicher auf keine Schwierigkeiten stoßen. Außerdem würde wohl mit einer Beteiligung des neutralen Auslandes zu rechnen sein. Der Zinsendienst würde dann 5°/, von 95 Milliarden — Milliarden, dazu die Invalidenfürsorge mit 1 Milliarde, beides zusammen 52/4 Milliarden erfordern. Wenn man sich entschlösse, auf die Brotsteuer und einzelne andere, nur aus der Not geborene Besteuerungsvorschläge zu verzichten, behielte man die während des Krieges bewilligten 2 Milliarden und ungefähr eine Milliarde neue Steuern zur Verfügung. Der Fehlbetrag von 2^/4 Milliarden könnte durch eine dauernde Vermögenssteuer gedeckt werden, welche im Durchschnitt eine jährliche Vermögensabgabe von ungefähr 0^"/« des Vermögensbestandes oder 25°/« des bisherigen, auf 10 Milliarden geschätzten jährlichen Vermögenszuwachses bedeuten, also zur Not erträglich sein würde.

Bei dieser Verteilung der Kriegslasten hätten freilich besonders die breiten Massen der Bevölkerung allen Grund zufrieden zu sein, denn sie würden nur durch die Verbrauchs- und Verkehrssteuern getroffen, welche letztere schließlich auch auf dem Verbraucher hängen bleiben. Einmal sind indirekte Steuern schon weit weniger fühlbar wie direkte, weil sie nicht an einem bestimmten Termin bar auf den Tisch gelegt werden brauchen, sondern zu jeder beliebigen Zeit entrichtet werden können, je nach dem Tage, an dem der Steuerpflichtige die betreffenden Einkäufe vornimmt, ja ihm sogar in gewissen Grenzen, je nach der Ausdehnung oder Einschränkung seines Verbrauches die eigene Bemessung seiner Steuerpflicht ermöglichen. Außerdem erstreckt sich diese Belastung über alle Volkskreise ganz gleichmäßig. Die arbeitenden Klassen haben sogar noch den Vorzug, daß sie auch diese Belastung nach Lage der Dinge sicherlich auf ihre Arbeitgeber voll und ganz werden abwälzen können. Die für die Besitzenden vorgeschlagene neue Vermögenssteuer würde für diese eine ungleich drückendere Belastung darstellen, von ihnen aber hoffentlich in patriotischer Gesinnung getragen werden. Iedenfalls ginge das gesamte Erwerbsleben des deutschen Volkes bei dieser Regelung der Dinge einer glückverheißenden Zukunft entgegen.

Professor Dr. Max Apt, Berlin:
Nationaldemokratie.
Worauf es im neuen Deutschland ankommt, ist die Überführung des Obrigkeitsstaates in einen Volksstaat. Mit Recht sagt einmal Walter Rathenau, daß nicht Einrichtungen, nicht Verfassungsparagraphen und Gesetze den Volksstaut schaffen, sondern Geist und Wille. „Ist die Gesinnung gewonnen, so folgen die Einrichtungen, so weit es ihrer überhaupt bedarf, gefügig nach. Es gibt altertümliche, formal erstorbene Gesetzesschalen, die mit freiem Lebensinhalt erfüllt sind, es gibt neuzeitliche, elastische Verfassungen, die durch eigenen Willen zur Unfreiheit erstarren." Daraus folgt, daß der Schaffung neuer Verfassungs-Einrichtungen die Schaffung des entsprechenden Geistes und des entsprechenden Willens vorausgehen muß. Schon deshalb, weil Staatsverfassungen nach einem treffenden Ausspruch Wilhelm v. Humboldts sich nicht auf Menschen, wie Schößlinge auf Bäume pfropfen lassen. „Wo Zeit und Natur nicht vorgearbeitet haben, da ist es, als binde man Blumen mit Fäden an, die erstr Mittagssonne versengt sie." Der erforderliche Geist und Wille kann aber nue geschaffen werden durch eine Parlamentsmehrheit, die ihre sonstigen Meinungsgegensätze zurückstellt zugunsten der Durchsetzung des großen Zieles der Schaffung eines Volksstaates. Ist es möglich diese Parlamentsmehrheit zu schaffen?

Die ParteiverhSltnisse in Deutschland sind zwar durchaus noch nicht so zerklüftet wie in manchen anderen Ländern, aber doch zerklüftet genug, um eine derartige Mehrheitsbildung zu erschweren. Insbesondere leidet unsere Parteibildung daran, daß neben den alten politischen Hauptrichtungen: Konservativ und Liberal, sich zwei mächtige Parteien gebildet haben, die im Grunde genommen einen anderen als politischen Charakter tragen: Zentrum und Sozialdemokratie. Die Zentrumspartei ist eine konfessionelle Partei, zusammengehalten durch die Interessen der katholischen Konfession, woran auch dadurch nichts geändert wird, daß der konfessionelle Standpunkt des Zentrums in den Programmpunkten nicht zum Ausdruck gebracht wird und daß das Zentrum auch zeitweise Protestanten als Hospitanten gehabt hat. Die zweite Anomalie finden wir in der Sozialdemokratie, die so, wie sie sich entwickelt hat, keine politische, sondern im Grunde genommen eine Wir tschafts Partei ist, zur Vertretung der Interessen einer ganz bestimmten Klasse, der Arbeiterklasse. Diese Anomalien erklären sich geschichtlich. Sowohl das Zentrum wie die Sozialdemokratie sind als, Karnpftzarteien entstanden, als Reaktion gegen konfessionelle und soziale Zurücksetzung. In der Zentrumspartei sind alle politischen und

wirtschaftlichen Richtungen vertreten vom Feudal-Adel bis zum einfachen Arbeiter, vom Konservativen bis zum Demokraten. Die theoretische Möglichkeit, daß das Zentrum im Laufe der Zeit in einen konservativen und demokratischen Flügel auseinander fällt, ist vorhanden. Daß diese theoretische Möglichkeit zur Wirklichkeit wird, ist aber wenig wahrscheinlich. Denn eine Partei, die den Wert des Zusammenhalts kennen gelernt und in entscheidenden Augenblicken den Gang der Politik maßgebend beeinflußt hat, wird ihre Macht nicht freiwillig aufgeben, auch wenn sie die prinzipielle Anomalie ihrer Gesamtstellung einsieht. Die Zentrumspartei kommt daher für eine organische Eingliederung in eine Linksmehrheit nicht in Betracht, zumal ihre kirchlichen Interessen sie sehr oft auf die rechte Seite führen werden. Dagegen ist der demokratische Einschlag in der Partei so stark, daß verhältnismäßig oft eine Kooperation der Linksparteien mit dem Zentrum möglich sein wird. Für das Problem der Bildung einer großen Linkspartei kommen in erster Reihe die Vertreter des Bürgertums in Stadt und Land in Betracht, vertreten durch die Nationalliberalen und Fortschrittliche Volkspartei, in Verbindung mit der Vertretung der Arbeiterklasse, vertreten durch die Sozialdemokratie. Denn diese drei Parteien sind vor allem daran beteiligt, ein neues Deutschland zu schaffen und die Schranken zu beseitigen, die der Erreichung dieses Zieles entgegenstehen. Daß dieser gewaltige Weltkrieg, der so viele ungeahnte Umwälzungen herbeigeführt hat, am deutschen Parteiwesen spurlos vorübergehen sollte, ist nicht anzunehmen, es sei denn, das sich auch hier das Wort des Fürsten Bülow bewahrheiten sollte, daß dem deutschen Volke neben der reichen Fülle seltener Vorzüge und großen Eigenschaften gerade das politische Talent versagt geblieben ist. In meiner im Herbst 1914 erschienenen Broschüre über den Krieg und die Weltmachtstellung des Deutschen Reiches habe ich ausgeführt, inwiefern der Krieg die Vorbedingung für eine große liberale Einheitspartei geschaffen habe. Dieser Gedanke ist von den Aentral-Organisationen der beiden liberalen Parteien abgelehnt worden, wohl von der Erwägung ausgehend, daß auch ohne eine organisatorische Konzenttation bei getrenntem Marschieren ein vereintes Schlagen möglich sei. Allein mit einer einfachen Ablehnung kann doch der Grundgedanke nicht als erledigt gelten, vielmehr sollte dieser Gedanke, wozu bereits in Süddeutschland in der liberalen Arbeitsgemeinschaft Anfänge gemacht worden sind, mit dem größten Ernst weiter verfolgt werden.

Vom Zentrum kann man lernen, daß eine große politische Partei Mitglieder der verschiedensten gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Richtungen in sich vereinen kann, und daß nicht notwendigerweise jede Frage wirtschaftlicher und sozialer Natur in den Parteiprogrammen ihre definitive Lösung finden kann. Wohin hat die politische Intoleranz in vergangenen Zeiten

geführt? Denken wir daran, wie die Frage Fre ih a ndel oder Schu tzzoll
die liberale Partei gesprengt und die Aktionsfähigkeit des Liberalismus auf
Jahrzehnte hinaus gelähmt hat. Und doch hätte die Frage Freihandel oder
Schutzzoll niemals den Grund der Zerklüftung für große politische Parteien
abgeben dürfen. Nicht aus Freihandel und Schutzzoll an sich kommt es an,
sondern darauf, ob der bestehende Freihandel oder Schutzzoll richtig angewendet
und in Einklang gebracht wird mit den berechtigten Interessen der Allgemeinheit.
Die Zollpolitik muß in den engsten Zusammenhang gebracht werden mit den
großen Zielen eines Zeitalters. Die Konservativen waren in den 60er und
70er Iahren ausgesprochene Freihändler, in der Zeit, wo sie die Interessen
der auf den Erport angewiesenen Großgrundbesitzer vertraten. Sie wurden
Schutzzollner in dem Augenblick, wo durch die Verhältnisse auf dem Weltmarkt
die Landwirtschaft dem Ansturm des mit geringen Produktionskosten gewon-
nenen Getreides erliegen mußte. Während des Krieges haben wir aus der
Notwendigkeit der Gesamtlage heraus die Zölle aufgehoben, und wenn die
weltwirtschaftlichen Beziehungen wieder normale sein werden, so werden wir
in unserem eigenen Interesse der Landwirtschaft wiederum den Schutz geben
müssen, ohne den sie nach Maßgabe der Weltlage erweislich nicht eristieren
kann. Und wenn der Gedanke einer mitteleuropäischen Wirtschaftsgemeinschaft
Leben gewinnen soll, wird man nicht die volkswirtschaftlichen Theorien von
Freihandel und Schutzzoll zu Grunde zu legen haben, sondern man wird
diejenige Regelung vornehmen, die nach sorgfältiger Prüfung der gegenseitigen
tatsächlichen wirtschaftlichen Verhältnisse in den beteiligten Ländern nötig ist.
So wie die Dinge im Laufe der letzten Iahrzehnte sich gestaltet haben, wird
auch der überzeugteste Freihändler der gegebenen Situation bis zu einem
gewissen Grade Rechnung tragen und nicht einen plötzlichen und unvermit-
telten Rückgang zum Freihandel fordern, weil damit die auf der Grundlage
der Schutzzölle entstandenen Industrien zerstört werden würden. Nicht einmal
die Sozialdemokratie ist in der Frage der Zollpolitik einheitlich.
Treffend sagt Friedrich Naumann über die spätere Entwicklung,
daß wir zu einem Freihandel nur dann kommen werden, wenn er aus dem
Gewerbe heraus als Hilfsschrei ohne alle Theorie kommt. Damit
ist am besten zum Ausdruck gebracht, daß die einzelnen Gewerbe am besten
wissen müssen, was ihnen frommt. Die Aufgabe einer politischen Partei
kann nur die sein, zu verhüten, daß die Allgemeinheit geschädigt wird auf
Kosten einzelner Unternehmer.
Auch die Verschiedenheiten in der Auffassung der Steuerfragen
werden nicht erheblich ins Gewicht fallen. Die Anforderungen nach dieser
Richtung werden nach dem Kriege so ungeheuer sein, daß alle Theorien über
direkte oder indirekte Besteuerung über den Haufen geworfen werden.

In nationalliberalen Äußerungen wird darauf hingewiesen, daß die Erfahrungen von 1867 eine Warnung bilden müßten für ein Zusammengehen mit der fortschrittlichen Volkspartei. Allein ist denn die Zeit von 1867 bis 1917 an beiden Parteien so spurlos vorübergegangen, daß man noch immer an das Iahr 1867 anknüpfen muß? Professor Brandenburg weist in seiner kürzlich erschienenen Denkschrift auf die drei hauptsächlichsten damaligen Differenzpunkte hin. Nach ihm bedeutet die Gründung der nationalliberalen Partei die entschlossene Abkehr des Liberalismus vom parlamentarischen System. Zeigen die von nationalliberaler Seite im Verfassungsausschuß gestellten Anträge und die Vorgänge der letzten Zeit nicht deutlich, daß auch die nationalliberale Partei im Prinzip auf den Boden des parlamentarischen Systems oder, wie man abschwächend sagt, auf den Boden des Parlamentarismus treten will? Und wenn Brandenburg als weiteren Gegensatz hinstellt, daß die älteren Liberalen geglaubt hätten, daß ihre Ideale nur auf dem Wege verwirklicht werden können, daß eine wahrhaft liberale Regierung an das Ruder kommt und Politik und Gesetzgebung des Staates von Grund auf nach einheitlichen Gesichtspunkten gestaltet wird, gehen die Reden Schiffers und Stresemanns im deutschen Reichstag, die Geneigtheit Friedherg^s, die Stellvertretung des preußischen Ministerpräsidenten zu übernehmen, der Eintritt nationalliberaler Führer in die Reichsverwaltuung nicht gerade nach dieser Richtung? Denn wenn nationalliberale Parlamentarier in hervorragende Regierungsstellen einrücken, so leitet sie doch offenbar der Gesichtspunkt, daß nur auf diese Weise mit der Zeit eine einheitliche liberale Regierung geschaffen werden kann. Und wenn als dritter Gesichtspunkt die größere Würdigung des Staatsmachtsgedankens bezeichnet wird, so ist dieser Gesichtspunkt gerade durch die Erfahrungen dieses Weltkrieges in seiner Bedeutung bis tief in die Reihen der Sozialdemokratie erfaßt und begriffen worden.

So führte Hugo Poetsch in dem Sozialistischen Monatshefte vom 14. März 1917 aus: „Die Staatsnotwendigkeiten sind von der Sozialdemokratie im weitesten Ausmaß nicht nur anzuerkennen, sondern zu erfüllen. Heer, Flotte, Kolonien, das Reichsbudget wie die Landesbudgets müssen aufhören in unserm Vorstellungskreis als Forderungen der Regierung zu figurieren; sie müssen unsere eigenen Forderungen sein, die wir dann natürlich auch entsprechend zu gestalten haben werden. Denn sie sind ja bestimmt, unser eigenes Volk und Land, seine Produktivkraft und damit vor allem seine Arbeiterklassen zu schützen und einer größeren Zukunft entgegenzuführen."

Und an einer anderen Stelle: „Von einer prinzipiellen Ablehnung ier Wehrnotwendigkeit. wird in Zukunft keine

Rede mehr sein können. Daß wir das System der Landesverteidigung
in Einklang mit unseren demokratischen Forderungen zu bringen versuchen
werden, ist freilich nicht minder selbstverständlich. Damit würden wir nicht
nur eine Parteiforderung erfüllen, sondern der Nation selber dienen, da
gerade dadurch die moralische Kraft des Heeres zur vollständigen Wirksamkeit
kommt."
Mit den eben behandelten Fragen ist die Frage Fortschrittspartei und
Nationalliberalismus nicht erschöpft. Denn selbst wenn eine Ubereinstimmung
in programmatischer Hinsicht festzustellen wäre, würde immer noch darauf
hingewiesen werden können, daß die hinter den einzelnen Parteien stehenden so«
zialen und wirtschaftlichen Schichten so verschieden seien, daß sie eine verschiedene
politische Vertretung erfordern. Unter diesen Schichten tritt die Schwerindustrie in
den Vordergrund. Nur wird die Frage die sein, ob die Schwerindustrie, die
schon dem Hansabund den Rücken gekehrt hat, nicht auch im weiteren Verlaufe
dem Liberalismus den Rücken kehren wird.
Werner Sombart hat einmal in seinem Werk „Die deutsche Volkswirtschaft
>m neunzehnten Iahrhundert" ein Bild von unserer reich gewordenen
Bourgeoisie gegeben, das für die Richtung unserer Schwerindustrie nicht ohne
Interesse ist, ohne überall zuzutreffen:
„Unserer Bourgeoisie höchstes Ziel ist es geblieben, — Iunker zu werden,
d. h. sich adeln zu lassen und (soweit es geht!) seigneurale Denkweise und
ritterliche Allüren anzunehmen. Dadurch aber ist die feudale Klasse einem
unausgesetzten Verjüngungsprozeß unterworfen. Sie empfängt immer neuen
Zuzug aus bourgeoisen Kreisen, den sie rasch assimiliert. Bei dem Kreuzungs-
vorgange zwischen Gentilhommerie und Bourgeoisie erweist sich bei uns jene
immer als das stärkere Element. Ihre Töchter heiraten Klassenangehörige,
ihre Söhne führen der Klasse frisches Blut durch Verheiratung mit reichen
Erbinnen zu. Die reich gewordenen Bourgeois aber suchen so bald wie
^ möglich ihre Herkunft zu vergessen und in dem Grundadel oder wenigstens
dem feudalen Grundbesitzertum aufzugehen. Das kapitalistische Unternehmen,
das den Reichtum der Familie begründet hatte, wird veräußert; die Söhne
und Enkel kaufen sich im Lande an, stiften ein Majorat, verschwägern sich
mit altadeligen Familien, lassen ihre Nachkommen bei der Gardekavallerie
dienen und bei den Saroborussen eintreten und denken nicht mehr daran,
einen Sohn als Lehrling in ein kaufmännisches Geschäft zu geben."
Das Kraftgefühl, welches unserer Schwerindustrie ihre gewaltigen Erfolge
und ihr ständig wachsender Reichtum verleiht, läßt es erklärlich erscheinen,
wenn sich in ihr eine Herrennatur, entwickelt, die der Herrennatur des
Feudaladels kongenial ist. Dazu kommt der wirtschaftliche Interessengegensatz

zur Arbeiterschaft, der als so tiefgehend empfunden wird, daß er die politischen Berührungspunkte weitaus in den Hintergrund schiebt. Ein derartiger politischer Berührungspunkt, der Arbeiterschaft und Schwerindustrie zusammenführen könnte, wäre die Modernisierung unserer Verfassung und Verwaltung. Und es wäre an sich durchaus denkbar, daß Vertreter der Schwerindustrie sich mit den Vertretern der Arbeiterschaft zusammentäten, um erst einmal diesen Grundsatz in der Staatsverwaltung zur Verwirklichung zu bringen und die Durchkämpfung der wirtschaftlichen Interessengegensätze den wirtschaftlichen Kampforganisationen zu überlassen. Allein, diese Vorurteilslosigkeit !n der Scheidung politischer und wirtschaftlicher Gegensätze ist offenbar noch nicht vorhanden und muß erst entwickelt werden. So wird man sich einstweilen damit bescheiden müssen, die Schwerindustrie immer mehr nach rechts rücken zu sehen. Die Frage der Zukunft wird die sein, ob die Nationalliberale Partei diese Rechtsschwenkung mitmacht oder unter Abstoßung der Schwerindustrie sich dem Block der Linken anschließt.

Von nationalliberaler Seite wird auf die segensreichen Aufgaben einer Mittelpartei, die zwischen links und rechts steht, hingewiesen. Gewiß hat es Zeiten gegeben, in denen die nationalliberale Partei, wenn sie nicht nur Mittelpartei, sondern liberale Mittelpartei gewesen ist, ihre großen Verdienste gehabt hat. So lange die politischen Kräfte-Verhältnisse so gelagert waren, daß die konservative Richtung die Oberhand hatte, konnte ein Fortschritt nur durch Kompromisse erreicht werden. Die Verdienste, die auf diesem Gebiet eine Kompromißpartei sich erwerben kann, muß man anerkennen. Allein, auch diese Dinge haben sich unterdes geändert. Die Wahlen von 1912 haben gezeigt, daß 71/2 Millionen Wähler links und nur Millionen Wähler rechts stehen. Bei richtiger Wahlkreiseinteilung hätten rund 250 Abgeordnete der Linken 150 der Rechten gegenüberstehen müssen. Dieses Verhältnis wird sich durch den Krieg noch weiter zugunsten der Linken verschoben haben. Unter diesen Umständen hat eine Mittelpartei nicht mehr die Bedeutung wie früher, sie würde im Gegenteil, wenn sie die Kompromißpolitik fortsetzt, für die Weiterentwicklung des politischen Lebens hemmend wirken. Es muß der Zeitpunkt kommen, wo eine liberale Mittelpartei entschlossen sich auf die linke Seite stellen muß, weil gegenüber dem Ansturm von rechts nur eine geeinigte Linke politische Fortschritte von entscheidender Bedeutung erzielen kann. Gewiß können zwei Parteien, die durch die Entwicklung der Dinge sich mit ihren Grundanschauungen so nahe gekommen sind, trotz getrennten Marschierens vereint schlagen. Allein die Mtionskraft und die Anziehungskraft einer geeinigten Partei auf die große Masse derjenigen Bürger, die sich einer Partei bisher nicht angeschlossen haben, würde ungleich größer sein, und die Nachteile ausgleichen die durch eine Rechtsschwenkung der Schwerindustrie entstehen

könnten. Ein geeinigter Liberalismus könnte eine stärkere Parteiorganisation sowohl in der Zentrale wie im Lande schaffen, die richtig ausgebaut, eine wirkliche Macht darstellen würde.

Darin hat Walter Rathenau recht, daß das Leben der Parteien mit Ausnahme der agrarischen und sozialistischen schlecht und kleinlich organisiert und ausgestattet ist. „Neben dem Stammtischgast, dem Vergnügungs- und Berufs-politiker und Zeitungsleser müßte die ganze denkende und wirksame Intelligenz des Landes in Klubs und Vereinen, in Vortrags- und Wahlversammlungen sich zusammenfinden, um das Schicksal des Staates zu beraten; die stärksten politischen Kräfte des Volkes müßten in ständigem Austausch mit ihren Freunden und Mandanten bleiben, aus Kannegießerei und Personalkritik müßte Mitarbeit werden." Diesen Zielen würde man durch eine liberale Einheitspartei erheblich näher kommen, denn so wie die Dinge jetzt liegen, werden die gleichen Berufskreise mit liberaler Grundanschauung im Lande künstlich gespalten. Der Rechtsanwalt und der Stadtrat, der Kaufmann und der Industrielle, der Arzt und der Apotheker werden durch die Parteizer-splitterung in einem gegenseitigen künstlichen Mißtrauen erhalten, während sie bei einer Zusammenfassung der liberalen Kräfte mit größerem Schwung sich der Förderung der liberalen Grundanschauung hingeben können. In früheren Zeiten haftete dem Freisinn das Bismarcksche Stigma der Reichs-feindschaft an, und es war für weite Kreise des Bürgertums gefährlich, sich einer solchen Partei anzuschließen. Davon kann jetzt keine Rede sein.

Die beiden liberalen Parteien sollen das Bürgertum in Stadt und Land vertreten, sie kämpfen im Grunde genommen um die Seele der gleichen sozialen und wirtschaftlichen Schichten. Ob die eine oder die andere Richtung nach mühevollem, die Kräfte zersplitternden Kampfe zwei oder drei Sitze mehr oder weniger hat, ist für die Bedeutung des gesamten Liberalismus gleichgültig. Wenn dieselben Kräfte, die jetzt zersplittert sind, von vornherein zu einem gemeinsamen Kampfe gegen die Gegner der modernen Entwicklung zusammengefaßt werden, so würde das Ergebnis für die Förderung der Ge-samtinteressen des Liberalismus ein ungleich größeres sein. Die bestehende Absonderung führt aber auch naturgemäß dazu, daß bei der einen oder der anderen Richtung sich eine gewisse Einseitigkeit einstellt, die das gegenseitige Verstehen erschwert. Es ist ein großer Unterschied, ob von Fraktion zu Fraktion verhandelt wird, ob die einzelne Fraktion sich in der Regel gefaßten Beschlüssen der anderen Fraktion gegenübersieht, oder ob eine gemeinsame Beratung im großen Kreise der beiden Richtungen stattfindet. Bei dieser gemeinsamen Beratung würden die Teilnehmer viel mehr in die Beweggründe der einzelnen Auffassungen hineinsehen und ein größeres Verständnis für die Verschiedenen Auffassungen und damit auch einen größeren Respekt vor den

einzelnen Auffassungen erhalten. Daraus würde sich dann auch die größere Möglichkeit eines Ausgleiches ergeben. Denken wir an die Frage der preußischen Wahlrechtsreform. Die Zeit liegt noch nicht weit zurück, wo verkündet wurde, daß die Nationalliberalen es für zwecklos erachteten, mit den Fortschrittlern über diese Frage in Beratung zu treten, weil diese das gleiche Wahlrecht erstreben. Heute wird auch für die Nationalliberalen kein Zweifel darüber obwalten können, daß ohne ein gleiches Wahlrecht eine befriedigende Wahlrechtsreform nicht zustande kommen kann. Der Führer der nationalliberalen Landtagsfraktion Friedberg ist sogar ausersehen, die Wahlreform in diesem Sinne durchzuführen. Bei gemeinsamen Beratungen hätten sich beide Parteien längst bereits auf dem Boden des gleichen Wahlrechts zusammenfinden können, wenn sie zu gleicher Zeit sich in dem Gedanken geeint hätten, als notwendiges Korrelat zum gleichen Wahlrecht ftlr das Abgeordnetenhaus eine Minderheitsvertretung und außerdem ein Herrenhaus zu fordern, welches durch berufsständische Gliederung den einzelnen Ständen diejenige Vertretung sichert, die ihrer Bedeutung im Staatsganzen entspricht. Denken wir an die Vorgänge, die sich bei Beginn der Hertling'schen Kanzlerschaft in der Frage der Berufung liberaler Parlamentarier abgespielt haben. Würde diese Frage nicht eine von Anfang an bestimmtere Lösung gefunden haben, wenn eine liberale Einheitspartei bereits bestanden hätte?

An sich müßte die Anregung zur Gründung der liberalen Einheits-Partei von den Führern selbst ausgehen, sie wäre dann leicht durchführbar. Leider ist die Hoffnung hierauf zur Zeit noch gering. Ebenso gering ist die Hoffnung, daß aus der derzeitigen Wählerschaft heraus dieser Gedanke mit so elementarer Kraft nach oben dringt, daß die Führer sich genötigt sehen, diesem Verlangen nachzukommen. Denn wir sind im Grunde ein unpolitisches Volk, und betrachten die Politik noch zu sehr vom Standpunkte des Stammtisches. Wenn aber weder das Eine noch das Andere zur Herbeiführung des Zieles führt, dann ergibt sich als trübe Prognose, daß eine Aenderung nur dann eintreten wird, wenn die Erfahrungen und Enttäuschungen der nächsten Wahlen die Unterlassungen der Vergangenheit auch demjenigen vor Augen führen werden, der heute diesem Gedanken teils ohne Verständnis, teils mit Spott gegenübersteht.

Die Vertreter des Bürgertums allein sind aber nicht in der Lage, eine Modernisierung unserer Verfassung und unserer Verwaltung zu erzwingen. Sie bedürfen des Hinzutretens der Arbeiterklasse. Hier aber befindet sich infolge der Spaltung der sozialdemokratischen Partei alles im Fluß, sodaß die voraussichtliche Zukunftsentwicklung noch im Dunkel liegt. Indes hat hier der Weltkrieg in erfreulicher Weise manchen Schutt hinweggeräumt, der

bisher zwischen Liberalismus und Sozialdemokratie lag. Daß
eine besondere politische Organisation der Arbeiterklasse sich überhaupt bilden
konnte, ist auf die mangelnde Einsicht der liberalen Kreise der 6l)er Iahre
zurückzuführen. Männer wie Bebel und Ferdinand Lassalle haben den Anschluß an die damalige liberale Partei gesucht, sind aber nicht verstanden
und zur Selbsthilfe getrieben worden^. Ob der so entstandene Riß angesichts
der machtvollen Organisation der Sozialdemokratie und der hinter ihr stehenden Gewerkschaften eine Rückbildung erfahren kann, steht dahin. Für die
nähere Zukunft ist jedenfalls darauf nicht zu rechnen. Es ist auch zuzugeben,
daß keine Partei ein Zusammengehen mit den liberalen Parteien so erschwert hat, wie die Sozialdemokratie. Sie hat Programmforderungen aufgestellt, die utopistisch und unerfüllbar waren. Zwar hat einer der sozialdemokratischen Führer mit voller Offenheit in einer interessanten Broschüre
auseinander gesetzt, daß die Sozialdemokratie, wenn sie neben dem Liberalismus sich Eristenzberechtigung habe schaffen wollen, naturgemäß radikalere
Forderungen hätte aufstellen müssen. Der Fehler war nur, daß diese Forderungen in den ersten Iahrzehnten von den andern Parteien ernst genommen worden sind, und daß die Gegenagitation unter Bezugnahme auf diese
Forderungen wirksam geführt werden konnte. Deshalb hat die vaterländische
Gesinnung, die die Sozialdemokratie in diesem Kriege gezeigt hat, in vielen
Kreisen überrascht, obgleich für diejenigen, die seit jeher die Programmpunkte der Partei nicht so blutig ernst genommen haben, klar war, daß die
Partei so handeln würde, wie sie in ihrer großen Mehrheit gehandelt hat.

Nun ist der Hauptvorwurf der Vaterlandslosigkeit erledigt. Daß ihr rechter
Flügel aber sich auch offen zur Monarchie bekannt hat und so der schöne Traum
von Friedrich Naumann über Demokratie und Kaisertum zur
Wirklichkeit geworden ist, bildet eine fruchtbare Grundlage zu gemeinsamer
politischer Tätigkeit. Und was die Umänderung unserer Gesellschaftsordnung
anlangt, hat die Sozialdemokratie aus dem Weltkriege gelernt, daß der Gegenwartsstaat viel stärker ist als sie geglaubt hat, und daß die wirtschaftliche
Umgestaltung nicht durch die Sozialdemokratie hervorgerufen werden kann,
sondern aus dem Gange der wirtschaftlichen Entwicklung sich mit Naturnotwendigkeit von selbst ergibt. Durch diesen Weltkrieg ist es der Arbeiterklasse zum Bewußtsein gekommen, daß Arbeiter und Unternehmer ein gleiches
Interesse haben an der Erhaltung unserer kommerziellen und industriellen
Machtstellung.

„Wir müssen, so führt August Winnig in dem Sozialistischen Monatshefte vom 28. Februar 1917 aus, zu einer positiven Stellung zum Wirtschaftsleben kommen. Wir müssen die Lehren des letzten Vierteljahrhunderts
endlich für unsere Politik fruchtbar machen. Die Wahrheit, daß die deutsche
Wirtschaftsentwicklung: Einfuhr notwendiger Rohstoffe, Ausfuhr gewerblicher

Waren, Kräftigung des innern Marktes, Erweiterung des Außenhandels, nicht nur eine Angelegenheit des Kapitals, fondern in nicht weniger ernsthaftem Sinne auch der Arbeiterschaft ist, muß endlich durch unsere ganze Politik ihre Anerkennung finden. Wenn wir in den früheren Iahren so häufig erkennen mußten, daß zwischen der Partei und den Gewerkschaften starke Abweichungen in der Beurteilung der politischen Notwendigkeiten bestanden, so waren sie fast alle auf die verschiedenartige Stellung zu den Interessen der deutschen Volkswirtschaft zurückzuführen. Die Auffassung, daß es der Arbeiterschaft gleichgültig sein könne, wie es um das Ganze der Volkswirtschaft stehe, war vielleicht berechtigt oder doch erKärlich in einer Zeit, wo die Lage der Arbeiterklasse auch von Prosperitäts-Perioden nicht profitierte, wo sie stets gleich elend und gedrückt blieb, unberührt von dem Auf und Ab der Konjunktur. In der Gegenwart, wo die Arbeiterklasse durch ihre Organisation Anschluß an den Wellengang der Konjunktur erhalten hat, wo sie Perioden des Aufschwungs auch ihrem eigenen Aufstieg nutzbar machen kann, hört eine solche Ansicht auf diskutabel zu sein. Das unverkennbare Interesse der Arbeiterschaft an der Entwickelung des nationalen Wirtschaftslebens wird zwar am unmittelbarsten von den Gewerkschaften empfunden; aber indem hier die Voraussetzungen aller Erfolge der Arbeiterbewegung geschaffen werden müssen, muß die Arbeiterklasse in ihrem Gesamtbestreben von der Förderung der nationalen Wirtschaftsinteressen ausgehen."

Der Staat wird, so meint an anderer Stelle Hugo Poetsch, immer mehr zum Wirtfchaftsstaat, der den Verkehr, den Handel, die Industrie in entscheidender Weise beeinflußt, zu einem großen Teil selber betreibt. „Die Sozialdemokratie, die das Interesse Hunderttausender von Arbeitern in den Monopolbetrieben wahrzunehmen hat, kann schon darum allein nicht beiseitestehen. Sie muß tätig eingreifen; nicht nur, wie früher, mit Kritik und mit Forderungen, sondern mit eigener schaffender Arbeit. Und aus der bloßen Interessenvertretung jener Arbeiter erwachst ihr dann die Erkenntnis der gesamtwirtschaftlichen Zusammenhänge und damit die Mitverantwortung für den Gesamtkomplex des Staatswesens überhaupt."

Kluge Köpfe in der Sozialdemokratie fordern eine innere Reform ihres Programms, das sie befähigt, aus einer Arbeiterpartei eine wirkliche Volkspartei zu werden. Wilhelm Kolb hat kürzlich diesen Gedanken in sehr beachtenswerter Weise entwickelt. In dem Maße, wie durch die Akkumulation des Kapitals, so meint er, die Proletarisierung fortschreitet, entwickeln sichdie proletarischen Klasseninteressen zu allgemeinen Volksinteressen. Man rechnet auf den Zustrom des proletarischen

Mittelstandes; man erkennt, daß die Arbeiterklasse «llein eine politische Macht im Staat nicht bilden kann. So bereitet sich in der Sozialdemokratie das Streben vor, aus der Arbeiterpartei eine größere Ziele verfolgende politische Partei zu werden. Die deutsche Sozialdemokratie hat, wie Poetsch ausführt, während des Weltkrieges die Konsequenz der 2^/2 Iahrzehnte inneren Parteikampfes ziehen müssen. Sie wird aus dem Kriege als politische Partei hervorgehen. Die gesammelte Macht ihrer Organisation, die sie in früheren Iahren vorwiegend wieder zu Organisationszwecken verwandt hat, wird sie jetzt zur Inangriffnahme ihrer großen politischen Aufgaben verwenden müssen, deren Existenz ihr allmählich zum Bewußtsein gekommen ist. Einen ähnlichen Gedanken hat in bemerkenswerter Weise Paul Lensch im Augustheft 1917 der Neuen Rundschau entwickelt.

So lange dieser Entwicklungsprozeß in der Sozialdemokratie sich vollzieht, wird diese Partei schwerlich heute bereits als ein Faktor in Ansatz zu bringen sein, der organisatorisch einem größeren Parteiverbande eingegliedert werden kann. Aber wenn das Bürgertum sich immer mehr sozialisiert und die Sozialdemokratie sich nationalisiert d. h. auf den Boden des Gegenwartsstaats tritt und Gut und Blut zu seiner Verteidigung hergibt, so ergibt sich eine Grundlage zur fruchtbaren Annäherung. Diese Annäherung zu fördern liegt gleicherweise im Interesse der liberalen Parteien wie im Interesse der Sozialdemokratie, weil ein politischer entscheidender Fortschritt in Deutschland nur durch ein Zusammenarbeiten von Bürgertum und Arbeiterklasse herbeigeführt werden kann. Dieser politische Fortschritt kann auch dann angestrebt werden, wenn auf rein wirtschaftlichem Gebiete die Kämpfe zwischen Kapital und Arbeit auch nach dem Kriege nicht nur fortbestehen, sondern an Heftigkeit voraussichtlich zunehmen werden. Denn diese Kämpfe werden im Grunde durch die wirtschaftlichen Organisationen — ArbeitgeberverbSnde, Gewerkschaften — zum Austrag gebracht werden müssen.

So wird der Krieg nicht ohne Einfluß bleiben auf die Zukunftsentwicklung unseres Parteiwesens. Die Richtlinien dieser Zukunftsentwicklung treten deutlich in den Bordergrund. Ob diese Entwicklung bereits so reif geworden ist, daß sich aus ihr eine parteibildende Wirkung ergibt, kann zweifelhaft sein. Wohl aber gibt diese Entwicklung eine genügende Grundlage, um bereits für die kommenden Wahlen einen Block zu bilden, den ich als national-demokratischen Block bezeichnen möchte. Das Nationale ist an sich selbstverständlich. Es bedeutet eine Staatsgesinnung, die durchdrungen ist von dem Gedanken, alles zu bewilligen, was der Existenz, Größe und Wohlfahrt des Vaterlandes dient. Der Block muß ein demokratischer sein. Er soll keine Demagogie erstreben, wohl^ aber die praktische Anteil.

nahme des Volkes an der Regierung und die Einheit von Volk und Staat. Welche Aufgaben im einzelnen aus diesen beiden Grundlagen erflicßen, braucht an dieser Stelle nicht dargelegt werden. Die Grundrichtung liegt für die Anhänger des Gedankens der Überleitung des Obrigkeitsstaates in den Volksstaat klar zu Tage. Diese Bildung eines national-demokratischen Blocks sollte noch während des Krieges in Angriff genommen werden, damit die nächsten Wahlen bereits unter diesem Zeichen stattfinden können. Wenn die zu diesem Block gehörenden Parteien darauf verzichteten, Wahlstatistik zu treiben, und sich dahin einigten, bereits im ersten Wahlgang geschlossen dem gemeinsamen Gegner gegenüber zu treten, dann wird sich im nächsten Reichstag eine parlamentarische Mehrheit ergeben, die auch ohne tiefgreifende Änderung der Verfassung dem Gedanken des Parlamentarismus und der Demokratisierung zum Siege verhilft.

Dr. Paul Ostwald:

Das neue Rußland und die westlichen Fremdvdlker.

Eine der wichtigsten Fragen, welche die neue Regierung in Rußland bald in irgend einer Form wird lösen müssen, ist die Stellung der Fremdvölker in dem auf völlig veränderter Grundlage neu aufzubauenden Staate. Selbstverständlich handelt es sich hierbei nicht um die mongolischen und tartarischen Steppen- oder Nomadenvölker Süd- und Ostasiens. Diese sind unterworfene Kolonialvölker, sie stehen infolge ihrer geringeren Kultur zu Rußland in gleichem Verhältnis wie die Negerstämme Afrikas zu den europäischen Kolonialreichen. Die Änderung der Regierungsform Rußlands wird somit für sie daher kaum von Belang werden; die Grundlage ihres Verhältnisses zu dem russischen Staate bleibt jedenfalls dieselbe. Anders dagegen steht es mit den stammfremden Völkern an der Westgrenze des russischen Staates.

Es ist nicht das eigentliche Rußland, was hier im Westen an die anderen europäischen Staaten grenzt. Von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer zieht sich vielmehr eine Kette von Völkern, die von Rußland zwar unterworfen, ihm aber durch ihre Kultur überlegen sind. Sie stehen der europäischen Kultur um vieles näher als das eigentliche Rußland. Finnland ist altes schwedisches, das Baltenland altes deutsches Kolonisationsgebiet; die

Polen sind zwar wie die Russen Slawen, haben aber durch ihre römisch-katholische Religion viel früher und weit mehr Anschluß gefunden an die westeuropäische Kultur als die griechisch-orthodoren Russen; nicht viel anders steht es mit den Ukrainern, die zwar auch Slawen und durch die griechische Religion eng an den russischen Kern gebunden sind, die aber durch ihre Zugehörigkeit zu Polen bis in die Mitte des 17. Iahrhunderts an Kultur mehr von Westeuropa als von Rußland übernahmen.

Eine kulturelle Grenze zieht sich so im Westen des russischen Reiches von Nord nach Süd; diese mit der politischen in Einklang zu bringen hat sich das alte Rußland sehr angelegen sein lassen. Sein Vorgehen in dieser Hinsicht entsprach natürlich seiner Regierungsform, dem Absolutismus. Dieser kennt nur einen Herrscher und ein Volk; nur ein Wille, der des Herrschers ist maßgebend, und alle „Untertanen" sind vor ihm gleich. Die Folgerung aus diesem Grundprinzip des Absolutismus für das Verhalten der alten russischen Regierung zu den Fremdvölkern ergibt sich von selbst. Eine Verschiedenheit der „Untertanen" durfte es nicht geben, ganz gleich, woher diese entsprang. Daß ein Finne, daß ein römisch-katholischer Slawe ein ebenso getreuer Untertan und Staatsbürger sein konnte wie ein Russe, ein solcher Gedanke mußte dem absolutistischen Regiment des Zaren völlig fern liegen. Das ist der eigentliche Kern des Strebens, das wir gewöhnlich als Panrussismus bezeichnen. Es ist nicht etwa die Furcht, daß diese stamm- und kulturfremden Völker dem Staat durch Abfall und Erheben gefährlich werden können, als Antriebskraft der panrussischen Bewegung anzusehen. Wo wir vielmehr solche Gelüste und Absichten, die auf Befreiung von der russischen Herrschaft hinzielen, treffen, da sind es nur die Folgeerscheinungen des oben gekennzeichneten absolutistischen Prinzips. Denn selbstverständlich hinderte gerade die Höhe der Kultur diese westlichen Fremdvölker daran, sich allen Befehlen der russischen Regierung, die auf Abschaffung von Eigenarten ihrer nationalen Abstammung, ihrer Religion, ihrer Kultur abzielten, so ohne weiteres und in Gleichgültigkeit zu fügen. Dazu kam, daß gerade das 19. Iahrhundert überall das nationale Bewußtsein unter den Völkern hob und schärfte, und dieser über ganz Europa sich erstreckenden Bewegung konnten sich auch die Finnen, Balten, Polen und Ukrainer nicht entziehen. Der Wunsch, auf Erhaltung ihrer nationalen Eigenart in Religion, Kultur und Sprache wurdii nur noch stärker in ihnen und eifriger von ihnen verfochten. Es liegt auf der Hand, daß es zwischen dem Zartum und den Fremdvölkern des Westens ein friedliches Zusammengehen nicht geben konnte. Zwischen den von beiden Seiten verfochtenen Prinzipien gab es keine Brücke; es gab nur eine Lösung dieses Zwiespaltes: die Macht des Stärkeren.

Wer in diesem Kampfe auf die Dauer der Stärkere war, das könnte nicht zweifelhaft bleiben. Gegen die rohe Gewalt, die das Zartum, gestützt

auf seine Heere, anwandte, waren die Fremdvölker machtlos. Sie mußten sich fügen, daß man die Rechte ihrer nationalen Verfassung beseitigte, daß man ihnen ihre Muttersprache nahm und gegen ihre Religion vorging. Doch es war nur ein äußerliches Sichfügen, ein Weichen vor der Macht, im Herzen dieser Völker lebte der nationale Gedanke weiter, ja er wurde zum Trotz, da Druck bekanntlich immer Gegendruck erzeugt. Äußerlich genommen war die Regierung des Zartums dem Ziel, das sie hier im Westen deö Reiches erstreble, in den letzten Iahren auch ziemlich nahe gekommen. Aber es war doch ein morscher Bau, der hier errichtet war. War früher nur der Wunsch nach Erhaltung der nationalen Eigenart bei diesen westlichen Fermdvölkern vorhanden gewesen, ohne daß sie damit irgendwelche Gedanken des Abfalls oder der Untreue gegen den Zaren verbanden, so sahen sie jetzt ihre Rettung vor der Gefahr einer völligen Russifizierung nur noch in einem „Los von Rußland", und zwar entweder durch eigene Hilfe oder mit Unterstützung von außen. Zwischen dem Zartum und den westlichen Fremdvölkern war also eine völlige Entfremdung eingetreten. Völker, die in früheren Zeiten dem russischen Staate die hervorragendsten Männer auf dem Gebiete der Politik, der Wirtschaft und der Wissenschaft geschenkt hatten, waren jetzt zu einer schweren inneren Gefahr geworden. Männer mit klarem Blick für die inneren Nöte ihres Vaterlandes sahen das auch ein und forderten Umkehr. So schrieb z. B. Fürst Trubetzkoi, den man wahrlich keinen untreuen Diener des Zartums nennen kann, in seiner 1910 erschienenen Arbeit: „Rußland als Großmacht": „Ohne diesen Umschwung, wie überhaupt ohne eine Umkehr auf dem Gebiete der inneren nationalen Fragen zum Zwecke der Versöhnung mit den Fremdvölkern und der Befestigung des allgemein russischen Patriotismus, wird Rußland den Zustand der Schwäche, die seine äußere Macht paralysiert, nicht überwinden."

Der Ausbruch des Weltkrieges und die Siege der deutsch-österreichischen Heere ließen nun die Fremdvölker neue Hoffnung auf die Erreichung ihrer nationalen Ziele schöpfen. Doch schienen sich diese nur für die Polen und vielleicht einen Teil der Balten erfüllen zu sollen; für die andern, besonders sür die Finnen und Ukrainer verschärfte sich die schlimme Lage. Gab doch der Kriegszustand der russischen Regierung in diesen Gebieten nun erst recht Gelegenheit dazu, mit allem Nichtrufsischen gründlich aufzuräumen und alle Vorkämpfer für die nationale Idee ihres engeren Vaterlandes unschädlich zu machen. Da kam ihnen nun die Revolution und der Sturz des absoluten Zarenregimentes zu Hilfe. Sowohl in der Ukraine wie in Finnland hat. man klar das Gebot der Stunde erkannt. „Ietzt oder nie", das ist dort zur Parole geworden für die Errichtung und Neugestaltung eines freien nationalen Staates. Eine Loslösung beider Gebiete vom russischen Reiche wäre für dieses allerdings ein schwerer Schlag, für uns, und ganz Mittel--

europa aber eine Befreiung von der russischen Gefahr, die nach wie vor von Osten droht. Denn der Sturz des Zartums hat durchaus nicht zur Folge, daß Rußland auf seine alten Eroberungspläne verzichten wird. Wie das alte Rußland, so strebt auch das neue danach, die Ostsee zu einem russischen Binnenmeere zu machen, und im Süden ist nach wie vor Konstantinopel das Ziel der russischen Patrioten. Das Schicksal Finnlands sowohl wie das der Ukrainer ist darum für uns jetzt von größtem Interesse und von größter Wichtigkeit. Gelingt es Finnland, ein selbständiger Staat zu werden, so ist Rußland eine der wichtigsten Grundlagen entzogen, an der Ostsee zu einer beherrschenden Stellung zu gelangen. Eine Bedrohung und Umklammerung Schwedens ist zur Unmöglichkeit gemacht, zugleich ist Rußland für immer der Weg nach dem atlantischen Ozean und dem ersehnten Hafen Narwik verlegt. Rußland würde im Besitze von Ingermanland und eines Teils der baltischen Ostseeprovinzen nur eine bescheidene Rolle in der Ostsee spielen können, es müßte sich begnügen, sich mit den andern Mächten gleichzustellen. Da weiter die Finnen mit ihrer ganzen Kultur im germanischen Abendlande wurzeln, so würden und müßten sie sich nach Erlangung ihrer Selbständigkeit hingezogen fühlen zu den anderen germanischen Ostseereichen; das Bollwerk gegen das Vordringen flamischer Kultur im Gebiete der Ostsee wird dadurch um ein Bedeutendes wachsen. *)
Eine selbständige Ukraine aber würde Rußland den Qeg nach Galizien und Konstantinopel für immer verlegen.**) Es sei hier nur daran erinnert, was in durchaus richtiger Weise der ukrainische Reichstagsabgeordnete Dr. L. Cehelskyj ausführt: „Die russische Erpansionspolitik", so sagt er, „bewegt sich in Europa in zwei Richtungen: in der Linie Kiew—Lemberg—Budapest—Triest und in der Linie Kiew—Sebastopol—Konstantinopel—Dardanellen. Die erste Linie führt zur Adria und berührt unterwegs Galizien—Slowakei und die adriatischen Südslawenländer, die zweite hat den Ausgang ins Mittelmeer und noch mehr die Beherrschung Vorderasiens bis zum persischen Meerbusen im Auge. Und für beide Linien ist nur Kiew der Ausgangspunkt und nur die Ukraine ist die Ausgangsbasis für beide. Die Abtrennung Finnlands, Kurlands, Litauens und Polens, ja sogar eines Teils der Nordwestukraine beiderseits des Bug kann an diesem Erpansionsdrang Rußlands nach Süden gar nichts ändern und gar nichts gefährden, da die Basis dieses Erpansionsdranges unversehrt in den Händen Rußlands bleibt, ein russischer Vorstoß gegen Ostgalizien ebenso wie im August 1914 von Kiew aus ausführbar ist und über den Balkanstaaten, wie auch Uber Konstantinopel ebenso die russische Gefahr hängt, wie es bis jetzt der Fall ist."

') Vgl. meine Arbeit: „Rußland und Finnland." Nord und Süd lulS, Dezemberheft.
«*) Vgl. meine Arbeit: „Ruhland und die Ukraine". Nord und Süd 191«. ONobnheft. >

Die Selbständigkeitserklärungen der Ukrainer und Finnländer haben such bei den Letten und Weißrussen als ansteckendes Beispiel gewirkt und die auch dort schon vorhanden gewesenen nationalen Bestrebungen schärfer hervorgekehrt. Ob allerdings hier begründete Aussicht auf die Entstehung eines nationalen Staates vielleicht mit Hilfe der Neutralmächte vorhanden ist, läßt sich augenblicklich nicht beurteilen. Die nationalen, religiösen und kulturellen Verhältnisse liegen hier im Gegensatz zu Rußland nicht so einfach und klar wie etwa in der Ukraine oder gar in Finnland. Hier wird erst der Frieden die Verhältnisse klären.

England hat die Revolution in Rußland begünstigt, und der Sturz des Zartums ist mit sein Verdienst. Zu neuen Kraftanstrengungen wollte es das durch die Revolution umgeschaffene Rußland gegen uns veranlassen, und neue blutige Opfer hat das neue Rußland auch wirklich dem um seine Weltmachtstellung kämpfenden England gebracht. War das auch England geglückt, hat es die Revolution auch für einen verstärkten Machteinfluß auf Rußland für sich ausnützen können, so hat es andererseits auch uns, abgesehen von anderem, gerade durch die infolge der Revolution besonders ve» schärfte Fremdvölkerfrage einen gar nicht hoch genug zu bewertenden Dienst erwiesen. Die nationalen Bewegungen lassen sich jetzt nicht mehr aufhalten ; mögen sie auf die eine oder die andere Weise ihre Lösung finden, so ist doch heute schon so viel sicher, daß dem Vorrücken des Slawentums bis vor die Tore des eigentlichen Westeuropas ein kräftiger Riegel vorgeschoben ist. .

Privatdozent vr. H. Ehrenberg:

Weltkrieg, Geschichtsstaat und Judenftage. ^

„ Ein großer um Eristenz und Zukunft geführter Krieg ist das Intensivste, was ein Volk in seiner Gemeinsamkeit erleben kann. Daher steigert jeder Krieg das nationale Selbstgefühl zu einem einmütigen Kraftbewußtsein, wie es die Völker der modernen Welt sonst nicht mehr kennen. Aus der Steigerung des Gefühls fließen dann allerdings auch phraseologische Zuckungen und Verkrümmungen des Denkens, die für die große Anspannung der Kräfte überflüssig sind. Die Einseitigkeit des Lebenszustandes im Kriege pflanzt in hemmungslose Seelen maßlose Empfindungen, die gedankenlos in Theorien

umgewandelt werden. Auch die Besonnenheit des Deutschen hat ihn «or Auswüchsen der nationalen Intensität nicht geschützt. Es ergeht vielen so, als wären sie i« einem hypnotischen Zustande. So stehen sie gebannt vor ihrer Landkarte und verteilen die Länder, so sehen sie auf ihre Mitmenschen im eigenen Volke und ächten jede scheinbare Fremdvölkischheit in Gebühren und Ausdrücken. Das kämpfende Heer findet dergleichen ein wenig lächerlich und besiegt den Feind auch auf Grund von Befehlen und Reglements, die von Fremdwörtern strotzen; aber es läßt der Heimat gerne diesen „Ersatz" des Kampfes, wendet sich aber mit Entschiedenheit, ja Zorn gegen die ziellosen Kriegszielgedanken der am Kampf Unbeteiligten. Nationalismus und Chauvinismus sind wirklich grundverschiedene Seelenzuständc; wären sie nur graduell unterschieden, so würden wir im Heere mehr vom Chauvinismus derer merken, die zu Hause sitzen. Das Heer hat wohl auch seine unbesonnenen Gedanken; es sagt: das, was mit dem Blut unserer Kameraden gewonnen wurde, darf nicht wieder an den Feind zurückfallen; aber so unbesonnen dieser Gedankengang gescholten werden mag, so ist er wenigstens doch auf das Mitmachen begründet und hat seine innere Lebendigkeit. Diese fehlt solchen hypnotischen Gedankenercessen, wie wir sie etwa in der ersten Nummer der neuen alldeutschen Zeitschrift finden. Wenn diese Herren einmal sich die Vorstellungen zu Gemüte führen wollten, die im deutschen Heere über sie gehegt werden, dann würden sie vielleicht sich doch noch besinnen und ihr frevelhaftes Spielen mit der deutschen Volkskraft einstellen.

Die Kämpfer des Heeres sehen mit Trauer, daß in der Heimat jene freie Leidenschaft, die wir draußen schätzen, fast unbekannt ist; zwischen Schwarzseherei und unfreien Zielercessen sehen wir die meisten Menschen der Heimat hin und her schwanken. Nur wenige vermögen sich zu Hause zugleich Liebe zum Volke und Freiheit des Sehens und Denkens zu bewahren.

Werden im Kriege die Bestandteile eines Volkes, Klassen und Stämme, durch das gemeinsame Erleben fest aneinandergeschmiedet, so ist es eine fast naturgesetzlich eintretende Reaktion, wenn der nicht kämpfende Teil des Volkes sich auf die Weise am Kampfe zu beteiligen sucht, daß er der Volksgeschlossenheit theoretische Würde zu verleihen trachtet und sich daher nebenbei gegen solche rassenmäßig halb oder ganz fremden Teile seines Volkes wendet, die eben durch den Kampf mit ihm so viel enger verbunden werden. Da sich besonders in Kriegszeiten nur wenige Menschen den Reaktionen entziehen können, die naturgemäß auftreten, so ist auch im gegenwärtigen Kriege die angedeutete Reaktion in die Erscheinung getreten. In diesem Zusammenhange können wir das ziemlich unvermutet mitten im Kriege eintretende Wiederauftauchen der Iudenfrage begreifen. ,

Das wäre nun kaum ein Anlaß, sich ausgiebig mit alten Streitigkeiten, die jetzt aufgewärmt werden, zu beschäftigen. Aber ein Fall hat vor kurzem

gezeigt, wie auch solche Deutsche, von denen wir nach ihrer bürgerlichen Aufgabe eine freiere Stellung zu den Reaktionen der Kriegskrankheiten erwarten könnten, sich keineswegs von ihnen frei halten und in dem Aufwärmen jener alten Strcitideen eine sogar noch vaterländische Tätigkeit erblicken. Da erscheint es doch wahrhaft angemessen, warnend die Stimme zu erheben.

Es ist in einer philosophischen Gesellschaft, also anscheinend am fernliegendsten Punkte der geistigen Organisation unseres Volkes, wo dergleichen zu Tage getreten ist. In der Kantgesellschaft ist ein Streit entstanden, der zum Rücktritt des Herausgebers der Zeitschrift „Kantstudien", Herrn Prof. Bauch, geführt hat. Wäre durch den Vorgang nicht jene Stimmung beleuchtet, die die Einheit der Nation gefährdete, so wiire Stillschweigen angebracht; so aber erheischt der Fall seine Besprechung und zwar von einer Seite, die — mag sie auch in allgemeinem Sinne als Partei zählen — nicht zu einer der beiden entzweiten Parteien rechnet.

Herr Prof. Bauch hat im Kriege es für angemessen gehalten, zuerst eine allgemeine Abhandlung über den Begriff der Nation zu veröffentlichen, sodann in einem ursprünglich privaten Briefe, dessen Veröffentlichung er duldete, die Folgerungen zu ziehen, die sich aus seinem Nationalismus für die Iudenfrage ergeben. An jene Abhandlung, die in den Kantstudien erschien, schloß sich der angedeutete Hausstreit der Kantianer an. Die Abhandlung zeigt allerdings nur beispielweise Auslassungen über die Iudenfrage, die aber zusammengefaßt als Wiedergabe des bekannten Rassentheorems des theoretischen Antisemitismus anzusehen sind, und findet dann außerdem in dem genannten Briefe eine vollständige Ergänzung nach dieser Seite, die zur Genüge zeigt, daß die beispielweise Heranziehung der Iudenfrage für den Verfasser selbst eine im deutschvaterländischen Sinne bedeutsame Rolle einnimmt und nur bei einer allgemein-begrifflichen Darstellung zurücktritt. Wer ohne Begründungen den Iuden schlankweg als eine Nation unter anderen Nationen behandelt, wer dementsprechend von jüdischem und deutschem Geistesleben, von deutschen und jüdischen Gelehrten sprechen kann, der bewegt sich ohne Zweifel in den Bahnen derer, die mit Hilfe des Rassenbegriffes dem deutschen Iuden das Recht und die Pflicht seiner Deutschheit abstreiten und die man im öffentlichen Leben, ohne ihnen eine allgemeinmenschliche Feindschaft gegen Iuden nachsagen zu wollen, als theoretische Antisemiten anspricht. Insoweit haben Mitglieder der Kantgesellschaft vollständig Recht, wenn sie Bauch als Antisemiten ansehen. Aber wie die Kantgesellschaft hieraus die Folgerung ziehen konnte, Bauch vor die Alternative einer Ehrenrettung persönlich nicht beleidigter jüdischer Mitglieder der Kantgesellschaft oder des Rücktrittes von der Redaktion der Kantstudien zu stellen, das bleibt mir unerfindlich, und ich kann hierin nur eine höchst bedauerliche Abirrung des

Gefühls erblicken. Gewiß hat Bauch den Streit verschuldet, aber doch nicht gewollt, gewiß hat er auch nachträglich durch die nach seinem Rücktritt von den Kantstudien im „Panther" (Februarheft) gegebene Erklärung die Meinung über seine Stellung zur Iudenfrage vollkommen bestätigt, aber deswegen ist es nicht zu billigen, daß er wegen einer Anschauung, die philosophisch eine abliegende ist, vor das Tribunal einer philosophischen Gesellschaft gestellt und ihm die Fortsetzung der mit Erfolg geführten Leitung der Ksntstudien unmöglich gemacht wird. Da ich selbst ebenso der Kantgesellschaft wie dem Kantianismus m tot» fern stehe, so berührt mich der Hausstreit der Kantianer nicht persönlich, aber sowohl um der Gerechtigkeit willen, wie um Mißverständnisse zu vermeiden, muß ich Bauch gegen ein Verfahren in Schutz nehmen, das weder gesellschaftlich noch menschlich gerechtfertigt ist und das eine bedenkliche Neigung zu terroristischer Denkweise verrät. Ich kann mir wohl vorstellen, daß selbst Gegner Bauchs durch das gegen Bauch gerichtete Verfahren sich veranlaßt sehen könnten, aus einer auf diese Weise cliquenhaft regierten philosophischen Gesellschaft auszutreten. Um so mehr gerade fühle ich mich veranlaßt, mich mit dem philosophischen Nationalismus Bauchs auseinanderzusetzen, damit die Kritik seiner Ideen nicht etwa nur seinen Gegnern von der Kantgesellschaft überlassen bliebe. Mein Bestreben ist es, gegen die von Bauch erhobene Stimme der Spaltung, die von der Kantgesellschaft in gleichem Sinne aufgenommen wurde, die Stimme der Einheit zu erheben; vielleicht gelingt es mir, die Problemstellung zu vertiefen und dadurch die patriotische Leidenschaft, die in diesen Streit hineingezogen wird, für die Dinge frei zu machen, in denen sie gestaltet. Sammlung der Kräfte im Gefäß der einzelnen Seele — ohne Ablenkung — ist gegenwärtig so überaus nötig, daß sachliche Vertiefung auch den Wert seelischer Beruhigung besitzt; wir erfahren dies Bedürfnis nach Sachlichkeit heute ja täglich in allen Dingen.

S.

Bauchs Abhandlung über den Nationalitätsbegriff, von der wir ausgehen müssen, weil er die im Panther ausgeführten Ansichten über die Iudenftage als Anwendungen seiner Theorie vorträgt, bewegt sich in den bekannten Bahnen der Rassentheorie, die aus dem Gedankenschatz des Idealismus einen noch näher zu charakterisierenden Zusatz erfährt; Bauch selbst beabsichtigt augenscheinlich auch gar nicht eine neue Auffassung zu lehren, sondern will nur einer bekannten Theorie eine begrifflich abgerundete Gestalt geben. Daß er hierbei analytisch verfährt, ist angesichts der bewußten Kritiklosigkeit, mit der die Voraussetzungen der naturalistischen Nationaltheorie übernommen werden, verständlich. Der Kritiker wird allerdings es nicht vermeiden können, die unbesehen übernommenen Voraussetzungen zu betrachten, weil er nur

durch einen Vergleich der begrifflichen Darstellung mit den sachlichen Voraus setzungen den Wert der begrifflichen Analyse beurteilen kann. Und in diesem Sinne ist eine Kritik Bauchs allgemein lehrreich.

Die Lehre des Nationalismus läßt sich etwa folgendermaßen in wenigen Leitsätzen darstellen: Die Ausbildung des eigenen Lebens und der eigenen Kultur ist das höchste Ideal eines jeden Volkes; die Menschheit differenziere sich in ihren Einzelvölkern zu vielfältigster reichster Bildung; entwickelt sich jede Nation nach ihrer Eigenart, ohne nach der anderen zu schauen, so sind die allgemeinen Einheitsziele der Menschheit am besten aufgehoben. Inner-nationaler Individualismus, kultureller Polytheismus der Menschheit, der Eigenart des Volkes ohne Feindschaft prägend die Stärke ungebrochner Eigenkraft ohne das Laster kultureller Unduldsamkeit aufweist, dies sind die Methoden der nationalen Idee auf den Wegen der kulturellen Geschichte.

Indem die nationalistische Lehre sodann zu den inneren Elementen, zu den Bausteinen der Nation übergeht, zählt sie verschiedene entscheidende Ge-stalten des nationalen Daseins auf, stets beginnend mit der physischen Grund-lage, der Rasse. Zu dieser fügt sie dann die Elemente der Sprache, der Geschichte, des Staates, der Kultur hinzu. Indem auch Bauch das Element der Rasse für den Aufbau der Nation causal benutzt, die Begriffe der Ge-schichte und der Kultur dagegen teleologisch, im Physischen also die dinglichen Ursachen, im Geistigen die ethischen und historischen Aufgaben des Volkslebens erblickt, vermissen wir sogleich einen entscheidenden Hinweis darauf, in welcher Sphäre, in welchem Punkte das nationale Leben sich zu der Intensität concentriert, in der wir es heute im Kriege gerade so allumfassend kennen lernen. Mit dem bloßen Begriffzergliedern ist uns gerade heute nicht zur genüge gedient. Wo ist eigentlich das Sammelbecken, in dem die indi-viduellen Kräfte eines Volkes, das nur ihm Gehörende, zusammenfließen? Weder die Rasse, die unter unserem wirklich gelebten Dasein gleichsam unter-irdisch lebt, noch die Kultur, die über die Grenzlinien der Völker übergreifend eine bereits zu allgemeinmenschliche Stellung einnimmt, kann dieses Sammel-becken bilden. Und da überhaupt des Gemeinsamen zwischen den Völkern Legion ist und der völkische Differenzierungsprozeß eine Erklärung benötigt, so ist zu untersuchen, wo im Völkerleben das Gemeinsame der Völker vor dem Individuellen verschwindet und dadurch dann Volksindividualität gegen Volks-individualität umrissene Gestalt gewinnt.

In jedem Volke finden wir eine innere Übereinstimmung der Seelen, die nicht durch Worte und bestimmte Vorstellungen zu fassen ist. Es handelt sich um ein unbestimmtes und doch ganz intensives einheitliches Fühlen und Denken, ein Schwingen von Saiten zwischen den Einzelnen, ohne daß ein

Ton verbindend von einem zum anderen wallt. Wo ist der Sitz dieses je
ve »a!s quoi, das ein Füllhorn Von Erlebnissen der Groben und Feinen ist;
wo liegt der Resonanzboden für diese seelische Resonanz der Gemüter in
einem Volke? Bauch, der die Tatsache dieser seelischen Resonanz bemerkt und
sogar unterstreicht, begnügt sich jedoch sie durch Wendungen wie Blut von
unserem Blut auf eine Abhängigkeit von der Rasse festzulegen. Damit ist
dem forschenden Geiste nicht gedient, so einfach liegen die Dinge nicht. Denn
die Iugend der Völker kennt noch kein einheitliches Volksgefühl, erst mit
der Geschichte wachsen die getrennten Organe zu einem einheitlichen Resonanz-
organ zusammen. Überall ist erst das gemeinsame Erlebnis, das wir
Schicksal oder Geschichte nennen, dasjenige, das Völker bildet und Volksseelen
formt. Gewiß die rassenmäßigen Ausgänge eines Volkes geben der gemein-
samen Geschichte den Schwung, der ein Volk in seiner Entwicklung vorwärts-
treibt. Fern liegt es uns, ihre Wertschätzung auszuschalten; das Natürliche
bleibt immer das rassenmäßig einheitliche Volk, einheitlich weniger durch die
Keime der Rasse als durch ihre einheitliche Durchmischung —, aber die Volks-
seele ist die Verkörperung anderer Vorgänge. Die gemeinsamen Volks-
erlebnisse sind es, die die Volksseele schaffen. Das schweißt die Menschen
zusammen: zusammen zu handeln und zusammen zu leiden, zusammen zu
leisten und zusammen zu opfern, zusammen zu empfinden und zusammen
Ideale zu verfechten. Und unter den Volkserlebnissen ist das Kriegs-
erlebnis das stärkste; Völker, die keine Volkskriege erlebt haben, zeigen
eine eigentümliche schwächliche Art von Volksstruktur. Die Geschichte ist
stärker als die Rasse; sie löst die Bande, die die Rasse geknüpft hatte, und
knüpft Bande, an denen die Rasse keinen Anteil hat. So kommt es, daß
die gemeinsame Volksseele zerfällt, sobald die gemeinsame Geschichte unter-
brochen wird, und ebenso kommt es so, daß Völker entstehen, die sich aus
verschiedenen Rassen zusammensetzen, sobald ein gemeinsames Geschick durch-
greifend und dauernd sie ergreift.

So sind die Deutschschweizer trotz ihrer rassenmäßigen Reinheit und trotz
der sprachlich-künstlerischen Gemeinschaft mit den Reichsdeutschen ein Volk,
das wir zwar als nahvcrwandt, nicht aber als Blut von -unserem Blut an-
sehen können, während die drei Rassenteile des Schweizervolkes infolge einer
jahrhundertelangen gemeinsamen Geschichte ein gemeinschaftliches Grundorgan
besitzen, das zwar durch die rassenmäßige Teilung abgeschwächt ist, gleichwohl
aber die charakteristischen Eigenschaften jenes je ne ssis c>uoi der Volksseele
— von dem Bauch glaubt, es sei nichts als ein Ausdruck der Volksrasse —
aufweist. Die angelsächsischen Amerikaner haben nach einer ein und einhalb'
jahrhundert langen Eigengeschichte trotz zahlreicher Berührungspunkte gemein-
samer Ideen und Kulturwertungen doch den untersten, unfaßbaren Grundton
der Volksseele mit ihrem Mutterlande nicht mehr gemein, vielmehr ist bei

ihnen gerade die rein gefühlsmäßige Abweichung bei theoretischer Überein-
stimmung oft außerordentlich überraschend. Und die Auslandsengländer
bleiben nur deshalb Engländer, weil sie im überseeischen Lande nicht aus
dem Bereiche der englischen Geschichte austreten, während der Überseedeutsche
gerade, weil den Deutschen eine überseeische Geschichte des Volkes bislang
mangelte, den Zusammenhang mit seinem Lande einbüßte. So sehr ohne
Zweifel das Natürliche ein rassenmäßig einheitliches Volk ist und in einem
solchen die seelische Concentration gemeinsamer Elemente am stärksten sich
ausbilden wird, so sehr erkennen wir doch, daß das seelische Gemeinsamkeitsorgan
auch bei Völkern vorhanden ist, die sich aus verschiedenen Rassenteilen zu-
sammensetzen, und daß Volksteile, die aus der gemeinsamen Geschichte ihrer
Nation scheiden, damit auch aus dem Teilhaben an dem seelischen Grund-
schatz ihres Volkes austreten.

Nirgends ertönt der Eigenton der Völker so laut und zugleich so eigen,
wie in ihrem nach außen gerichteten Handeln und Leiden, im Kriege. Kriege
sind die Höhepunkte der Volksgeschichten, in ihnen tritt das Allgemeinmensch-
liche in einem Grade zu Gunsten der Volksindividualitäten zurück, daß die
seelischen Grundorgane, die doch sonst unsichtbar sind und sich mehr in grund-
sätzlichen Nuancen als in Hauptsachen kundtun können, sichtbare Gestalt ge-
winnen und die Völker auf einmal nichts anderes zu sein scheinen als' Ver-
körperungen ihrer Einzelseelen, und das hat seinen Grund nicht im Kampfe,
denn nicht nur die Feinde werden sich im Kriege vollkommen fremd, sondern
auch die Freunde entfernen sich von einander, und höchst paradoxer Weise
verschärfen sich in einem Kriege auch innerhalb ein und desselben Volkes die
Spannungen der Stammcharaktere. Wie geschlossene Persönlichkeiten werden
die Völker in einem Volkskriege; nicht nur die Not, sondern die gemeinsame
Tat erzeugt die Einheit; stolz und monumental stehen sie dann da gleich
griechischen Göttergestalten, ein jedes für sich und abwehrend alle Vermischung
und alles Aussichherausgehen. Alle Vorgänge in einem kämpfenden Volke
laufen in seine eigene Seele zurück, hier schafft sich deshalb Geschichte, weil
ein und dasselbe Ereignis, der Krieg, auf die verschiedenen Völker so ver-
schieden, so schlechthin individuell wirkt, daß die Welt und Menschheit nach
einem Volkskriege wirklich revolutioniert ist.

So ist Geschichte im weiteren Sinne die Form, in der sich die Volks-
seelen herausbilden. Der Geschichtsstaat ist die Kategorie, mit der wir den
Kern der inneren Erlebensgemeinschaft eines Volkes erfassen. Und fragen
wir mit der nationalistischen Lehre, was eine Nation sei, dann müssen wir
antworten: Ein durch den Geschichtsstaat geeintes Volk. Und er, der deut-
sche Geschichtsstaat, fordert von uns, daß wir ihm die Ehre geben, deshalb
die trübe Reflerion auf einst getrennte Ausgangspunkte fallen lassen und in
einer Zeit des völkischen Reichtums ohne gleichen den Reichtum in uns an-

legen, anstatt seine Kraft durch theoretisches Fixieren zu entmannen. Wenn wir es fassen: Nation ist keine Natur-, sondern eine Geschichts- und Geistes-sache, dann wird unser Denken ehrfürchtig vor der Wirklichkeit schweigen und nicht die allgemeine Einheit des völkischen Lebens durch „Erklärungen" ge-fährden. Die wahre Erkenntnis führt wieder in das Leben zurück und be-läßt keinen lastenden Rest des Gedankens. Die wahre Erkenntnis ist es, in der Erlebensgemeinsamkeit, im Geschichtsstaat die innere Volkseinheit, das uns brüderlich Einende zu sehen, und diese Erkenntnis will nicht in das Leben unseres Volkes trennend eingreifen, sondern allein die Einheit selbst im Abbilde wiedergeben, und so der Einheit selber lebendig dienen.

3.

Über der Rasse steht der Geschichtsstaat, und wie deshalb die in der Rasse deutschen Blutsgenossen der Schweiz und Amerikas in diesem Kriege nicht zu uns gehören und an dem großen Leben der Zeit keinen Anteil haben, so haben alle die ihren vollen Teil an ihm, die in dem Kriege selbst an Tun und Leiden voll beteiligt sind, ob sie nun der Rasse nach zur Masse der Deutschen gehören oder nicht. Der deutsche Iude, Teil des kämpfenden Deutschlands, gehört voll und ganz zum Deutschtum, um so mehr als dieser Kampf bei weitem nicht sein erster Vollanteil am deutschen Leben ist. Man mißverstehe mich nicht! Ich spreche nicht etwa im Sinne eines unwürdigen Belohnungsstandpunkts, der den deutschen Iuden wie ein fremdes Hilfsvolk behandeln ^wollte, sondern aus der Seele des deutschen Geschichtsstaates heraus, zu dessen 'gültigen Gliedern auch die deutschen Iuden gehören.

Wenn gleichwohl der theoretische Antisemitismus gerade im Kriege wieder sein Haupt erhebt, .so ist dies aus der, sagen wir, mangelnden nationalen Beschäftigung der zu Hause Gebliebenen einigermaßen erklärlich. Auf der Suche nach Betätigung für die deutsche Sache ist der Rassegedanke immer ein naheliegendes Requisit der vorhandenen Ideen. Befremdend aber ist immerhin doch, wenn diese Wirkung auch bei Denkern von Beruf auftritt und sie den nationalen Ausschluß der Iuden als eine selbstverständliche Folge einer nationalen Weltanschauung betrachten. So erklärt Bauch, daß die Iuden eine Nation wie andere Nationen seien, womit dann ihre Deutsch-fremdheit entschieden wäre. Ohne also auch nur die seelische und geistige Kompliziertheit der Iudenfrage zu streifen, werden die Iuden unter das nach Bauch entscheidende Element der nationalistischen Lehre, — die Rasse — rangiert. Hier werden die naturalistischen Grundlagen der Ansicht Bauchs schneller sichtbar als in seinen farblosen allgemeinen Auseinandersetzungen. Hier sehen wir sogleich, wie wenig tief er in die lebendige Wirklichkeit der

deutschen Gegenwart hineingestiegen ist, wie er an ihr nur den dereinstigen Ausgangspunkt wiedererkennt, von dem das deutsche Volk ausging.
Es ist ja allerdings ein Erbstück der alldeutschen Lehre, Deutschland wie ein kleines Kind zu behandeln, das erst eben in die Welt eintrete, und dann ist es naheliegend, wie bei einem Kinde die Familienzugehörigkeit so beim deutschen Volke die Rasse in den Vordergrund zu stellen. Das deutsche Volk ist aber längstens erwachsen und hat sich von der Position seiner Geburt durch viele Schicksale hindurch weit entfernt, und auf den Wegen und Wanderungen seiner Geschichte hat es auch manches Fremde in sich aufgenommen, hat es verarbeitet und sich so — mehr als andere Völker — in die göttliche Schöpfung hineingelebt. Wie wäre das heutige Deutschtum ein Gebilde von durchgreifender Bedeutung für die ganze Welt, wenn es noch das Naturvolk mit seinen gegebenen Anlagen wäre? So ist auch nichts Verwunderliches daran, daß im deutschen Iuden ein rassemäßig nicht ange» schlossener Teil des Deutschtums eristiert.
In dem Bestreben, den deutschen Iuden einfach unter die allgemeine Kategorie der eignen Nation zu bringen, beruft sich Bauch auf den Zionismus. Beide denken vom Rassenstandpunkt, daß der Iude ebenso wie der Russe, Engländer, Deutsche seine nationale Aufgabe habe. Darin, den Iuden einfach den anderen Nationen gleichzustellen, liegt immer der theoretische Kern des Antisemitismus. Antisemitismus und Zionismus sind Kinder desselben Zeitgeistes, der teils offen teils verdeckt naturalistisch die Nation nicht als eine geistige Angelegenheit nimmt bez. die materialistische Seite der Völker allein vergeistigen will. Nun halte ich es in keiner Weise für zulässig, die Übereinstimmung des Antisemitismus mit dem Zionismus durch einen Hinweis auf die geringfügige Minorität der Zionisten unter den deutschen Iuden entkräften zu wollen; es ist Bauchs Recht, den Zionismus für die werwolle Vertretung des Iudentums zu erklären; das Majoritätsprinzip kann in Kulturfragen nicht entscheiden.
Zugleich sei dem Antisemitismus zugestanden, daß es in keinem Falle angängig ist, die jüdische Frage als Religionsfrage zu behandeln, wie es dem älteren Liberalismus beliebte, der die Schwierigkeit der nationalen Kompliziertheit der Iudenfrage nicht sehen wollte und den politischen Sinn des Problems leugnete. Bloße Staatsbürgergleichheit schafft nie ein einheitliches Volk. Sowohl der Antisemitismus wie der Zionismus haben durchaus recht, die religiöse Seite der Iudenfrage zu vernachlässigen. Für die Probleme der nationalen Idee fällt die Religion überhaupt aus, da die Religion keinen nationalistischen Individualismus dulden könnte und daher, sobald sie ernsthaft anerkannt wird, das nationale Ideal als Kulturideal überhaupt bröcklig machen würde. Allerdings könnte die Iudenfrage auch unter einem vo»

herrschend religiösen Gesichtspunkt erscheinen, der aber nur für gläubige Christen oder Iuden und daher nicht für die geistig bestimmende, überwästigende Mehrheit der Antisemiten und Zionisten in Frage kommen kann. Iedoch innerhalb des politischen Kreises der nationalen Lehre hat die religiöse Frage in jedem Falle zu ruhen. Wie könnte sonst auch z. B. ich als überzeugter Christ jüdischer Abstammung mich durch die von Bauch vertretene Ansicht auch nur im geringsten getroffen fühlen! Mein Getroffenheitsgefühl hierüber mag ja auch nicht sehr tief gehen; ich bin viel zu sehr davon überzeugt, daß die religiöse Wiedergeburt, der Deutschland langsam, «der sicher entgegen geht, den unhelligen Primat des nationalistischen IdeaW beseitigen wird, der uns in der zweiten Hälfte des verflossenen Iahrhunderts aus den entweihte» Ländern Westeuropas importiert wurde und von den großen Kriegsführern unseres Volkes, von Kaiser und Kanzler, nicht vertreten wird. Aber auch dann, wenn die Zeit einer wahrhaft deutschen Kultur wieder angebrochen und mittelst der Kraft einer neu lebendigen Religion doch von einer übertriebenen Kultivierung der eigenen Sonderart bewahrt sein wird — auch dann wird die Iudenfrage auf deutschem Boden nicht voll gelöst sein. Und überhaupt — so wenig tief mich der Gedankengang Bauchs trifft, so läßt er mich immerhin nicht gleichgültig, sonst würde ich ihm nicht antworten^

Die jüdische Frage auf deutschem Boden besteht zu recht; das muß der Ausgangspunkt jeder sinnvollen Diskussion über sie sein; und jeder hat das Recht sich zu ihr zu äußern; es kommt nur darauf an, wieviel Geist und Disziplin er dabei zur Anwendung bringt. Nun erwähnte ich bereits, daß Bauch sich die Lösung der Iudenfrage außerordentlich leicht macht, indem er mit rücksichtslosem Schematismus den allgemeinen, an welthistorischen Kulturvölkern der Gegenwart gebildeten Nationsbegriff auf die Iuden überträgt. Nach Bauch muß es gleichgültig sein, daß die Iuden seit bald zwei Jahrtausenden nicht mehr gemeinsam leben, infolgedessen in einem zuerst noch geringem, später immer mehr um sich greifendem Maße verschiedenen Erlebnissen, verschiedenen Geschicken ausgesetzt waren, daß nach Auflösung des Geschichtsstaates der Iuden sich auch die Schickfalsgemeinschaft auflöste üftd seit Beginn des weltlichen Zeitalters des christlichen Europas, also seit vierhundert Jahren auch die Kultur- und Sprachgemeinschaft der Iuden so sehr in die Brüche ging, daß heute nicht einmal mehr Trümmer von ihr vorhanden sind. Es bleibt also die Blutseinheit, und das genügt für die naturalistische Denkweise. ' .

Die üblichen, von Bauch selbst keineswegs verkannten Begriffsinhalte des Nationsbegriffes werden bei Behandlung der Iudenfrage von ihm fallen gelassen; es tritt hier aus dem idealistischen Mantel der naturalistische Pferdefuß hervor. Gleichgültig sei es auch, daß Iuden und Nichtjuden aus deutschem

Boden gemeinsam arbeiten und schaffen, gemeinsam leben und leiden; fur
die deutschen Iuden sei das etwas Äußerliches, und diese Schicksalsgemeinschaft
sei keine Schicksalsgemeinschaft. Neben der Bedeutung des Blutes, das'wir
doch nur an seinen Taten erfassen, kämen eben dann diese Taten selbst nicht
mehr in Betracht. Die heutige Kultur-, Geschichts-, Arbeits-, Leistungs- und
Leidensgemeinschaft wie die kriegerische Opfergemeinschaft und die Gemeinschaft
der Ideale würde danach vollkommen schattenhaft sein und so kraftlos, daß
sie ^nur dem Schein nach beständen, während in Wahrheit da wären eine
jüdische Sprache mit deutschen Lauten, deutschen Dichtungen und Gedanken-
«erken, eine jüdische Kultur mit deutschen Geschichtserlebnissen, jüdische Tote
mit deutschen Gewehren — etwa vergleichbar den Gurkhas der Engländer
oder den Senegalen der Franzosen.

Das wären die Konsequenzen eines ernsthaften Antisemiten, und um sie,
nur um sie und ihre Berechtigung könnte sich ein Streit erheben. Sie zu
beweisen, wäre Beweispflicht des Antisemiten, wenn er auf Allgemeingültigkeit
Anspruch erheben will. Bedenken wir die Tatsachen: Seit Iahrtausenden
zerstreut hat das Iudentum alles verloren, was zur Einheit eines Volkes
gehört. Es unterscheidet sich dadurch nicht nur von anderen sich selbst
angehörenden Nationen, sondern auch von alle den Nationssplittern, die Bauch
mit dem Ausdruck Gastvolk belegt. Es hat sich mehr oder weniger anderen
Völkern assimiliert, mehr oder weniger tief in das Schicksal seiner Mitlebenden
eingegriffen, lebendiger oder unlebendiger in dem Lebensstrom seiner Umwelt
mitgeschwommen. Es ist heute von einer Einheit weiter entfernt als je, es
Verspritzt sein Blut heute nicht etwa für die Zukunft eines Iüdischen Volkes,
sondern die deutschen Iuden für Deutschland, die anderen für ihre Völker,
und sicher die deutschen Iuden, die mich allein angehen, nicht bloß aus
Pflichtgefühl eines braven Staatsbürgers, sondern mit derselben Leidenschaft,
mit der alle Deutschen in diesem ihrem Kampf um ihr Volkstum streiten.

Es ist ein vollkommen ungelöstes Problem, ob eine Blutsgemeinschaft bei
derartigen Scheidungen aller Seelen- und Geisteserscheinungen des Lebens
noch eine historisch und ethisch bedeutsame Größe darstellt. Zum mindesten
müßte jeder sich als wissenschaftlich gebärdende Antisemitismus hier einhaken
und eine Zersetzung der jüdisch-deutschen Lebensgemeinschaft vornehmen. Aber
nichts dergleichen tut der Antisemitismus; er nimmt einfach die Nuance als
Hauptsache und die Lebensgemeinschaft für das daneben Unwichtige, das bei
grundsätzlicher Erörterung zu vernachlässigen wäre. Das heißt, auch das
tut Bauch nicht, weil er überhaupt nichts als jene nackte Übertragung der
nationalen Idee auf die Iudenfrage unternimmt, und ist sich vor allem nicht
im geringsten bewußt, welche Verpflichtung er auch nur durch das Anschneiden
des ganzen Kompleres auf sich nahm. Anstatt sich zu fragen, ob er
es fertig bringen würde, etwa an einem Vergleich seines eigenen Kantianismus

und des Kantianismus des im Kriege gefallenen Emil Lask die Nati-
onalitStsbegriffe Deutsch und Iüdisch wenigstens für ein gewähltes, philosophisch
gebildetes Publikum zu demonstrieren, spricht Bauch in gleicher Weise wie der
sonstige Antisemitismus leichtherzig einem nicht kleinen Teil seiner Mitlebenden,
von denen viele draußen auch für ihn mit kämpfen, einfach das Recht ihrer
Ideale ab, obwohl diese Ideale die gleichen sind wie seine eigenen, und be-
hauptet gleichwohl eine rein sachliche Auseinandersetzung zu vollziehen, abge-
sehen davon, daß er augenscheinlich überzeugt ist, eine national wertvolle
Geisteshandlung auszuüben. Die Sachlichkeit Bauch's scheint mir allerdings
nur in der naiven Selbstverständlichkeit seiner schematischen Schlüsse zu liegen.
Dazu bedürfte es keines Philosophen — und es ist längst von Politikern
gesagt worden — daß die Iuden wie eine Nation unter anderen Nationen
zu beurteilen und zu behandeln seien.
Bauch bleibt so sehr an der Oberfläche des von mir nicht etwa gelö-
sten, sondern nur genauer aufgezeigten Problems, daß er die Tatsachen, die
sich aus dem Faktum der Lebensgemeinschaft der Iuden mit den anderen
Deutschen ergeben, gar nicht bemerkt, wenigstens nicht in antisemitischer
Richtung erläutert und auch nicht diese Lücke etwa durch eine besondere
Absicht erklärt. Ich erblicke zu meinem Befremden, wie ein deutscher Ge-
lehrter eine nach seiner Aussage nicht politische, sondern wissenschaftliche Ansicht
vertritt, die vielen Mitkämpfenden unter uns das Recht und die Pflicht, Deutsche
zu sein, abstreitet, ohne diese angeblich wissenschaftliche Untersuchung auch nur
in die Tiefe gelangen zu lassen, die ihm die einfachsten Tatsachen aufnötigen.
Ich frage mich, wo liegt hier noch Sachlichkeit? und sosehr ich davon durch-
drungen bin, daß Bauch überzeugt und ohne jedes Bewußtsein des eigentlichen
Inhalts seiner Kundgebung mit dem vollsten Bestreben zur Sachlichkeit handelt,
sosehr erstaune ich zu sehen, daß Bauch die frivolen Konsequenzen seiner
Ansicht gar nicht bemerkt. Es liegt hier augenscheinlich eine jener Verirrungen
des Gefühls vor, die mit der besten Absicht gerade das Gegenteil von dem
unternimmt, was sie erreichen will.
Dabei erkläre ich ausdrücklich, daß ich mich mit dem Fall gar nicht
befassen würde, wenn Bauch's Gedankengänge nicht den Mantel der Wissen-
schaft umgeworfen hätten. Die übliche Erregung gegen jeden Rassen-Antise-
mitismus liegt mir vollkommen fern; ich bleibe doch wahrhaft Deutscher in
Gefühl, Leben und Handeln trotz antisemitischer Ansichten, die mein Wesen
und meine Seele nur dann verändern würden, wenn ich mich in leidenschaft-
licher Weise in einen Streit mit ihnen einlassen würde. Die Empfindlichkeit,
die in manchen Seelen deutscher Iuden erklärlicher, aber doch nicht entschuldbarer
Weise herrscht, finde ich mehr als kleinlich; auch Bauch's Gegner in der
Kantgesellschaft scheinen dieser Empfindlichkeit erlegen zu sein: das ist eine
bedauerliche Schwäche und Mangel an Kraftbewußtsein.

Ich betone durchaus zu verstehen, daß die Blutgemeinschaft der Iuden
oder unverschmolzene Reste in ihrem Wesen resp. Reaktionserscheinungen
auf die Umstrittenheit ihrer deutschen Stellung rein gefühlsmäßig von manchen
so stark empfunden werden, daß sie aus diesen Tatsachen antisemitische Konse-
quenzen ziehen. Ich streite dem einzelnen nicht im geringsten das Gefühlsrecht
ab, gewisse bestehende Tatsachen mehr oder weniger uneingeschränkt auf
seine Empfindungen uud Leidenschaften wirken zu lassen, dem stehen dann
andere Empfindungen und Leidenschaften entgegen, und das schafft sich schon
seinen Ausgleich. Auch bei Kulturgebilden kann es einen Sinn haben, von
jüdischen oder nichtjüdischen Merkmalen zu sprechen, und ich tue das unter
Umständen auch selber. In der Tat würde ich Prof. Bauch keineswgs bei
der Äußerung seines Geschmackes und seiner kulturellen Überzeugungen ent-
gegentreten. Aber Prof. Bauch verwendet die Würde der Wissenschaft, um
seine subjektiven Ansichten als objektiv bedeutsam erscheinen zu lassen, und
er zieht die gekennzeichneten Folgerungen, die den Iuden Deutschlands zur
Seelenlosigkeit seines deutschen Lebens verurteilen würden. Kaum die sorg-
fältigste Voruntersuchung gebe jemandem das Recht, dem deutschen Iuden,
gar dem kämpfenden Soldaten jüdischer Rasse so sein himmlisches Gesicht zu
zerreißen und mit einer solchen Teufelsfratze dazwischenzufahren. Gegen
einen solchen „wissenschaftlichen" Angriff gehört eine wissenschaftliche Parade
und ein wissenschaftlicher Gegenhieb.

Dabei läuft bei Bauch wie bei den meisten Antisemiten eine große
Unkenntnis des deutschen Iuden mit unter; sonst würde Bauch über die
verletzende Wirkung seiner Gedanken nicht so erstaunt sein. Man muß schon
außerordentlich dickfällig sein, wenn die Aburteilung des Deutschtums gleich-
gültig lassen soll; allerdings sollte die Verteidigung auch unsererseits nicht
ins Unbesonnene wachsen und sachliche Gesichtspunkte wahren.

Bis jetzt ist der Antisemitismus überhaupt immer falsch beurteilt worden,
weil gerade seine politische Gestalt verworfen und mit einem Makel behängt
wurde. Dagegen soll der theoretische Antisemitismus berechtigt sein, so
denkt auch Bauch. Soweit es ihm dabei auf die Anerkenntnis dessen, daß
er selber ein, sagen wir,, feiner Antisemit sei, ankommt, sei ihm diese bereit-
willigst bewilligt. Im übrigen aber müssen wir betonen, daß Haß sich als
das gibt, als was er ist, und daher keiner Kritik bedarf, weil er seine Gegen-
handlung schon ohnehin findet; er hat das Recht aller Praxis, ist Politik
wie andere Politik. Anders dagegen die Theorie! Sie stellt sich vor den
Laien und vor die Iugend als Ergebnis sachlicher Forschung, vor allem
tritt sie dem Aufsteller der Theorie selbst als Forderung entgegen; und
deshalb hat die Kritik über sie zu wachen, damit sie keinem Mißbrauch
verfällt. Haß verdirbt nicht, dagegen eine gewissenlose Theorie vergiftet
das Leben, das von ihr berührt wird. Der Einfluß einer solchen, zugleich

lebensfremden Theorie mag geringfügig sein, trotzdem dürfen wir über ihren
Anruf nicht schweigen, denn dieses Schweigen könnte mehr wirken als ihr
Anruf.

Im übrigen hoffen wir, daß Deutschland es nicht mehr nötig hat,
angerufen zu werden; der beschämend sterile Kulturruf wird an die Kräfte,
aus denen die Taten und Werke entstehen, so wie so nicht heranlangen; die
Kraft unseres Volkes darf uns durch ein von den alternden Westnationen
übernommenes Ideal nicht verrunzelt werden. Wohl ist unser Volk über
manche Blütezeit schon hinaus, besitzt von seiner Religion, die Luther geschaffen,
nur noch Trümmer, und ist in Kunst und Philosophie einer neuen Reifezeit
noch keineswegs gewiß. Iedoch viele Reiser am deutschen Stamme grünen
schon, und unter ihnen auch der aufgepfropfte des deutschen Iuden. Der
deutsche Iude ist als Deutscher jünger denn der Deutsche, so führt er der
deutschen Kultur neue jüngere Kräfte zu, und seine begeistert gläubige Kraft
zum deutschen Wesen hat dem manchmal schon zweifelnden Deutschen bereits
über einige brüchigen Stellen seines Weges hinweggeholfen; es ist meine
persönliche Überzeugung, daß dies auch weiterhin der Fall sein wird.

Das Gebot der Stunde gibt sichtlich kein anderes Zeichen als das der
Einheit; denn Einheit gibt nicht nur Kraft, sondern lebendige Liebe des Volkes
zu sich selbst. Für unsere Volksseele ist es wohl der größte Gewinn dieses Krieges,
daß er uns diese Liebe zu uns selbst beschert hat. Sie ist noch ein zartes
Gewächs, gefährden wir sie nicht durch unzeitgemäße Erregungen und Über-
spannungen. Wir wollen sie nicht sogleich durch Überpflege ins Kraut
schießen lassen, denn dann wird sie? zum Unkraut und verliert den Duft und
die Würze der wahren Empfindung. Ein jeder Einzelne mäßige und bescheide
sich und stelle die Geltung seiner Idee hinter das Durchdringen der Tat
zurück. Dies sage ich beiden Parteien in dem auf diesen Seiten besprochenen
Streite. Der Gedanken sind vielerlei, aber der Weg, das ist ein altes
Gesetz der Geschichte, ist auf den Höhepunkten der Menschheitsgeschichte immer
nur Einer.

»

vr. Georg Jahn, z. Z. Brüssel:

Volksvermehrung und Bevölkerungspolitik nach dem Kriege.

Schluß.

Besonderes Augenmerk verdient der Alkoholismus vor allem auch deshalb, weil er die weitaus wichtigste Gelegenheitsursache für die Übertragung der Geschlechtskrankheiten ist, deren Folgen für die Zeugungskraft der Erkrankten und die Gesundheit und Lebensfähigkeit ihrer Nachkommenschaft bekanntlich noch weit verderblicher sind als beim Alkoholismus. Nach dem verstorbenen Breslauer Professor Neißer führt der Tripper, die verbreitetste Geschlechtskrankheit, beim Manne zur Herabsetzung und Vernichtung der Zeugungskraft, bei der Frau zu totaler Gebärunfähigkeit oder zur sog. „Einkind-Sterilität", die Syphilis dagegen weniger zu vollkommener Sterilität als zu Unterbrechungen der Schwangerschaft, Aborten und Früh- oder Totgeburten. Auch sind die Kinder syphilitischer Eltern gewöhnlich sehr schwach und kränklich und vermehren vielfach nur die Zahl der im ersten Lebensjahre sterbenden; kommen sie aber durch, dann dienen sie oft selbst wieder als Infektionsquelle und tragen zur Weiterverbreirung der Syphilis bei. Für die Schwächung der Zeugungskraft gilt übrigens der Tripper als gefährlicher, da hier der Schaden, wenn er sich erst einmal eingestellt hat, unheilbar ist, während er bei der Syphilis durch geeignete Behandlung behoben werden kann.

Der Geburtenausfall, der auf die Verseuchung unseres Volkes durch Geschlechtskrankheiten zurückzuführen ist, wird von medizinischen Autoritäten als recht erheblich bezeichnet. Von den ca. 11°/« sterilen Ehen in Deutschland soll die Hälfte ihre Sterilität dem Tripper verdanken. Prinzing hat auf Grund dieser Behauptung die Schädigung unserer jährlichen Geburtenziffer durch den Tripper auf 200 000 beziffert. Der Schaden, der durch die Syphilis in der Gcbärtätigkeit der Syphiliterfamilien angerichtet wird, wird auf mehr als 50°/« der Schwangerschaften geschätzt, wobei die Kinder, die im ersten Lebensjahre an durch Syphilis verursachter „Lebensschwäche" zugrund« gehen, natürlich nicht mitgerechnet sind. Diese Angaben mögen übertrieben sein. Es handelt sich aber sicherlich um beträchtliche Ausfälle, und es ist nicht ausgeschlossen, daß wir bei Auslöschung der Geschlechtskrankheiten und ihrer üblen Folgen für die Zeugungsfähigkeit einen Gebnrtengewinn von 200 000 jährlich erzielen würden. Denn es handelt sich bei den betreffenden Ehen wohl durchweg um solche, deren Kinderlosigkeit oder Kinderarmut eine durchaus ungewollte ist und die deshalb jeden Gewinn an Kindern willkommen heißen werden.

Der Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten ist also bevölkerungspolitisch sehr vielversprechend und verdient in die erste Linie gerückt zu werden. Was früher auf diesem Gebiete seitens der deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten an Aufklärung und durch die medizinische Wissenschaft an Verbesserung der Heilmethoden und Heilmittel geleistet worden ist, verdient zwar hohe Anerkennung, kann sich aber der nötigen Massenerfolge noch nicht rühmen. Das Großzügigste, was bisher zu verzeichnen war, sind die erfolgreichen Vorkehrungen der Militärverwaltung gegen eine weitere Verbreitung der Geschlechtskrankheiten in Heer und Marine während des jetzigen Krieges. Wie jeder geschlechtskranke Soldat sofort in Behandlung genommen wird, so ist beabsichtigt, mit Ende des Krieges keinen solchen Mann eher aus dem Militärdienste zu entlassen, als bis eine Verbreitung der Krankheit durch ihn ausgeschlossen erscheint. Aber nicht genug damit, hat die Militärverwaltung anch den Anlaß dazu gegeben, daß sich die Organe der Sozialversicherung unter der Leitung' des Reichsversicherungsamtes mit der wichtigen Angelegenheit befaßt und allgemeine Grundsätze für die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten festgelegt haben. Vor allem soll in Zukunft die Behandlung der Geschlechtskrankheiten in das Heilverfahren der Invaliden- und Angestelltenversicherung aufgenommen werden, deren Organe die erforderlichen Anstalten unter Berücksichtigung der besonderen Verhältnisse ihrer Versicherten zu treffen haben. In gemeinschaftlichen über ganz Deutschland verstreuten Beratungsstellen beabsichtigt man Zentralen für eine systematische und gründliche Heilung der Geschlechtskrankheiten zu schaffen, denen zunächst die Kriegsteilnehmer nach ihrer Entlassung ans dem Heere zugeführt werden sollen. Später sollen hieraus Mittelpunkte für die allgemeine Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten entwickelt und ihr Wirkungsbereich auf die gesamte versicherungspflichtige Bevölkerung und die dieser sozial nahestehenden Kreise ausgedehnt werden. Wird dieser wahrhaft großzügige Plan durchgeführt, so kann ein großer bevölkerungspolitischer Gewinn nicht ausbleiben.

In zweiter Linie muß die Bevolkerungspolitik ihr Hauptaugenmerk auf die Verstärkung des Säuglings- und Mutterschutzes richten. Unsere Säuglings' sterblichkeit ist, worauf bereits oben hingewiesen wurde, noch immer weit höher als in den meisten anderen westeuropäischen Kulturstaaten und bildet kein Ruhmesmal in unserer kulturellen Entwickelung Dank dem Netz von Säuglingsfürsorgestellen, das meist mit öffentlichen Mitteln in den letzten Jahrzehnten über ganz Deutschland gebreitet worden ist, und der privaten Wohltätigkeit, die sich in den Dienst des Mutterschutzes und der Säuglingepflege gestellt hat, ist freilich auch bei uns manches bester geworden. Die Mittel dieser Organisationen sind aber leider unzulänglich und ihre Arbeiten deshalb nicht durchgreifend genug. Sehr viel mehr verspricht demgegenüber die Ausdehnung der gesetzlichen Krankenversicherung auf Säuglings- und Mutterschutz. Wir könnten hier bereits wesentlich weiter sein, wenn bei der Beratung der Reichsversicherungsordnung seiner Zeit

dle Forderungen der Sachverständigen erfüllt worden wären. So hat uns die Reichsversicherungsordnung nur das Wochengeld für versicherte Frauen als Regelleistung der Krankenkassen gebracht und es im übrigen der Freiwilligkeit der Krankenversicherungsorgane überlassen, eine weitergehende Wochenhilfe zu schaffen. Es ist in den letzten Iahren vor dem Kriege von den großen leistungsfähigen Kassen viel auf diesem Gebiete getan worden, hatten doch nach dem Berichte des Hauptverbandes deutscher Ortskrankenkassen (388 Kassen mit ca. 3 Millionen Mitgl.) für 1914 72,4°/« der Mitglieder Anspruch auf Hebammen- und ärztliche Geburtshilfe, 36,3°/« auf Schwangerengeld, 54,3°/« auf Hebammendienst» und Ärztliche Hilfe bei Schwangerschaftsbeschwerden, 20,2°/« auf Stillgeld und 23,5 °/« auf Wochenhilfe für ihre versicherungsfreien Ehefrauen. Diese Zahlen betreffen zwar nur die leistungsfähigeren Ortskrankenkassen, zeigen aber doch immerhin an, was bei ausreichenden Mitteln getan werden kann.
Einen wesentlichen Fortschritt hat der Krieg dadurch gebracht, daß der Bundesrat in richtiger Erkenntnis der großen Bedeutung einer ausreichenden Unterstützung der Wöchnerinnen gerade in der teuren Kriegszeit die gesamte pflichtmäßige und freiwillige Wochenhilfe der Reichsversicherungsordnung zur Regelleistung erhob und gleichzeitig die daraus erwachsenden Kosten in zweckmäßiger Weise auf die Krankenkassen und das Reich verteilte. Es ist sicher, daß durch diese ausgezeichnete Maßnahme uns viele, während des Krieges geborene Kinder erhalten worden sind, die sonst aus einfachem Mangel zugrunde gegangen wären. Die Erhaltung dieser Errungenschaft über den Krieg hinaus, d. h. die Erhebung der Kriegswochenhilfe zur Regelleistung der Krankenkassen kann als die gemeinsame Forderung der gesamten Praxis gelten. Darüber hinaus bleibt ihr Ausbau zu einer wirklichen Mutterschaftsversicherung im Rahmen der gesetzlichen Krankenversicherung dringend zu wünschen. Dieser hätte sich in folgenden Richtungen zu bewegen: für versicherte Frauen GewÄhrung eines Wochengeldes für die Dauer von insgesamt 8 Wochen nach der Entbindung in Höhe von 75 °/» des Lohnes sowie eines Schwangerengeldes von gleicher Höhe bis zur Dauer von 6 Wochen für den Fall einer durch die Schwangerschaft herbeigeführten Erwerbsunfähigkeit oder Arbeitslosigkeit; für versicherte Frauen und nicht versicherte Ehefrauen (also im Rahmen der sog. Familienversicherung) Gewährung von ärztlicher Hilfe und von Hebammendiensten bei Schwangerschaftsbeschwerden und der Entbindung, Stellung einer Hausxflegerin bei Mangel an Familienhilfe oder Gewährung von Anstaltspflege bei unzulänglichen häuslichen Verhältnissen bis zur Dauer von 14 Tagen, sowie Gewährung eines Stillgeldes an stillende Mütter bis zur Dauer von 8 Monaten in Höhe von '/< des Lohnes oder mindestens 50 Psg. täglich. An der Aufbringung der für die Durchführung dieses Vorschlages erforderlichen, nicht unerheblichen Mittel müßte sich mit Rücksicht auf die große nationale Bedeutung des Säuglings- und Mutterschutzes das Reich mit mindestens einem Drittel bereklIgen.

Es ist selbstverständlich, daß daneben auch die privaten und kommunalen Einrichtungen zur Säuglingspflege durch vermehrte Errichtung von Fürsorgestellen und Wöchnerinnenheimen, Anstellung von Gemeinde- und Hauspflegerinnen u. dgl. mehr, teils zur Ergänzung der Krankenversicherungseinrichtungen, teils im Interesse der nicht versicherungspflichtigen Bevölkerung weiterentwickelt und ausgebaut werden müssen. Besondere Beachtung verdienen dabei die unehelichen Mütter und Säuglinge, die bisher viel zu sehr vernachlässigt worden sind. Die unehelichen Kinder stammen zumeist von jungen, gesunden Eltern und sind deshalb körperlich nicht weniger tüchtig und brauchbar als die erstgeborenen unter den ehelichen. Die ungünstigen Verhältnisse, unter denen sie jedoch in der Regel geboren werden, richten unter ihnen sehr viel Unheil an. So sind Totgeburten bei den unehelichen ein Drittel bis ein halb mal häufiger als bei den ehelichen, und die Sterblichkeit im ersten Lebensjahre ist gar doppelt so groß und bleibt bis zur Volljährigkeit stets größer als die der letzteren. Auch die Militärtauglichkeit ist wesentlich geringer wie bei den ehelich Geborenen. Denn während nach dem Geburtenverhältnis unter 100 Soldaten 10 nnehelicher Geburt sein müßten, trugen vor dem Kriege tatsächlich nur 4 des Königs Rock. Das bedeutet bei einer Gesamtzahl von 6 Millionen gedienter, im wehrfähigen Alter stehender Männer einen Ausfall von etwa 360 000 Mann. Eine erhöhte Fürsorge für die unehelichen Kinder, die zunächst nur auf eine Annäherung ihrer Sterblichkeit an die der ehelichen hinzuarbeiten brauchte, würde bei den 180 000 unehelichen Geburten, die wir in jedem Iahre in Deutschland haben, alljährlich allein etwa 20 000 Kinder am Leben erhalten, ein Gewinn, der die damit verbundene Arbeit und Mühe gewiß verlohnen würde.

Gegenüber dem Kampfe gegen Alkoholismus und Geschlechtskrankheiten und der Förderung des Säuglings- und Mutterschutzes treten andere, oft empfohlene bevölkerungspolitische Maßnahmen an Bedeutung weit zurück. Das gilt vor allem für die von manchen Seiten im bevölkerungspolitischen Interesse g forderte Verbilligung der Lebenshaltung durch eine Neuorientierung unserer ganzen Wirtschaftspolitik. Eine solche kommt wenigstens für die nächste Zeit nicht in Frage, denn uns wird durch den Krieg die Richtung unserer Wirtschaftspolitik geradezu aufgezwungen. Es ist nach den Erfahrungen dieses Krieges gar nicht daran zu denken, etwa der Landwirtschaft ihren bisherigen Zollschutz zu nehmen oder auch nur zu schmälern; und wahrscheinlich wird auch manche in der Kriegszeit notleidend gewordene Industrie eines erhöhten Schutzes bedürfen, um über den Berg zu kommen.

Eher möglich ist es dagegen schon, die Steuerpolitik stärker als bisher nach bevölkerungspolitischen Gesichtspunkten zu orientieren. Vor allem würde es dabei darauf ankommen, das Prinzip der Abstufung der direkten Steuern nach der Leistungsfähigkeit restlos durchzuführen. Das heißt aber, alle Einkommens- und Vermögenssteuern sind nicht nur nach der Größe des Einkommens und Ver-

mögens progressiv zu gestalten, sondern zugleich nach der Zahl der zu unterhaltenden Familienangehörigen degressiv zu staffeln, also so abzustufen, daß bei gleichem Einkommen der Iunggeselle die meisten Steuern zahlt und dann hinter einander der kinderlose Ehemann, der Familienvater mit drei, vier, fünf, sechs usw. zu unterhaltenden Köpfen folgt. Eine gewisse Entlastung für kinderreiche Familienväter würde hierin sicherlich liegen; ob aber damit ein ernsthafter Anreiz zur Vergrößerung der Kinderzahl gegeben würde, ist immerhin zweifelhaft, es sei denn, daß die Degression eine sehr starke wäre.

Von großer Bedeutung erscheint in diesem Zusammenhange ein Vorschlag, den der Naumburger Arzt Dr. G. M. Schiele in mehreren Aufsätzen und Vorträgen gemacht hat und der auf eine gerechtere Verteilung der Schullasten abzielt. Schiele sagt darüber in einer seiner Schriften*): „Gegenwärtig zahlt das preußische Volk an Kommunal-Schullasten genau so viel, wie es an den Staat an Einkommensteuer zahlt, also eine bedeutende Summe, die ganz gewaltig zu Buche schlägt. Es zahlt aber diese Last höchst ungleich. In den reichen und Vorzugsgemeinden zahlt der einzelne ungeheuer viel zu wenig, und in den agrarischen Gemeinden zahlt der einzelne, gemessen an seiner Steuerkraft, ungeheuer viel zu viel. Wenn nun die Schullast für den Staat aufgebracht wurde derart, daß jeder Einkommensteuerzahler nach seiner Steuerkraft gleichmaßig zahlte, so würde das gesamte preußische Volk keinen Groschen mehr zahlen, wohl aber in den reichen Gemeinden der einzelne reiche Steuerzahler sehr viel mehr und in den armen Gemeinden die ärmeren Steuerzahler sehr viel weniger. Der Staat würde dann dieses Geld auf den Kopf des Kindes mit 55 Mark an die Gemeinden wieder auszahlen; es würde also sozusagen jeder Gemeinde ihre Leistung auf diesem Gebiete bar bezahlt, und die Gemeinden hätten die Freiheit, mit diesem Zuschusse zu wirtschaften" (S. 76). Daß die Durchführung dieses Planes namentlich in Verbindung mit der oben angedeuteten degressiven Staffelung der direkten Steuern nach der Kinderzahl eine wirkliche Erleichterung der kinderreichen Familien und Gemeinden sein würde, erscheint gewiß, weshalb der ganze Vorschlag bei den Bevölkerungspolitikern ernsthafteste Beachtung verdient.

Viel geredet wird neuerdings von der Gewährung von „Erziehungsgeldern" in Form einer Zulage zum Gehalt. Man hat sogar von einem „Familiengehalt" für Privatangestellte und von einem „Familienlohn" für Arbeiter gesprochen. Solche Forderungen zeugen von einer vollkommenen Unkenntnis und Verkennung der Grundlagen der Gehalts- und Lohnbildung im freien Wirtschaftsleben. Würde man versuchsweise etwa das „Familiengehalt" für Privatangestellte in irgend einem Industrie- oder Handelszweig zur Durchführung bringen, so würde

*) G. M. Schiele, Wenn die Waffen ruhen! Beiträge zur Bevölkenmgspolitik nach dem Kriege. München 1916, I. ff. Lehmann.

man zweifellos als Ergebnis eine Verdrängung der verheirateten und kinderreichen Angestellten zugunsten der unverheirateten und deshalb billigeren Arbeitskräfte erzielen, also gerade das Umgekehrte von dem erreichen, was man mit der ganzen Maßnahme erstrebte. Sinn hat der ganze Gedanke der „Erziehungsgelder" oder „Kinderzulagen" nur für eine Neuordnung der Beamtengehältcr.
Das Gehalt unserer Beamten ist bekanntlich nicht nach der Leistungsfähigkeit abgestuft, wie z. B. das der Privatangestellten, sondern ist so bemessen, daß jede Beamtenklasse damit ihren traditionellen, standesgemäßen Lebensunterhalt bestreiten kann. Es ist also gewissermaßen eine Aufwandsentschädigung, aber kein Arbeitsentgelt im strengen Verstande des Wortes. Im Sinne dieser Idee würde es deshalb durchaus liegen, wenn bei der Abstufung der Beamtengehälter nicht nur auf die soziale Schicht, den Rang jeder Klasse Rücksicht genommen würde, sondern auch auf den Umfang des standesgemäßen Aufwandes, der sich aus der Größe der zu unterhaltenden Familie ergibt. Das würde zu einem vollkommenen Neuaufbau des Beamtengehalts führen, sodaß es sich in Zukunft etwa zusammensetzen würde aus dem Grundgehalte, d. h. demjenigen Betrage, der als eine genügende Bezahlung betrachtet wird, um einem Iunggesellen die standesgemäße Lebensführung zu ermöglichen, aus einem Zuschlage, der dem Verheirateten zu gewähren ist und der dem erhöhten Aufwande desselben entspricht, und aus den Zuschlägen, die für jedes Kind zu zahlen sind und einen festen Prozentsatz des Grundgehaltes ausmachen müssen. Dieses Prinzip der Abstufung ist übrigens bereits bei der Bemessung der Hinterbliebenengelder und zum Teil auch bei dcr Abstufung des Wohnungsgeldes berücksichtigt worden. Seine restlose Durchführung in der angedeuteten Weise würde zweifellos der großen Kinderarmut unserer Beamten entgegenwirken; denn es ist eben heute so, daß die Gehälter den Beamten nur dann die Führung der ihrem Stande wirklich oder vermeintlich entsprechenden Lebenshaltung gestatten, wenn sie die Familie klein halten. In der gleichen Richtung würde eine Heraufsetzung der Anfangsgehälter wirken, da hierdurch den Beamten eine frühere Eheschließung ermöglicht würde, sowie eine zeitigere Erlangung des Höchstgehaltes, das jetzt regelmäßig erst mit 55 bis 60 Iahren erreicht wird, also in einem Alter, in welchem die Kinder bereits erwachsen sind und der Bedarf des Beamten infolgedessen im Abnehmen begriffen ist. Endlich kann gerade den größeren Beamtenfamilien manche Erleichterung auch durch den Anschluß an Bezugsvereine und Konsumgenossenschaften gewährt werden; ihre Gründung, zu denen die Beamten an sich voll berechtigt sind, sollte deshalb nicht zuletzt aus bevölkerungspolitischen Gründen eher gefördert als erschwert werden, was bisher leider nur sehr selten geschehen ist.
Sin weiteres, gerade jetzt wieder stark in den Vordergrund gerücktes Fragengebiet, das auch bevölkerungspolitisch von allergrößter Bedeutung ist, ist das der Wohnungsreform. Viele Köpfe sind ja heute tätig, um an der Lösung dieses schwerwiegenden sozialen Problems mitzuwirken. Ob freilich hier so schnell etwas

nach dcm Kriege zu erzielen sein wird, wie die Wohnungereformcr in ihrem Optimismus hoffen, ist eine andere Frage. Wahrscheinlich wird es schon für die Befriedigung des normalen Wohnungsbedarfes so stark an Kapital fehlen, daß in den nächsten Iahren kaum noch ein übriges getan werden kann. Vom Standpunkte des Bevölkerungspolitikers aus wäre dies allerdings sehr zu bedauern, denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß namentlich die Verringerung der Säuglings' sterblichkeit und die Verlängerung der durchschnittlichen Lebensdauer in allerstärkstem Grade von einer durchgreifenden Gesundung der Wohnungsverhältnisse der breiten Massen abhängen. Ebenso haben die großstädtischen Dezentralisationsbestrebungen und die Gartenstadtbewegung mit ihrer Absicht, Licht und Luft und Sonne in die Wohnungen hineinzubringen und sie weiträumiger zu machen, eine hohe Bedeutung für die Volksvermehrung. Denn es ist sicher, daß heute in der Großstadt bei den meisten Familien die Anschaffung eines weiteren Kindes zugleich die Aufrollung der Wohnungsfrage bedeutet und daß man dem wachsenden Kindersegen nicht so ängstlich entgegensehen würde, wenn Raum und Luft genug vorhanden wären. Das ist ja der Vorzug des Lebens auf dem Lande, daß die Familie hier nicht so eng zusammengedrängt sitzt wie in der Großstadt und ein Kind mehr oder weniger nicht gleich alle Dispositionen über die Lebenshaltung umwirft.

Es wäre trotzdem ein großer Irrtum anzunehmen, daß durch eine weitgehende Dezentralisation der Großstädte ohne weiteres einer neuen starken Bevölkerungsvermehrung die Bahn freigemacht und der Geburtenrückgang zum Verschwinden gebracht würde. Denn auch auf dem Lande ist die Geburtenbeschränkung nichts Unbekanntes, sondern ein alter Brauch, der namentlich vom Bauerntum im Interesse der Besitzerhaltung weithin geübt wird. Trotzdem war und ist die Landbevölkerung von jeher die Quelle aller Volksvermehrung und allen Geburtenüberschusses. Aber es sind eben auch hier nicht die Großen, von denen der Segen kommt, sondern die Kleinen, die Tagelöhner und Instleute, die Kätner und Häusler und die Kleinbauern, die heute wie immer Überfluß an Kindern habe«. Aber gerade diese eigentliche Basis unserer Volksvermehrung ist von Iahr zu Iahr schmäler geworden, weil unsere agrarische Schutzpolitik nur immer für die Rente arbeitete und um der Billigkeit willen die ausländische Arbeitskraft der einheimischen vorzog. So ist es gekommen, daß wir vor dem Kriege eine Million slawischer Wanderarbeiter im Reiche hatten, die drauf und dran waren, den Born unserer Volksvermehrung völlig zu verschütten. Wären wir seiner Zeit dem Rate Bismarcks gefolgt und hätten im nationalen Interesse die Hereinlassung ausländischer Arbeiter einfach verboten, so hätten wir, wie G. M. Schiele in seiner bereits erwähnten lesenswerten Schrift treffend bemerkt, „gegenwärtig keine Million ausländischer Arbeiter, keine Verödung des Landes, kein Sinken der Geburtenziffer, keine Lücke im Heeresersatz, sondern statt dessen vielleicht eine Drittel Million deutscher Familien mehr, eine innere Kolonisation, die von selber geht,

und eine überschäumende Volkskraft, mit der wir über unsere Grenzen hinaus-
greifen könnten" (S. 82).
Deshalb müssen wir nach dem Kriege hier den Hebel ansetzen und unsere
innere Kolonisation nach bevölkerungspolitischen Gesichtspunkten umorientieren.
Die Frage des größtmöglichen Bodenertrages darf nicht allein mehr den Ausschlag
geben, die innere Kolonisation muß zugleich den Weg zur Kindervermehrung
frei machen. Es gilt, die Million slawischer Arbeiter, sei es durch Sperrung der
Grenzen, sei es durch eine kräftige Besteuerung der ausländischen Kräfte, so bald
wie irgend möglich zu verdrängen, den Gutsbesitzern die Abtretung von Land zur
Schaffung von Kleinsiedlungen aufzuerlegen und einen neuen Landarbeiter-
stand zu schaffen, der, auf eigenem Boden sitzend, der Landwirtschaft die fehlenden
Kräfte stellt und zugleich als Quell der Volksvermehrung dient. So, aber auch
nur so wird es möglich sein, das Gespenst des Geburtenrückganges dauernd zu
bannen und der lauernden „slawischen Gefahr" einen wirksamen Damm ent-
gegenzusetzen!

Paul Günther:

Fronleichnamsprozession jn Cöln.

Es geht die Prozession — —
Fahl glänzt der helle Sommertag
Auf Menschen, die voll Staunen stehn.
Auf Dinge, die so seltsam sehn,
Daß man das Wunder glauben mag
Won Gottes totem Sohn.
Viel weiße Kleidchen, Kindergesang,
Und dünner Kerzen Schein.
Und Frauen, andachtsvoll und bang,
Ziehn müd den weiten Weg entlang
Und Männer ernst, mit schwerem Gang
Jn endlos langen Reihn — —
Die engen Gassen füllt ihr Sang,
Und Glockenklang um Glockenklang
Fallt schwer von oben drein.
Der Weihrauchduft mit einem Mal
Umnebelt alles licht:
Die goldnen Priester ohne Zahl
Mit weißem Steingesicht,
Die schwer und ernst,nachRang undWahl
Langsam vorüber ziehn — —
In grellem Rot der Kardinal
Unter dem Baldachin.
Er trägt das allerhöchste Gut
Der Gnade ohne gleichen:
„Dies ist mein Leib, dies ist mein Blut,
Des neuen Bundes Zeichen" —
Das einz'ge Heil in aller Not,
Der Herr der Welt, der euch gebot:
„Seid mir getreu bis in den Tod "
Der Herr der Welt in Wein und Brot—!
Kniet hin und betet! — —

Rechtsanwalt Dr. Erich Bohn, Breslau:
Der Spuk in Oels.
Schluß.
3. Schriften.
An drei Innentüren der Fenske'schen Wohnung befinden sich eingekratzte
Worte, die schwer leserlich sind. Tür I etwa „Geh hin" deutsch geschrieben;
Tür II unleserlich; Tür III „Bleib", deutsch geschrieben, dann ein Buchstabe wie
ch oder römisches d, dann unleserliche Kratzer uttd ein deutscher Buchstabe wie g.
Alle dieseWorte sind undeutlich und ungelenk gekratzt.
Gsistmöglich,daß sieauchanders heißen. Über der Schrift be-
finden sich Kreuze, die offenbar von anderer Hand herrühren, wahrscheinlich mit
Kreide geschrieben und dann weggewischt worden sind. Der Ehemann Fenske
gibt zu, aus Frömmigkeit Kreuze gegen den Spuk mit Kreide über den Türen an-
gebracht zu haben. Die anderen Inschriften hätte er nicht angebracht. Von diesen
Inschriften hat Herr Seidel Photographien aufgenommen. Er ist der Meinung,
daß die Schrift Ähnlichkeit mit der Schrift einer der Fenske'schen Töchter habe. —
Von wem die Schriften angebracht sind, wissen wir nicht. Wir wissen nicht, ob
sie von einem früheren Mieter der Wohnung herrühren. Die handschriftliche
Untersuchung der Schriften des Ehepaares Fenske und der beiden Töchter ergab
nicht den geringsten Anhalt dafür, daß sie der Handschrift einer der Mitglieder
der Familie Fenske ähnele. Ich verweise auf mein Buch „Geisterschriften und
Drohbriefe", in dem ich die spezielle Technik der Untersuchung von solchen
Handschriften festgelegt habe.*) Man kann graphologische Analysen nicht mit
dem „gesunden Menschenverstand" allein vornehmen. Psychologisch aber ist es
interessant, daß die „Aufklärungepartei" eine Ähnlichkeit mit der Handschrift einer
Fensketochter findet, ohne einen Sachverständigen für nötig zu halten. Wer suckt,
der findet.
4. Geräusche.
Ich habe mit dem Ehepaar Fenske und den Töchtern, ferner mit Herin
Lakomi, wiederholt stundenlang an Ort und Stelle festzustellen versucht, w o die
Geräusche gehört wurden. Das Ergebnis war folgendes: Die Kuckucksrufe
und das Winseln wurden am offenen Fenster des „Spnkzimmers" gehört — es
kann also jemand vom Hof aus gerufen haben. Die Klopflaute uttd ähnliche
Geräusche werdenfastausschließlichindemvonmiralsSpuk-
zimmer bezeichneten Raume wahrgenommen. Man hört sie
zwar auch in dem benachbarten Zimmer, am deutlichsten aber in dem Spukzimmer,

') Erich Bohn und Hans H. Busse: Geistcrschriften und Drohbriefe. München
1902, Verlag Karl Schüler.

und zwar so deutlich, daß man glaubt, auch ihr Ursprung wäre in diesem Zimmer. Sie lassen sich größtenteils noch weiter lokalisieren in der von mir als Spukwand bezeichneten Wand. An dieser Wand steht das Bett der Kinder und Fenske's meinen, daß man nicht genau sagen könne, ob die Geräusche in dieser Wand oder an der hölzernen Bettstelle ertönen. Bei den Klopflauten spürten Fenske's die Erschütterung in der „Spukwand". Die Lokalisierung von Schallgeräuschen auf wenige Zentimeter Entfernung ist beinahe unmöglich und es kann wohl niemand genau feststellen, ob ein Geräusch in der Wand oder in der daran stehenden Bettstelle ertönt. Diese Lokalisierung der Geräusche ist aber überaus wichtig. Wenn mediale Geräusche vorliegen, so würde man annehmen müssen, daß diese Geräusche dem Medium folgen. Hier aber sehen wir diese Geräusche an ein ganz bestimmtes Zimmer gebannt. Niemals ist einwandsfrei ein Schlag auf den Tisch gehört worden, niemals hat sich ein Gegenstand bewegt, wie es bei mediumistischen Vorgängen der Fall ist. Es blieb nun festzustellen, ob dieser Raum zugleich Absende- und Empfangsstation des Geräusches ist, oder ob etwa die Absendestation an einem anderen Punkte zu suchen ist. Dies ist der Kernpunkt der objektiven Untersuchung. Wenn im „Spukzimmer" die Geräusche verursacht und gehört werden — Sendestation und Empfangsstation zusammenfallen— so muß ein Mitglied der Familie Fenske der Täter sein. Liegen sie aber getrennt, so fällt jeder Beweis für die Täterschaft der Fenske's zusammen. Dann bleiben nur Möglichkeiten gegen Fenske's übrig, die sie mit anderen Verdächtigten teilen. Am 21. März stellte ich fest, daß im Hause zwei getrennte Kellergruppen vorhanden sind: Die Waschküchenräume und der äußere Keller unter der R.'schen Wohnung (von mir „Spukkeller" genannt). In den Wänden dieser Keller befinden sich Rohre von Wasserleitungen, die zum Teil nicht mehr benutzt werden. Ferner Ofenrohre und Schornsteine. Alle diese Leitungen gehen aufwärts durch das Haus und auch durch die Wände der Fenske'schen Wohnung, ohne daß man sie dort sieht. Die Spukwand ruht auf der Wand des Spukkellers. Über dem Spukkeller liegt ein Teil der Wohnung R., darüber das Spukzimmer. Ich habe nun systematisch geprüft, ob diese Kellerwände und Leitungen und welche Wände und Leitungen, Geräusche nach dem Spuk>zimmer übertragen. Zu diesem Zweck habe ich eine Tabelle von Spukgeräuschen aufgestellt und nun in dem Hause an verschiedenen Stellen versucht, die Geräusche hervorzurufen. An diesen Versuchen habe sich außer mir beteiligt: Herr Seidel, der Maler Leistikow und meine Frau, zeitweise auch Lakomi. Alles nähere ergibt sich aus den anliegenden 9 Tabellen. Das Ergebnis ist verblüffend. Es schalten gänzlich aus die Wohnung Lakomi und der Bodenraum. Die Absendestation muß entweder in der R.'schen Wohnung oder in dem darunter liegenden Keller, vielleicht auch in der Waschküche liegen.

Der äußere Keller ist beiläufig bemerkt zur Zeit des Spuks jedermann zugänglich und unverschlossen gewesen. Von dem „äußeren Keller" aus erfolgt die Übertragung der meisten Geräusche deutlich. Sie ist von den Fenske'schen Eheleuten und deren Töchtern, auch von Lakomi, als völlig dem Spuk gleich bezeichnet worden. Als ich das erste Mal die richtige Absendestation gefunden hatte und dort „arbeitete", war der Spuk so naturgetreu, daß andere Hausbewohner glaubten, an diesem Tage sei ein Großspuktag ersten Ranges gewesen. Durch diese Versuche ist bewiesen, daß die Absendestation des Spuks an den beiden erwähnten Orten liegt. Es wÄre wünschenswert gewesen, die vom Amtsgericht vernommenen Zeugen dieser neuen Tatsache gegenüberzustellen und von ihnen zu hören, ob auch sie nunmehr die Identität des von ihnen gehörten Spuks mit dem künstlichen Spuk bestätigen würden. Es erscheint mir aber nicht notwendig. Meine Versuche beweisen objektiv, daß man vom Keller aus die Spukgeräusche im Spukzimmer hervorrufen kann. Da der künstliche Spick als eine natürliche Erklärungsquelle ausreicht, ist es für den Iuristen nicht notwendig, eine weitere Erklärungsquelle heranzuziehen. Die Überraschung der Familie Fenske durch den künstlichen Spuk war vollkommen und machte den Eindruck größter Natürlichkeit. Sie zweifelten anfangs in der Tat, ob der künstliche Spuk nicht doch echt gewesen sei. Noch ein weiterer Umstand spricht dafür, daß der Täter vom Keller aus gearbeitet hat. Als näimlich der Keller abgeschlossen und plombiert wurde, war es mit dem Spuk zu Ende. Der Täter konnte von dort aus nicht mehr den Keller betreten.

Versuch vom 28. März. Waschküche. Der Agent arbeitet am Wasserrohr.
Agent.: Bohn in Gegenwart Seidel. Beobachter: Leistikow im Spukzimmer in Anwesenheit Frau Fenske und Töchter.

Der Beobachter hört:

1. 00 — 00 — 00 deutlich, ausgesprochen tief unten,
2. 0000000000 deutlich, ausgesprochen tief unten,
Frau Fenske erklärt die kurzen
Klopflaute für am ähnlichsten.
3. Scharren nicht.
4. Trompets nicht.
5. — 00 — 00 — 00 — 00 undeutlich gehört.
6. Trommeln nicht.
7. nicht feststellen können.
8. Schnarre nicht.
9. 0000 — 00000 — 00 — 0 0 nicht feststellen können. '
10. Kuckuckrufen auf der Treppe gehört.
11. Winseln auf der Treppe gehört.

12. Klopfen „Muß i denn" deutlich geHort.
13. Bellen auf der Treppe gehört.
14. — 000 — 0 — 00 — 0000000000 deutlich, fpukähnlich.
15. Trompete nicht.
16. Scharren, Trompeten, großer Lärm nicht.
Ergebnis: Die Klopflaute werden nicht ganz sicher übermittelt. Die
anderen Geräusche fallen aus.
Versuch vom 28. März. Waschküche. Der Agent arbeitet am Of en und Schornstein.
Agent.: Bohn und Leistikow. Beobachter: Seidel in Gegenwart Frau Fenske
und Töchter.
Der Beobachter hört:
1. 00 —00 — 00 —
deutlich.
2. 000000000
deutlich.
3. Scharren
gehört.
4. Trompete
nicht.
5. — 00 — 00 — 00 — 00
deutlich.
6. Trommeln
deutlich.
? nicht notiert
8. Schnarre
sehr schwach.
9. 0000 — 00000 — 00 — 0
0 deutlich.
10. Kuckuckrufen
deutlich.
11. Winseln
deutlich.
12. Klopfen „Muß i denn"
deutlich.
13. Bellen
? nicht notiert.
14. 000 — 0 — 00 — 0000000000 deutlich.
15. Trompete
nicht.
16. Scharren. Trompeten, großer Lärm
nicht.
Ergebnis: Die Übertragung erfolgt ziemlich gut. besser wie durch das
Wasserrohr.
Versuch vom 28. März. Waschküche. Der Agent arbeitet an der Wand.
Agent.: Seidel. Beobachter: Bohn in Gegenwart Leistikow, Frau Fenske und
Töchter.
Der Beobachter hört:
1. 00 — 00 — 00 deutlich.
2. 000000000 deutlich.
3. Scharren deutlich.

4. Trompete sehr leise.
5 — 00 — 00 — 00 — 00 ganz genau.
6. Trommeln ganz genau.
7. ganz genau.
8. Schnarre ?
9. 0000 — 00000 — 00 — 0 0 ganz genau.
10. Kuckuckrufen nicht.
11. Winseln nicht.
12. Klopfen „Muß i denn" ganz genau.
13. Bellen nicht.
14. — 000 — 0 — 00 - 0000000000 ganz genau.
15. Trompete nicht.
14. Scharren, Trompeten, groszer Lärm ja.
Ergebnis: Klopflaute werden sehr gut übertragen, andere Geräusche nicht. Die mechanische Erschütterung der Wand durch Berührung mit einem Gegenstande ist also notwendig, um den Klopflaut im Spukzimmer hörbar zu machen.
Versuch voin 28. März. Äußerer Keller. Der Agent arbeitet an der Leitung. Agent.: Bohn und Seidel. Beobachter: Frau Bohn in Gegenwart Leistikow, Familie Fenske
Der Beobachter hört:
1. 00 — 00 - 00
deutlich.
2. 000000000
deutlich.
3. Scharren
deutlich.
4. Trompete
nicht.
5. — 00^— 00 — 00 — 00
deutlich.
6. Trommeln
nein.
7.
? nicht notiert.
8. Schnarre
deutlich.
9. 0000 — 00000 — 00 — 0
— 0 ? nicht notiert.
10. Kuckuckrufen
deutlich
11. Winseln
deutlich.
12. Klopfen „Muß i denn"
deutlich
13. Bellen
deutlich.
14. — 000 — 0 — 00 — 0000000000 deutlich.
15. Trompete
nicht notiert.
16. Scharren, Trompeten, großer Lärm
uicht notiert.
Ergebnis: Die Übertragung der meisten Geräusche findet statt.

Versuche vom 28. März. Äußerer Keller. Der Agent arbeitet an der Wand.
Agent.: Leistikow in Anwesenheit Seidel. Beobachter: Bohn im Spukzimmer in Gegenwart Frau Fenske und Töchter.
Leistikow klopft mit einem großen Holzlöffel, scharrt mit einem Blechtopf.
Der Beobachter hört:
1. 00 — 00 — 00 deutlich
2. 000000000 deutlich.
3. Scharren deutlich genau wie Spuk.
4. Trompete sehr schwach.
5. ^00—00—00—00 sehr deutlich.
6. Trommeln sehr deutlich.
7. sehr deutlich.
8. Schnarre ? (nicht beobachtet).
9. 0000 — 0000 — 00 — 0 — 000 — sehr deutlich.
10. Kuckuckrufen deutlich, nicht wie Spuk.
11. Winseln nicht.
12. Klopfen „Muß i denn" sehr genau, wie Spuk.
13. Bellen deutlich, nicht wie Spuk.
14. — 000 — 0 — 00 — 0000000000 sehr deutlich
15. Trompete sehr fern.
1«. Scharren, Trompete, großer Lärm deutliches Klopfen.
Ergebnis: Sehr gute Übertragung der meisten Geräusche.
Versuch vom 28. März. Wohnung der Familie R.
Agent.: Bohn in Gegenwart Seidel. Beobachter: Leistikow in Gegenwart Familie Fenske im Spukzimmer.
Die Geräusche wurden gehört:
1. 00 — 00 — 00 — — —
2. 000000000
3. Scharren
4. Trompete
5. 00 — 00 — 00 — 00
6. Trommeln
7. — — —
s8. Schnarre
9. 0000 — 0000 — 00 — 0 — 000 —
10. Kuckuckrufen
11. Winseln
12. Klopfen „Muß i denn"
deutlich, genau wie Spuk.
deutlich, genau wie Spuk.
wenig.
nicht.
deutlich.
deutlich.
deutlich.
ausgelassen. Z
deiülich.
deutlich, von F. genau wie Spuk
bezeichnet,
deutlich, nicht wie Spick,
deutlich.

13. Bellen deutlich, unverkennbar in der
unteren Wohnung.
14. — 000 — 0 — 00 — 0000000000 deutlich.
15. Trompete nicht.
16. Scharren, Trompete, großer Lärm nicht.
Im Mittelzimmer der Wohnung steht an der Spukmand ein Bett. Die Bett-
stelk ist aus Holz und hat eine Bettwand, die über die Höhe des Bettes hinauf,
ragt. Ich habe an die Wand und die Bettwand mit dem Finger geklopft. —
Geräusche, die ich durch den Ofen vermittelte, waren ohne Erfolg. — Fenskes
meinen, die Geräusche klängen genau wie der Spuk, nur mitunter etwas schwächer.
Fenskes waren sehr aufgeregt, weil die Geräusche so sehr dein Spuk glichen. Z
Bor diesem Versuche haben Leistikow und Seidel in Her Küche gegen das
Wasserleitungsrohr die Programmgeräusche ausgesührt. Versehentlich konnte ich
als Beobachter nicht genau protokollieren. Die Geräusche waren deutlich cm?
Ausgusz der Fenske'schen Küche zu hören.
Versuch vom 28. März. Taubes Wohnung.
Agent.: Seidel. Beobachter in der Waschküche: Leistikow und Herr Fenske,
Beobachter im Spukzimmer: Bohn in Gegenwart Frau Fenske und Tochter,
In der Waschküche hört man die Geräusche:
1. 00 — 00 — 00 sehr schwach, hohl, nicht wie
Spuk.
2. 000000000 nicht.
3. Scharren nicht.
4. Trompete deutlich von der Treppe her.
5. g0 — 00 — 00 — 00 deutlich, ähnlich wie Spuk.
6. Trommeln deutlich, ähnlich wie Spuk.
7. nicht.
s8. Schnarren wurde ausgelassen.)
9. 0000 — 0000 — 00 — 0 — 000 — deutlich.
10. Kuckuckrufen deutlich, wie Spuk, von der Treppe-
her. Fenske meinte, es klingt
wie Spuk.
sll. Winseln wurde ausgelassen.)
12. Klopfen „Muß i denn" u. s. w. deutlich.
13. Bellen deutlich. Treppe.
14. — 000 — 0 — 00 — 0000000000 deutlich.
15. Trompete Treppe.
16. Scharren, Trompete, großer Lärm nein.
Alle Geräusche Olingen gedämpfter wie Spuk. Die Taube'sche Wohnung
schaltet aus. denn in Fenskes Wohnung wurde nichts gehört.

Der Spuk in Oels
Erich Bohn
Versuch vom 28. März. Wohnung Lakomi.
Agent.: Bohn in Anwesenheit von Seidel. Beobachter: Leistikow im Spukzimmer
in Gegenwart Familie Fenske. Die Geräusche wurden im Ausguß und im
Wasserrohr hervorgerufen.
Die Geräusche wurden gehört:
1. 00 — 00 — 00
— —
—
nicht.
2. 000000000
nicht.
3. Scharren
nicht.
4. Trompete
schwach. Treppe.
5. — 00 — 00 —
00 -
00
nicht.
6. Tromnieln
nicht
7.
nicht.
f8. Schnarren
nicht, ausgelassen)
9. 0000 — 0000 -
. 00 -
_ 0 — 000 -
nicht.
10. Kuckuckrufen
schwach, Treppe.
11. Winseln
schwach. Treppe.
12. Klopfen „Muß i denn"
nicht.
13. Bellen
schwach. Treppe.
14. — 000 — 0 —
00 —
0000000000
nicht.
15. Trompete
schwach, Treppe.
16. Scharren, Trompete, großer Lärm
nicht.
Ich habe auch noch an die Schränke geklopft, die an der Kabinettwand
stehen. Der Beobachter hörte nichts.
Die Wohnung Lakomi schaltet aus.
Versuch von: 28. März. Bodenraum.
Ich klopfte in Gegenwart von Seidel in dem Bodenraum über dem Spuk-
zimmer an den Schornstein und an Holzlatten, die am Schornstein befestigt sind.
Leistikow zeichnete im Spukzimmer die Laute auf. Geklopft wird mit einem
Schlüssel. Im Spukzimmer: Familie Fenske.
Die Laute wurden gehört:
1. 00 — 00 — 00
2. 000000000
3. Scharren
4. Trompete

5. — 00 — 00 — 00 — 00
6. Trommeln
7.
8. Schnarre
9. 0000 — 0000 — 00 — 0
deutlich, wie in der Wohnung.
nicht.
nicht.
nicht.
deutlich.
nicht.
deutlich.
deutlich, vom Boden her.
000 — deutlich.
19
283

10. Kuckuckrufen
deutlich vom Boden her.
11. Winseln
deutlich vom Boden her.
12. Klopfen „Muß i denn"
nicht.
13. Bellen
nicht.
14. — 000 — 0 — 00 — 0000000000
nicht.
15. Trompete
nicht.
16. Scharren, Trompete, großer Lärm
nicht.
Schritte auf dem Boden wurden sehr deutlich gehört. Die Klopflaute wurden hart und deutlich gehört, es ist nicht festzustellen, dasz sie vom Boden kommen. Sie hören sich an, als ob sie aus der Wand des Spukzimmers kommen, an der der Ofen steht.
Nach Ansicht des Ehepaares Fenske gleichen diese Laute nur wenig den Spukgeräuschen.
6) Der Täter.
Als Ergebnis dieser Untersuchung ist festgestellt, daß der Spuk von dem Keller, wahrscheinlich vom Außenkeller aus, verursacht worden ist. Es entsteht die weitere Frage, wer ist der Täter?
Grabinski und andere Personen in Oels sind der Meinung, daß jemand dcn Spuk fernwirkend hervorgerufen habe. Die Fälle, in denen fernwirkend ein Spuk von oerartigem Umfange lange Zeit hervorgerufen ist, sind überaus selten. Ich möchte behaupten, daß sie in Wirklichkeit nicht existieren. Nur die Unkenntnis des Weisens telepathischer Wirkungen kann hier Telepathie annehmen. Der fernwirkende Agent müßte über eine ungeheure mediale Kraft verfügen, die ihm jederzeit zur Verfügung steht. Er müßte fernhörend die Fragen des Zeugen Oerter gehört haben und fernwirkend sie durch Echo mit Klopfen beantwortet haben. Wochenlang müßte dieses Medium auf dem Posten gewesen sein. Ein solches Medium hat es nicht gegeben und kann es nicht geben. Denn die mediale Kraft hat ihre Gesetze. Ebensogut könnte man behaupten, daß Geister den Spuk hervorgerufen haben. Mit Fernwirkung und Geistern läßt sich alles erklären. Aber für die Wissenschaft kommt es niclxt auf die Erklärungs-Möglichkeit, sondern auf die Erklärungswahrscheinlichkeit an.
Es wäre weiter denkbar, daß Fenske oder ein Mitglied seiner Familie ein Medium ist und daß ohne sein Wissen die mediale Kraft diese Erscheinungen hervorruft. Alle Prüfungen, die ich vorgenommen habe, sprechen dagegen.
Die Fenske'sche Familie ist zwar etwas suggestibel, aber irgendwelcher Anhaltspunkt für mediale Kräfte fehlt. Ich habe zu diesem Zwecke eingehend mit den einzelnen Familienmitgliedern zusammen und getrennt erperimentiert. Ich l'abe Versuche in Oels und in Breslau vorgenommen; auchnichtdasgeringste Anzeichen einer medialen Veranlagung war festzustellen.

Es war nicht einmal eine leichte Hysterie nachweisbar. Die vier Leute sind etwas aufgeregt, das ist aber auch alles, was man von ihnen sagen kann, und daß eine Familie, die wochenlang durch solche Aufregungen gehetzt wird, schließlich nervös wird, ist nicht verwunderlich. Merkwürdig ist es auch, daß der Spuk am späten Abend aufhört. Ganz natürlich, weil dann der Täter schlafen geht.
Es bleibt also nur die Möglichkeit übrig, daß abgesehen von zufälligen Geräuschen jemand einen Unfug verübt hat. Wer aber ist der Täter gewesen?
1. Die Ermittelungen über das Vorleben des Fenske, die ich durch einen Detektiv und durch Erkundigungen einzog, lauten für Fenske günstig. Er wird als ehrenhafter und gewissenhafter Charakter geschildert, keinem seiner Familienmitglieder will jemand einen derartig boshaften Unfug zutrauen. Der persönliche Eindruck der Leute ist sehr gut. Durch Wochen hindurch habe ich mit den Leuten in Verbindung gestanden. Ich habe sie durch Detektivs beobachten lassen, in jeder Weise sie auszuhorchen versucht, und bin immer zu demselben Ergebnis gekommen.
Die beiden Eltern sind unklare Köpfe, die mit abergläubischen Vorstellungen vollgepfropft sind. Sie sprechen sehr viel, zu viel, und Mann und Frau suchen oft einander zu überbieten, zum so und so vielten Male alte Geschichten zu wiederholen. Der „Spuk" beherrscht ihr ganzes Denken und Empfinden. Sie sind unglücklich, daß gerade über sie ein solches Unglück hereinbrach. Sie leiden als gläubige Christen schwer unter dem Verdacht, der auf ihnen ruht und ihren Frieden stört. In ihren endlosen Erzählungen sind unschwer Stimmungswidersprüchc festzustellen. Sie pendeln zwischen Aufklärungsfieber und Geisterschauer hin und her. Diese Leute sind sehr fromm, geistergläubig und kritiklos. Schon in Kurzebrack sprachen sie von Erscheinungen. Sie kamen dann nach Oels, hörten von dem Spuk im Seminar und ihre Neigung zu phantastischen Vorstellungen wurde aufs neue genährt. Sie mögen zufällige Geräusche, wie Uhrenticken, Knacken, aus ihrer Geistergläubigkeit heraus als Spuk an gesprochen haben. Das mögen sich andere zu Nutze gemacht haben, die einen Unfug verüben wollten, und mögen gelegentlich etwas nachgeholfen haben. Damit wuchs die Aufregung, und als erst das große Gerede von dem Spuk losging, mag der ursprüngliche Täter erst recht Lust zu weiteren Taten bekommen haben. Dabei ist es garnicht notwendig, einen Täter anzunehmen; es können mehrere Personen mitgewirkt haben. Einer mag einmal mit der Blendlaterne geleuchtet haben, ein anderer hat geklopft, einige Seminaristen, die gegenüber wohnen und Geige spielen, mögen für die Geistergeigen gesorgt haben. Nichts weist darauf hin, daßFenske selbst den Spuk hervorgerufen hat.
Die Hypothese von den elektrischen Drähten, die bei solchen Spukuntersuchungen immer wieder aufs neue hervorgeholt wird, braucht nicht erst diskutiert zu werden, denn es sind solche Drähte nicht vorhanden. Die Unwissenheit sucht gewöhnlich nach solchen elektrischen Hnpothesen, weil sie von der Elektrizität nichts versteht

und glaubt, man könne damit alles erklären. Als Motiv dafür, daß Fenske der Täter ist, gibt man an, er hätte die Wohnung schnell los werden wollen, um eine bessere Wohnung zu erhalten. Das setzt ein sehr raffiniertes Denken voraus, das im Widerspruch zu der mäßigen Intelligenz Fenskes steht. Der Beweis dafür, daß Fenske wirklich den Spuk inszenierte, um eine neue Wohnung zu bekommen, ist nicht erbracht worden. Ebensowenig ist erwiesen worden, daß Fenske in Kurzebrack die Spukerzählungen gemacht habe, um eine neue Wohnung zu erhalten. Dies wurde ihm von der Aufklärungspartei unterstellt, hat sich aber als unbewiesene Vermutung erwiesen. Wer nach dem Motiv für eine Handlungsweise sucht, wird stets ein solches Motiv finden können. Das menschliche Leben erhält aus taufenden von Motiven seinen Antrieb.
Die beiden Töchter Fenske's sind junge Mädchen im Entwickelungsalter.
Nun ist es Tatsache, daß Spukerscheinungen sehr oft in der Nähe solcher Personen beobachtet werden. Das Entwickelungsalter bringt Psychosen mit sich, die oft in allerlei Unfug ausklingen. Wenn man einen Spuk untersucht, wird man immer zunächst darauf das Augenmerk richten, ob etwa Personen in den Entwickelungsjahren dabei tätig sind. Es kann sein, daß Hysterien auftreten, es ist aber auch denkbar, daß die mediale Kraft, die in innigem Zusammenhange mit dem Geschlechtsleben steht, gerade in den Entwickelungsjahren sich spontan entlädt. Eine Untersuchung der beiden Mädchen auf Suggestionsempfänglichkeit ergab im Großen und Ganzen ein negatives Ergebnis. Die ärztliche Untersuchung bat Nervosität konstatiert, mediale Experimente, die ich anstellte, verliefen ergebnislos. Spuren von Hysterie hat der Arzt nicht festgestellt. Die Mädchen wurden auch von meiner Frau sehr genau beobachtet und der Eindruck, den wir alle erhielten, war der beste. Diese harmlosen verschüchterten halben Kinder sehen wirklich nicht danach aus, als ob sie einen Spuk in Szene setzen könnten. Wenn die Aussagen der amtsgerichtlichen Zeugen richtig sind, sind die Mädchen aufs genaueste beobachtet worden und der Spuk ist unabhängig von ihnen aufgetreten, aber, wie gesagt, diese Beobachtungen sind nicht einwandsfrei.
2. Während die Brettschneider-Partei Fenske als Urheber des Spuks verdächtigt, tut umgekehrt Fenske das Gleiche mit Brettschneider. Es hat irgend einmal eine Differenz zwischen Vermieter und Mieter gegeben, und natürlich wird diese sofort als Motiv für einen Spuk herangezogen. Welches Motiv sollten diese beiden Damen haben, den Spuk hervorzurufen? Sie verloren doch ihren Mieter, sie brachten die Wohnung in den Geruch einer Spukwohnung und erschwerten dadurch die Vermietbarkeit. Fenske hat eine große Anzahl von Tatsachen zusammengetragen, in denen er Verdachtsgründe gegen die Brettschneiders vorbringt. Auch hier dasselbe Bild wie bei der Gegenpartei. Es ist niemals schwer Verdachtegründe zu finden, wenn man sie sucht. Auf den ersten Blick erscheint uns verdächtig, daß die Brettschneider die Sachverständigen ablehnten. Aber dies war

nur eine prozessuale Vorsichtsmaßregel, weil sie — wenn auch grundlos — fürchteten, die Sachverständigen könnten dem Prozesse eine günstige Wendung für Fenske geben. Es ist das gute Recht jeder Partei, alle Maßnahmen zu treffen, um ihren Prozeß zu gewinnen.

3. Als weitere Täter könnten — theoretisch — die beiden Geschwister R., ältere Damen, in Frage kommen. Ihre Wohnung, oder mindestens der darunter liegende Keller ist ja der Ausgangspunkt des Spuks. Man kann von der R.'schen Wohnung aus den Keller direkt betreten. Und in der Tat liegen eine Reihe von Gründen vor, die zunächst den Verdacht zu bestärken scheinen. Die ein« der beiden Damen ist schwer herzkrank und, wie ich hörte, auch nervenkrank. Als ich das erste Mal den Spuk in Oels untersuchte, kam von der Tür der R.'schen Wohnung im Erdgeschoß der Ruf „Guckuck"! Als am 21. März 1916 eine Angestellte von mir Information in dem Hause einzog und die Trepxe zu Fenske hinaufging, wurde die Tür der R.'schen Wohnnng sehr leise und vorsichtig geöffnet. Am 28.März sah ich von Fenske's Wohnung unerwartet in den Hof hinunter. Die Tür der R.'schen Wohnung war geöffnet, eine Frauensperson stand dort und beobachtete die Fenske'schen Fenster. Als sie mich sah, lachte sie verlegen und verschwand in der R.'schen Wohnung. Ein Bekannter von mir, Rittmeister M., besuchte mit einem andern Offizier Fenske's, um den Spuk zu beobachten. Als der Offizier unvermutet in den Hof ging, traf er eine ältere Dame, die sich um das Haus herum zu schaffen machte und die nach seiner Ansicht eine der beiden R.'s war. Das sind alles Verdachtsmomente, die nicht übergangen werden dürfen. Ich führte sie an, um zu zeigen, wie leicht man zu falschen Schlüssen kommen kann. Es ist ganz natürlich, daß die beiden älteren Damen neugierig waren und sehen wollten, was in der Fenske'schen Wohnung vorging. Der Neugierige ist aber nicht der Unfugstifter. Von wem das Kuckuckrufen in der Nähe der R.'schen Wohnung herrührt, konnte nicht aufgeklärt werden. Vielleicht hat sich an diesem Tage jemand, der das Klopfen und Poltern in der Fenske'schen Wohnung hörte, einen Witz gemacht.

4. Als sonstige Täter wären noch zu erörtern Taube, Lakomi und die Seminaristen. Taube kommt nicht in Frage, denn er ist den ganzen Tag in Arbeit und es hat auch gespukt, als er nicht im Hause war. Lakomi ist ein pensionierter Gefangenwärter, er weiß mit Klopflauten Bescheid. Die Gefangenen pflegen sich in den Gefängnissen durch Klopflaute miteinander zu verständigen. Wer diesen ehrlichen alten Beamten gesehen und gesprochen hat, wird nicht auf die Vermutung kommen, in ihm den Anstifter des Unfugs zu sehen. Es hätte auch nahegelegen, daß er als Urheber von seiner Wohnung aus Klopflaute hervorgerufen hätte. Versuche, die ich von dort machte, ergaben, daß es unmöglich ist, von dieser Seite den Spuk in Szene zu setzen. Lakomi müßte also ein sprunghaftes

Wanderleben zwischen erstem Stock und Keller geführt haben — eine unmögliche Annahme.

Die Seminaristen können natürlich theoretisch als Unfugstifter in Frage kommen. Es wäre ja menschlich, wenn junge Leute eine solche Gelegenheit benützten, um einmal einen Ulk zu veranstalten. Ein Beweis hierfür ist nicht erbracht.

So sehen wir zwar überall Verdachtsmomente, nirgends aber den Beweis für den Urheber des Unfugs. Alles in allem scheint es sich nicht um einen Täter zu handeln, sondern gelegentlich haben wohl mehrere Personen mitgeholfen, das abergläubische Ehepaar Fenske ins Bockshorn zu jagen. Ursprüngliche objektive Geräusche wurden als Spuk gewertet. Als erst der Schneeball des Aberglaubens im Rollen war, half man von allen Seiten nach und er ging bald als Lawine zu Tal.

Ich fasse mein Gutachten zusammen:

1. Es handelt sich um keinen Spuk. Weder um ein Spukhaus noch um Äußerungen einer unbekannten, medialen Kraft.
2. Es handelt sich vielmehr um ein Zusammentreffen von objektiven Geräuschen und absichtlich angestelltem Unfug.
3. Es ist nicht bewiesen und nicht wahrscheinlich, daß ein Mitglied der Familie Fenske der Täter ist.
4. Um den wirklichen Täter zu ermitteln, sind eine Reihe von weiteren Beweiserhebungen erforderlich, insbesondere: eidliche Vernehmung sämtlicher Zeugen des Spuks an Ort und Stelle unter Zuziehung eines Sachverständigen, eidliche Vernehmung der beiden Fräulein Brettschneider, der beiden Fräulein R. und der Seminaristen, die bei Fräulein Brettschneider in Pension waren.

Aber auch diese Vernehmungen lassen die Möglichkeit offen, daß andere Personen den „Spukkeller" betreten und von dort aus „gespukt" haben. Da kurze Zeit vorher, als Fenske noch nicht in Oels wohnte, im gegenüberliegenden Seminar der gleiche Spuk gespielt hat, ist es wahrscheinlich daß beide Ereignisse im Zusammenhang stehen. Auch dieser sichtliche Zusammenhang spricht gegen die Täterschaft der Familie Fenske. Für den Psychologen genügt es zu wissen, daß kein Spuk vorliegt. Wer im einzelnen der Täter war, ist psychologisch bedeutungslos.

Das Spukhaus in Oels hat die Öffentlichkeit in weit größerem Maßstabe beschäftigt, als man annehmen sollte. Man denke: ein Volk führt den verzweifelten Kampf um Sein oder Nichtsein, die höchsten Güter des Lebens sind ge-

fährdet, keiner weiß, was die Zukunft bring«. Zur selben Zeit wendet sich das Interesse ein paar Spukgeistern zu, die einen Sergeanten beunruhigen. Es liegt etwas Tragikomisches in den Interessen der Menschheit. In Schlesien sprach eine Zeitlang alles von dem Spuk, dann hat sich das Interesse wieder anderen Dingen zugewendet. Fenske's erhielten zahlreiche Zuschriften, und auch diese bieten psychologisches Interesse. Da waren zunächst die Geisteskranken. Ich gebe hier als Beispiele zwei Briefe wieder, die die Symptome des Verfolgungswahns an sich tragen.

„Bahnhofstraße, K., 3. April 1916.

Geehrter Herr 65 Frau Fenske!

Da ich, im Generalanzeiger gelesen hab*), von Ihrer Anzeige, so muß ich Ihn leider auch Mitteilen, daß ich schon Iahre lang solche Sprecher in der Stube hab, erhalte ich besuch, sofort ist still, unser Haus ist auch daß letzte Haus auf der unser Straße, mein Mann ist etwas taub, der hört nicht, u. mir legen Sie die Worte rein in den Mund, ich bekomme nirgens Hilfe, eö glaubt mirs niemand, alle sagen, ich möchte mir es wohl blos einbilden. Im Winter ist es so schlimm, daß ich muß in andere Wohnung zu besuch gehn, in der Nacht im Bett ist es gar toll, wen ich erwache. Könnte ich durch Ihn Hilfe bekommen. Der liebe Gott wirde Ihre Familie so fiehl Segnen, wenn ich durch Ihn mit beten, wenn wir die Leute ausfindig machen könnten. Ich war bei einer Buchdruckereibesitzern, der klagte ich mein leid, die wußte von den Frauen, daß sint Reverräntinen**), Sie sprechen egal durch die Wand, (es Stinkt) die Buchdrucker können die Frauen, das Wort Stinken kannte die Buchdruckersfrau, so sprechen Sie. Ich war beim Amtsvorsteher, ich war bei Pastor, ich hab meine ganze Verwanten um Hilfe gebeten, aber keiner kann nnr helfen. Ich werde dieses Iahr öO Iahr, die Kinder sint in Stellung, da bin ich allein mit meinen Mann, wir wohnen seit einem Iahr, in einem neuen Hause, was mein Mann gebaut hatt. Die Buchdrucken,, sagte, in den Neubau kommen Sie aber nicht, hab Sie aber doch wieder da, in den Nachtbar Häusern hören Sie nur manchmal, da ist der Schmerz nicht so groß. Was ich leide, ist nicht zu beschreiben, Hab 4 Zimmer, Küche, Enttee auf zu räumen, muß so leiden, der Körper ist schon ganz abgemathet, um die Ohren bin ich kumfuß, es ist nicht zum beschreiben. Die Buchdruckersfrau war Wittwc, der Mann war Ihr gestorben, derselbe hieß G. Die Frau hatt jetzt wieder geheirathet, ist von Kömgszelt verzogen, ich glaube einen Wiegemeister hatt Sie geheirathet in der Nähe. Ich leg Ihn eine Marke bei, es muß doch ale Weiber geben, die egal Sitzen müssen, daß es ein

*) Der Dialckt ist oberschlesisch-polnisch.

") Revenant?

kleiner Verdienst ist. Wer soll das aushalten? Wenn ich solte den ganzen Spuk erzählen, es Wirde ein dickes Buch draus. Ich hoffe nun, von Ihn recht günstige Nachricht zu erhalten. Wir haben 12 Mieter, alles feine Leute, nebenan auch, ein stück weiter ist eine Wirtschaft, kleines Haus, die Frau hört es auch, blos zeitweise, ob Sie in die Gasthäuser, in die Fremdenzimmer sint? Entschuldigen Sie mein Schreiben, seien Sie vielmals gegrüßt, von Frau
Emma K."
den 14. 4. 16.
Herr Fenske!
Immer trösten Sie nur! Sie sind nicht alein, dem dises schreckliche Unglück begegnet hatt, reichen Sie mir die Hand mich hart dises schreckliche Leiden vor cirka 6 Iahren getrofen und zwar viell mehr als Ihnen den ich hatte schon mit dem Tode Ringen missen.
Ich kann wohl etwas mehr von der schrecklichen Pein erzehlen, ich und Sie waren wohl die Einzigen die dise schreckliche Tadt zu überstanden hatten. Trösten Sie sich nur und lassen Sie der Ueberzeugung nicht Abweichen denn es ist wirklich alles wie Sie rs am Gerichte vorgetragen haben, auch die Herren 5 Zeugen sollen nicht erschrecken, denn es beruth alles auf Wahrheit. Auch bei meiner Tat war ein Zeuge zugegen, doch wollte mir niemand etwas glauben.
Ebenfalls habe ich Feuerfunken bei mir Fligen gesehen, das war aber nur 1, wo bleiben die andern Merkwürdikeiten, das größte Unheimlichste auf diser Weld, ich kann nur von Schrecklichkeiten erzehlen, mich hatt dises dreimall belastet und erst zu dritenmall habe ich herausgepfunden was es eigentlich ist. Kein Profesor weis von dieser unheimlichen Pein nichts (Spiritismuß ist es nicht) etwas ganz nenes was die Weld noch nicht kent. Dises langt nur zum Tode und ins Irrenhaus. Glücklich ist der Mensch, der in diesem Stadium war und ist durchgekommen.
Lassen Sie Ihren Muth nicht sinken, ich bleibe Ihre Rechte Hand zu Ihrer Stütze.
Der Herr Erichs« soll sich einigermaßen mit seinem Artikel in Breslauer General-Anz. etwas zurick zihen und Sie etwas höher Schätzen, Verbiten Sie es demselben für speter.
zeichnet mit Hochachtung
Ihr ergebenster
Titus B.
Floischbeschauer n. Villenbesitzer."

Wenn Fenske nicht über diese Äußerungen aufgeklärt wurde, so hätte er diesen Eindrücken leicht erliegen können. Geisteskranke neigen dazu, ihre Symptome zeitgemäß zu erklären. Sie machen die Mode mit. Erst war es die Elektrizität, dann der Magnetismus, der Hypnotismus, die Fernwirkung und schließlich sind es die Klopfgeister. Wenn wir der Entstehung des Wunderglaubens etwas nachgehen, so werden wir vielleicht auch Geisteskrankheiten begegnen. Ich habe selbst beobachten können, wie solche Briefe immer wieder die Familie Fenske beunruhigten und ihrer Geistergläubigkeit neue Kraft zuführten. Wie soll auch ein einfacher Mann unterscheiden können, was Täuschung, was Geisteskrankheit, was metapsychisch ist! Wundersam ist alles für ihn und er kann nicht die verschiedenen Ursachen des scheinbar einheitlichen Wundersamen ergründen.

Einen der Briefschreiber konnte ich selbst sprechen. Er wohnt in Proskau und ist Maurer. Er erzählte mir: Seine Frau ist jetzt taub und blind. Er ist lange Zeit durch einen Spuk verfolgt worden. Klopflaute, Faustschläge auf die Tische, Geräusche, als ob jemand durch das Zimmer geht. Ferner wurden er und seine Frau mit Namen gerufen. Er hat die Wohnung verlassen, der Spuk hat sich aber doch noch einige Male gezeigt. Er habe einen Mann in Königshütte um Rat gefragt, der einen großen Zulauf habe. Dieser Mann habe ein schwarzes Buch gehabt und ihm daraus geweissagt, daß seine Frau einmal mit einem Reisenden einen Streit gehabt habe und daß dieser Reisende seitdem den Spuk fernwirkend hervorrufe. Der Mann aus Königshütte habe ihm den Reisenden ganz genau beschrieben. Der Maurer habe darauf in einen Spiegel gesehen, den der Mann ihm gezeigt hat, und hat darin den Reisenden gesehen. Seine Frau habe die Darstellung später bestätigt, doch war aus der Darstellung nicht zu entnehmen, ob sie nicht schon früher ihrem Manne davon erzählt hat. Die Frau hat jetzt 30 Mark verloren und der Maurer will wiederum den Mann in Königshütte um Rat fragen. —

Hier findet man uralten Volksaberglauben. Der Wahrsager zeigt im Spiegel die verdälchtige Person. Die Kriminalisten wissen, welchen Einfluß gerade dieser Aberglaube auf das Volk ausübt und wie gefährlich der Einfluß des Wahrsagers, des Kristallsehers oder der Kartenlegerin auf tie Masse ist. — Zu solchen Zuschriften gesellten sich noch die Briefe von Spiritisten, und man hatte schließlich die ganze Versammlung von Wundergläubigen in Reinkultur um sich. Ieder färbt die Tatsachen nach seinem Geschmack, bis sie schließlich im buntscheckigen Pavagenokleid über die Bühne des Lebens springen. Zwischen Tatsachen und Beobachtern besteht eine ständige Wechselwirkung. Sie verfärben ,?ch gegenseitig, wie zwei farbige Flüssigkeiten in einer Röhre.

In den Wogen des Ungeheuerlichen, die der Krieg über die Erde wälzt, wundersam und doch kein Wunder, erscheinen plötzlich dürr und blutlos ein paar

Spukgeisterchen und machen Anspruch auf das Wunder, das die Erschütterung der ganzen Welt nicht gebären konnte. Die aufgepeitschte Phantasie der Menschheit hungert nach dem Wunder und stillt ihren Hunger mit diesen armseligen Knochenmännchen. Das Wunder ist ja fast noch das einzige, was man ohne Bezugsschein erhält. Wie wir zufassen, verflüchten sich die Spukgeister und wir stehen vor einem Marionettenspiel, vor dem Witz kleiner Leute, der fast zum Witz der Weltgeschichte wurde.

Hanna Grasin v. Pestalozza:

Das Licht des Soldaten.

Eine Legende aus neuer Zeit.

Es war ein kleines, weißes Licht im Feldgraben. Das schien, auf der rohgezimmerten Holzbank leise knisternd und schließlich bei der Dunkelheit umher seinen engen Kreis doppelt stark erleuchtend, einem Soldaten bei seinem letzten Brief in die Heimat. Der Soldat war jung und von jener männlichen Schönheit, wie sie der germanische Norden gern erstehen läßt: hoch und breit die Gestalt, um körperlichen Mühen zu trotzen, blond das Haar wie Korn in der Sonne, blau die Augen wie Abglanz des Himmels. Gerade in diesem Augenblick sah das kleine weiße Licht in ein Augenpaar von so großer Abgeschiedenheit von der Welt und so starkem Zugewandtsein einem Ferneren, Feineren und Gewisseren, daß seine Flamme hoch und feierich wuchs. Die Hand des Soldaten warf eilige Schriftzüge auf das Paper, Worte der Liebe, wie sein Herz sie fand, das umso heißer die teuren Gestalten der Heimat umfaßte, als es bereit war, sie zu lassen. „Wenn es mir bestimmt ist zurückzukommen", schrieb der Soldat. O, die Dunkelheit um ihn war doch schwer und die Einsamkeit packte wie Eiseshand oder brannte wie Feuer.

Vor langer Erdenzeit hatte so ein Einziger bitterlich und selig gewacht, bis sein Wille der Wille des Vaters wurde. Hier an der Seite des Soldaten wachten auch seine Brüder, und nah und fern auf den Schlachtfeldern wachten die vielen Brüder heran zum Todeswillen. Das kleine weiße Licht aber meinte, daß der, auf dessen Hände und Gesicht es schien, der Schönste von allen in diesem Raume sein müßte, so hatte schon die edelste Ruhe diese ganze Gestalt ergriffen. Ia, mit diesen Augen, die leben und sterben konnten, aber das Sterbenmüssen deutlicher spürten als das Leben-

dürfen; mit diesen Händen, die eher fortschieben, aufgeben wollten als
ergreifen, war er letztes Menschenziel, war er der Christ.
„Es ist dunkel um mich, aber dieses kleine Licht neben mir macht es,
daß mein Herz Euch diese Worte schicken kann," schrieb der Soldat.
In der Heimat hatte er Mutter und Schwester. Die ließ das Bild
»om Licht unter der Erde bei dem Sohn, dem Bruder nicht mehr. Immer
hatten sie es vor sich. Und bleich und feierlich sahen sie es, wie die Kerze
ist neben letztem Menschenlager, und in seinem Schein war bleich und müh-
selig und erhaben das Antlitz des Geliebten.
Später, als sie erfuhren, daß es seine letzten Worte an sie gewesen
waren, und sein irdisches Dasein, plötzlich und in Dunkelheit sich verlierend,
ausgelöscht schien wie ein Licht, waren sie froh, daß sie gleich unter dem
Eindruck jenes Bildes heißer als sonst mitgewacht und mitgebetet hatten.
Denn was könnte unser Einssein mit der anderen Seele erweisen, wenn
nicht das, daß wir vor und in ihren entscheidenden Augenblicken auch ohne
Mitteilung um sie wissen? So waren sie also Hand in Hand mit ihm
gegangen bis zum Tor, das ihn ins Unbekannte führte. Seine Schauer,
als er dann allein gehen mußte, hatten sie zu erreichen versucht. . Sie
hätten es später nie ertragen, nicht mit letzter Kraft und Möglichkeit gerade
damals bei ihm gewesen zu sein, als es mit ihm geschehen sein mußte. Tag
und Stunde und die näheren Umstände dieses Geschehens erfuhren sie nicht.
Das Licht, mit dem zusammen im dunklen Raum sie ihn immer sahen,
gewann für sie mit der Zeit noch eine besondere Bedeutung. In seiner
Flamme lebte ihnen der Geist des Dahingegangenen. Und während so,
bald mehr als Bild, bald mehr als Symbol, das Licht unter der Erde stetig
bei ihnen war, gaben sich ihre Seelen seiner scharf eindringenden Helle oder
seinem sanft formenden Einfluß mit größter Willigkeit hin.
Er hatte scheiden müsjen von der Sonne und den Blumen, von Ehre
und Genuß der Welt. Das war das Erste und Eindringlichste. So wollten
die Beiden auch die Erde lassen. Denn wie hätten sie es ertragen, mehr
zu haben als der Seelenschönste?
Nicht, daß sie nun die Dinge dieser Welt gehaßt oder verachtet hätten.
Nein, sie konnten sogar zu Zeiten rechte Dichter sein uud in Menschen und
Dingen Schönes und Wirkliches gewahren, das ihr Herz jubeln ließ. Da
war zum Beispiel ein unsagbar klarer, frischer Herbstmorgen oder eine holde,
süße Frühlingsnacht. Da waren schwärzliche, hohe Tannen auf Felsengrund
und saftige grüne Täler. Da gab es einen Mann ganz in der Nähe, der
große Einkünfte, Ansehen, ja Sicherheit des Lebens hingab um Gewissenstreue.
Oder es gab eine Frau, die in einer armen häßlichen Stube zum Sterben
kam, während sie sonst in erlesener Schönheit gewohnt hatte, und die doch
lächelte und ohne Klage war, damit sie das zärtliche Herz der geliebten

Schwester schone. Mit einem Wort, da gab es also Menschen, die einen wieder glauben ließen an das Gute und Echte in der Welt; die einen gerade dann erquickten, als man schon sehr sehnsüchtig und durstig war.

Die Mutter und die Schwester des Soldaten liebten der Sonne zuzusehen, wie sie sich in den blanken Möbeln der Wohnung spiegelte und goldene, tanzende Ringe auf sie malte, liebten den Uhren zu lauschen, wie sie in den Zimmern und auf dem Flur tickten. Hatte er dies doch auch liebgehabt. Wie gern hatte er im alten Ohrenstuhl gesessen, meist ein wenig müde, schweigsam, aber immer anhörend und gebend; einer mit heimlicher Sehnsucht, mit ungehobenen Schätzen — bis dann der Ruf zur Selbstvollendung, zu jeglicher letzter Erfüllung ihn fortnahm. Daß es so mit ihm gestanden hatte, das setzte mit der Zeit an die Stelle des furchtbaren Schmerzes um seinen Verlust ein wehmütiges, sanftes Vermissen. Sie ließen alles in ihrer Umgebung, wie es zusammen mit ihm gewesen war. Es sollte mehr so sein, als könnte er doch noch einmal nach langer Reise hier wieder eintreten; wie würde er sich dann freuen, daß man seiner gewartet.

Sie lebten leicht, weil sie sich von allem gelöst hatten. Arbeit und Sorge wurden ihnen leicht; es war eben, daß ihnen noch eine kleine Zeit vergönnt war, den Dingen Sorgfalt und den Menschen Güte zu erweisen. Sie lebten leicht, weil sie sich immer mehr auslöschten. O, überwindet doch die Empfindsamkeit und die Grenzen des eigenen Herzens, und Ihr werdet sehen, wie reich und bewegt die Welt ist!

Nach Iahren einer immer mehr sich besänftigenden Trauer — war es doch ein Leben im Geist, das sie führten, genährt an der Lichtflamme seines Geistes — ging die Mutter des Soldaten ein in die ewige Wiedervereinigung mit ihm, dem schönsten, dem geliebtesten Kind. Immer mehr hatte ihren Lebensabend das Leuchten seines begnadeten Menschentums erfüllt. Immer mehr war der Widerschein — wie Maria ihn bei ihrem Iesusknaben gehabt haben muß — in ihrem Fühlen gewesen und war auch jetzt auf ihrem stillen Gesicht. Nur eine Kerze hrannte bei der Toten. Mit zitternden Händen hatte die Tochter sie entzündet. Nun war abermals ein Licht in der Dunkelheit, bei Händen und Antlitz, die überwunden hatten.

Sie führte ihren jungen Knaben herbei, und er erfuhr von ihr auch von jenem Licht, das ähnlich einst im Feldgraben eines Schlachtfeldes ge. wesen war. Sie fand Worte, ihm zu sagen, wie es in ihrem Leben gewirkt hatte und auch in dem seinen wirken sollte.

Er dünkte sie nicht mehr zu jung, daß sie ihm das Menschenleben als Lichtflamme zeige, die zart und verletzlich, und über die mit hingebender Seele zu wachen wäre. Ihr Wesen wäre Reinheit und Liebe und Geistigkeit, sagte sie, wäre das, was seiner Mutter Bruder, der Soldat, in ergreifender Klarheit verwirklicht hätte.

Das warme, hohe Herz war in ihrem Knaben untrüglich vorhanden.
Seine kindlichen Fehler und Mängel schienen ihn der Mutter und der Erde zu sichern; denn nicht zu gut war er für diese Erde, sein Weg zum Ziel würde kein kurzer sein. Sie hatte nicht den Schein, den Strahlenkranz der frühen Vollendung heimlich und schicksalschwer über dem lieben Haupt zu sehen. Er ergriff mit klaren Augen die Erde; sie würde ihm lange Heimat sein.

In diesen Iahren überwog die Heiligkeit kindlichen Wesens. Wie oft wußte sie, daß um seinetwillen das Leben gut mit ihr war. In der Kindesreinheit geht man einher wie unter schützenden Flügeln, wie in bergenden weißen Wolken.

Als der Knabe heranwuchs, kam die Lichtflamme seines Lebens in stärkere Gefahr. War sie doch mehr jenseitiges Leben, und gingen doch die Wogen diesseitigen Lebens hoch in ihm. Da waren viele wache Mutternächte.
Da gab es Unruhe schaffende Fragen: Wir bauen stolz und froh das Haus des Körpers und wissen doch, daß es erst mit verletzter Stirn und mit gebrochenen Säulen eine rechte Wohnung Gottes ist. Wann beginnt unsere Sorge für die Sinne ein Unrecht zu sein? Wie und wann muß gehandelt werden, damit der Geist aus dem Kampf mit den Sinnen, der wohl für jeden Menschen sein muß, als Sieger hervorgehe?

In der Angst, wie sie ihrem ringenden Kinde hülfe, kam ihr nicht selten der Gedanke, ihm mit ihrem Tod zu helfen, wenn es ihr mit ihrem Leben nicht gelänge. Man muß auch bedenken, daß sie oft ein wenig müde war, und daß sie immer, immer, seit das Licht des Soldaten in ihr Leben getreten war, den Platz an der Tafel des Lebens gern verlassen wollte, wie er.
So stark wurde der Gedanke in ihr, durch die Erschütterung ihres Todes den Sohn entscheidend für das Reich des Geistes zu gewinnen, für das, was seinem hohen Herzen allein Heimat sein konnte, daß es an einem Tage schien, es solle ihr Wunsch sich erfüllen.

Tag und Nacht blieb der Knabe an ihrem Bett. In seinen zärtlichen Augen — sie erinnerten an die braune Erde und den warmen Sommertag — war der erste große Schmerz. Es war nicht nur der fassungslose Schmerz, die Mutter zu verlieren; es war auch das Mitleid mit ihr, daß nun das schone Leben für sie nicht mehr sein sollte.

In diesen stillen Nächten lernte des Knaben Seele etwas wissen von dem, was eine Mutter ist: Leid.

Lebensleid, bisher nur ein Wort für ihn, wurde ihm greifbar und für immer lieb in der teuren Gestalt.

In seine Augen zog ein neuer Blick, ein Blick der Ferne und Freiheit.
Ms eines Nachts Angst ihn aus dem Halbschlummer trieb, der ihn für eine kurze Zeit auf seinem Platz zu Füßen des Bettes übermannt hatte.

schien ihm im Halbschatten des Zimmers der Mutter Gesicht bleicher als sonst und reglos die Gestalt. „Mutter, das Licht, unser Licht," schrie er auf. Er sah es deutlich neben dem stillen Haupt.
In diesem Ruf war alle Zärtlichkeit und Qual und alle Menschenergebung, war auch erstes schmerzlich-glückhaftes Losreißen von der Erde.
Und er brachte die andere Seele, die schon weit fortgewesen war, noch einmal wieder zurück. Brachte zurück diese arme weinende Seele. Wie hatte sie nur je geglaubt, ihren Knaben allein lassen zu dürfen und allein assen zu können?

Johann Arany:
Die Waleser Barden.

Aus dem Ungarischen übersetzt von Professor Friedrich L^m, Györ (Raab).

Ter König Englands Eduard
Reitet auf falbem Pferd.
„Sehn möcht' ich — spricht er — was da ist
Die Walefer Gegend wert?"
„Sind Flüsse dort? Fruchtbar der Ort?
Die Weide fett und gut?
Hat ihr genützt, was ich verspritzt,
Der Erzrebellen Blut?
Das Volk in Wales, das Gott uns gab.
Es ist so glücklich doch,
Wie ich es will? — und hält es still
Gleich Vieh im Ochsenjoch?"
In deiner Krone Majestät
Ist Wales der Diamant,
Fluß, Tal, Gejaid und Feld und Weid'
Sind gut im Waleser Land.
Das arme Volk, das Gott uns gab,
Ist glücklich, König mein; —
Die Hütten sein seh'n schweigend drein
Wie Grabeshügelreih'n. —
Der König Englands: Eduard,
Er ritt auf rotem Roß,
Wohin er ging, ihn Ruh empfing
Und Stille ihn umfloß.
Montgomery, so hieß die Burg,
Wo nachts er eingekehrt,
Montgomern, der Herr der Burg,
Sieht gastlich ihn am Herd.
Was Hunger stillt: Fisch, edles Wild
Ist da im Überfluß,
Der Diener Heer schleppt Speisen schwer,
— Zu sehn selbst Überdruß;
Was gut und reich das Jnselreich
Zu bieten nur vermocht'.
Und edlen Wein, der schäumend rein
Im Süden Perlen kocht.
„Ihr Waleser Herrn'. Ich hörte gern
Den Trinkspruch guter Art!
Ihr Herrn! Ihr Waleser Hunde! — soll
Nicht leben Eduard?
Unter Wild und Fisch bricht schier der Tisch,
Was Gaumen, Herz begehrt.
Das sehe ich; doch innerlich
Sich jeder selbst nur ehrt! —
Ihr Herrn im Kreis! Ihr Hundegeschmeiß l
Laßt ihr mich leben nicht?

Wo steckt der Waleser Barde, der
Mein Lob in Lieder flicht?"

Die Waleser Barden
Johann Arany
Aufeinander blickt und nicht erschrickt
Der Waleser Helden Schar,
Ihr Antlitz wird vor Zorn so blaß.
Wie Memmen vor Gefahr.
Der Atem stockt; rings Schweigen hockt.
Es dringt kein Laut Herfür, —
Da kommt ein greiser Sänger facht
Geschritten von der Tür!
Hier steht ein Barde, der dich preist, —
So spricht der Sängergreis.
Horch! Waffengedröhn' und Sterbege-
stöhn', -
Als er beginnt die Weif.
„Horch!Waffengedröhn' und Sterbegestöhn'!
Blut malt der Sonne Bahn, —
Der Aasgeruch lockt Geierflug; —
Du, König, haft's getan!
„Schier garbenweis liegt hingemäht
Mein Volk in Todesruh', —
Nur wenige zählt man, gramvermählt,—
Das tatest, König, Du!"
Fort, auf den Scheiterhaufen! — ruft
Ter König — dies nicht frommt! —
Ich brauche milderen Gesang! —
Ein junger Sänger kommt.
„Ter Wind weht lau im Abendtau
Bei Milfords schöner Bai.
Es stöhnt darein der Jungfrau Pein,
Der Witwe Klageschrei.
Gebäre, Jungfrau, Sklaven nicht!
Du, Mutter, säug' kein Kind!" —
Der König winkt. Der Jüngling
Erreicht den Greis geschwind.
Der dritte dreist den König preist.
Er ungerufen singt.
Auf seiner Harf klagt an sich scharf
Das Lied, das ihr entspringt.
„Es fiel im Feld manch guter Held —
— O hör' es, Eduard!
Den Waleser Sänger, der Dich rühmt.
Dein Auge nie gewahrt!
Deni Helden weih'n wir Melodein —
— O hör' es, Eduard!
Dir nichts als Fluch beut Lied und Spruch
Nach Waleser Sänger Art!"
— Das will ich sehn! — Der König läßt
Ergehn ein graus Gebot: —
Die widerspenst'gen Barden all
Erwarte Flammentod.
Die Diener stoben auseinand
Durch Feld und Berg und Tal,
So fand ein End' Montgomery's
Berühmtes Königsmahl.
Der König Englands: Eduard,
Auf rotem Rosse rannt'.
Ringsum das Land in Flammen
Verheert durch Mord und Brand.
Fünfhundert Barden sangen hell

Noch in der Flammengruft,
Doch keiner von den Kühnen all
„Der König lebe!" ruft.
„Was ist's? Wer lärmt? In London man
Nachts freche Lieder hört!
Ich laß den Lordmanor hängen auf,
Wenn nur ein Laut mich stört!"
Und all verstummt, kein Mückchen summt,
Die Stadt ist leichenstill.
„Wer spricht, der ist des Todes Kind,
Der König schlafen will."
— „Auf, Trommeln, Pfeifen! Macht Musik
Das Horn, es schmettere drein!
Der Waleser Chor braust mir ins Ohr
Der Flüche Litanei'n!"
Doch durch Musik, durch Trommelton,
Durch der Posaunen Klang,
Fünfhundert Barden singen laut
Der Märtyrer Gefang.
Z03

Dr. v. Grolman-München:

Richard Sexau.

(Studie über Begriff und Wesen der gediegenen Erzählerliteratur.)

Die Überlegung, daß die Überfülle, die bunte Mannigfaltigkeit und wechselnde Vielgestalt der verschiedenen Erscheinungsarten unseres Daseins doch nur Fragment, Ausschnitt aus einem unaussprechlichen und urgewaltigen Daseinszusammenhang sei, und die Tatsache, daß eine Menschenseele stets allein ist: diese beiden auf den Versuch angewendet, einen Überblick über die moderne Erzählerliteratur zu gewinnen und in nachschöpfender Mitarbeit zu einer kritischen Besinnung über die geistigen Grundlagen derselben und zu. deren Kritik zu gelangen, — diese Überlegung und diese Tatsache führen zu einem Ziel, das zwar nicht überraschen sollte, aber dennoch überraschend wirkt, wenn man es sich ohne Beschönigung und klar vor die Seele stellt: man findet auf Seiten der literarischen Produktion, die zumeist ohne Weiteres mit dem Anspruch künstlerischer Qualifikation auftritt, einen Wechsel von Personen, die da auftauchen, sich behaupten und wieder verschwinden, eine Fülle von Motiven und geistigen Bewertungen, von Entfaltungsmöglichkeiten und Bildungszielen — kurz von Geisteshaltungen (und solchen, die es zu sein vorgeben), eine ganz naturgemäß wachsende Neigung zur Spezialisierung, und geistigen Prononciertheit. Auf Seiten der literarischen Consumation zeigt sich eine ebenso große Fülle von wertsuchenden Geistern, die sich — auf den denkbar verschiedensten Stufen der „Bildung" stehend — bemühen, mit mehr oder weniger großem Erfolg eine ihnen notdürftig adaequatc Auswahl aus dem Angebotenen zu treffen. Die leider immer mehr um sich greifende skrupellose Verwendung der Reklame, welche gewisse Literaturfirmen bei ihren „Neuerscheinungen" für angezeigt erachten, und die klaffenden Gegensätze unseres geistigen Lebens samt seinen Voraussetzungen überhaupt machen es verständlich, daß die oft unglaubliche Kritikunfähigkcit des Lesepublikums und die geschickte Ausnutzung derselben durch neutönende Producenten sich unfreiwillig, aber desto unvermeidlicher vereinen, um Modeströmungen ohne festen literarischen Geschmack und ohne den aus einer durchdachten und erlebten Geisteshaltung sich ergebenden, bedächtig erwägenden Widerstand gegen das Neuanstürmende — sich ausleben und fragwürdig wirken zu lassen.

Dieses Ergebnis, nämlich das Widerspiel von literarischer Produktion und Consumation, welche beide ihrerseits wieder aus lauter Antithesen bestehen, bildet das Arbeitsgebiet des Versuches, von einer ästhetischen Literaturbetrachtung des Einzelnen zu einer historischen Gestaltung des Mehrfachen zu gelangen. Es gilt also, von der Einfühlung zum Überblick, von der Nachschöpfung zur

kritischen Gliederung fortzuschreiten. Möglich wird dies, wenn die einzelne Dichterpersönlichkeit unter Zugrundelegung ihrer gesamten Produktion auf gewisse Typen herausgestellt und die Verarbeitung dieser Typen zur Synthese unternommen wird. Nur von dieser Arbeitsmethode aus ist es denkbar, die Voraussetzungen der verschiedenen Geisteshaltungen, ihre Grundlagen und Einwirkungen, den Wechsel zwischen Vielgestaltigkeit und Specialisierung — fragmentarisch auch noch hier — tätig und entsagend zu erfassen und in der eigenen Festigung Vorarbeiten zu einer allgemeineren Läuterung und zielbewußteren Aufnahmefähigkeit zu bieten.

Ein wichtiger Punkt sei noch gestreift: die Tatsache, daß — und die Art wie das ungeheuere Kriegserlebnis den einzelnen Schriftsteller gepackt und gewandelt (erhoben?) hat — dies beides gibt ein zwar schwer anwendbares, aber unschätzbar wichtiges Mittel, um der kommenden Produktion — und bei vielen ist sie jetzt schon da — begegnen zu können und begegnen zu dürfen.

Diese Art und Weise, unser Schrifttum zu begreifen, ist besonders wichtig auf dem weiten Gebiet der modernen ErzShlerliteratur. Denn gerade hier sind die Versuchungen und Gefahren, aber auch die Möglichkeiten segensreichen Wirkens besonders groß. Man lasse sich nicht etwa durch eine Erwägung beeinflussen, daß die Erzählerliteratur so gewichtig auftretender Vorbereitungen doch wohl nicht bedürfe. Die Gründlichkeit, mit der das echt-deutsche Wesen sich Rechenschaft ablegt über das, was es tut, paßt völlig zu dem Begriff der ästhetischen Betrachtung, welcher der modernen ErzShlerliteratur im allgemeinen und im besondern am besten zu Grunde gelegt sein dürfte, zu dem Begriff der Gediegenheit in der seelischen Gesamthaltung, der psychologischen Vertiefung und der künstlerischen (d. h. zuchtvoll-schaffenden) Betätigung. Man vermißt diese „Gediegenheit" bei vielen literarischen Erscbeinungen, sowohl in der Form, wie in der gedanklichen Grundlage und ihrer Wirkung im Inhalt. Die (oft spielerische) Auflösung der zuchtvollerschaffenen Form in Impressionen und Erpressionen ist freilich bisweilen in hohem Maße ästhetisch reizvoll. Greift sie aber auf die geistigen Grundlagen hinüber, so ist die Gefahr, daß die innere Freiheit des Künstlers durch die Verlockungen dieser „Ausdrucks"gegebenheiten gemindert werde, oft zu groß, als daß darüber geschwiegen werden dürfte. Fern von jedem Pedantismus, der die Fülle der Erscheinungen auf Schemata festnageln möchte, muß doch immer auf jene, nach dem Begriff inhaltlicher und formaler „Gediegenheit" orientierte Typisierung und Synthese des überreichlich vorhandenen Materiales hingewiesen werden, wenn die ästhetisch-kritische Literaturbetrachtung der an inneren Spannungen und an bisweilen fast brutaler Kraft so überreichen modernen und modernsten Erzählerliteratur Werte durch ihre Beurteilung zuführen soll, deren sie in so manchem ihrer Erzeugnisse doch bedarf und

die sie andererseits auch erwarten kann. — Nachdem trotz des Kriegs, seiner
Dauer und seiner Folgen, noch immer allzuviel Unechtes sich breit macht
und breit machen kann, wird es die Forderung nach „Gediegenheit" sein,
die der jüngsten Erzählerliteratur mit der Zeit mehr und mehr sich aufzeigt.
Was hier unter „Gediegenheit" verstanden wird, dafür bieten die Arbeiten
und künstlerischen Leistungen Richard Seraus*) ein ebenso deutliches wie
interessantes Beispiel; es trifft selbstverständlich nicht in jeder denkbaren Be-
ziehung bis in die letzten Konsequenzen zu, aber es wird doch an ihm
manches deutlich, was auch in der subtilsten theoretischen Erwägung nicht
unabweislich deutlich ausgedrückt werden kann. Diese „Gediegenheit" erweist sich
deutlich in seiner künstlerischen Sehnsucht nach gerader Einfalt, danach, in
Kindesglauben Zuflucht zu finden vor der zersetzenden Negation der Welt. —
Mit dem Roman Märztrieb" zeigt sich gleich zu Beginn etwas
durchaus eigentümliches: es ist das Problem der bewußten und unbewußten
erotischen Spannung beim heranwachsenden jungen Menschen. Das Herbe
des Vorfrühlings, ein Keimen und Knospen keuscher Leidenschaften, die mählich
sich zu entfalten beginnen, ein Aus- und Aufathmen in verschlossener und
trotziger Wildheit — dies alles betätigt sich im Leben des Iünglings »nd
des etwa 16 Iahre alten Mädchens, wird unbewußt genährt und gesteigert,
lodert gewaltig auf und schlägt dann — haltlos und unwiederbringlich —
in ein fassungsloses und unfaßbares Gegenteil um. Gewiß nicht frei von
einer noch etwas befangenen, leicht zum Konstruieren neigenden Einseitigkeit,
ober trotzdem schwellend und sich dehnend, jagt und klagt es in diesen Szenen
und klingt — wie so manche Iugend — aus in etwas so ganz Unerwartetes,
zu einem sommerlichen persönlichen Reiferwerden in Leid und Entsagung.
So stehen das athemlose Tempo der Erzählung und die zögernde Reflerion
sich wild und entschlossen, fern und nach Vereinigung sich sehnend, gegenüber,
und es ist ein klug angewandtes Stilmittel des Dichters, die innere Har-
monie seiner Komposition durch ein Leuchten und Zucken zu beleben, so
wie es im Frühjähr zu sein pflegt: lachende Sonne und graue Wolken.
Dem dient auch die ausgiebige Heranziehung der Landschaft als Stilmittel.
Sie ,st wichtig in diesem so ungemein naturwüchsigen Werk und durchaus
nicht etwa als Staffage benutzt. Sondern eben wie sich diese Tragödie
keuscher junger Leute in der Landschaft drin entwickelt, wie Märzstimmung
und Triebleben des seelischen Vorfrühlings zuinnerst sich gegenseitig bedingen,

*) „Märztrieb" Roman. (A. Juncker, Verlag 1911). — „Ein Vmnächtnis" Novelle. (G.
Müller, Verlag 1912). — „Ewiger Tuist" Roman. (A. Juncker/Verlag 1913).- Tann erschienen
(bei G. Müller) unter dem Eindruck des Krieg«: 1914 ,Mut und Eisen" (Kriegsgeschichten 1 —
191S „Sieg oder Tod" (Kriegsbilder) — 191ö „Die alte Weise" (Novelle.) Auf zahlreiche kleine
Aichtiten, darunter tiefernste Ausführungen über „Disziplin nnd Talent" (191«), sowie einige packende
kieiseflizzen wird hier noch besonders hingewiesen.

das in Worte zu fasse» ist die Leistung des Künstlers, dem auch der all-
tägliche Vorfall lieb und wert ist, daß er herausgehoben werde aus der
Fülle der Beziehungen und hineingestellt in die Problematik überwältigender
Seelenregungen: das wachsende Berantwortlichkeitsbewußtsein des werdenden
Mannes, die wilde Zurückhaltung vor ungekannten Gefühlsgewalten beim jungen
Weib streben zu einer Synthese, zu einem Ausgleich von Temperament und
Empfindung. Und es ist eine feine Klugheit des Dichters, daß er Hedwig
nach der unfaßbaren, grausamen Ernüchterung nicht reifen, klar und gütig
werden läßt: starr, herb und verschlossen, zuinnerst unbeweglich ablehnend
wird in der jungen Weibesseele das erste Liebeserlebnis wohl zum einzigen,
letzten.
Diese tragische Erotik ist es, die in allen Arbeiten Seraus den tiefen,
gedanklichen Untergrund bildet, das schweigende Entsagen, der tätige Verzicht,
das nagende Sichverzehren und Vergehen. Vorsichtig hatte der Dichter im
„MSrztrieb" begonnen. Beginnendes, Iugendliches zu gestalten. Er vermied
es, sich an letzte Probleme zu wagen und blieb zunächst bei denen, die aus
der Iugend heraus auch wirklich jugendlich anzupacken waren. Vom schwei-
genden, zerbrochenen Dulden bis zum tätigen Verzicht ist nur ein Schritt,
aber er will gemacht sein. Und Serau macht ihn, ernst und wirklich, wenn
die Novelle „ein Vermächtnis" einen Übergang von der Iugendzeit
zum Liebeserlebnis der reiferen Menschen bildet. Gegenwartswerte und
die feinsinnigen Erinnerungen an eine längstvergangene Iugendzeit stehen
sich in dieser Rahmenerzählung gegenüber, still und keuschverhalten, trotz der
unsäglichen Spannung, die sich von den Vorgängen dem ergriffenen Leser
gor bald mitteilt. Stand im MSrztrieb seines Liebeserlebnisses der junge
Mann scheinbar zwischen zwei Frauen, so ist es hier eine Umbildung des
Problemes, wenn der Lberzart organisierte Mann die geliebte und ihn lie-
bende Frau scheinbar zwischen sich und einem andern wählend glaubt und
in zu großem seelischen Feinfühlen zurücksteht, verzichtend und doch tätig zu
dem wiederum nur scheinbaren Glück der fernen Iugendgeliebten.
Ungleich gereifter ist hier alles und jedes, ein gerades und deutliches Ethos
zeichnet diese verschwiegenen Aufzeichnungen des Alternden aus, die — ge-
wollt unliterarisch im schriftstellerischen Ausdruck — einen ebenso seltsamen,
wie packenden Ausgleich zwischen Bericht und Reflerion gewähren. Das
Zögern des feinfühlenden Sprosses aus altem Stamm, der spröde scheinbar
eben in seinem vertieften Empfinden sich nicht zu seinem Lebensglück an
der Seite der einzig ihn im letzten verstehenden Frau hindurchkämpfen darf,
dieses Zögern — mit einer psychologischen Feinfühligkeit ohnegleichen im
Dichter erfaßt und glaubhaft gemacht — ist der Schritt, der nach der ersten
künstlerischen Leistung gemacht werden mußte und getan wurde; er ist. auch
der Auftakt zu der noch größeren Leistung, die im Roman „Ewiger

Durst" nach schwerem Ringen sicherlich, aber siegreich in Inhalt und
Form geschah.
So einfach die Linien in der psychologischen Struktur der Menschen
Seraus bisher schließlich noch waren, sie verdichteten sich doch mehr und
mehr. Das Problem der tragischen Erotik gewann immer neue und kom-
pliziertere Seiten, ward immer krauser und vielgestaltiger, gewichtiger, bis
es in einer „Darstellung" breitesten Umfangs seinen künstlerischen Niederschlag
fand, in jener gleichsam wissenschaftlich — gründlich angelegten und mit
ein« unglaublichen Schwungkraft durchgeführten großen Analyse der in lei-
denschaftlichsterLiebessehnsucht unbefriedigt selbstvernichtenden, durstigen Frauen-
seele; ein ungemein heikles Thema: die unbefriedigte Frau, die in eigener
Künstlerschaft gestaltende Tätigkeit hatte, bis der Mann, die Männer sie sich
selbst entfremden, zu Ungeahntem sie aufreizen. W!e sie dann die Gewalt
über sich (nie über die männlichen Wesen) langsam verliert, bei aller äußeren
Korrektheit von Stufe zu Stufe sinkt, wie sie an dem grausam enttäuschenden
Leben mit der ganzen Kraft noch immer ungebrochenen, unbefriedigten Triebes
hängt, wie „die alte Weise vom Sichsehnen und Sterben" schon hier leise tönt,
das alles entrollt sich ohne jegliche Sentimentalität und in hinreißender
Energie des Erzählertempos von Stufe zu Stufe bei gründlichster Entwicklung
in den breiten Schilderungen der Vorgänge eines ganzen Lebensverlaufes.
Keine einzige der vielen Studien dieses seelischen Prozesses fehlt: in den
kräftigen Bildern dieser seelischen Chronik, alle Motive und retardierenden
Momente nur erdenklicher Art sind verwendet: Aerstreuungslust und gestei-
gerte Sehnsucht nach Arbeit, Versuche, in der Kunst einen Halt wiederzufinden,
beginnende und sich steigernde üble Phantastereien, öde betäubende Geselligkeit,
Fluchtversuche zur Natur in den verschiedensten Landschaften, maßlose Träume,
schlechte Lektüre, Widerstandslosigkeit gegen Gelüste und vieles andere mehr
— und doch, gerade hier zeigt sich das, was als „Gediegenheit" in Wissen
und Gestalten am Eingang charakterisiert wurde: die Zucht, die über des
Dichters Arbeiten liegt und sie adelt, bewährt sich gerade hier. Kein fal-
scher Zug stört, keine Geschmacklosigkeit verletzt — trotz des vielen, was sehr
delikater Natur ist. Und die Gesamtleistung ist nicht etwa ein Kompro-
miß, ein Abflauen zu einem: „so ist das Leben", sondern ein Aufsteigen,
geboten durch das tiefe Ethos, welches einen so unendlich schwierigen Wurf
überhaupt wagen ließ. Gerade und aufrecht stehen die Probleme, ihre
Darstellung und Lösung; da ist kein Schielen und Paktieren, keine Prüderie
und dergleichen: ehrlich und geradezu, deutlich und in edelster, keuscher Klarheit
auch im gewagtesten zeigt der Dichter, was er zeigen muß, um jenes tiefe,
vergebende und mitleidende Gefühl auch in denen zu festigen, die leicht
urteilen würden, da sie in weniger heißen, durstigen Seelen die Lebensvor-
gänge sich ereignen sehen.

Richard Sexau
v. Grolman
Eines ist typisch für alle künstlerischen Leistungen Seraus: das kraftvolle Fortschreiten, das Tempo, die große, aber gesunde Spannung. Sie ist der Ausdruck dafür, wie intensiv und fast gewaltsam ein Erleben hier stattfindet und zur Gestaltung drängt. Ein feiner Literaturkenner hat aus Anlaß der beiden Sammlungen von Kriegsnovellen „Blut und Eisen" und „Sieg oder Tod" in einem sehr gründlichen Aufsatz „über das neue Erleben in der Kriegserzählung von heute" die kluge Bemerkung gemacht:*) „ich fühle da etwas, das durch das Wort Erpressionismus nicht umfaßt wird. An die Grundstimmung des Barocks gemahnt es mich durchaus. Bei Serau ist besonders das Zittern und Beben der Spannung des Barocks deutlich zu spüren, der Wunsch, den Augenblick höchster Erregung, Kraftleistung, Qual künstlerisch festzulegen. . . ." Das ist durchaus zutreffend. Die unglaubliche, herbe Konzentration, mit der in diesen im Felde erlebten Kriegsbildern das durch die Kriegserlebnisse so völlig anders orientierte Seelenleben der Menschen draußen und die Ursachen dazu gepackt und geballt werden, diese echte „Sensation," die so weltenfern ist von dem, was unser Sprachgebrauch mit dem Wort „Sensationslust" heute leider mehr denn je auszusprechen gezwungen ist — sie gibt sich in so gewaltigen Steigerungen des Gefühls und Ausdrucks, daß immer nur zu bewundern ist, wie maßvoll der Dichter sich dann wieder zu zügeln weiß und so auch in der hinreißendsten Leidenschaft, immer jene Harmonie betätigt, welche, versöhnend und verklärend, der Urgrund der Künstlerseele ist.

Aber gerade im Krieg tauchen die früheren Probleme neugestaltet und mit erneuter Kraft auf. Gerade in der seelischen Entwurzelung, die für manchen aus den Erlebnissen draußen herrührt, zeigen sich in den seltsamsten Bezügen und Verschlingungen die noch in Friedenszeit geliebten Schaffensgebiete. Und so klingt das heldenhafte und männliche, trotzige und weiche Lied von der „alten Weise," vom Sehnen und Sterben, wie früher zu Hause, so nun auch im Feld, eigentümlich, verhalten und klagend, in tiefster Melancholie. Ich finde gerade hier den vorläufigen Kreuzungspunkt aller Linien, die sich in Seraus Schaffen verfolgen lassen. Um nur anzudeuten: die edle Sachlichkeit, die sich nicht beirren läßt, und die tiefe Gestaltungskraft und Freude, die bei aller Leidenschaft immer an sich hält; das weiche, feine Empfinden und Verstehen seelischer Regungen, die eigentümlich, sehnend und leidend sind. Überall, hier, wie früher und später, zeigt sich das ewige Widerspiel des enterbten und begnadeten Menschen, die tiefen Beziehungen zwischen Seelenleben und der umgebenden Landschaft, die Sehnsucht nach der großen, erlösenden Liebesbetätigung als sittlicher Forderung. Es klingen

'> Geh. Hoftat Prof. vr O. Walz«l-Dresde n in der Sonntagsbeilage des Dresdner Anzeigers vom 19. Dezember INS, Rr. bl.

die Töne von Verzicht und Entsagen, aber nicht weltschmerzlich und matt, sondern aus jener wunderbaren Stimmung heraus im Tätigsein und dem ruhigen Verehren des Unerforschlichen. Überlegung und Tatsache einigen sich hier: die Reflerionen des seelisch und geistig hochstehenden Menschen und die Tatsache der Einsamkeit, gestellt in das Bild von Allgemeinleben und Sonderschicksal. Die Novelle „die alte Weise" nimmt, dem direkten Kriegserlebnis schon wieder etwas ferner stehend, das Problem von der tragischen Erotik leise und zögernd wieder auf und weist auf Kommendes. Auch „Schwester Brigitta," einsam in der schönsten Landschaft lebend, steht diesen Dingen innerlichst nahe, und von ihr aus denkt man zurück an die mancherlei Frauengestalten, die Serau uns geschenkt hat, an die lieben Züge der vielen, feinen Frauen und Mädchen, die uns — ein urgermanischer Zug — Liebe und religiöses Erlebnis in einem bedeuten, Venus und Maria zugleich, in ihrer verhaltenen und geraden, liebenden Betätigung. Und Männer tauchen auf. Problematiker wohl; aber Gestalten, die nur eine kraftvolle Seele erschauen kann. Ringende, Erliegende. Aber über dem allen leuchtet das Ethos, verklärt ihr Handeln und ihren Verzicht, läßt sie zu Künstlern werden. Die bei Serau vielbeliebte Zusammenstellung von Künstler und Aristokrat formuliert sich im letzten also: enterbter und begnadeter Mensch, Verneinung und Bejahung, deren Zusammenprall und enges Verquicken immer Katastrophen zeitigen muß. Entwicklungsgeschichtlich und milieuhaft stützen eben die Begleitumstände aristokratisch ermüdeter (entarteter) Familien und elementarer Schöpferkraft Gegensatz wie Katastrophe besonders bildhaft. Doch bleiben sie Begleitumstände dekorativer, begründender Art. Der Hauptnachdruck bleibt beruhend auf dem Ia oder Nein, der Welt, den Menschen, sich selbst gegenüber, darauf, ob einer zersetzt und zerstört, oder ob er aufbaut und Werte schafft. Serau gelingt es, in all' den Gegensätzlichkeiten und Widersprüchen des Daseins zuverlässig schauend, im Roman einen Mikrokosmus zu bilden, in dem der auch in den gespanntesten Erzählungsmomenten forttobende Kampf der Weltanschauungen dem Künsterwillen sich unterwirft, ihm, der das mannigfaltige Weltbild auflöst in farbige Gestalten und mitreißende Schicksale aller Schattierungen.

Brigitta
Richard Sexau
Richard Sexau.
Brigitta.
Erzählung.
Sommerlich glühte die Luft.
Grillen zirpten.
Das Schilf raschelte leise, wenn ein lauer Hauch seine Halme bog.
Spielerisch klatschten kleine Wellen gegen den Strand. Am Ufergestein
leckten sie empor und zersprangen. Niedliche Fontänen sprühten auf. In Ketten
blinkender Perlen rollten Bächlein von den bemoosten Blöcken. Der sonndurch-
glühte, durstige Kies sog sie gierig in sich hinein.
Riesenbuchen standen am Ufer. Knorrige Stämme und Zweige zerrissen mit
dem starren Gefüge ihrer tiefdunkeln Konturen das von feurigen Lichtern durch-
spielte helle Grün hoher Gebüsche und Laubdächer.
Während es ringsum vor Sonnenglust glitzerte und flimmerte, herrschte unter
den Bäumen Düster.
Mächtige Wurzelwülste bildeten Mulden, die üppiges Moos überwucherte.
. In einer von ihnen saß, den Rücken gegen einen unförmigen Stamm ge-
lehnt, BeNhold Stein, der Forstmeister, ein gepflegter Herr an der Wende der
dreißiger Iahre.
Sein bartloser Mund war unmutig verkniffen. Über die nervöse, gutgebil-
dete Stirn zogen sich tiefe Rinnen.
Barhaupt starrte er auf das zuckende Flammenspicl des Sees hinaus. Die
Lider hielt er unwillkürlich halbgeschlossen über den brennenden Augen. Stumpf
blickten sie wie blinde Spiegel, und sie nahmen das reizvolle Landschaftsbild nicht
auf, das Buchenzweige in einen natürlichen Rahmen schlossen.
Weiße Segler tummelten sich draußen auf der blauen Flut. Schlank ragte
am andern Ufer ein Kirchturm mit grüner Zwiebel. Hinter beschnittenen Buchs-
hecken, hinter flammendem Ahorn versteckten sich Villen und Herrenhäuser. Vom
waldigen Rücken der Insel drüben schossen aus einer Sichtung, gleißend im
Sonnenlicht, unzählige Fenster blitzende Pfeile herzu. Wirre Zacken und Zinnen
hoher Gebirgswände bildeten den Hintergrund, über den noch störrischere Fels-
recken von weither hinweglugten.
Ringsum hallte es von frohen Stimmen, von lustigem Kindergeschrei, von
mutwilligen Reden und Scherzen.
Ein hoch mit Heu beladener Kahn zog langsam vorüber.
Würziger Duft wogte in dichten Schwaden vom See her.
Sensen wurden gedengelt.
Harsch fuhr eine unerbittliche Schneide in kräftigem Anhieb durch das Schilf.
Rohr auf Rohr fiel. .
Sil

Das Dickicht lichtete sich. Sine Lücke tat sich auf, die rasch breiter wurde.
Das verwetterte Lodengrün eines Gebirglerhuts wurde sichtbar und bald
auch noch ein weißes Kopftuch.
Schnitter und Schnitterin setzten ihr Werk emsig fort. Sie rückten dem ver-
sonnenen Fremden näher. Das Lied, das die gefräßige Sense sang, drang nun
auch zu seinem Ohr: ein« einförmige, rauhe Melodie, ein harter Rhythmus.
Zwischen zusammengepreßten Zähnen stieß Berthold Stein zischend den Atem
aus, erhob sich mit heftigem Ruck und schritt langsam, den Hut in der Hand, die
efeubewachsene Klostermauer entlang, um den Störenfrieden zu entfliehen.
Sein« starken, dunkeln Brauen ringelten sich und sträubten ihre Haare nach
allen Seiten wie angegriffene Raupen.
Er blieb stehen.
Scheu glitten seine Blicke über den Qnerbau des Klosters hin, an unzähligen
toten Fenstern der Hauptfront vorüber.
Durch das rostrote Gitter öines nie benutzten Tores konnte man den Hof
überblicken. Üppig sproßten Gräser und Unkraut aus allen Ritzen der unregel-
mäßigen Pflastersteine. Ein grüner Teppich breitete sich selbst vor dem Barock-
portal, das ein ekstatischer Heiliger krönte und zwei Marmorsäulen flankierten.
Stein begann das alles mit fast übertriebener Neugierde zu bettachten, mit
einer Art kritischer Sachlichkeit, die, derart zur Schau getragen, erkünstelt wirkte
und den Verdacht herausforderte, er wollte dahinter innerliche Ergriffenheit ver-
stecken.
Nirgends war ein Mensch zu erspähen. Kein Geräusch drang aus dem
Häusergemenge der kirchlichen Siedlung.
Ein Massengrab, fuhr es in ihm auf. Für Lebendtote. Für Heilige oder
Unglückliche, die mit der Welt zerfallen sind, die fliehen müssen vor sich selbst, vor
ihren Begierden, vor Strafe, vor
Steins linker Mundwinkel verzog sich nach der Seite hin.
Eine tiefe Rinn« bildete er, über die hinweg sich beiderseits die Wülste der
Wangen beinahe berührten. Das gab seinem Gesicht ein spöttisch hochfahrendes
Aussehen, den Ausdruck jener Überlegenheit, wie sie Menschen an den Tag zu
legen pflegen, die, weichen Gemütes, viel Kummer erfahren haben und sich endlich
gegen des Leides übergroße Fülle durch Kälte und Spott zu wehren mühen.
Wozu mußten auch diese Wunden aufgerissen werden, diese alten Wunden,
die so lang gebraucht hatten, um zu vernarben, und die doch schon bei der leisesten
Berührung bluteten?
Er lachte bitter auf.
„Kaum vernarbte Wunden, die immer noch bluteten?", höhnte er, seine
letzten Gedanken zwischen den Zähnen zermalmend. Was für ein armselig senti-
mentaler Tropf er doch war, trotz seiner vierzig Jahre.

Wae bedeutet« ihm jene Frau dort, die nun bald vier Iahrzehnte lang hinter diesen Mauern und Gittern lebte? Er kannte sie ja gar nicht; hatte sie me gc-sehen, wenigstens nicht, seit er denken konnte, seit aus dem jammervollen kleinen Tier in Windeln und Wiege ein wirkliches Menschenkind geworden war. Ia, seine Mutter mochte sie wohl heißen, wenn sich der Begriff Mutter darauf be. schränkte, uns im Schoß zu bergen, uns ans Licht zu bringen. Aber er beschränkte sich eben nicht darauf. Er umschloß mehr; unaussprechlich viel mehr. Und diese eigentlichen Mutterpflichten hatte jene Frau dort in dem kalten, grauen Haus nie erfüllt. Die hatte sie kaltlächelnd andern zugeschoben. Und drum durfte er sie auch über den andern vergessen. Mit Fug und Recht. Drum war ihm Mutter geworden die zweite Frau seines Vaters. Und als er Mutter Renate vor drei Iahren begrub, da war alles, was sein Gemüt an kindlichem Gefühl barg, mit ihr in die Gruft gesunken; alles.

Die Fremde dort besaß keinerlei Anspruch darauf, nicht den Schein eines Anspruchs. Durch ihr Handeln hatte sie selbst jedes Recht «erwirkt; aber auch jedes.

Er schnaubte verächtlich.

Die Erinnerung an sie peinigte nur und beschämte. Sie übte zerstörende Macht aus, auch heute noch, da er in vollem Mannesalter stand.

Ihr ganzes Geschlecht beschmutzte sie ihm, vergiftete durch Argwohn jedes Gefühl, das in ihm aufkeimen wollte, raubte ihm für immer das Glück der Ehe, der Familie.

Ein Fluch war es, der von dieser Frau ausging.

Wie sollte er je den Mut finden, eine Heirat zu schließen?

Zwar gab es gewiß edle, reine Frauen, blinden Vertrauens wert. Daran zu zweifeln, wäre ein Verbrechen. Und Gabriele Ach was!, keuchte er voll Hohn. Ich werde wohl der Tor sein, Ehre und Namen einem weiblichen Wesen auszuliefern, da nicht einmal die eigene Mutter heilig hielt, was ihr anver-traut war

Allerdings; recht eindeutig klar hatte er nie erfahren, weshalb diese Frau so kurz nach seiner Geburt den Vater verlassen, was alles sich zuvor abgespielt hatte im elterlichen Heim. Vielleicht wußte es überhaupt niemand vollkommen genau. Der Vater jedenfalls zog sich zurück, wie eine Schnecke in ihr Haus, streifte das Gespräch je seine erste Ehe. So offenherzig er sonst war, so verschlossen gebärdet« er sich in diesem Punkt.

Niemals hatte er darüber auch nur ein Wort verlauten lassen. Dies Er-lebnis der ersten Ehe mußte ihm bis zum Tode wie ein Gift im Körper gefressen h«ben. In seinem heiligsten Gefühl mußte er damals verwundet und gekränkt worden sein. Sonst wäre solch verbissene Härte bei diesem gütigen Mann un-denkbar gewesen.

Mutter Renate jwar hatte von jeher mit allen Mitteln jede unschöne Aus-
legung von Brigitt«s Flucht bekämpft. Ihr Seelmheil verpfändete sie für diese
Frau. Ihr wortkarger Mund wurde beredt, galt es laute oder stumme Anklagen
zurückzuweisen, zu entkräften.
Die Leute mochten sagen, was sie wollten. An Brigitta sei nie und nimmer
ein Fehl gewesen. Kein unreiner Gedanke habe je Raum gefunden in ihrem
Kopf. Einen Menschen, so unfähig jeder unvornehmen Regung, jeder häßlichen
Tat, gäbe es ein zweites Mal auf dem ganzen Erdenrund nicht wieder.
Wie oft ereiferte sich die gute Mutter Renate. Sie hätte ja lieber den
Schmutz der ganzen Welt auf sich gehäuft, als zugestanden, was für Schwächen
und Laster ringsum die Menschheit beschmutzten. Ihre edle Seele wäre nieder-
gebrochen, würde sie nicht mehr haben beschönigen, entschuldigen können.
Und am Kind Brigittas hätte sie — ihrer Überzeugung nach — den entsetz-
lichsten Frevel begangen, würde sie auch nur das kleinste Fleckchen auf dem Er-
innerungsbild seiner Mutter geduldet haben.
Im Grunde wußte sie selbst ja auch nichts. Ein Rätsel war für sie wie die
andern Brigittas Flucht gewesen. Aber „wir brauchen nicht alles zu verstehen ,
pflegte sie zu sagen. „Wir brauchen nur zu glauben. Und daß Brigitta ernst mit
sich rang, den rechten Weg zu finden, das steht unerschütterlich fest. Selbst wenn sie
sich geirrt hätte, dürften wir ihr daraus einen Vorwurf machen? Das Gute hat
sie bestimmt gewollt. Und nur darauf kommt es an. Nicht auf das Gelingen."
Hart und bitter hatte der Vater zu solchen Worten gelächelt. Oder Renate
die Hand zärtlich gestreichelt und nicht ohni Spott gebrummt: „Gott erhalte dir
deine Reinheit, du liebes Kind!"
Ia, ein wahrer Engel war sie gewesen, Mutter Renate. Und ein Kind ge-
blieben, ihr Leben lang. Durch eine rosenfarbene Brille hatte sie die Welt be-
trachtet, hatte ihr eignes, gütig vornehmes Denken auch ihren Mitmenschen unter-
gelegt. Und wenn man sie neckte, wie leicht sie sich belügen ließ, meinte sie nur
ganz nebenbei: „Ist nicht eine wohltuende Lüge besser, eine, die uns Kraft gibt,
unsre Pflicht zu tun, aufzubauen, besser als alle Erkenntnis, wenn sie lähmt, wenn
sie zerstört?"
Sie hatte wohl recht. Aber eben darum war auch von ihren An-
strengungen nicht gerade viel zu halten, die sie zur Verteidigung seiner Mutter
unermüdlich unternahm. Sollte es ihr hier nicht auch nur um die wohltuende
Lüge zu tun sein? Ia, mußten ihre Worte nicht nachgerade als Hohn wirken?
Wenn Brigitta wirklich ein so vornehmes Geschöpf gewesen war, weshalb hatte
sie dann ihren Mann verlassen? Weshalb war sie von Hause fortgelaufen und
nie wiedergekehrt, obwohl man sie flehentlich darum bat? Weshalb verleugnete
sie jedes mütterliche Empfinden ihm gegenüber, jedes Pflichtgefühl? Wes-
halb ? Tin hilfloses Kind leichtfertig Fremden zn überlassen, das war
Verrat, war Sünde wider den heiligen Geist.

Was mochte ihr nicht alles auf dem Gewissen lasten! Welche Schuld hatte
sie wohl aus sich geladen! Eine Frau verrät so Mann und Kind, verrät so jeden
bessern Instinkt nur, wenn andre, stärkere Gefühle
Nicht daran denken, nicht daran denken!, stöhnte Stein. Sonst brachte er die
Kraft nicht auf, ihr gegenüberzutreten. Sonst waren alle guten Vorsätze in den
Wind geweht. Sonst kehrte er jetzt noch um. Das aber durfte er nun nicht mekr.
Er hatte fein Wort verpfändet.
Warum war er nicht bei seiner ursprünglichen Weigerung verharrt? Der
Impuls des ersten Augenblicks hatte ihn doch das einzig Richtige wählen lassen.
Nie hätte er für möglich gehalten, daß die Frage einer Begegnung je an ihn
herantreten konnte. Wer einmal im Kloster war, der blieb für seine Angehörigen
gestorben. Von Ausnahmen hatte er nie gehört. Diese Ausnahme jedoch trat
an ihn heran. Durch irgend einen Zufall hatte die Protektorin des Klosters, eine
königliche Prinzessin, davon gehört, wie sehnlich Schwester Brigitta danach ver-
langte, ihren Sohn in die Arme zu schließen, bevor sie diese Zeitlichkeit segnet?.
Ihre hilfsbereite Menschenfreundlichkeit hatte sie nicht ruhen lassen. Sie ver-
sprach der Greisin, ihr den letzten Wunsch zu erfüllen. Als Mitglied des regieren-
den Hauses durfte sie ins Kloster einführen, wen ihr gutdünkte.
In ihrem Auftrag hatte sich ihre Hofdame an Stein gewandt. Er lehnte
rundweg ab. Die Prinzessin ließ sich nicht einschüchtern und nutzte einen Besuch
in seinem Forstbezirk dazu, sich mit ihm auszusprechen.
Nicht nur königlicher Herkunft, ein königlicher Mensch auch war diese Frau,
warmblütig, voll starken, natürlichen Empfindens, unverbildet, hilfreich und groß-
denkend. Sie hatte Worte gefunden, die ihm selbst seine Haltung erbärmlich er-
scheinen ließen. Sie hatte sich für Schwester Brigitta eingesetzt, als sei es ihre
eigne Mutter, und nicht früher von ihm abgelassen, als bis er, beschämt versprach,
sie aufzusuchen.
Mit dem nächsten Dampfer wollte die Prinzessin auf die Insel kommen. Am
Klostertore sollte er sie erwarten.
Nein. Er wollte ihr Vertrauen nicht betrügen. Mochte auch geschehen sein,
was es immer war. Mit den Iakren hatte er ja gelernt, mild zu denken, zu ver-
stehen, nicht abzuurteilen. Iene Frau dort im Kloster war nun über die siebzig
hinaus. Sie hatte abgebüßt. LaA ihr so viel daran, ihre Schuld zu bekennen —
um etwas anderes konnte es sich ja kaum handeln — glaubte sie, erst nach dieser
Beichte in Frieden von der Welt scheiden zu können, dieses Verlangen mußte er
ihr erfüllen. Ieder Fremden hätte er solchen Trost gewährt.
Nun, viel mehr als eine Fremde war ja auch Schwester Brigitta allerdings
nicht für ihn. Aber eben drum wollte er ihr so schonend begegnen, wie ein Mensch
dem andern nur begegnen konnte.
Die Zeit kroch. Stein zog die Uhr.

Der Dampfer müßte längst angelegt haben.
Wie um seine Ungeduld zu bannen, warnte eine Sirene, und schon bog der
weiße Leib eines unförmigen Raddampfers um die nördliche Jnselspitze.
Als Stein am Klostertore anlangte, strömtzen bereits die ersten Paffagiere
den Landungssteg herein.
Von weitem grüßte ihn die Prinzessin.
„Bis zu diesem Augenblick, lieber Herr Forstmeister, hatte ich immer noch
gefürchtet, Sie ließen uns im Stich." Sie streckte ihm die Hand entgegen. „Wenn
es uns Frauen betrifft, sind ja die Männer oft so unzuverlässig. Das soll kein
Tadel sein. Unsre Empfindungswelten gehen von Natur aus gar weit ausein-
ander. Das erklärt so manches."
Sie schritt die leichte Höhe hinan. Ihre Hofdame konnte kaum folgen.
Stein an ihrer Seite mühte sich um ein paar abgemessene Worte. Aber die
Prinzessin wollte von höfischem Brauch und Herkommen nichts wissen.
Am Klostertor hielt sie inne.
„Und nun denken Sie daran, Herr Forstmeister, daß Sie einer armen
Menschenseele ihren Frieden geben können, daß von Ihrem guten Willen abhängt,
was sonst so selten in unsre Hand gelegt ist. Und seien S°ie gütig. Ich bitte
darum. Es bleibt doch Ihre Mutter."
Stein verbeugte sich stumm. Schmerzlich stieg das Bewußtsein in ihm auf,
daß auch diese Frau Schwester Brigitta innerlich verurteilte; daß auch sie ihr
jene Schuld beimaß, die schwerste, die eine Frau je auf sich laden konnte.
„Lassen Sie uns aber nicht länger zögern! Wie ungeduldig mag die Arme
diese Stunde herbeigewünscht haben!"
Weitausschreitend ging sie voran dnrch den ausgestorbenen Klosterhof.
Aus dem Dunkel des Tores trat ihnen die Pförtnerin entgegen, schlüsselbund-
rasselnd, behäbig, wie ein Bild aus längstvergangener Zeit.
Die weitläufige Halle dröhnte unter den raschen Schritten. Geführt und
umgeben von einem Kreis von Schwestern tastete sich am Stock eine ehrwürdige
Greisin die breite Freitreppe herab.
Auf sie hielt die Prinzessin zu.
Ihr Wink übertrug die Führung des Forstmeisters der Pförtnerin. Mit
leichtem, mahnendem Gruß verabschiedete sie sich von ihrem Schützling.
Stein folgte der schweigsamen Laienschwester, die, ohne ihn anzuschauen, ja
das Gesicht geradezu vor ihm versteckend, zur Se^te abbog in einen dunkeln, kalten
Gang.
Vor einer vergitterten Türe hielt sie.
Eine Bewegung der »erarbeiteten Hand gebot dem Gast, zu klopfen.
Als Stein, einen Augenblick unschlüssig, sich mit einer Frage an die stumme
Begleiterin wenden wollte, war sie geräuschlos verschwunden.

Brigitta
Richard Sexau
Eine ungewöhnliche Erregung würgte den Forstmeister.
In seinen Ohren brandete es. Er horte nicht, ob ihn jemand zum Eintreten aufforderte. Nach einer Weile pochte er von neuem.
Als er immer noch nichts vernahm, drückte er schließlich die Klinke nieder.
Die Helligkeit, die von Himmel und See durch das der Türe gegenüber-liegende Fenster drang, blendete so stark, daß Stein kaum die Umrisse einer mittel' großen Gestalt gewahrte, die sich schwerfällig von einem Betschemel erhob nnd langsam, schwankend auf ihn zuschritt.
Er erwiderte wortlos den sanften Druck der schmalen, knöchernen Hand, die ihm entgegengestreckt wurde.
Sein Herz schlug stechend gegen die Rippen. Nur mühsam atmete er.
In den Kniekehlen wurde ihm schwach.
Wieder bäumten sich die Raupen seiner Brauen.
Mit müder Geste lud ihn Schwester Brigitta ein, auf dem am Fenster stehen-den Stuhl Platz zu nehmen. Sie selbst setzte sich ihm gegenüber in einen Ohren-sessel.
Ietzt erst, mit dem Rücken gegen das Licht gewandt, fand er sich in dem frostigen Sprechzimmer zurecht. Seine Augen streiften voller Unruhe über das dürftige Mobiliar, über Kruzifix, Weihwasserbecken, über die schmucklose, ge-kalkte Wand. Nicht ohne Widerstreben, nicht ohne geheime Angst stahlen sie sich scheu hin zum Gesicht Schwester Brigittas. Hier hafteten sie gebannt.
Falte um Falte hatte der Kummer in dies schmale, edle Antlitz gezeichnet.
Der leidvolle Mund schien, indes er heiser ein paar Worte des Dankes stammelte, vor verhaltenem Weh zu zucken. Aus den fast übergroßen, verschleierten Augen, die ängstlich forschend an dem Besucher hingen, klagte ein verlorenes Leben. Oder deutete er den schmerzlichen Ausdruck falsch?
Nein, so sah ein Mensch nicht aus, den Reue und Selbstvorwürfe zer-fleischten, der nicht genug Buße tun konnte, um ein schmähliches Verbrechen von sich zu waschen.
Innerer Friede, geläutertes Wissen um der Dinge Tiefe, opferfrohe Hingabe, das war der Inhalt dieses Frauenantlitzes. Hätte er irgendwo draußen solch ein Wesen begegnet, er würde nicht geruht haben, bis er ihm näher gekommen wäre.
Das Herz ging ihm auf. ^ . -
Wenn man hier nicht vertrauen konnte, unbedenklich, schrankenlos, wo gab es dann noch Lauterkeit auf der Welt?
Wieder verzog sich Steins linker Mundwinkel, wie abwehrend. Ein Menschenkenner war er schon, trotz seines reifen Alters, daß jede Larve ihn ködern konnte.
Seine Befangenheit wich, während die Schuld dieser Frau wie ein Krampf sein Hirn durchzuckte.

Aber auch Schwester Brigitta, die fühlte, welche Feindseligkeit plötzlich in ihm aufstand, ward ihrer Erregung Herr.
„Seit deines Vaters Tod . . . ." Sie unterbrach sich. „Blieb . . . .", sie hielt den Atem an und schluckte beschwerlich, „blieb seiner Ehe ... . das Glück treu? ... Bis zum Ende? .... Ich meine . . . erfüllte sie, wonach ilm verlangte?"
Stoßweise rang sie sich diese Fragen los. Angst machte ihre Angen starr, «erzerrte die blutleeren Lippen. Man merkte, sie war entwöhnt zu sprechen, und griff daher auch leicht zu ungebräuchlichen Wendungen.
„Ich glaube", triumphierte Stein, „kein Mann hatte je einer Frau mehr zu danken als er Mutter Renate."
Es bereitete ihm grausame Freude, dies zu sagen, grausame Freude, in daS Wort Mutter hingebend kindliche Liebe zu legen.
Aber anstatt daß Schwester Brigitta von seinen Worten wie von einem Peitschenhieb getroffen taumelte, glätteten sich ihre Züge, und die großen Augen strahlten Genugtuung, ja Weihe, verzückt schier, wie die erdabgewandten Blicke gefolterter Heiligen auf alten Kirchenbildern.
Stein wurde unsicher.
„Wenn ich nun zu dir rede, Bertbold", fuhr die alte Frau fort, „bei meinem Gott schwöre ich, für jedes Wort verpfände ich meine Seligkeit. Wehre also dem Zweifel! Beschmutze nicht uns beide damit! Wem der Tod die Hand schon über den welken Scheitel hält, der pflegt nicht zu lügen."
Der Forstmeister nickte heftig mehrmals mit dem Kopf und hielt ange- spannt dem Blick stand, der sich groß und schuldlos in seine Augen heftete. Nein; diese Frau log nicht, beschönigte nichts
Die Zimmerdecke knarrte unter einem schlürfenden Schritt. Aus einem Riß blätterte von oben ein Kalkschiefer los und klatschte splitternd auf den Boden. Mutter und Sohn schraken zusammen. So gell zerriß der armselige Laut die bange Stille.
„Nicht meinetwegen rief ich dich", kam es endlich wieder leise und zögernd von den zitternden Lippen. „Nicht meinetwegen allein wenigstens. Ein Leben Hang habe ich dem Urteil der Welt getrotzt. Nicht aus Eigensinn; nein. Nur weil es besser war so und notwendig für . . ." Sie brach wieder ab und rückte in ihren Stuhl zurück. „Aber du, Berthold .... Ich kann mir vorstellen, was es heißt, von seiner Mutter gering oder gar schlecht denken zu sollen. Ich kann es mir vorstellen. Und ich habe darunter nicht wenig gelitten. Gewiß nicht weniger als du selbst. Das muß endlich ein Ende nehmen. Dein Glaube soll vir wiedergegeben werden. Deine Erinnerung darf nicht länger vergiftet sein, noch deine Zukunft aufs Spiel gesetzt."

Brigitta
Richard Sexau
In Berthold standen Zweifel auf und bitterböse Worte. Das hatte sie sich
ja alles recht hübsch zurechtgelegt und ihre Rede feinsauberlich vorbereitet. Nun,
er hätte es sich denken können, daß sie nach allem, was sie verbrochen hatte, doch
eher darauf ausging, sich von aller Schuld reinzuwaschen, denn in rückhaltslosem
Bekenntnis seine Verzeihung u»d ihren Frieden mit Gott zu erringen.
„Wie soll ich dir nur alles sagen?", fuhr sie unbeirrt fort. „Nächtelang bin
ich wach gelegen und habe mir diese Stunde ausgemalt, die mich rechtfertigen
sollte. Alles, alles war mir gegenwärtig. Wie mit feurigen Zungen sprach ich zu
dir. Und jedes Wort besaß Licht und Kraft. Wie von selbst wuchs die ganze
Vergangenheit aus meiner Rede. Du konntest sie nacherleben, verstandest alles
so gm und schenktest mir, was ich eiu Leben lang entbehrte, Kindesliebe . . . ."
Die alte Frau seufzte auf und schloß mit einer jammervoll hilflosen Geste. „Doch
nun .... Iedes Wort dünkt mich selbst unnatürlich, gekünstelt. Ich fühle, wie
kalt, wie kritisch du mich bettachtest. Merke, daß du trotz meines Schwurs meinst,
ich wollte dir eine Komödie vorspielen . . . Ach, leugne es nicht! Wozu auch?
Ich hab' ja vor dir kein Recht .... Und das benimmt mir den Mut."
Stein lehnte sich auf gegen den wachsenden Einfluß Schwester Brigittas.
Dem Andenken seines Vaters zu lieb durfte er nicht schwach werden. Er stand
hier nicht so sehr als Sohn dieser Frau, die nie auch nur eine Hand für ihn ge-
rührt hatte, denn als Sohn seines noch im Tod bewunderten Vaters.
Tiefgekränkte Ehre zu rächen galt höher als mit großmütig gedankenloser
Geste Unsühnbares zu verzechen.
„Ist es ein Wunder . . . .?", er stockte. Wie sollte er diese Frau anreden?
Das Wort Mutter brachte er nicht über die Lippen. Ihm war, als bestähle er
sonst Renate, als beschmutze er die Tote. „Ist es ein Wunder, daß wir uns fremd
sind? Vielleicht wäre es besser gewesen, diese Begegnung zu meiden. Von mir
aus hätte ich sie nie gesucht. Verzeih . . . .".
Die alte Frau wandte sich ab, um zu verbergen, was ihr im Auge bitterlich
brannte. ,
„Du bist hart, mein Sohn."
„Die Erinnerungen, die der heutige Tag aufwühlt, sind nicht dazu
angetan. . . ."
„Hat dein Bater dir je Rede gestanden?"
Stein schüttelte heftig den Kopf.
„Und Renate?"
„Sie sprach nur gut von dir und voll Verehrung. Mit allen Mitteln suchte
sie dein Andenken zu retten. Aber ihr Bemühen war krampfhaft. Und darum
erreichte sie . . ."
„Das Gegenteil von dem, was sie anstrebte. Ich dachte es mir. Kannst
du nun, Berthold, nicht für eine Stund« das all,s ausschalten? Iugend, Vater,

Richard Serau
Brigitta
Renate? Kannst du vergessen, wer ich bin? Mir einfach Gehör schenken? Oder nicht mir; einer gleichgültigen, fremden, alten Frau vielmehr, die dir eine Geschichte von gleichgültigen, fremden Menschen erzählen will? Nicht zu ihrer Verteidigung. Nicht um andre ins Unrecht zu setzen. Nur damit sie einem gequälten Herzen Genugtuung verschafft und ein andres Menschenkind vom bittersten Zweifel befreit. Nun, willst du das? Welchem armen, alten Menschen schlügest du wohl diese Bitte ab? Nun? Also?"

„Dazu bin ich ja hergekommen", murmelte Stein.

Schwester Brigitta lehnte den Kopf wie in jäher Erschlaffung gegen das Ohrpolster ihres Sessels. Uber die schwärmerischen Augen fielen die schweren, gewölbten Lider herab. Ihre Rechte, eine schlanke, runzlige Kinderhand, öffnete und schloß sich in ihrem Schoß. !^ ^/-s

„Es ist eine ganz stille Geschichte. Ein wenig versonnen. Vielleicht zu sehr aufs Innerlichste bezogen, auf die seelischen Geheimnisse ihrer Personen. Und doch .... vermute ich, daß sie dich nicht langweilen wird. Ich habe Zeit gehabt, sie mir zurechtzulegen; Zeit gehabt, allen Beweggründen ihrer Gestalten, der feinsten Verästelung aller Geschehnisse nachzuspüren. Ich glaube auch, ich kann jetzt rein sachlich erzählen, aufs Wesentliche beschränkt, wie alles ineinander griff. Damals, als die Geschichte spielte und ich mitten drin stak, da wußte ich ja nicht einmal ich selbst, wie sie verstehen. Erst die weite, weite Entfernung gab den rechten Überblick." Wieder hing sie allerlei Gedanken und Bildern nach. Am Wechsel ihres Mienenspiels war es deutlich zu erkennen. Ihren Besucher schien sie vergessen zu haben.

^Fortsetzung folgt.)

Literarische Rundschau.

Von Professor Dr. Heinrich Brömse.

Der Staatsgedanke ist zu einem Gipfelpunkt im Reiche des Geistes geworden. Er war es nicht immer und wird es nur bleiben, wenn er nicht durch platte Nützlichkeitsmoral abgeflacht wird, sondern, auf wesenhafter Erkenntnis des Endlichen begründet, freien Ausblick ins Unendliche gewährt. Um die Weltanschauung zu beherrschen, muß er selbst die großen Gedanken der Menschheit in sich aufgenommen haben. Aber er ist mehr als bloße Erkenntnis, er ist zugleich Wille zur Tat. Beides zusammen ergibt erst seinen Sinn und Zweck. Politisches Wollen ohne Erkenntnis ist sinnlos, politisches Erkennen ohne Wollen ist zwecklos. Wir Deutsche haben uns öfter dies als jenes vorzuwerfen gehabt. Wer über den Staatsgedanken sprechen und damit die Gegenwart fördern will, muß als Geschichtskenner und Geschichtsphilosoph die Vergangenheit begreifen und begreiflich machen und zugleich umsichtig Zukünftiges vorbereiten helfen.

Es scheint mir, daß Ernst Krieck in seinem Buch „Die deutsche Staatsidee"*) erstere Bedingung erfüllt. Es ist erfreulich, zu sehen, mit wie gründlichem Ernst der Verfasser den Gedanken durchführt, daß die Ideen die treibenden und leitenden Mächte in der Geschichte sind — auch, vielleicht nicht einmal immer bewußt, bei den großen schöpferischen Männern, die sich scheinbar nur von der Erfahrung leiten lassen und als Realpolitiker die Geschicke der Völker meistern. Ist es doch bei Bismarck nicht anders als bei Goethe, dessen Schaffen, unbeeinflußt von der Theorie, in staunenswertem Einklang mit den wertentscheidenden Normen für das Geschaffene steht. (Worüber Timmel in seinem geistreichen Goethebuch gehandelt hat.) Das ist das Geheimnis menschlicher Größe, daß sich in ihr Subjektives und Objektives, Freiheit und Notwendigkeit ohne Zwang zusammenfinden.

Krieck greift nach gehaltvollen einleitenden Abschnitten über das Wesen des Staates und des deutschen Nationalbewußtseins weit in die Vergangenheit zurück, auf den Unterschied des römi-

*) Die deutsche Staatsidee. Ihre Geburt aus dem Erziehungs- und Eiüwicklungsgedanken, Jena. 1917. E.Diederichs. L24S. M.S.-(«.S<1).

schen und germanischen Rechts, das absolute Königtum, die Lehren des Naturrechts, die Bildungsphilosophie der Aufklärung, die von Humboldt zusammengefaßt wird. Er spricht dann ausführlich von dem preußischen Reformwerk, den Ideenkreisen Steins und Hardenbergs, und findet den Höhepunkt seiner Darstellung in den drei großen

Meistern des deutschen Idealismus: in Fichte, Schelling — dessen staatsphilosophische Grundbegriffe erst von Adam Müller durchgeführt werden —. und Hegel. Fichte, der das entscheidende Wort in der Entwicklung der deutschen Staatsidee spricht, lehrt den Erziehungsstaat, Müller auf Schellings Bahnen den Staat als Organismus, Hegel krönt das Werk, indem er das Verhältnis des Staats zur geschichtlichen Entwicklung zeigt und das bis dahin Geleistete in sirenger Methode zusammenfaßt. Die Liebe des Verfassers gehört mehr Fichte als Hegel, dessen Größe er zwar rühmt, dem er aber auch manche, wie mir scheint, nicht immer berechtigte Vorwürfe macht, ohne doch seinen Geist verleugnen zu können. Beispielsweise: War Hegels System wirklich unfruchtbar, da doch sein Fortwirken, wenn auch nicht schulmäßig, bis heute und heute wieder in verstärktem Maße zu spüren ist? Hat er, um eine Einheit herzustellen, die Vielheit vernichtet, da er doch mehr als irgend ein andrer Denker der Neuzeit den ganzen Reichtum der Wirklichkeit vor uns entfaltet? Liegt — abweichend von Hegels Ansicht — „in der subjektiven Auflehnung gegen das Seiende" die höhere Vernunft, während jene doch höchstens nur ein Mittel ist, das trotz seines Mangels das Gute schaffen kann? !
Die „Nachblüte der Ideen" -7 besonders in Lagart« — und die, Hor-, läufig abschließende Erfüllung durch Bismarck werden klar und knapp, letztere vielleicht zu knapp dargestellt.
So lichtvoll und anregend alle rückschauenden Abschnitte wirken, so scheint mir das, was der Verfasser an Gedanken und Vorschlägen über die künftige Neugestaltung äußert, nicht ganz auf der gleichen Höhe zu stehen und bedürfte mindestens noch einer gründlichen Vertiefung und Erweiterung. Mitteleuropa ist auch ihm das wichtigste Kriegsziel, ein neuer Ständestaat mit einem Ersatz des heutigen Parlamentarismus durch Wahlen nach Berufsorganisationen der erstrebenswerte Zustand für die innere Politik — wobei er sich freilich auf ein Wort Bismarck« berufen kann, aber doch noch manche Einwände widerlegen müßte.
Das Werk behandelt den Staat als geistigen Organismus; das, was diesen in seinen Naturbedingungen begründet,

seine Wurzel im Dasein des Volkstums, wird nur gestreift und dann beiseite gelassen. Kaum zum Vorteil der Sache, da wohl die durch den Weltkrieg geschaffene Lage die ethnologischen Fragen hinter den staatlichen im engeren Sinne hat zurücktreten lassen, diese aber doch nach einer Aussprache gerade auch in einer Staatsphilosophie verlangen.

Wertvolle Beiträge zu einem Ausschnitt aus diesem Gebiet liefert ein Sonderheft der Zeitschrift „Deutsche Kultur in der Welt"*), das aus der Feder berufener Sachkenner über das Deutschtum in den Karpathenländern und in Ungarn berichtet und geeignet ist, nicht nur nützliche Kenntnisse zu verbreiten, sondern auch das Gewissen zu schärfen. . '

Die reizvolle und dankenswerte Aufgabe, in einem Sammelwerk zu zeigen, was die deutschen Dichter von Volk und Vaterland gesagt und gesungen haben, ist nach manchen Vor^gängern vonAdolfBartel s**)neu in Angriff genommen worden. Er sucht sie in zwei Bänden auf breiter Grundlage — von Walther von der Vogelweide bis zur jüngsten Gegenwart —zu lösen. Bei aller Anerkennung des

*) Deutsche Kultur in der Welt. Sonderheft: Karpathenlänver und Ungarn. Herausgegeben von der Deutschen Kulturpolitischen Gesellschaft. Leipzig, 1917, Koehlcr. b6 Seiten. ..

") Volk und Baterland. Deutslhvölttsche, Dichterbuch. Herausgegeben von Adolf Bartels. Halle, R. Mühlmann (M. Große), 1917. Zw« Bände). Xcl u. 527, 484 S. Mk. 12.S0 slS.—)

Sammeleifers und des erzieherischen Zweckes läßt sich doch Widerspruch nicht ganz unterdrücken. Die sehr lange Einleitung enttäuscht durch ihre Bedeutungslosigkeit. Gewiß finden sich ein paar tiefer gehende Gedanken, aber im ganzen bietet sie neben Selbstverständlichkeiten Unnötiges: leere Aufzählungen von Namen und Titeln mit Jeugnisnummern, Fehdeworte gegen „Ästheten", Literaturgelehrte und sonstige Widersacher, Bemerkungen über des Verfassers eigene Art und Kunst. Bedenklicher ist, was Bartels als Grundsatz für die Wertung vaterländischer Dichtung darlegt: es komme bei ihr „auf das Spezifisch-Poetische unter Umständen" gar nicht an, „wenn nur die rechte Gesinnung kraftvoll hervorträte; könne da ein schlechtes Gedicht nützen", so sei ihm auch dieses recht. Glücklicherweise enthält die Sammlung Besseres, als diese Aussicht verheißt, aber künstlerisch Minderwertiges voll übler Rhetorik kommt noch übergenug vor. Andererseits fehlt manches, was man ungern vermißt. Einiges ist wohl nur zufällig weggeblieben oder für die in Aussicht gestellte größere Ausgabe aufgespart. So könnte man noch getrost über Walther hinaus in die Vergangenheit gehen und aus der althochdeutschen Zeit etwa das Ludwigslied bringen. Schillers hinterlassenes Werk „Deutschlands Größe", wenn auch nur Bruchstück, Kleists „Letztes Lied", Platens Parabase aus dem „Romantischen Odipus": „Seit ältester Zeit hat hier es getönt" würden auch in dieser Volksausgabe vortrefflich am Platze sein. Auch von Liliencron könnte weit mehr gegeben sein. Anderes ist augenscheinlich aus Grundsatz beiseite gelassen. Natürlich Heine, dessen allgemeine politische Haltung den Herausgeber doch nicht hätte hindern sollen, aus den „Zeitgedichten" die Lieder „Lebensfahrt" und „Deutschland" aufzunehmen; und wenn der Rahmen des Buches so weit gespannt ist, daß alles, was deutsches Volkstum und Wesen offenbart, darin zugelassen wird, daß sich Gedichte wie Chamissos „Tragische Geschichte" und Mörikes „Auf einer Wanderung" darin finden, so sollte auch dem Lied von der Lorelei ein Plätzchen gegönnt sein. Aber es war ja nicht nur die allgemeine politische Haltung Heines daran schuld! Um andere Beispiele zu er-

wähnen, die in dasselbe Kapitel gehören: daß Lissauers „Haßgesang" fehlt, läßt sich verteidigen, aber einige Gedichte aus „1813" würden doch wohl solcher Sammlung zur Zierde gereichen. Noch weniger ist zu billigen, daß Zuckermanns prachtvolles „Österreichisches Reiterlied" ausgeschlossen ist.

Ein Wort noch über die Anordnung. Sie ist nach dem Alter der Dichter vorgenommen, aber die daneben durchgeführte Einteilung in sieben Bücher nach allgemeinen Gesichtspunkten wird dadurch oft haltlos und irreführend. Die Überschriften der einzelnen Bücher passen für viele Gedichte nicht. Besonders lästig wirkt dies bei den Liedern aus dem gegenwärtigen Krieg, die zum großen Teil nicht in dem Kapitel, das dem Weltkrieg gewidmet ist, zu finden sind, sondern schon früher aufgesucht werden müssen. Also entweder rein zeitliche Folge oder Anordnung nach allgemeinen Gesichtspunkten! Vereinigen läßt sich beides kaum. Vielleicht wäre für die vorliegende Ausgabe, die vorwiegend volkstümliche Absichten verfolgt, doch letztere Anordnung zweckentsprechend und die rein zeitliche für das in Aussicht gestellte größere Sammelwerk, bei dem man vielleicht eine mehr wissenschaftliche Methode voraussetzen darf. ,

Ein bescheideneres Seitenstück zu dieser Sammlung bildet das von Knabe und Zellmann herausgegebene Buch „Luther und seinWerk inGe-

dichten."*) Sie sind nach dem Leben des Reformators geordnet und bringen neben vielen gutgemeinten Reimereien auchmanches wirklich gute halbvergessene Gedicht neu zum Vorschein. Gern mochte man mehr Stücke aus älterer Zeit dabei sehen. Als Volks- und Iugendbuch soll das Werk unter den Lutherschriften dieses Iahres empfohlen sein. Übersichtliche Verzeichnisse nach Dichtern und Gedichtanfängen würden den Gebrauch erleichtern.

Geschichtlich bedingt sind auch die folgenden Erzeuguissc der jüngsten Literatur, bedingt durch das große Erlebnis des Weltkrieges. Hans Barth nimmt in seinen „Römischen Xenien " * *) mit wohlgezielten Geißel-hieben Abschied von dem Lande, das er in langjährigem Aufenthalt kennen gelernt zn haben glaubte und das ihm sein wahres Gesicht doch erst zuletzt in schmachvollem Treubruch zeigte. Nun ist ihm Italien, das einst seine zweite Heimat war, nur noch eine Erinnerung. Wie klatschen die Schläge, wie sitzen die Hiebe! Und zuweilen erreicht er eine wahrhaft ergreifende Wirkung: dort, wo als Grundton das wehe Gefühl enttäuschter Liebe durchbricht. Wenn es auch an Wiederholungen nicht fehlt, nicht alles gleichwertig ist, die Distichen nicht immer musterhaft gebaut sind, so ist das Büchlein doch wie eine Tafel, die man nicht verlassen mag, ehe man alles Dargebotene gekostet hat.

AuchEr nstV o w in ckelsGedichte „Erscheinungen" ***) sind zumeist durch den Krieg angeregt.

*) Zum vierhundertsten Geburtstage der Reformation gesammelt und herausgegeben von Alfted Knabe und Reinhold Zellmann. Mit 1 Bildnis Luthers und 14 Slbbildungen von Denk-mälern. Halle, Hermann Gcsenius, 1917. VII u. 148 S.

'*) Die heulende Wölfin. Römische Xenien. Stuttgart, 1917, Julius Hoffmann. 48 S. M. 1 -

Cöln. 1917, Salm-Verlag. 37 S. Vi. 1,sS

Der Krieg steigt zu Pferde.
Der Wahnsinn streicht die Geige:
Auf den Wegen der Erde
Geht die Schönheit zur Neige.

Er liebt, wie das jetzt so Mode ist, eine harte Sprach- und Versform, die mit Gedanken und Worten wie mit Felsstücken umgeht, doch scheint es mir, als ob diese gewaltsame Ausdrucksweise der innerlichen und gemütvollen Natur

des Dichters nicht recht entspräche.
Fast überall finden sich Zeichen lebhafter Phantasie und Gestaltungskraft, fast überall aber auch Hemmungen, die diese nicht voll zur Geltung kommen lassen. Am höchsten steht mir das eindrucksvolle Gedicht „Die Bücher", das den Geisterbesuch eines gefallenen Gelehrten in seinem Arbeitszimmer ergreifend darstellt.
Wilhelm Vershofen gibt in seinem Buch „Amerik a" *) drei flotte Satiren, in denen die Geschäftskniffe, die Habgier, die Heuchelei der Nord-amerikaner nicht übel verspottet werden. Hinter seinen größeren Werken „Der Fenriswolf" und „Das Weltreich und sein Kanzler" stehen sie zurück, aber sie verdienen als eigenartiger literari-scher Beitrag zur Zeitgeschichte gelesen zu werden.
Auch aus der Zeit geboren, aber gegen ihre Forderung gerichtet ist das Werk eines Schweizer Dichters, „Der Morgen",TragödievonHansGanz.**)
Eine Anklageschrift gegen den Krieg, erfüllt von demokratischen, zwischen-staatlichen, friedenheischendenGedanken, die just am ungeeignetsten Stoff, am Trojanerkrieg, in Erscheinung treten.
Daß der Verfasser mit der Sage willkürlich umspringt, daß er Allermo-dernstes hineinmengt, daß seine Gründe gegen 'den Krieg trotz ihrer Leiden-

*) Amerika. Drei Kapitel der Rechtfertigung. Jena, 1917, E. Diederichs. 44 S. M. 1,3« (IM
") Zürich. 1917, Rascher S Co. 193 S. M. 4.-

schaftlichkeit nicht recht überzeugen, mag noch hingehen. Aber daß sich aus diesen siebzehn Äühnenbildern mit all ihrer Aufgeregtheit und bunten Handlung kein dramatisches Schicksal gestaltet, daß die Motive, allzusehr gehäuft, krampfhaft verzerrt, wild verworren, sich nebeneinander zerfasern, ohne zu einem Ganzen gewirkt zu werden, das scheint mir nicht entschuldbar zu sein. Dabei ist, nach Einzelszenen zu urteilen, fraglos bedeutende, an Shakespeare geschulte Kraft vorhanden, die aber in ihrer Überhitztheit wie im Gefühl so in der Sprache mit dem Verfasser durchgeht. Das Werk ist wie gärender Most; es ist zu hoffen, daß uns der Dichter noch einmal edlen Trank darreichen wird.

Rundschau der Kriegsliteratur XXVHI.

Von Dr. !nr. Kurt Ed. Imberg.

Eine wertvolle Sammlnng von Quellenbüchern zur österreichischen Geschichte wird neuerdings von Dr. Karl Schneider unter dem Titel „Aus Österreichs Vergangenheit" im Schulwissenschaftlichen Verlage A. Haase (Leipzig-Wien) herausgegeben. Bereits die bisher vorliegenden 7 Bändchen lassen erkennen, daß es sich hier um ein dankenswertes Unternehmen handelt, das dem Fachmann sowohl wie dem Nichtfachmann in einer kleinen handlichen Ausgabe die Quellen zur österreichischen Geschichte erschließen will. In erster Linie richtet sich diese neue Sammlung allerdings an den Nichtfachmann, an alle diejenigen, die sich für die Geschichte und Entwicklung der Donaumonarchie, ihres politischen, kulturellen und geistigen Lebens interessieren, und die nicht Gelegenheit und Zeit haben, dickleibige Folianten und verstaubte Quellenbücher im Original durchzuarbeiten. Einleitende Worte der Herausgeber der einzelnen Bändchen geben gleichzeitig dem Leser eine gute Einführung und einen klaren Überblick über die Zeitepoche, deren Quellen in dem betreffenden Hefte — im Auszuge natürlich — geboten werden. — Der 1. Band enthält die wichtigsten Urkunden über „Die pragmatische Sanktion", dem wichtigsten Staategrundgesetz der Doppelmonarchie im 18. Iahrhundert. Prof. Dr. Hugo Pöpperl, der zu diesem Bande eine kurze Einführung sowie die Er-

läuterungen geschrieben hat, bietet hier Quellenstücke aus einer Epoche der österreichischen Staatsgeschichte, von der vielen nichts weiter bekannt ist als der bloße Name der pragmatischen Sanktion, ohne daß sie über deren Zustandekommen und Bedeutung sich ein richtiges Bild machen könen. — Der 2. Band, als dessen Herausgeber Dr. Karl Schneider zeichnet, gibt Reden und Beschlüsse vom „Reichstag von Kremsier", der vom 18. 10. 1848 bis zum 6. 3. 1849 in Kremsier tagte, wohin er von Wien infolge der dortigen Unruhen verlegt war, und der über eine Verfassung beraten sollte. Als bleibendes Verdienst dieses Reichstages bezeichnet Schneider: die Bauernbefreiung, die Grundrechte und die Verfassung. Die beiden letztgenannten Entwürfe erhielten zwar nicht Gesetzeskraft, nichtsdestoweniger konnten sie doch „aus dem Rechtsbewußtsein der Zeit nicht mehr ausgelöscht werden, überdauerten die Reaktion und wurden später in die geltende Verfassung aufgenommen." — Der 3. Band, von Prof. Dr. Matin Wutte herausgegeben, behandelt den „Zusammenschluß der altösterreichischen Lande," während der nächste Band „Die Ansiedlung der Deutschen in den Karpüthenländern" zum Gegenstande der Be-

handlung gewählt hat. Au diesem hat Prof.DrLlaimund Friedrich Kain dl eine interessante Einleitung verfaßt, die in knappen Sätzen die Gründung und Entwicklung des Vorwerkes deutscher Kultur an der Ostmark schildert. — Der S. und 6. Band führen uns nach Böhmen. In erfierem bietet Prof. Adolf Kutschera Schilderungen „Aus den Tagen der Hussitenkriege," wobei die Kämpfe König Sigismunds um Prag besondere Berücksichtigung finden. — Im 6. Band gibt I>r. Adolf Sauka einen Einblick in das Leben und die Lehren der „Böhmischen Brüder", deren Wirken nur wenigen bei uns bekannt sein dürfte. — Der letzte bisher erschienene Band, der 11., dieser Sammlung enthält eine Auswahl „Aus dem Briefwechsel Maria Theresias mit Iosef II." Diese unter Mitwirkung von Direktor Dr. Moritz v. Landwehr von Prof. vr.S. Spitzer übersetzten und herausgegebenen Briefe, die mit Ausnahme der vier ersten aus den Iahren 1777/78 stammen, also in die Zeit des bayrischen Erbfolgekrieges fallen, bringen den tiefen Gegensatz des Temperaments und die Verschiedenartigkeit der Anschauungen zwischen Mutter und Sohn so recht zum Ausdruck. Nichtsdestoweniger zeugen sie aber auch von der rührenden Liebe der großen österreichischen Herrscherin für ihren Sohn und Mitkaiser. — Zum Schluß möchten wir den Wunsch aussprechen, doß wir recht bald Gelegenheit finden, unseren Lesern das Erscheinen weiterer Bände dieser Sammlung, der wir vollen Erfolg wünschen, anzeigen zu können.

Im Anschluß hieran sei auch ein anderes Buch genannt, das als ein sehr wertvoller Beitrag zur österreichischen Geschichtsliteratur bezeichnet werden muß, nämlich das Tagebuch des Kaiserl. Obersthofmeisters Fürsten Johann Iosef Khevenhüller-Metsch „Aus der Zeit Maria Theresias", das im Auftrage der „Gesellschaft für neuere Geschichte Österreichs" von Rudolf Graf Khevenhüller-Metsch und vr. Hanns Schlitter im Verlage von Wilhelm Engelmann (Leipzig) und Adolf Holzhausen (Wien) herausgegeben wird. Der uns vorliegende Band enthält die Aufzeichnungen aus den Iahren 1764—1767, die ein lebendiges und interessantes Bild von dem Leben und Treiben am Wiener

Hofe in den Iahren nach dem Sieben-
jährigen Kriege geben. Eine schöne
Fundgrube für den Fachmann bietet
vor allem der den größten Teil des
Bandes füllende Anhang und die zahl-
reichen Anmerkungen; man könnte
hierin das wirklich Wertvolle des
Buches sehn. Er enthält eine Menge
kulturhistorischer und politischer Notizen
und Dokumente, die für den Forscher
ein überaus reichliches Material liefern.
Einen wertvollen Beitrag zur Kriegs-
geschichte, der für die später zu bear-
beitende Geschichte des Weltkrieges
von großem Wert sein wird, gibt das
k. u. k. Kriegsarchiv in Wien bei
der Manz'schen Hof-, Verlags- und
Universitätsbuchhandlung heraus. Diese
von Oberst Alois VeltzS redigierte
Veröffentlichung erscheint unter dem
Titel „Ruhmestage der österreichisch-
ungarischen Wehrmacht 1914/16" und
enthält Dokumente von Mitkämpfern
aus den Reihen unserer österreichisch-
ungarischen Bundesgenossen an den
Schlachten an der Ostfront, auf dem
Balkankriegsschauplatz und nicht zuletzt
von der Front gegen Italien, wo die
11. Isonzoschlacht erst jetzt wieder
zahlreiche Beweise für die Tapferkeit
der dort kämpfenden Truppen de?
Doppelmonarchie liefert. Das in ein-
zelnen Lieferungen — es liegen bisher
zwei Hefte vor — erscheinende Werk
wird sicherlich auch im deutschen Reiche
viele Freunde finden.
Eine neue Sammlung von Schriften
erscheint unter dem Titel: „Bücher der
Stunde" im Verlage von Friedrich

Dustet in Regensburg. Die nett und geschmackvoll ausgestatteten Bändchen sollen zu allen wichtigen Tagesfragen Stellung nehmen und dabei eine allgemein verständliche Darstellung geben. In den bisher vorliegenden vier ersten Bänden: „Die Herrin der Meere" von Prof. Dr. A. v. Ruville, „Krieg und Kriegsziele" von Dr. Eugen Iäger, „Unser Verbündeter Bulgarien" von Llr. I . B. Loritz und „Belgien, der Angelpunkt des Weltkrieges" von Dr. L e o Sch w e r i n g ist dies in fesselnder Weise gelungen, und es ist zu hoffen, daß die folgenden Bändchen nicht schlechter sein werden als die bisher erschienenen. —

Der Verlag von Gustav Fischer in Jena hat zwei wichtige wirtschaftliche Bücher neu erscheinen lassen, die beide von größtem Interesse sein dürften. Eine sehr gute Studie über „dieZollunionsidee und ihre Wandlungen im Rahmen der wirtschaftspolitischen Ideen und der Wirtschaftspolitik des 19. Iahr-Hunderts bis zur Gegenwart" hat Dr. I. Pentmann zum Verfasser. Man darf sich nicht durch den etwas länglichen Titel der Schrift abschrecken lassen; denn sie ist außerordentlich lesenswert und lehrreich. Gegenüber Vielen Schriftstellern, die immer noch von einer Zollunion z. B. zwischen Deutschland und Osterreich - Ungarn träumen, stellt Pentmann fest, daß die Jollunionsidee in eine Richtung weist, „die derjenigen de? wirkenden wirtschaftlichen Kräfte der Gegenwart diametral entgegengesetzt ist", und daß sie deshalb auch stets in der Ideenwelt bleiben wird, ohne je zwischen zwei selbständigen Staaten von praktischem Werte zu werden, da durch ihre Verwirklichung der staatlichen Selbständigkeit das Grab gegraben werden würde. . - . ! ',, ,' , ,-

Das zweite Werk aus dem Fischerschen Verlage ist das Buch von vr. Waldemar Koch: „Handelskrieg und Wirtschaftserpansion". Der Verfasser gibt hier einen klaren Überblick über die vielen Maßnahmen und Bestrebungen des feindlichen Auslandes zur Bekämpfung des deutschen Handeis und zur Förderung des eigenen Wirtschaftslebens. Das Buch, das aufs Wärmste empfohlen werden kann, zeigt deutlich, mit welchen Mitteln unsere Gegner, allen voran England, gegen

uns vorgehen, und es zeigt gleichzeitig, daß man nicht fehlgeht in der Behauptung, daß Englands Krieg gegen Deutschland in erster Linie ein Krieg zur Vernichtung des deutschen Handels und der deutschen Industrie ist. — Das in letzter Zeit vielbesprochene Problem: „Die Freiheit der Meere und das Völkerrecht" hat auch der bekannte Völkerrechtgelehrte Prof Dr. Fritz Stier-Somlo zum Gegenstand einer Untersuchung gemacht. Stier-Somlo kommt bei seinen interessanten Darlegungen, auf die wir hier nicht näher eingehen können, zu dem richtigen Schluß, „daß die Freiheit der Meere in Friedenszeiten eine berechtigte, aber erst noch in die Höhe bindender Rechtsregelungen zu erhebende Forderung ist, die auch Deutschland mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu verwirklichen helfen soll; daß dagegen die Meeresfreiheit für den Kriegsfall unter allen Umständen und im vollsten Umfange zu sichern unmöglich ist, weil dies die Beseitigung des Seekrieges überhaupt bedeutet". Die unbedingte Meeresfreiheit in Kriegszeiten sei etwas Unmögliches: „Als Aufgabe ist sie zwecklos, als Leistung unfruchtbar, als Endziel utopisch". Wir können uns dieser Ansicht vollauf anschließen« -7-

Von Interesse ist ferner eine kleine bei Orell Füßli in Zürich veröffentlichte Schrift des früheren deutschen Konsuls in Belgrad,

H. Schlieben: „Die deutsche Diplomatie. Wie sie ist und wie sie sein sollte". Über dieses Thema ist so viel bereits geschrieben und gesprochen worden, daß wir uns darauf beschränken können, darauf hinzuweisen, daß Schlieben die vorhandenen Mißstände durch einen ständigen Reichstagsausschuß für auswärtige Angelegenheiten und durch die Erteilung der Befugnis an den Reichstag, über wichtige auswärtige Fragen in Geheimsitzung zu beschließen, aus dem Wege zu räumen hofft.

EugenKühnemann, der mehrere Iahre als Professor an amerikanischen Universitäten gelehrt hat und auch noch wäbrend des Krieges jenseits des Ozeans für das bessere Verständnis unserer Sache im Dollarlande tätig gewesen ist, gibt in einem beiC.H.Beck in München erschienenen Buche „Deutschland und Amerika" die Eindrücke wieder, die er während seines wiederholten, mehrjährigen Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten zu sammeln Gelegenheit hatte. Die in der Form von Briefen an einen deutsch-amerikanischen Freund gehaltenen Schilderungen sind ohne Voreingenommenheit geschrieben und geben infolgedessen eine gute Darstellung der amerikanischen Verhältnisse und amerikanischer Auffassung vom Weltkriege. —

Ferner sei noch auf das Buch von Rudolf Schrepfer aufmerksam gemacht, das den — allerdings etwas pompösen Titel — „Weltgeschichte von 1840—1916" führt und bei Carl Koch in Nürnberg verlegt ist. Den Zweck, den der Verfasser mit diesem Buch verfolgt, „weiteren Kreisen des Volks in knappen Zügen die Zusammenhänge ideeller, wirtschaftlicher und politischer Art aufzudecken, deren Gegensatz letzten Endes die furchtbare Weltkatastrophe seit 1914 heraufbeschworen hat", diesen Zweck dürfte das Buch erfüllen. Es ist leicht für jedermann verständlich geschrieben, und wenn wir auch nicht alle Auffassungen und Urteile Schrepfers unterchreiben können, so ist es doch in einer Art eine brauchbare Arbeit, die icherlich viel Freunde finden wird.

Eine alte serbisch - bulgarische Streitfrage behandelt St. Tschilinghiroff in dem Buche pa?s

Is Norsva," das im Verlage der
„Ildrairie Nouvelle I^nssllve"
erschienen ist. Der Verfasser versucht
hier — hauptsächlich an Hand von
serbischen Quellen — den Nachweis
zu erbringen, daß dieses Land zu
Bulgarien gehört, und daß es wieder
an dieses fallen muß. Wünschenswert
wäre es gewesen, wenn die dem Buche
beigegebene Karte ebenfalls französi-
schen Tert hätte, da wir zu bezweifeln
wagen, daß die meisten Leser des
Buches der bulgarischen Sprache
mächtig sind. —
„Russische Rückblicke und Ausblicke"
gibt F. von Wrangel in einer
Broschüre, die im Verlage Art. Institut
Orell Füßli (Zürich) erschienen ist,
und in der Wrangel in scharf umrisse-
nen Zügen die Politik der Romanows
schildert. Er zeigt, daß die letzten drei
Zaren die aggressive panslawistische
Politik nicht aus eigener Neigung
vorgeschrieben haben, sondern daß sie
dazudurch die Bestrebungen eines bedeu-
tenden Teiles der gebildeten Kreise
Rußlands getrieben wurden. Er ver-
tritt die Ansicht, daß diese aggressive
Tendenz weder dem Bedürfnis noch
der Charakteranlage des russischen
Volkes entspricht und deshalb das
Abendland nicht mehr bedrohen wird,
falls in Zukunft die Vertreter des
Bauernstandes dos entscheidende Wort
in der Politik des Landes haben werden.
Dieser Ansicht des Verfassers können
wir uns leider nicht anschließen. In-

teressant ist die Darstellung der eigenartigen agraren Verhältnisse Rußlands, der Wrangel einen großen Teil der Schrift widmet.

Die litauische Frage, über die ja schon eine recht zahlreiche Literatur besteht, behandelt der Landtagsabgeordnete Dr. W. Gaigalat. Die unter dem Titel „Litauen" erschienene Schrift gibt einen lesenswerten Überblick über dieses Land, sein Volk und dessen geistige Strömungen. Es ist bei der Frankfurter Vereinsdruckerei lFrankfurt a./M.) verlegt.

Im Verlage von S. Hirzel in Leipzig ist der zweite Band von Otto Hoetzsch: „Der Krieg und die große Politik" erschienen. Er behandelt die Zeit bis zum Eintritt Rumäniens in den Krieg, also bis Ende August 1916. Auch dieser Band enthält wiederum eine ganze Menge wertvolles Material, und es ist mit Dank zu begrüßen, daß Verfasser und Verleger die in der „Kreuzzeitung" verstreuten Aufsätze durch diese Sammlung in Buchform einem größeren Leserkreise zugänglich machen.

Ein Buch, das man anfangs mit großer Freude in die Hand nimmt, um es am Schluß mit umso größerer Enttäuschung fortzulegen, ist das neueste Werk von Carl Leyst: „Hindenburg oder Napoleon," bei Gustav Braunbeck G. m. b. H. in Berlin verlegt. Es zeigt allzu stark die Tendenz, das Genie Napoleons I., das doch mehr oder weniger von allen bedeutenden Geschichtsforschern anerkannt worden ist, mag manchmal auch die Verherrlichung des Franzosenkaisers die Grenzen des Erlaubten und Verdienten überschritten haben, herabzusetzen, indem er einfach alle Äußerungen und Berichte über ihn und seine Taten für Schmeichlerphrasen erklärt, wenn sie ihm, dem Verfasser, für den Beweis seiner Theorien nicht in den Kram passen. Recht — sagen wir — originell nimmt sich auch das Bild des Verfassers mitten im Tert aus.

Recht schön und interessant dagegen sind die geschichtlichen Bilder „Im Schritt der Iahrhunderte" (Verlag Schuster H Loeffler in Berlin) aus der Feder des bekannten Schriftstellers Walter von Molo. Der packende, treffliche Stil und die ergreifende Art der Schilderung werden

auch diesem neuen Werke Molos viele
Freunde erwerben. —
Der Münsterer Universitätsprofessor
Iohann Plenge schildert in einem
im Neuen Geist-Verlag (Leipzig) er-
schienenen Buche „Die Revolutionie-
rung der Revolutionäre" die Krise in
der Sozialdemokratie, um sie durch
eine in vollster Klarheit und Strenge
bis auf den letzten Grund gehende
Kritik der marristischen Ideen zu be-
schleunigen. Die Aktualität und Wich-
tigkeit dieser Fragen für unsere Zeit
fordern für dieses Buch allseitiges
Interesse und Beachtung, mag man
auch nicht in allen Punkten den Aus-
führungen des Verfassers beipflichten.
In seiner neuesten Schrift „Der
Liberalismus in Vergangenheit und
Zukunft" (Verlag von S. Fischer in
Berlin) hat sich Le op old von Wiese
zwei Aufgaben gestellt, einmal zn zeigen,
was der Liberalismus in der Vergan-
genheit geleistet hat, um die euro-
päische Menschheit politisch, geistig und
sittlich aufzubauen und die im wesent-
lichen noch gültigen Formen des Ge-
meinschaftslebens zu schaffen, und zwei-
tens, was an diesem großen Erbe noch
frisch und produktiv ist oder sein kann,
um den Ungeheueren Druck der
Staats-und derGemeindeorganisationen
erträglich und menschliches Leben le-
ben swert zu machen.
Aus dem gleichen Verlage sei
auch die neue Schrift von Walt her
Rathenau: „Vom Aktienwesen" kurz

genannt, in der der bekannte Verfasser in knapper und doch den Gegenstand erschöpfender Beweisführung zeigt, daß die auf dem Aktienwesen gegründete Großwirtschaft in jeder Hinsicht über das wirtschaftliche Privatunternehmen hinausgewachsen ist.

Ein aktuelles Buch läßt der bekannte Münchener Nationalökonom Lujo Brentano im Verlage von Erich Reiß (Berlin) erscheinen. „Elsässer Erinnerungen." Von 1881—1886 Lehrer an der Universität Straßburg, hat er die Verhältnisse im Elsaß zu studieren Gelegenheit gehabt. In dem vorliegenden Buch gibt der Verfasser nun inhaltreiche Kapitel aus der Entwicklung des Reichslandes nach seiner Wiedervereinigung mit dem Deutschen Reiche. Mit ungewöhnlichem Freimute, der den ganzen Schilderungen innewohnt, weist Brentano am Schluß seiner Arbeit den nach seiner Ansicht einzig gangbaren Weg zur endgültigen Lösung des elsaß - lothringischen Problems.

Endlich sei noch „L. N. Tolstoi. Tagebuch" erwähnt, dessen 1. Band soeben von Ludwig Bern dl im Verlage von Georg Müller (München) herausgegeben worden ist. Die Tagebücher des großen russischen Philosophen bilden eine fortlaufende Chronik aller inneren und äußeren Erlebnisse seiner reichen Lebensjahre und sind somit schon als biographische Quelle von unschätzbarem Wert und unvergänglicher Geltung. Sie legen Zeugnis ab von dem tragischen Leben des großen Dichters, von dem ständigen Kampfe mit sich selbst, von seiner Liebe zu dem russischen Volke und dem glühenden Zorne, mit dem er die Gebrechen der degenerierten russischen Regierung geißelte, die ihn deswegen in jeglicher Weise mit Repressalien verfolgte, um zu verhindern, daß seine Licht und Aufklärung verbreitenden Schriften in die Masse des russischen Volkes drängen.

Zwei Kriegsromane.

Besprochen von Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Ludwig Geiger.

Zwei jüngsterschienene Werke desselben Verlags geben Anlaß zu einer kurzen Betrachtung. Sie haben das Gemeinsame, daß sie beide, vom gegenwärtigen Kriege redend, nicht in die Kampfzone und in die blutigen Schlachten führen, daß beide, eben da wir ja noch mitten

im Kriege stehen, kein eigentliches Ende haben können, und daß beide, außer dieser einen Abweichung von einer der Hauptkunstregeln des Romans, auch dadurch gegen die übliche Technik verstoßen, daß sie statt eines einzelnen Helden eine ganze Reihe solcher aufführen. Sonst aber unterscheiden sie sich durchaus.

Der eine, *) das Werk eines sehr begabten Anfängers, schwelgt in Frömmigkeit, Naturschwärmerei und Naturbeseelung. Sein wesentlicher Inhalt ist nicht Erzählung und Darstellung von Vorgängen, sondern Schilderung der Natur, der Kärntner Gegend, wo eine kleine im Iuni 1915 gebildete Schützenabteilung von 10 Mann Bergwache hat, mit der slavischen Bevölkerung und deren „König" manch Leid zu ertragen hat, von einem prächtig geschilderten deutschen Iäger und einem Gutsherrn und dessen drei Töchtern manche Freuden empfängt. Wie die zehn Schützen — die sich dann auf 7 reduzieren, der eine stirbt durch Krankheit, der zweite wird ermordet, der dritte hingerichtet — verlieben sich drei ordnungsmäßig in die drei hübschen Freifräulein, müssen aber, obgleich der eine, der ganz vortrefflich vorgeführte Laienbruder eines Klosters, deutliche und für ihn unvergeßliche

*) Die stillen Königreiche. Ein Roman von Josef Friedrich Perkonig. Egon Fleische! S: Co. Berlin 1917.

Liebesfreuden genossen, erkennen, daß das Glück nur das rasch verfliegende eines Sommers war. Die zehn Genossen, die den verschiedensten Berufen angehören: Gärtner, Postillon, Mehner, Ackerbürger, Student, sind auch getrennt in Lebensauffassung, Temperament, Wünschen, einig nur darin, daß das fiille Hocken auf der Bergwacht weder ihrem Ehrgeiz, noch ihren Hoffnungen genügt, und so begrüßen sie mit Freuden den ihnen gewordenen Befehl, zur Front aufzubrechen. Aber so reizvoll auch die kleinen Erlebnisse sind, so interessant auch die Darstellung des Volksaberglaubens, desGegensatzes zwischen deutschem und slavischem Wesen genannt werden muß, — das Wesentliche dieses eigenartigen Buchs, das in einer ungemein kraftvollen, nicht nach Modernem haschenden und doch von dem Gewöhnlichen abweichenden Sprache geschrieben ist, liegt doch in den grandiosen Naturbetrachtungen und den sinnigen religiösen Erwägungen. Beide enthalten, trotz ihrer übermäßigen Länge, der häufigen Wiederkehr derselben Gedanken, viel Tiefes, und namentlich die Art, wie die stillen Königreiche des Gebirges und der Einkehr in sich auf den prächtigsten der Kameraden, auf Eugen Wohlgemut wirken, ist von wahrer Poesie erfüllt. — Man wird sich den Namen des Verfassers merken müssen.

Schreckt der jugendliche Mann, wenn er auch im Ganzen von herber Keuschheit ist, vor Ausmalung einiger stark erotischer Szenen nicht zurück, so tritt das seruelle Problem, das von dem Roman schier untrennbar ist, in dem letzten Buch von Clara Viebig *) stark hervor.

Die reife Frau, in der Fülle ihrer Kraft, leitet den Leser in einen Berliner Vorort und schildert Stimmungen und Erlebnisse der Frauen vom Anfange des zweiten Kriegswinters bis zum Frühling 1917, dem Friedensangebot der Aentralmächte, das ihr, wie Allen, als Ende des furchtbaren Völkerringens erschien. Sie verficht den Standpunkt, daß die wartende und bangende Frau fast mehr leide als der kämpfende.

') Töchter der Hekuba. Sin Roman aus unserer Zeit von Clara Viebig. Egon Fleische! 5 Co. Berlin. 1S17. 347 S. — Bon dem Werk sind schon 30 0«« Exemplare gedruckt.

Schweres ertragende Mann, und deutet den andern an, daß diese Frauen e>n Anrecht haben auf Lebensgenuß und Befriedigung ihrer Sinne. Darum gewährt sie Duldung, ja Sympathie den Frauen, die ihren Verlobten das höchste Glück spenden, wie dem fröhlichen Dienstmädchen, ja verleiht einen Schimmer der Verklärung einem hysterischen Mädchen, das mit sinnlichem Verlangen den wirklichen oder vermeintlichen Bräutigam erwartend, in vollem Brautstaat herumirrt und sich bei dieser gefährlichen Wanderung den Keim zu rötlicher Krankheit holt und den Ausbruch ihrer Geistesverwirrung beschleunigt; selbst die pflichtvergessene üppige Minna Dombrowska wird mit Nachsicht behandelt, die durch die lange Abwesenheit ihres Mannes sich mit Anderen einläßt und, obgleich von dem plötzlich zurückkehrenden ertappt, ihr heimliches Treiben nicht lassen kann und in Gedanken an diese Genüsse zu Grunde geht. Reiche und arme, verheiratete und unverheiratete Frauen werden in ihrer Gier nach dem Manne, in ihren physischen und psychischen Leiden vorgeführt, Mütter, die den Tod aller Söhne erdulden, andere, die um das Leben ihrer Sprößlinge bangen. Mit einer unvergleichlichen Kunst werden diese Einzelbilder zu einem Ganzen zusammengefügt; mit reifer Kraft der Wechsel der Iahreszeiten, der Kampf um die Eristenz, das Erdulden der Not, das Aufbäumen des Egoismus gegen die Pflicht des Ertragens der Sorgen für die Allgemein-

heit vorgeführt. Mit staunenswerter Plastik werden Landschaft und Menschen geschildert: der Leser sieht deutlich vor sich die verfallenen Hütten, die ärmlichen Läden, die Bemühungen der Arbeitsungewohnten, dem widerstrebenden Boden Früchte abzugewinnen. Wie lebendig erscheinen alle diese Frauen: die reiche Frau Bertholdi, die Mann und Söhne im Felde hat, ihren Reichtum und ihre Menschlichkeit bewährt, ihren jüngeren Sohn mit einer Pflegetochter verheiratet und dem älteren Sohn, der Flieger geworden, um sein Herzensweh zu betäuben, halb bewundernd, halb verzweifelnd entgegenbangt; die tatkräftige Generalin von Voigt, die sich an die Spitze der tätigen Frauen stellt und die hungernden und zankenden Weiber zu beruhigen sucht; ihre Tochter, die mit einem italienischen Offizier verheiratet, nach dem Heldentod des geliebten Gatten ein neues Glück in dem Fliegerleutnant Bertholdi aufleimen sieht. Die eigentliche Heldin des Romans ist Getrud Hieselhahn, ein einfaches Mädchen, das dem zum Krieg ausziehenden Gustav Krüger die höchste Gunst gewährt hat, von der Mutter ihres Geliebten die Verehelichung nicht durchsetzten kann, sich mit ihrem Kinde tapfer durchs Leben schlägt und schließlich von der nicht hartherzigen, aber in altmodischen Begriffen aufgewachsenen Alten als Tochter aufgenommen wird. Alle diese Bilder, in reichem Wechsel, mannigfaltig und verschieden, werden von der erfahrenen Künstlerin zur straffen Einheit zusammengefaßt; ein wahrhaft monumentales Kulturbild in seiner Größe und Schwere ersteht vor dem Leser. Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll: die Geschicklichkeit der Komposition oder den Mut der Gesinnung. Denn diese Frau, in ihrem Innersten erglühend für Vaterland und Freiheit, wagt es doch, die Wahrheit zu sagen über die Not und die Schmerzen, und drückt mit wuchtigem Wort, mit drastischer Eindringlichkeit ihr Entsetzen aus über die furchtbaren Leiden, die diese ungeheure Zeit den Körpern und Seelen der Zurückgebliebenen auferlegt.

Ein reifes Buch, das sich den großen Schöpfungen der Meisterin anreiht und ein wahrhaftes Kulturdenkmal genannt werden muß.